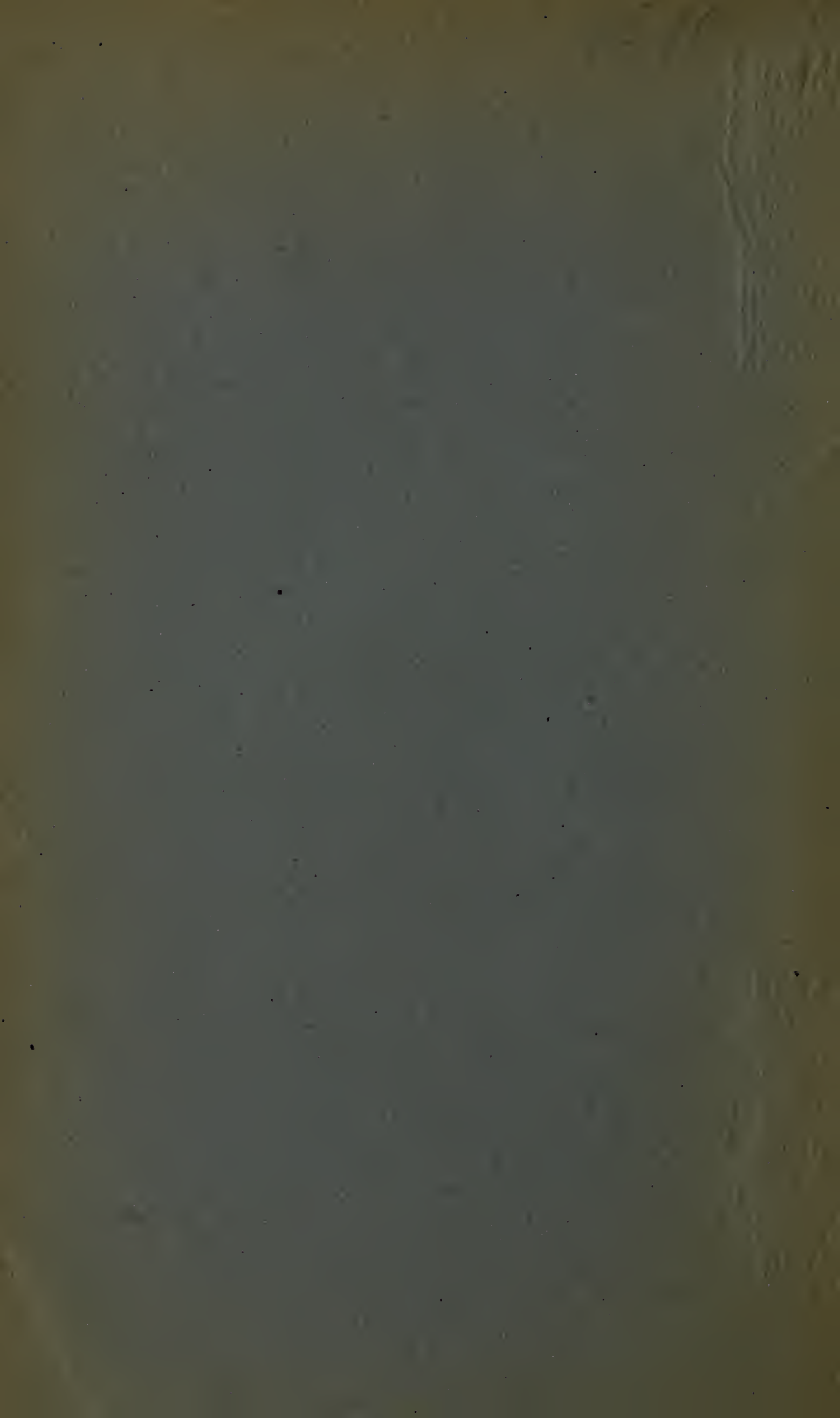
Das Nordland



Von Prof. Dr. Karl Lausberg

Verlag von Klinkhardt u. Biermann · Leipzig

FRÖBEL











Gletscher in der Croßbai, nach einem Ölgemälde von Marie Lausberg.

Das Nordland

Von

Prof. Dr. Carl Causberg

Mit 7 farbigen Tafeln und einem Einbandbild
nach Dreifarbenaufnahmen von
Geheimrat Prof. Dr. A. Miethe,
einer farbigen Gemäldewiedergabe
und 228 Abbildungen



Leipzig 1913
Verlag von Klinkhardt & Biermann

Buchdruckerei Julius Klinkhardt, Leipzig.

Meinem Schwiegervater

Kommerzienrat Hermann Steinbach

in Oberbrügge in Westf.

zum siebzigsten Geburtstag.



Zum Geleite.

Diese Blätter wollen dem einen eine Anregung, dem anderen eine Erinnerung sein, sie wollen nicht minder dem, der mitten im Genuß der Nordwelt steht, führend zur Seite sein und die Freude vertiefen.

Genießen ist Wissen. Als wir auf meiner letzten Nordlandreise[1]) das erstemal in Drontheim weilten, schlenderten die meisten Weggenossen den ganzen Tag durch die Straßen, besahen die Läden oder nahmen Erfrischungen ein. Nachdem wir auf der Spitzbergenfahrt in anregenden Gesprächen mit hochgebildeten Norwegern trauliche Abende in den Gesellschaftsräumen des Schiffes verbracht hatten, Abende, die alle Teilnehmer in unauslöschlicher Erinnerung tragen werden, da waren auf der Rückreise bei dem zweiten Besuch der alten Krönungsstadt der Dom und Munkholmen wie auf Absprache der Treffpunkt der Schiffsgäste.

An diesem Tage reifte in mir der Entschluß zu der vorliegenden Arbeit.

Ein deutsches Buch über das Reich der nächtigen Sonne will mit Herzblut geschrieben sein.

Den Deutschen grüßt das Nordland wie eine zweite Heimat. Seine Seele verspürt überall den Hauch anheimelnder Wesensverwandtschaft. Auf den dunkelschweren Wolkenballen, die über das Haupt des sinnenden Reisenden dahinziehen, stand einmal Lidskialf, All-

---

[1]) Der Verfasser unternahm drei größere Reisen ins Nordland. Die erste führte ihn in das Innere Norwegens und die Eiswelt Jotunheims und ist beschrieben in seinem Buche: ‚Mit Stock und Pickel, Bergfahrten in den Alpen und Norwegen' (Düsseldorf 1910, Schmitz & Olbertz, geb. 5 u. 6 M.), die zweite ging nach Dänemark und Schweden und die dritte die Fjordküste hinauf bis nach Spitzbergen und ans Packeis.

vater Wodans Thron, und über den ragenden Berggipfeln, die sich in der reglosen Flut spiegeln, schritten dereinst die Götter, zu denen auch unser Volk betete, als es noch in der Kindheit war. Mit teutonischer Art tritt uns der treusinnige Nordmand entgegen, und aus seelenvollem Blauauge blickt auf den Kömmling die blondzöpfige Maid.

Nicht den Namen jedes Hochgipfels, Sundes und Ortes braucht der Reisende zu erfahren, aber er soll die Melodie, die durch die Nordwelt rauscht, er soll den Herzschlag des Nordens in seinem Tiefinneren vernehmen.

Dies Buch will indes keine Dichtung sein. Wohl will es in gehobener Sprache dem Leser die gewaltige, einzigartige Schönheit des Wikingerlandes in die Seele graben, aber es erhebt als Ganzes den Anspruch auf eine wissenschaftliche Darstellung.

Seine Anlage und Form bot Schwierigkeit. Der Leser sollte erleben und lernen. Da galt es, zwei Klippen zu vermeiden: es durfte keine Reisebeschreibung im eigentlichen Sinne aber auch kein Lehrbuch oder Reiseführer entstehen.

Ich wollte das Wissenschaftliche nicht, wie die üblichen Reisebeschreibungen es tun, gelegentlich und in homöopathischen Gaben reichen, sondern in zusammenhängenden Abschnitten bringen; ich konnte aber des Reiseberichts nicht entraten, der allein die Naturschilderung lebendig macht und den teilnehmenden Leser zum Miterleben auffordert.

Setzte ich die belehrenden Kapitel für sich der eigentlichen Reisebeschreibung voran, so entstand eine anfechtbare Zweisamkeit. Ich entschloß mich deshalb nach langem Bedenken zu der gewählten Form, ich streute wissenschaftliche Kapitel in einen Bericht meiner letzten Nordlandfahrt und hoffe, die Einheit des Buches dadurch nicht zu sehr gestört zu haben.

Bei dieser Anlage konnte der norwegischen Landeshauptstadt ein besonderer Abschnitt nicht zugewiesen werden, doch ist alles Wissenswerte über Kristiania anderweitig an geeigneter Stelle erwähnt[1]).

---

[1]) Siehe das Namen- und Sachverzeichnis am Schluß des Buches.

Die Grundlage dieses Werkes bildet eine Reihe schriftlich festgelegter Vorträge, die ich in Düsseldorf und den benachbarten Städten über das Nordland hielt.

Mit der Auffassung des Namens ‚Nordland‘ — in seinem engeren Sinne — folge ich dem sich immer mehr entwickelnden Sprachgebrauch.

Ich weiß, was sich gegen mein Buch und seine Gestaltung einwenden läßt; der Baumeister, der ein Haus baute, kennt am besten die Mängel seines Werkes.

Ich sende es hinaus, daß es dem nordischen Wunderlande Freunde werbe; ich gebe ihm zum Geleite ein frohgemutes ‚Glückauf‘!

Düsseldorf, November 1912.

Karl Lausberg.

Verfasser und Verlag haben Gefühle aufrichtigen Dankes gegenüber der Bergenschen und Nordenfjeldschen Dampfschiffahrtsgesellschaft und dem Norddeutschen Lloyd, die in freundlichem Entgegenkommen eine große Anzahl von Druckstöcken für dieses Werk zur Verfügung gestellt haben. Desgleichen sind sie Herrn Geheimrat Prof. Dr. A. Miethe in Charlottenburg für die bereitwillige Überlassung der wertvollen Dreifarbenaufnahmen lebhaft verpflichtet.



Inhalt.

---

[1]) Vgl. das besondere Kapitel 20 über den Fischfang, Seite 293—315.

[2]) Siehe auch Kapitel 38 Anfang.

---

[1]) Siehe auch Kapitel 43, Seite 566—568.

[2]) Eingehenderes über die staatliche Ordnung und die politischen Verhältnisse findet sich im Kapitel 8 ‚Geschichtliches', besonders unter IV. ‚Das selbständige Königreich Norwegen', Seite 118—133.

[1]) Die Gegenüberstellung einer Rede in deutscher und norwegischer Sprache siehe Kapitel 30, Seite 423—425.

---

[1]) Über den Walfischfang werden in einem späteren Kapitel (29) über Spitzbergen Mitteilungen gemacht (Seite 401—416).

Seite

Kapitel 21.

Tromsö.

Kapitel 22.

Ein Sturm im Skjaergaard.

Kapitel 23.

Hammerfest, die nördlichste Stadt der Erde.

Kapitel 24.

Die äußerste Küste und das Nordkap.

Kapitel 25.

In die Arktis.

Spitzbergen.

Allgemeines über die Inselgruppe.

[1]) Vgl. die allgemeinen Betrachtungen über die Literatur und Kunst der Norweger in Kapitel 9 und 10, Seite 134—168.

Berichtigung.

Seite X, Kapitel 6, 4. Zeile im Inhalt	muß es statt Polarstrom Golfstrom heißen.
„ 59, 3. Zeile der Inhaltsangabe	
„ 60, 2. „ von oben	
„ 60, 4. „ „ unten	
„ 62, 12. „ „ oben	
„ 63, 8. „ „ „	
„ 67, 6. „ „ unten	
„ 69, 15. „ „ oben	

Von demselben Verfasser sind in den letzten Jahren im Buchhandel erschienen:

1. Die Vereinigung von Sparkasse und Volksbibliothek. Leipzig, Otto Harrassowitz. 1907.

2. Über Halbbildung. Berlin, Gesellschaft für Volksbildung. 1907.

3. Allerlei Gedanken über das Volksbibliothekswesen. Leipzig, Otto Harrassowitz. 1908.

4. Bildung und Bildungsverein. Berlin, Gesellschaft für Volksbildung. 1908.

5. Mit Stock und Pickel, Bergfahrten in den Alpen und Norwegen. Düsseldorf, Schmitz & Olbertz. 1910.

Kapitel 1.

Hamburg, das Ausfallstor für die Nordlandfahrten.

Ankunft — — Hamburg im Vergleich zu Paris und London — Die Schönheit des äußeren Stadtbildes — Hamburg, die zweite Millionenstadt Deutschlands — Hamburg und Berlin — Das allvölkische Treiben in der Seestadt — Vergnügungsstätten — Sorge für gediegene Unterhaltung, für Kunst und Wissenschaft — Verkehrsmittel — Das alte Hamburg neben dem neuen — Öffentliche Gebäude und Denkmäler — Der Hafen.

In sausender Fahrt ging's nach Hamburg.

Um fünf Uhr fuhren wir über die kühne, doppelbogige Elbbrücke und durch das Massengewirre des Freihafens in den Riesenbahnhof hinein. Ein Lohnkutscher verstaute unser reichliches Gepäck auf seiner Droschke und brachte uns nach dem Hübenerkai, wo der Dampfer lag, der uns vier Wochen lang beherbergen sollte.

Das Schiff machte Toilette für seine ‚große Fahrt'. Es war eine schmucke Jungfrau. Eben vom Tanzboden zurückgekommen, wusch und putzte es sich zu neuem Tanze. Weiß war sein Kleid, weiß seine Untergewandung.

Es konnte sich schon sehen lassen, außen wie innen.

Wir erfuhren, daß die meisten Reisenden schon diese Nacht an Bord zubringen wollten, und faßten denselben Entschluß. Man hätte sich bei einer Gasthofübernachtung doch anderen Morgens in einer gewissen Unruhe sputen müssen, um frühzeitig auf dem neun Uhr abfahrenden Dampfer zu sein. „Man dürfe nur noch keine Anforderungen an die Restauration stellen", war uns bedeutet worden.

Ich freute mich auf die saubere Kabine, deren Bettzeug und Eisenbettstelle mit dem Lack der Wände an blendender Weiße wetteiferten. Das Hellblau der schweren Vorhänge gab dem winzigen, aber wundersam behaglichen Raume ein schön abgestimmtes Farbenbild. Weiß und Hellblau ist eine der lieblichsten und wohltuendsten Farbenzusammenstellungen.

Nachdem das Nötigste den Koffern entnommen war, brachen wir frohgemut zu einem Gange durch die Stadt auf.

Hamburg bewahrt mir seinen fesselnden Reiz. Ja, je öfter ich hinkomme, um so mächtiger wirkt sein Zauber.

Es ist nicht wie Paris, das seine Schönheiten auf dem Teller darbietet; es ist wie London, das stolzbescheiden zurückhält und den Besucher auch suchen läßt. Hamburg stellt nicht sein Bestes im Schaufenster aus. Es legt, was es zu zeigen hat, nur dem vor, der hineingeht und Sinn und Verständnis mitbringt.

Und doch ist auch das äußere Stadtbild unserer deutschen See- und Handelsempore von eindrucksvoller Schönheit. Meine Frau weiß im voraus, daß ich ihr jedesmal, wenn wir vor dem Alsterpavillon sitzen, in unbeholfener Sprachnachahmung die Worte des jungen österreichischen Stratioten wiederhole, der im Kriege um Schleswig-Holstein im Jahre 1864 mit den Liechtenstein-Husaren durch Hamburg zog und meinte: „Hab i doch gar nit g'wußt, daß unsa Kaiser hier oben noch eine so schöne Stadt hab'n tut."

Hamburg ist nunmehr als zweite Deutschlands in die Reihe der Millionenstädte eingetreten. Gewiß bleibt es hinsichtlich der Einwohnerzahl weit gegen das viermal größere Berlin zurück; als Weltstadt steht aber die Hochburg des deutschen Außenhandels Spreeathen sicherlich gleich. Ja, Hamburg wird im Ausland von Halbgebildeten vielfach als Hauptstadt des Deutschen Reiches genannt.

Berlin ist ohne besonderen eigenen Wert mit Brandenburg und Preußen groß geworden und liegt heute als Reichshauptstadt etwas weit ostwärts, Hamburg verdankt aber seine Größe seinem natürlichen Sein, seiner herrschenden Lage an der Stelle Deutschlands, von wo unser gesundes Vaterland im neuerweckten Macht- und Kraftgefühl seit einigen Jahrzehnten beginnt, seine sehnigen Arme über das Weltmeer auszustrecken und sein Plätzchen an der Sonne zu erobern.

Wird Deutschland, was es zu werden vorhat, eine der gebietenden Weltmächte, dann steht Hamburg vielleicht eine größere Zukunft bevor als Berlin.

Das allvölkische Leben pulsiert heute schon kräftiger in der Stadt an der Elbe als in der Stadt an der Spree. In Berlin wogt wie in keiner anderen Großstadt das mitternächtige Leben; aber es sind zumal die trinkfrohen Deutschen selbst, die darin treiben; in Hamburg sieht man auf der Straße und an den Vergnügungsstätten in regem Durcheinander Vertreter aller nahen und fernen Länder.

Kommt man in eine Reihe Straßen der Stadtteile St. Georg-Nord und St. Pauli, z. B. in die Reeperbahn, so möchte man fragen, in welchem Lande man sich eigentlich befindet. All' die amerikanischen

Singspielhallen mit ihren schwarzen Sängern, die italienischen Weinstuben, die Operetten- und Schwanktheater, Konzerthäuser, Tingeltangel, Kabarets und Bars sind von Vertretern aller Herren Länder angefüllt.

Da sieht man gelbe und schwarze Schiffsmannschaften, den Fez neben dem Turban, den Kimono neben dem Kilt. Da schwirren Laute aller Zungen der Welt durch die Luft, da sieht man Geschäfte in allen Sprachen des Erdballs ihre Waren anpreisen.

In gleich hohem Maße ist für die gediegene Unterhaltung der Einheimischen und Fremdlinge gesorgt. Vornehme Theater, treffliche Konzerte, der weltberühmte zoologische Garten, der botanische Garten, der vielgenannte Hagenbecksche Tierpark in Stellingen bieten eine Fülle von Vergnügung und Belehrung.

Auch für Kunst und Wissenschaft hat die alte und reiche Hansastadt Großes getan. Hamburgs Seewarte, sein Kolonialinstitut und die Navigationsschule besitzen Weltruf. Die Kunsthalle, das Kunstgewerbemuseum, die Sammlungen des naturhistorischen Museums, das Museum vorgeschichtlicher Altertümer ziehen jeden gebildeten Fremden an.

Hamburg ist die Stadt des Verkehrs. Die großartige Stadtbahn und vierzig Straßenbahnlinien durchqueren sie; den Verkehr auf der Alster und den von ihr ausgehenden Kanälen bewältigen vierzig Dampfer; die Personenbeförderung auf der Elbe besorgen sechzig Dampfschiffe. Die Straßenbahn befördert jährlich eine Viertelmilliarde Personen.

Da diese Verkehrsmittel noch nicht genügen, sind eine Hoch- und eine Untergrundbahn im Bau begriffen und sehen ihrer baldigen Vollendung entgegen. Zu dem Elbtunnel, der den Personen- und Wagenverkehr unter dem Flusse her vermittelt, wird in Bälde ein Alstertunnel treten.

Hamburg ist eine der ersten Pflegestätten des Wasser- und Rennsports geworden. Seine Ruder-, Segel- und Motorbootregatten werden weit über Deutschland beachtet; auf den weltberühmten Pferderennen werden alljährlich drei Preise über 100 000 Mark ausgefochten.

Der reiche Blumen- und Pflanzenschmuck, die von Booten belebten Binnengewässer und die vielen Wasseradern, welche sich wie Silberfäden durch die Stadt ziehen, geben ein überaus liebliches Bild.

Sehr malerisch wirkt das alte Hamburg neben dem neuen, höchst eindrucksvoll der Kampf der alten Hansastadt mit der neu erwachsenden Hauptstadt des deutschen Auslandhandels.

Leider schwinden die älteren Viertel immer mehr; die hochgiebeligen, von Wasser bespülten Bauten der früheren Glanzzeit müssen immer mehr modernen Riesengebäuden Platz machen. Licht und Luft kommen in die alten, engen Gassen hinein, aber ein gut Stück Poesie und Romantik geht hinaus.

Die baufällige und verkommene Altstadt ist schon einem neuzeitlichen Geschäftsviertel gewichen.

In die Wand des neuen Doppelgeschäftshauses der Großfirma Barkhoff ist das vielbekämpfte und obdachsuchende Heinedenkmal der Kaiserin Elisabeth aus dem Park des Achilleion eingelassen. Im Sommer 1912 hat sich eine Schar Hamburger zusammengetan, um dem Dichter der Lorelei ein würdigeres Denkmal zu schaffen. Professor Hugo Lederer, der Schöpfer des Roland-Bismarck, hat das Modell zu einem neuen Standbild schon fertiggestellt.

Die alte Hansastadt ist reich an hervorragenden öffentlichen Gebäuden. Das neue Rathaus ist ein herrlicher Prachtbau, der zehn Millionen gekostet hat und auf den Reichtum und ‚däftigen' Geschmack der Hamburger Handelsherren hindeutet; das Prunkgebäude der Börse meldet, mit welchen Riesensummen die Börsenleute achtlos um sich werfen; die ehrwürdige Nikolaikirche mit ihrem schönen, durchbrochenen Turm, dessen Höhe dem Kölner Dom wenig nachgibt, und die übrigen Gotteshäuser mit ihren edelrostüberhauchten Türmen rufen den Gedanken wach, daß man früher mit bescheideneren Mitteln doch auch hehre Bauten gediegenen Geschmacks zu errichten verstand. In der prächtigen Musikhalle ist das bekannte Brahmsdenkmal von Max Klinger untergebracht[1]). Von den anderen neuen Großbauten lenken das ungeheure Telephongebäude, das Kolonialinstitut und der Kuppelbau des Oberlandesgerichts den Blick auf sich.

Unter den vielen Denkmälern ist der Bismarck von Lederer in seiner überwältigenden Großheit weithin berühmt.

Der Schwerpunkt der Bedeutung und die Hauptsehenswürdigkeit der Stadt ist natürlich der Hafen. Er ist der größte der Häfen des festländischen Europas[2]). Man macht sich im Inlande gemeinhin von seiner Größe ein viel zu schwaches Bild. Das Vorstellungsvermögen vermag ein so gewaltiges Menschenwerk nicht zu erfassen. Man beachte nur, daß die Hafenrundfähre, welche manche Teile der Kaianlagen gar

---

[1]) Sein Beethovenstandbild befindet sich in Leipzig.

[2]) Der Zahl der verschifften Tonnen nach ist allerdings der Duisburger Kohlenhafen größer.

nicht berührt, über dreiviertel Stunden zu ihrer Rundfahrt gebraucht.

Ich würde ihn gerne beschreiben, den Hamburger Hafen mit seinem ruhelosen Treiben, seinem Mastengewirre, seinen Bergen von aufgestapelten Ballen und Kisten. Er ist eine Welt für sich.

Und diese Riesenanlage erweist sich nach der gewaltigen Vergrößerung vor kurzen Jahren schon wieder als viel zu klein. Für die neue Hafenerweiterung, welche die Fortnahme der Elbinsel Waltershof nötig macht, sind vom Staate vierzig Millionen ausgeworfen. Ein Zeichen, was Hamburg ist und wird; ein Zeichen auch, was Deutschland ist und wird. —

„Hamburg ist ein schönes Städtchen." Bismarck prägte das Scherzwort: „Wer die Arbeit kennt, der scheut sie"; man mag es füglich in das Wort wandeln: „Wer Hamburg kennt, der sucht es". Ich liebe die Stadt wie keine andere Deutschlands.

Kapitel 2.

Die Abfahrt des Schiffes.

Die erste Nacht in der Kabine — Ein heller Sonnenmorgen — Vor Abfahrt des Schiffes — Das Treiben im Hafen — Allerlei Gedanken — Die Ankunft der Mitreisenden — Abfahrt.

Wir verbrachten die erste Kabinennacht unruhig. Es war drinnen heiß und draußen laut. Kein Lüftchen hatte die von der Sonne durchglühten Schiffsplanken kühlen können. Bis zum Morgen störte ein Scheuern und Blankmachen, ein Einliefern von Vorräten, ein Stoßen und Werfen von Gepäckstücken, ein unruhiges Rückkehren und Eintreffen unkundiger Reisenden.

Wir bedauerten, nicht doch einen Gasthof aufgesucht zu haben. Ich hatte eben gehofft, meine Frau, die der Seefahrt mit großer Ängstlichkeit entgegensah, würde sich auf dem ganz unbewegten Schiff und bei dem Aussetzen des Geräusches von Maschine und Schiffswelle am leichtesten an das Kabinenschlafen gewöhnen.

Ein Bad wirkte, was die Nachtruhe gesollt. Vor acht wandelte ich frisch und voll Glücksgefühl auf dem Deck.

Auf einem fast anderthalb Meter breiten Mattenbelag, der oben auf das nasse Deck gebreitet war und von einem Ende des Schiffes rundum zum anderen lief, machte ich meinen Morgenspaziergang, wobei das Auge reiche Weide fand.

Ich hatte gleich abgemessen und ausgerechnet: hundertzehn Schritt Länge von Heck bis Bug machte bei zwölf Schritt Breite aus fünf Umgängen einen Spaziergang von nahezu einem Kilometer. Ich wollte es schon fertig bringen, daß ich täglich, auch wenn wir, was nur vereinzelt geschah, ans Schiff gebannt waren, auf mein Mindestmaß von einer geographischen Meile kam.

Es hatte in der Nacht geregnet, und nun schien mild und lind die Morgensonne. Die Pfannen der nassen Dächer leuchteten im Strahlenglanze wie silberne Schuppen.

Die Turmglocken kündeten eine nach der anderen, wie ein gewecktes Echo, die achte Stunde.

Die Stadt schien noch zu schlafen. Eine leichte, weiche Nebeldecke, die abzuziehen die Sonne sich anschickte, lag warm über ihr gebreitet. Im Hafen und auf den Schiffen ein rühriges Regen und Wegen.



Mitternachtssonne in Finmarken.



Auf den dunklen und hellen Schiffsungeheuern rasselten die Kranenketten, fauchten die Dampfwinschen, gellten die Rufe der Seeleute, dröhnten die Kisten und Fässer beim Aufstoß in dem hohlen Schiffsraum. Dumpf heulen die Sirenen, schrill tönt der Pfiff der winzigen Dampfjollen, die, den Hafenverkehr vermittelnd, flink wie Libellen über den schwarzen, metallisch glänzenden Wasserspiegel dahinhuschen und zwischen den Ungetümen hindurchflitzen.

Die mächtigen Riesenleiber sind nebeneinander mit schweren Ketten an die Kais gefesselt. Ohnmächtig liegen sie da wie die an die Felsen geschmiedeten Jotunen der nordischen Sage. Und wenn solch ein Ungetüm von den Banden befreit ist, verharrt es schlaff in dumpfer Kraftlosigkeit wie ein aus langer Gefangenschaft befreites Raubtier der freien Steppe und läßt seinen schwerfälligen Körper willenlos dahinziehen von einem frechen, puffenden Dampferlein. Aber wenn das plumpe Ungeheuer aus der engen, ungewohnten Umgebung herausgewunden ist, wenn es in der Freiheit seine Freiheit fühlt, dann schwellt in mächtigem Atemzuge der erzitternde Riesenleib, dann kehrt die wuchtige Kraft, der stolze Mut zurück, dann breitet es wie der Adler, dessen Reich die Welt, seine Riesenfittige aus, dann gleitet es leicht und sieghaft und selbstsicher seine freie Bahn dahin.

Es ist nicht anders mit manchem Erdenkind. Es steckt in ihm gewaltige Kraft und Tätigkeitslust. Es muß freie Hand haben, ungehindert in seinem Element sich entfalten können, um Großes zu leisten. In beengender, beklemmender Umgebung kommt es nicht zur Geltung. Es stößt schwerfällig überall an und wird unsicher; es verkümmert wie ein stolzes Tier der Wüste in der Gefangenschaft und läßt sich, seiner Kraft unbewußt, von kleinen, frechen Menschenbrüdern leiten und schieben, die in ihrer Winzigkeit in der Enge gerade an ihrem Platze sind . . . Bis es ins Freie, in die Weite kommt. —

Unruhvolles Leben wogte auch auf unserem Dampfer.

Eine gepäckbeladene Droschke nach der anderen fuhr vor und brachte die Mitreisenden. Die einen in erregter Hast, die anderen in reisegewohnter Lässigkeit.

Wir musterten die Ankömmlinge mit begreiflicher Neugier. Sollte doch der gleiche winzige Schiffsraum uns einen Monat beherbergen, wollten sie doch alle mit uns weit hinaus in unbekannte, eisige Gefilde, mit uns dieselben Herrlichkeiten genießen, mit uns Wohl und Wehe teilen. Waren doch gewiß manche darunter, denen wir jetzt fremd und gleichgültig gegenüberstanden, denen wir aber bald in dauernder Freundschaft zugetan sein würden.

Wir lehnten in scheinbar harmlosem Geplauder an der Reeling neben dem Landungssteg und sahen zu, wie die Ankommenden höflich von den Schiffsoffizieren in Empfang genommen und den Kabinen zugeführt wurden.

Meine vielfachen Auslandreisen haben in mir eine gewisse Fähigkeit, fast möchte ich sagen, den Sport entwickelt, aus Gesichtsausdruck, Kleidung und Auftreten eines Menschen seine Stammeszugehörigkeit festzustellen. Ich glaubte bald zu wissen, daß Vertreter aller Herren Länder sich zusammenfanden. Das konnte eine niedliche Sprachverwirrung werden, wenn all die Laute im Speisesaal durcheinanderschwirrten.

Es schien diese Verschiedenheit, diese Zusammenwürfelung mannigfaltiger Volksstämme gar nicht unangenehm, denn sie hinderte in etwa den allgemeinen Zusammenschluß, der auf die Dauer immer als lästig empfunden wird und die Selbständigkeit hemmt.

Der Hamburger Bevollmächtigte der beiden norwegischen Dampferlinien, Herr Timmermann, kam an Bord und zeigte eine Depesche von Stavanger, die meldete, daß die Nordsee selten glatt wäre. Die Kunde löste bei vielen, die geschwankt hatten, ob sie nicht besser mit der Bahn über Kristiania nach Bergen fahren würden, um erst dort das Schiff zu besteigen, Gefühle frohen Behagens.

Einige Spätlinge kamen erst an, als die Brücke fortgezogen wurde. Viele waren von Freunden oder Verwandten begleitet worden, denen sich zahlreiche Neugierige auf der Kaimauer zugesellt hatten.

Auf einer meiner Studentenbuden hing über dem Sofa ein buntes Bild, das einen abfahrenden Ozeandampfer darstellte. Festlich geputzte Menschen winkten von der Kaimauer aus den fein und touristisch gekleideten, teils fröhlich, teils traurig dreinschauenden Reisenden zu, und an einem Prellbock lehnte ein ärmlich gekleideter, halbwüchsiger Bursch, der mit großen, hungrigen Augen auf das Schiff starrte. Ich hatte mich auf dem Sofa träumend immer als frohen Reisenden auf ein solches großes Schiff, das in die weite Welt hineinsteuerte, gesehnt und den Jungen verstanden.

Jedesmal, wenn ich an Bord gehe, zieht mir dies Bild durch die Gedanken.

Mein langes Begehren war wieder Wirklichkeit geworden, und meine Seele fühlte, wie ich von manchem der Zuschauer beneidet wurde, die traurig dem stolzen Schiff und seinen glücklichen Reisenden nachblickten, um dann stillergeben ihrer harten, eintönigen Werktagsarbeit entgegenzugehen.

Kapitel 3.

Die Fahrt durch den Hafen und die Elbe.

Seine Majestät Kong Harald wird durch einen winzigen Bugsierdampfer am Gängelbande geleitet — Das Hafenbild — Das erste Frühstück — Eine köstliche Stunde an Deck — Glücksgefühl — Die Elbufer — Das Leben auf dem Fluß — Der ‚Meteor' — Träumerei — Das Festmahl — Die Reisegesellschaft.

Mit der Königen üblichen Pünktlichkeit löste sich Kong Harald von der Kaimauer.

Letzte Zurufe; Tücherschwenken.

Für einen kurzen Augenblick verlor Seine Majestät die königliche Haltung. Starr und untertänig überließ das Schiff seinen mächtigen Leib einer Nußschale von Bugsierdampfer, der den willenlos Gehorsamen durch die enge Hafenbucht und das Gewirr der Seeungeheuer kunstvoll hindurchleitete. Aber bald erwachte sein Bewußtsein, das Gängelband wurde abgestoßen, und frei und selbstisch glitt unser stolzer König im Hermelingewand seine freie Straße dahin.

Der Elbhafen war voll buntbewegten Lebens.

Ein Hafenbild gehört zu dem Anziehendsten, was der wissende und fühlende Mensch erblicken kann. Es erfüllt das Erdenkind mit Bewunderung vor sich selbst. Da zerfließen die Verneinungen der modernen Welttadler, sie zergehen wie die Wellen an Ufersrand. Da ist kein Niedergang, da ist die ungebeugte Kraft des Menschentums. Da ist unbesieglicher Wille und eisernes Tatenverlangen. Wie hoheitsvoll die mächtigen Schiffe, wie klein der Mensch, der dort hoch auf ihrem Rücken steht und die Ungetüme seinem leisen Fingerdruck doch willenlos gehorchen läßt!

Woher all die Waren, die Ballen, Kisten und Fässer, die geladen und ausgeladen werden? Welch eine unendliche Fülle von Denken, Tun und Sorgen war nötig, bis jedes der mannigfaltigen Frachtstücke mit Zeichen und Nummer versehen werden konnte, bis es seinen Weg nahm in die fernen Welten? Aus wieviel Einheiten setzte sich die Arbeitslast zusammen, bis jedes Stück so weit war, daß es von den Krallen des Schiffskrans erfaßt werden konnte?

Welche Grüße an seine Heimat und Lieben hat ein ferner Sohn jedem dieser Holzstämme aufgetragen, die er im einsamen Urwald im Schweiße seines Angesichtes fällte, welche Gedanken hat der Einsiedler der australischen Steppe mit seiner Sacknadel in die Hülle jenes Wollenballens hineingenäht, welche Wünsche der Jüngling in der Äquatorglut mit in seine Kaffeesäcke hineingefüllt?

Stolz und dankbar sandte die Sonne milde Strahlen, durch ein Nebelbad leicht gekühlt, auf all die Zeugnisse ihrer und des Menschen Schaffenskraft.

Noch sind wir mitten im Hafen, noch ziehen die stattlichen Bauten Hamburgs und Altonas die Blicke an, als der Gong zum ersten Frühstück ruft.

Bald findet sich die ganze Gesellschaft, sichtlich gespannt, in dem prunkvollen Speisesaal zusammen.

Frische Blumen schmücken die reichbeladenen Einzeltische; niedliche Fahnenmästchen mit den Farben ihres stolzen Landes begrüßen die Ankömmlinge, als sie an den ausgesuchten oder zugewiesenen Platz treten. Weiß prangen die Damastgedecke; von feinstem Porzellan, Glas und Weißmetall ist das Tafelgeschirr.

Die meisten Reisenden haben wie wir schon vorher einen Platz belegt und Sorge getragen, daß die Besitzergreifung vom Obersteward auf seinem großen Plan urkundlich vermerkt ist.

Er hat's schwer dies erste Mal. Die Säumigen und Unerfahrenen sind zum Teil unzufrieden, drängen an den Kartentisch, studieren die Tischordnung und wünschen Änderungen, die der Geduldige unter reichlicher Inanspruchnahme des Radiergummis immer von neuem einträgt.

Ihm wird ein Bundesgenosse. Es lockt der Duft köstlicher Lendenschnitten, welche die Aufwärter an die Tische tragen.

Bald sitzt alles friedlich und schiedlich an der Tafel und spricht dem Frühstück herzhaft zu.

Da gibt es nach Wunsch vorzüglichen Kaffee, Tee oder Schokolade, allerlei Arten Brot, außer der warmen Speise frische Eier, eine unendliche Fülle von kalten Speisen und mancherlei Obst.

Die Reisegesellschaft scheint fast durchweg den ersten Kreisen anzugehören. Durch vornehmes Auftreten und feine Kleidung fällt besonders eine russische Gruppe auf, die zusammen mit einem jüngeren deutschen Universitätsprofessor einen Tisch füllt.

Wir bemerken eine Anzahl älterer Ehepaare mit je einem erwachsenen Sohn, auch einige ganz junge Paare, von denen gleich vermutet wird, daß sie ihre Hochzeitsreise nach dem eisigen Norden führt.



Eine Fjordlandschaft (Naerösfjord).



Dem Frühstück folgte eine köstliche Wonnestunde.

Nach dem erfrischenden nächtlichen Regen war ein Morgen von ungetrübter Klarheit angebrochen. Leuchtender Glanz lag auf der Elbe und ihren Ufern. Wohlig in einen der tiefen Rohrsessel[1]) ausgestreckt, ließ ich mich von dem lebenspendenden Sonnenlicht sanft überfluten und die Wangen von der linden Luft leise umfächeln.

Wochenlang hatte ich vor der Reise auf meinem Schreibtisch eine große Upmann liegen. Sie sollte gleich bei Beginn der Fahrt auf dem Schiffe im vollen, bewußten Genuß der ersten und schönsten Stunde der Reise geraucht werden. Sie hatte mir in der Werktagslast Kraft zur Arbeit gegeben, wie in Reuters ‚Läuschen und Rimels‘ dem pfiffigen Itzig das eingeschenkte Gläschen Kümmel zum Verzehren der schimmelbedeckten Erbsensuppe. Jede blaue Wolke sollte wie ein Rauchopfer zu den Höheren emporsteigen.

Die Zigarre wurde angesteckt und mit jedem Ringelwölkchen an das innere Ich die Frage gerichtet: Genießest du auch diese ersten Stunden mit dem Bewußtsein, mit dem du sie ersehntest? oder wirst du dir wieder wie so oft auf der Rückfahrt beim Berühren derselben Orte vorhalten: Könntest du doch neu beginnen! damals hattest du noch alles vor dir und empfandest in gedankenlosem Halbschlaf gar nicht das Wonnegefühl der bevorstehenden Reise!

Ich fühlte mich unsagbar wohl. Durch meine Nerven rieselte es, wie kristallklares Quellwasser durch die Kehle des durstenden, abgehetzten Wanderers rinnt. Der Zauber der Freiheit umkoste den Flüchtling. All den kleinen Sorgen und Plagen des Werktags sollte ich auf mehr denn vier Wochen entrückt sein, den Tag dem Tage leben, in süßem Nichtstun, in ungehinderter Träumerei meinen Gedanken nachhängen und mich an den Schönheiten einer hehren Gottesnatur berauschen können. Für Wochen waren die Fäden durchschnitten, die an die Welt banden, war die Brücke abgebrochen, über die Scharen angriffsfroher Quälgeister ihren täglichen Weg gefunden hätten. Ein einziges, langes Mirselbstleben. Um nichts, rein nichts würde ich mich ein Jahreszwölfteil zu bekümmern brauchen; kein Fahrplandurchstöbern, keine Eisenbahnhast, keine Gepäckbesorgung, keine Omnibusfahrt, kein Bettwechsel, kein Ein- und Auspacken, keine Rechnung, kein Trinkgeld.

---

[1]) Zu Beginn der Reisen pflegt man sie voll feurigen Eifers zu beschlagnahmen und mit Zetteln und Visitenkarten zu behängen. Dies ist zwecklos, da sie im Überfluß auf den Schiffen vorhanden sind. Die Dampferlinien erheben für sie keine Miete.

Vier Wochen goldigen Schlaraffenlebens, wo die gebratenen Tauben mir in den Mund flogen und die herrlichsten Wandelbilder ewig vor dem trunkenen Auge vorbeiglitten.

Nicht lockte mich das Land des alten germanischen Sehnens, das heiße Land, wo die Zitronen ewig blühen; ich wollte mich umfangen lassen vom Bann der nächtigen Sonne, ich wollte dahin, wo blaue, kristallene Gletscher, aus unzugänglichem Innern niederquellend, ihre Stirn im grünen Eismeer netzen, dahin, wo die Robbe sich auf der Eisscholle sonnt, wo der Walfisch seine glitzernden Strahlen über die Woge sendet, wo der Sturmvogel über die Woge streicht . . . ins nördliche Eismeer, nach dem eisigen Spitzbergen, in die ureigenste, verborgenste Schaffenswerkstatt der Natur ging mein Sinn, ging unsere Fahrt.

Meine Seele war von Jubel durchdrungen.

Und auch die Gesichter all der auf und ab Wandelnden meldeten, daß ihre Träger augenblicklich nichts an der Welt auszusetzen fanden.

Die Elbufer sind von sonderartigem Zauber. Schon Heine besang den Garten von Salomons Helene.

Golden hell schimmerte der Fluß. Die Mittagssonne lag voll auf ihm. Müßige Schiffe spiegelten sich in der metallenen Flut. Leichte, weiße Lämmerwölkchen irrten müde am blauenden Himmel. Die Uferbäume träumten im Mittagsschlummer. Schlaff hingen die grauen und braunen Segel der Fischerkähne. Sie sind gelappt wie der Hosenboden eines Kuhjungen. Die helleren Flickstellen und die Kennlettern erglänzen im Schein des Tagesgestirns.

Schwer befrachtete Lastboote, dahinhuschende Pinassen, prunkende Jachten, buntbewimpelte Touristendampfer beleben das Bild.

Ein baumlanger, breitschultriger Hamburger, der sich gleich zu uns gesellte und unser lieber Freund werden sollte, gibt uns willkommene Aufschlüsse über die Bauart der Schiffe, ihre Bestimmung und Zugehörigkeit. Ich lerne in zwei Stunden von Schiffahrt und Seewesen mehr als sonst in einem Dutzend Jahre. Er kennt die Bedeutung eines jeden Wimpels und weiß jedes Schiffssignal zu dolmetschen.

Der stattliche ‚Meteor‘ der Hapag, der über Schottland und Island auch den nördlichsten Eisgefilden zustrebt, holt uns mählich ein. Schon ist er neben uns. Traurig sehen es unsere Jugendlichen. Ein heftiges Kodakgefecht wird beiderseitig eröffnet. Unser weit schwächeres Schiff ist bald geschlagen, und stolz jubeln die Neulinge des Riesendampfers.

Sachte, ihr Meteorleute! Es kommt auch unsere Zeit. Euer Ungetüm hat längere Beine und kommt auf gerader, unbehinderter Fahrstraße schneller fort. Aber oben in den engen Fjorden und zwischen den Eisschollen, da ist das Feld unseres schlanken Fahrzeugs; unser leichter Norweger ist eigens fürs Nordland hergerichtet und dort in seinem Elemente! —

Traumschnell huscht alles vorüber. Schiff an Schiff zieht dahin.

Ein fremdländischer Segler ist ganz mit Korkplatten beladen. Mir kommen Gedanken, wie Leberecht Hühnchen sie pflegte. Er war ein feiner Denker und glücklicher Philosoph. Warum machen die Menschen sich nicht seine Art zu eigen?

Wieviel sehnige Arme haben im heißen Süden schaffen müssen, bis die Periderma gelöst, bis der Kork verfrachtet auf dem Schiffe lag? Wieviel fleißige Hände werden sich noch um Bremen herum rühren müssen, bis Millionen saubere Stopfen daraus geschnitten sind? Wieviel Gläser übermütigen Weines werden sie in enges Behältnis bannen, wieviel müde Kinder der Sorge Stunden der Labsal und des Vergessens gefunden haben, bis alle die Korkstopfen, die in dieser Schiffsladung stecken, vom Glase gesprungen sind?

Meine Gedanken spannen weiter . . . Ich saß im Düsseldorfer Malkastengarten mit rheinischen Genossen unter dem tiefästelnden Maulbeerbaum beim funkelnden Wein. Hell klangen die Gläser. Es sprühte die Lust. Die mit Kastanienblättern umsteckte Gartenlampe flackerte. Müdigkeit senkte sich auf die Augenlider — und in meinem Rohrsessel schloß ich, von der warmen Sonnenflut überrieselt, einen Augenblick die Augen . . .

Das Tamtam rief zur Frühtafel.

Wir treten in den Speisesaal, der wie zu einer Hochzeitsfeier hergerichtet ist, und setzen uns an die Plätze, die wir uns als die ersten tags vorher in armenischer Schlauheit an der Steuerbordtür ausgesucht hatten.

Der Saal lag ganz im Achter. Wir wollten deshalb möglichst nach dem Schiffsinnern hin sitzen und den Schaukelbewegungen ausweichen; meine Frau wünschte zugleich den ganzen Raum zu übersehen und ich einen Eckplatz, um die Speisen zuerst gereicht zu erhalten. Mein schnödes Begehren wurde dadurch gestraft, daß mein Eckstuhl dem hinterstehenden Tisch so nahe war, daß ich ewig aufstehen und Spätlinge vorüberlassen mußte.

Ein Frühmahl von fünf Gängen wartete unser; heute wie an allen folgenden Tagen. Gespräche wurden kaum geführt. Es war ein all-

gemeines Tasten und Ausschauen. Ein wortloses Gesellschaftsspiel: ‚Wie gefällt dir dein Nachbar?‘

Ich hatte den inneren Eckplatz des ersten Tisches an der linken Außenseite, meine Frau saß neben mir an der Schiffswand und ihr gegenüber an meiner anderen Seite ein frischer, jugendlicher Schwabe, dessen Personalien meine Frau bald durch harmlose Fragen festgestellt hatte. Er war Assistenzarzt an der Heidelberger Universitätsfrauenklinik, ein junger Mensch von guter Kinderstube, für den meine Frau bald eine kleine Schwäche zeigte und heute noch zu langen Briefen Zeit hat, die leider nicht mit der gleichen Regelmäßigkeit beantwortet werden.

Ich habe auf der Reise immer wieder alle guten Geister und den Obersteward gelobt, daß sie uns diesen liebenswürdigen Tischnachbar zuwiesen, und oft mit leichtem Schauder den Fall erwogen, dieser oder jener der übrigen Weggenossen hätte vier Wochen lang dreimal täglich eine Stunde essend und schwatzend neben mir gesessen.

An der Wandseite reihten sich ein Pariser Professor der Medizin mit Frau und Sohn an, eine zurückhaltende, hochgebildete und vornehme Familie, die ich nachher aufrichtig schätzen lernte, an der Innenseite drei italienische Herren; die drei den unseren entsprechenden Gegenplätze hatten zwei junge, frohsinnige französische Grafen und der erste Offizier, ein aktiver Marineleutnant mit freundlichem, klugem Gesicht, der zum Kennenlernen der nordischen Gewässer für den Zeitraum von drei Jahren auf den Kong Harald beurlaubt worden war.

Der letztere saß mir gegenüber an der Spitze des Tisches; da wir ihm von einer Bonner Familie anempfohlen waren, trat er uns besonders liebenswürdig entgegen und ließ mir während der ganzen Reise wertvolle Aufschlüsse zukommen.

Als der Kapitän erschien, eine hohe, kraftvolle Gestalt mit weißem Schnurrbart, vollem, weißem Haar und gebräuntem, freundlichem Gesicht, erfolgte eine lebhafte Begrüßung durch ein mir noch unbekanntes rhythmisches Händeklatschen, das die Russen und Franzosen einleiteten.

Der ganze Speisesaal ist besetzt. Er faßt einige siebzig Personen. An den einzelnen Tischen, woran meist Gruppen von Landsleuten zusammensitzen, haben acht bis zwölf Platz gefunden.

Besonders zahlreich sind junge Herren im Alter von 19 bis 23 Jahren; eine Schar junger Russen und Franzosen bilden je eine zusammengehörende Reisegesellschaft. Zur ersteren Gruppe gehört ein junges, auffallend hübsches Mädchen von etwa achtzehn Jahren, die Schwester eines frischen, hochgewachsenen Brüderpaares. Sie ist die einzige unverheiratete junge Dame auf dem Schiff und wird bei ihrer

Anmut, ihrer hohen, schlanken und ebenmäßigen Gestalt, ihrem geschmeidigen Körper und lebendigen Wesen bald von der Schar der Jünglinge umworben sein.

Noch während wir tafelten, sahen wir durch die Rundfensterchen, wie wir an Cuxhaven vorüberfuhren, wie sich das Elbufer immer mehr erweiterte und bald ganz verlor.

Wir glitten ins offene Meer.

Die Reisegesellschaft blieb länger beisammen in dem freundlichen Schiffsraum und vergaß die weite Unermeßlichkeit über dem, was sich in dem engen Behältnis darbot. Sie verweilte im Beschauen und Beobachten des Nahen.

Kapitel 4.

In der Nordsee. Betrachtungen über die Erziehung zum Naturgenuß.

Im offenen Meere — Ruhige See, warmer Sonnenschein — Eine wonnige Fahrt — Helgoland — Der Abend — Dünungswellen — — Ein herrlicher, stimmungsvoller Morgen auf unbewegtem Wasser — Auf manchen wirkt der Zauber nicht — Das Wecken des Natursinns und die Erziehung zum Naturgenuß — — Die norwegische Küste in Sicht — — Warum einige wissenschaftliche Kapitel folgen.

Als wir nach dem verlängerten Frühmahl wieder an Deck traten, wo der Kaffee eingenommen wurde, waren wir in der offenen See.

Die Stimmung schwoll an. Gewaltig wirkte das wundersame Meeresrund in der Ferne, in die sich der Blick, von Glanz und Schönheit berauscht, verlor.

Mit fragendem Auge schauten wir hinein in die Unermeßlichkeit.

Golden leuchtete der Himmel. Strahlender Glanz lag im Widerschein auf der schimmernden Meeresfläche. Sie war unbewegt wie ein großer Spiegel.

Die Sonne gleißte auf den kleinen Schaumspritzern, die die Schraube schlug. Es glitzerte auf dem Geriesel wie Millionen Brillanten auf frostiger Firnfläche. An die Planken schlugen leise gurgelnd die scheuen Wellchen, die der Bug weckte.

Noch lag hinter uns die aschgraue Linie der fernen Küste.

Sie zerging.

Nur Himmel und Meer waren um uns gebreitet.

Welch herrliche Stunden der Ruhe, des Friedens, der Einsamkeit warteten unser! — Wir werden die in der Großstadt zusammengerüttelten fünf Sinne wieder in Reih und Glied bringen, auch die geistige Lotlinie wiederfinden.

Eine Dame setzt sich ans Deckklavier und singt mit wohlklingender Stimme: „Wir fahren hinaus in die sonnige See".

Wir baden in der lebenspendenden Lichtglut und atmen den kräftigen Salzgeruch der See.



Das Buchtende eines nordischen Fjords (vor Gudvangen aufgenommen).



Auf dem Lande mag's heiß sein wie gestern, uns umkost der Sonne Flut wundersam mild und lind. Die leichte Zugluft des Schiffes fächelt uns schmeichelnd die Wangen. Liebkosend schlagen die leisen Wellchen gegen den weißen Schiffsrumpf und plätschern ein weiches Schlummerlied . . .

Gegen vier Uhr taucht zur Linken ein leuchtender Edelstein aus der Unendlichkeit der blauen Fläche. Es ist Helgolands Klippe, rot, vom Sonnenfeuer übergossen. Seine Glut dämpft ein leichter Nebelschleier, der schützend über die Insel geworfen ist.

Sanft drängend schiebt ihn ein leiser Windhauch zur Seite. In scharfen Umrissen schneiden nun die Felsen in das strahlende Himmelsblau. Weiß leuchten die stattlichen Häuser der Steilklippe, und hell glitzern die Fenster. Das Fernglas läßt sogar Menschen erkennen.

Auch dies Klippenland verlor sich allmählich, wie zergehend vor der Glut. Wohl zogen noch hie und da in der Ferne schlanke, vom Strahlengold überhauchte Segler vorbei; auch stolze Dampfer mit langer, schnurgerader Rauchfahne und der zitternden Kielwasserlinie darunter glitten dahin, selbst einige verirrte Möwen begleiteten uns noch eine Weile; aber bald waren wir allein, allein in einem weiten, geschlossenen Rund, um uns das Meer, über uns der Himmelsdom.

Beseligt tauche ich meinen so lange von Stadtmauern gefesselten Blick in die endlose Ferne. Meine Seele fühlt den Bann der Unermeßlichkeit.

Um sechs Uhr sendet uns ein einsamer Wegwächter, das Amrum-Feuerschiff, einen funkelnden Gruß.

Der Abend beginnt seine Fäden zu spinnen.

Ich denke an meine letzte Fahrt durch die Nordsee dem nordischen Gestade entgegen. Wie übelgelaunt und übelwollend war sie da, und wie milde leuchtet heute ihr stilles Antlitz!

Sie will gefallen und wechselt ihr duftiges Kleid. Sie spürt die Kühle des Abends und wirft über ihr lichtblaues Gewand einen Mantel von brennendem Gold, das mählich ins Weichgelbe hinüberblaßt. Aber durch das Gelb schimmert das gedämpfte Blau dunkel hindurch, und mit diesen zwei Farbenklängen, gold und schwarzblau, spielt sie eine Farbensymphonie von bezaubernder Schönheit.

In diesem kostbaren Festgewand zucken ihre beweglichen Glieder. Eine lange Ruhe hält ihr temperamentvoller Sinn nicht aus. Zumal die Nähe des Skageraks, und allein der Klang des Wortes, reizt sie zum Tanz, zu einem klassischen Tanz mit weitausholenden, gemessenen Schritten und langem, schwerem Wiegen.

Breiter und massiger rollen die Wellen heran und heben das schmucke Schiff in langen, leichten Schwingungen auf und nieder. Einzelne Wogen klatschen auch gegen den Bug und entsenden zerstiebende Spritzer.

Manche rosige Wange erbleicht, und seine Opfer heischt Ägir von den sein nordisches Reich betretenden Neulingen.

Die erste Abendmahlzeit war als festliches Begrüßungsmahl gedacht; ich war der einzige, der an unserm Tisch bis zu Ende aushielt.

Der Glutball der Sonne tauchte kurz vor halb neun ins Meer und entzündete in der Berührung den Horizont zu flammender Lohe.

Den köstlichen Abendsonnenzauber genossen nur wenige. Es wurde still auf dem Schiff.

Mit trunkenen Augen blickte ich hinein in den lodernden Horizont, wo Luft und Himmel sich in einem langen, feurigen Kusse trafen.

Bald umfing auch mich der allgemeine, friedliche Schlummer, und der stolze Norweger führte die Träumenden in seine Heimat.

❧ ❧ ❧

Anderen Morgens war ich nach festem, achtstündigem Schlaf vor sieben an Deck.

Aus dem Rundfensterchen hatte ich gesehen, daß strahlende Sonne auf dem stillen Meere lag. Die See schien noch müde der Ruhe zu pflegen.

Oben umfing mich ein Morgenglanz von unsagbarem Reiz. Nur vereinzelte Frühaufsteher gaben sich mit mir dem Zauber hin und schauten lichttrunken in das schlummernde, mild im Sonnenlicht strahlende Meer.

Die Beleuchtungswirkung war ganz eigenartig. Auf der Steuerbordseite erglänzte die See in einem gesättigten Tiefblau, während sie an Backbord dem Blick eine sackgraue Färbung bot. Der wolkenlose Himmelsdom hatte einen zarten graublauen Ton.

Nie sah ich das offene Meer so unbewegt.

Bald gesellte sich meine Frau zu dem Einsamen. Auch sie hatte nach dem kleinen Anfall von Seeweh traumlos bis zum Morgen geschlafen. Ein Täfelchen Veronal, übrigens auch ein vorzügliches Mittel gegen Seekrankheit, hatte das Seinige getan.

In lauterem Glücksgefühl gaben wir uns dem Genuß des lieblichen Morgens hin. Wasser und Himmel gaben ein Farbenkonzert, so lieblich und rein, daß Herz und Gemüt wundersam beseligt wurden.



Eine nordische Seelandschaft (Merok, am Ostende des Geirangerfjords). Phot. Atelier Schaul, Hamburg.



Ich verdanke zumeist meiner Frau meine schwache Fähigkeit, die Natur zu empfinden, besonders die zarten, leicht verhüllten Farbentöne und die Stimmung in ihr zu schauen und zu verstehen.

Man behauptet, die Naturfreude sei ein angeborenes Gottesgeschenk; ich meinerseits glaube bestimmt, daß sie bis zu gewissem Grade anerzogen werden kann, wie auch ein Unmusikalischer durch Anleitung und Übung bis zu hoher Würdigung und Genußfähigkeit dieser schönen Himmelsgabe gelangen kann. Mit derselben Überzeugung behaupte ich, daß die große Mehrzahl der Erdenkinder kaum Sinn und



Stimmungszauber einer norwegischen Küstenlandschaft.

Gefühl für die feineren und verborgenen Schönheiten in der Natur besitzt.

Wie selbst der Gröbste mit Genuß Drehorgel und Ziehharmonika hört, so überschaut gewiß auch jeder gerne eine umfassende Rundsicht und erfreut sich eines lieblichen Frühlingsbildes, aber die feinen Untertöne, die zarten Stimmungsschönheiten kommen nur wenigen zum vollen Bewußtsein.

Man spricht heute soviel von der Veredelung des Einzelwesens, von der Erziehung zur Kunst, aber nie von der Erziehung zum Naturgenuß. Und doch beseligt dieser hundertfältig mehr und findet tausendmal häufiger Gelegenheit zur Betätigung als der Kunstgenuß.

Ich schätze die Musik, aber mehr noch den Natursinn. Ist es durchaus nötig, daß jedes zarte Kind Klavierspielen lernt, sich und anderen zur Qual? Täten manche Eltern, wenn sie sehen, daß ihre Kinder der Musik nur Widerwillen entgegenbringen, nicht besser, statt ihrer den weit mehr beglückenden Natursinn in den Kleinen zu entwickeln, sie in die gesunde und schöne Gottesnatur zu führen und planmäßig auf die Herrlichkeiten in ihr im Einzelnen und Zusammenwirken aufmerksam zu machen?

Leider fehlt es an einem. Sie selbst, die Großen, mit sehenden Augen sehen sie nicht; sie selbst müßten erst in die Schule. Mit einem Gefühl, gepaart aus Mitleid und Unwillen, sehe ich immerzu, wie die weitaus größte Zahl der Menschen für die zarten Naturschönheiten durchaus kein Empfinden hat und da, wo unser Herrgott den Schleier von seinen herrlichsten Herrlichkeiten fortzieht, sich abgewandt über gleichgültige Dinge unterhält.

Ich bin oft versucht gewesen, solche Menschenkinder am Arm zu greifen und ihnen zuzurufen: „Wozu habt ihr denn diese Reise unternommen? Schwätzt doch zu Hause am Bier- und Kaffeetisch, seht doch, was Mutter Natur euch zeigen will. Vernehmt ihr nicht, was sie euch flüstert? Versteht ihr nicht diese leisen Laute, dies Zusammenspiel weicher Farbenklänge? Fühlt ihr nicht das tiefe Atemholen der Natur, verspürt ihr nicht den wonnigen Hauch des Sonnenmorgens, faßt euch nicht der Zauber der Abendstimmung?"

Ich behaupte wiederholt, daß die reinste Quelle des Glücks, das frohe Naturgefühl, weniger auf Anlage, als auf Erziehung beruht und daß von dieser Erziehung bei der Mehrzahl der Menschen recht wenig zu spüren ist.

Treten die meisten eine Reise an, so versehen sie sich reichlich mit Zeitungen, prickelnden Witzblättern und lüsternen Romanen, um sich im Zuge die Zeit zu vertreiben. Ich habe nie verstanden, wie Reisende andauernd gehaltlosen Lesestoff dem Blick durch das Wagenfenster vorziehen und sich die wechselvollen Bilder, welche selbst die flache Landschaft bietet, entgehen lassen können. In einer Gemäldeausstellung steht man minutenlang vor einem Bilde; die Ruisdal und Wouvermann, die Böcklin und Achenbach, die ständig sich im Rahmen des Wagenfensters zeigen, läßt man unbeachtet.

Man lese zu Hause und sehe unterwegs. Gewiß ermüden die flüchtigen Bilder auf die Dauer das Auge, und mit Recht greifen die Reisenden auf längerer Fahrt zur Abwechslung auch zu Buch und Zeitung. Wenn sie aber unaufhörlich plaudern und lesen, ohne sich



Sonnenuntergang vor der norwegischen Küste.



im geringsten um die Landschaftsgemälde und Kulturbilder zu kümmern, die sich zur Rechten und Linken aufrollen, so offenbaren sie damit einen beklagenswerten Mangel an Aufnahmefähigkeit, ja an Bildung.

* * *

Als wir vom Frühstückstisch kamen, waren weiße, flockige Wölkchen am südöstlichen Himmel aufgestiegen und hatten sich vor den Sonnenball geschoben.

Der Blick aller strebte nordwärts. Männiglich schaute in Sehnsucht aus, ob die Profillinie der norwegischen Küste am fernen Gesichtskreis heraustrāte.

Noch war der Horizont ein aschgrauer Nebelstreif.

Da den nächsten Morgenstunden die Sonne fehlte, entbehrte das Meer des metallischen Glanzes und der Himmel des flirrenden Blinkens. Statt blau und weiß, war oben und unten der Grundton ein mattes Grau. —

Wir lehnten im Rohrstuhl. Meine Frau hatte mich vorher in ihrer Art belehrt, ich unterwies sie jetzt in meiner Weise.

Der Held des langdauernden Schaustücks war bald zu erwarten. Wie in einem Drama mußte sein Erscheinen vorbereitet, das Interesse für ihn durch Mitteilungen über sein Wesen geweckt werden.

Ich brachte meiner Frau, was ich in klüglicher Vorsorge säuberlich geordnet in eine Reihe Gehirnzellen gelegt und für die Reise mitgenommen hatte. Ich erzählte ihr allerlei Wissenswertes über Norwegen, damit sie, wenn sie den Helden unseres Schauspiels nun bald zu Gesicht bekäme, ihn mit freundlicher Anteilnahme und liebevollem Verständnis begrüßte und begleitete.

Was ich ihr sagte, geben die folgenden Abschnitte zu anderer Nutz und Frommen in erweiterter Form wieder.

Der Durchschnittsreisende, der sich die Mühe nicht verdrießen läßt, sie zu lesen, wird Entgelt finden.

Kapitel 5.

Die natürliche Beschaffenheit des Landes[1]).

Falsche Vorstellungen von der Ausdehnung des Landes — Seine Lage und Größe — Geologischer Bau — Entstehung Skandinaviens in Theorie und Mythe — Schärenhof — Fjorde — Flußtäler — Landseen — Verbindungswege — Niederschläge — Wasserfälle — Küstenebene — Untiefen — Das Eid und seine Entstehung in der Eiszeit — Frühere und heutige Vergletscherung — Nördliche und wirkliche Höhe in ihren eigenartigen Wirkungen — Das Fjeld.

Die meisten Reisenden, welche Norwegen besuchen, machen sich von den Größenverhältnissen des Landes eine irrige Vorstellung. Sie haben gewöhnlich vorher mehrere Alpenreisen unternommen und dabei Karten ganz anderen Maßstabes vor Augen gehabt. Beim Planen einer Nordlandfahrt benutzen sie dann meist eine Karte von ganz Skandinavien und bedenken nicht, daß es von der Süd- bis Nordspitze, von Kap Lindesnaes bis zum Nordkap, weiter ist als von Hamburg nach Sizilien, als von Düsseldorf, Kassel oder Leipzig bis in die nordafrikanische Wüste hinein, daß die Entfernung von Kristiansand nach dem Nordkap derjenigen von dieser Stadt nach Neapel gleichkommt.

Zudem wollen sie in der Voraussetzung, nur einmal in dieses Gebiet zu kommen, möglichst viel abmachen, vielleicht sogar das ganze Norwegen kennen lernen und beachten dabei nicht, daß man in diesem Lande, dessen Bodengestaltung dem Eisenbahnbau besondere Schwierigkeiten entgegenstellt, langsamer als anderswo von der Stelle kommt und für gewöhnlich auf Dampfer und Karriol angewiesen ist.

Wenn man in die Alpen fährt, ist man schon müde und verdrossen nach der kurzen Hinfahrt und sehnt eine frohe Wanderung herbei; in Norwegen fährt der Durchschnittsreisende wochenlang ständig auf Eisenbahn, Schiff und Skyds[2]) und wundert sich, wenn er nervös und mißgestimmt wird.

---

[1]) Siehe die Karte von Skandinavien am Schluß des Buches.
[2]) Das norw. zweiräderige Fuhrwerk; sprich ‚schüß'.

Von solchen übersättigten Reisenden stammen die so ungerechtfertigten Urteile, daß im Nordlande die gleichen Eindrücke sich ewig wiederholen.

In Wirklichkeit gibt es kein zweites Gebiet von solcher Abwechslung, solch schnellem, ich möchte sagen, varietéhaftem Ablösen verschiedenartiger und herrlicher Sehenswürdigkeiten.

Norwegen ist und bleibt das Land der Kontraste; im Nu steht an Stelle des einen Bildes ein solches ganz entgegengesetzter Natur. Und da, wo ewig Gegensätze aufeinander stoßen, ist es nimmer langweilig.

Ich habe fast jedes europäische Land bereist und drei größere Nordlandfahrten unternommen, der Vorwurf der Langweiligkeit und der Wiederkehr des Gleichen würde fürwahr jegliches andere Touristengebiet weit eher treffen.

In der Beschränkung zeigt sich der Meister. Dies Wort sollte jedem, der sich zu einer nordischen Reise rüstet, als erstes Gesetz vor Augen stehen.

Er sollte das Wandern nicht vergessen. Gehen erfrischt, Fahren verdrießt.

Vielleicht wäre zu empfehlen, das erstemal den südlichen Teil Norwegens bis Molde zu bereisen und das zweitemal eine Fahrt bis nach dem Nordkap oder Spitzbergen zu unternehmen. Man wird dann selbst wissen, wie man die dritte Reise am besten gestaltet[1]). Sehr viele Nordlandfahrten verunglücken, aber nur deshalb, weil der Reisende gleich alles mitnehmen wollte und die Entfernungen unterschätzte.

❧ ❧ ❧

Plinius erwähnt Norwegen als große Insel unter dem Namen Nerigon.

Es erstreckt sich vom 58. bis 71.°, hat also eine Länge von nahezu 1800 km bei einer durchschnittlichen Breite von 300 km. Über den 63.° wird es nordwärts schmal und mißt an einer Stelle nur 8 km. Die größte Weite im Süden beträgt 420 km.

Es umspannt einen Flächenraum von 325 423, also nahezu einer Drittelmillion Quadratkilometer, während ganz Skandinavien einen Flächeninhalt von ungefähr einer halben Million Quadratkilometer besitzt. Zum Vergleich sei angeführt, daß das Deutsche Reich 540 000 qkm umfaßt.

---

[1]) Siehe Seite 47 und Kapitel 43.

Die mittlere Höhe des ganzen Landes beträgt 490 m; 40000 qkm liegen über 1000 m hoch und 90000 qkm in einer Höhe zwischen 500 und 1000 m.

Das norwegische Gebirgsland ist besonders aus dem Urgestein Gneis und aus Glimmerschiefer, Quarzit und Marmor, weniger häufig aus Granit, Urkalk und Porphyr aufgebaut. Hierauf ruhen bei Kristiania, Bergen, im mittleren Teile des Landes und in Finmarken südlich vom Nordkap aus Quarzit, Sandstein und Tonschiefer zusammengesetzte kambrische und aus Kalken, Tonschiefern und Sandsteinen ge-



Steile Felswände in einem Fjord (Geiranger).

bildete silurische Ablagerungen. Das Ausbruchgestein fehlt, und Versteinerungen führende Niederschlagsschichten sind selbst im Tieflande selten.

Diese unebene Gesteinsplatte muß, wie neben vielen anderen Erscheinungen die oft Kieselsteinen gleich abgerundeten Felsrücken, deren Oberfläche nicht allein und nicht überall durch die Gletscherströme der Eiszeit so geglättet sein kann, beweisen, in geologisch weit zurückliegenden Zeiten vom Weltmeer überflossen gewesen sein und sich dann allmählich aus dem Wasser erhoben haben.

Diese Hebung setzt sich heute noch fort — es sind besonders von Leopold von Buch[1]) eingehende Untersuchungen darüber angestellt —

[1]) Der berühmte Geologe und Geognost L. v. Buch lebte von 1774 bis 1853. Auf Schloß Stolpe in der Uckermark geboren, erhielt er seine Bildung

und tritt an der Westküste stärker hervor als an der Ostküste. In geschichtlicher Zeit soll an der Schärenküste eine Hebung von nahezu 15 m[1]), das ist die Höhe eines stattlichen Hauses, beobachtet sein.

Während des Herauswachsens der Landmasse aus dem Ozean ist der Gebirgsrumpf immer weiter von der Meeresbrandung, den Gletscherströmen und den vernichtenden Kräften der Atmosphäre abgetragen worden. Nirgendwo sonst tritt der kahle Fels so zutage wie in Norwegen.

Auch die Glätte und Abrundung ist ein wesentliches und jedermann



Gebirgsbildung im Raftsund.

gleich auffallendes Merkmal der skandinavischen Gebirgsmasse. An den Steinklippen wie an den Felsbacken waltet die Gestalt des Schildkrötenrückens vor; der Fels ist oft so glatt, daß es aussieht, als ob er mit Schmirgelpapier abgerieben wäre.

Der norwegische Bergsteiger trägt keine nägelbeschlagenen Schuhe, weil sie von dem blanken Gestein abgleiten. Die Führer fragen verwundert den aus dem Süden kommenden Wanderer, ob es wahr sei, daß man in den Alpen mit Nagelsohlen die Berge hinaufklettern könne.

auf der Bergakademie zu Freiberg zusammen mit Alexander v. Humboldt, mit dem er in inniger Freundschaft vereinigt blieb. Er hat sich durch seine geographischen Untersuchungen, seine mineralogisch-geologischen Schriften und Erdbebenforschungen weithin berühmt gemacht. Sein zweibändiges Werk ‚Reise durch Norwegen und Lappland‘ bietet heute noch hohes Interesse. Er war bekannt durch seine weiten Fußwanderungen, die er bis ins hohe Alter eifrig unternahm.

[1]) Einige Forscher messen 10 m.

Die Senkung und Wiedererhebung der skandinavischen Gesteinsplatte hat sogar einem neuzeitlichen Schriftsteller in einem Werke, das im zweiten Jahrzehnt des zwanzigsten Jahrhunderts in einem sehr namhaften Verlag erschien, die kindliche Erklärung eingegeben, die in der Eiszeit schwer auf dem Gestein lastenden Firn- und Gletschermassen hätten das Gebirgsland in das Wasser hinuntergedrückt. Mit dem Schwinden der Eiszeit, dem allmählichen Zergehen von Gletscher und Schnee, tauchte nun die von diesem Druck befreite Felsmasse wieder aus dem Weltmeer empor. — Jack in the box!

Skandinavien zeigt, vom Bottnischen Meerbusen aus gesehen, auf der Karte die Gestalt eines zum Sprunge ausholenden Tigers.



Das Romsdal mit den Romsdalshorn.

Seine Bodengestaltung ist bedingt durch die Erhebung, welche die westliche Hälfte, also Norwegen, zum Gebirgsland macht, während die östliche Hälfte, d. h. Schweden, die Form der niedrigen Stufenlandschaft darbietet.

Dieses Gebirge erhebt sich von Süden her fast unaufhörlich bis Jotunheim — das Hochalpengebiet nördlich vom Sognefjord —, fällt allmählich bis in das Gebiet des Drontheimfjord wieder ab und steigt dann von neuem an, um später wiederum zu sinken und in der Nordspitze Europas sein Ende zu finden.

Die skandinavische Bodenerhebung ist kein Ketten- oder Reihengebirge wie die Alpen, Karpathen, Apenninen und Pyrenäen, sondern ein Massengebirge mit besonderen, einzelnen Erhebungen von beträchtlicher Höhe und einer im Westen von Süd nach Nord ziehenden Kammlinie, ein ziemlich einförmiges, wenig gegliedertes und nur von den

Meeresbuchten im Westen und den Flußtälern im Osten zerschnittenes Tafel- oder Hochland, ein sogenanntes ‚Fjeld‘, d. h. ein Hochfeld, eine wellige Hochfläche von ziemlich ebener Beschaffenheit und einer Seehöhe bis zu 1300 m. Da, wo das Gebirge am höchsten ist — der höchste Berg, der Galdhöpig in Jotunheim, mißt 2560 m —, hat es auch seine größte Breite.

Im Norden bildet die Kammhöhe die Grenze zwischen Norwegen und Schweden, im Süden liegt sie auf norwegischem Gebiete.



Eine nordische Felsgestalt.

Während die Gebirgserhebung von der Ostseite her in sanfter, allmählicher Erhebung zum Scheitel emporwächst, fällt der westliche Abhang, oft in senkrechten Felsabstürzen von fast 1000 m, steil und schroffwandig ins Meer hinab und setzt sich noch in der See durch eine Unzahl die Küste umsäumender Felseninseln fort.

Das hohe und jähe Abstürzen des Gebirges gilt als Regel in der norwegischen Küstenentwicklung, doch gibt es auch sanft anschwellende Ansteigungen vom Meer ins Innenland, z. B. am Kristianiafjord und an der südlichen und östlichen Seite des Trondhjemfjords.

Bei Drontheim ist auch die Wasserscheide, die überhaupt in Nor-

wegen verhältnismäßig nicht so hoch liegt wie in den Alpen[1]), besonders leicht zu überschreiten.

Dieser Umstand erklärt die natürliche Bedeutung jener Stadt, die früheren Übergriffe Schwedens nach dem Atlantischen Ozean hin gerade durch diese Gebirgspforte und den Bau der ersten Eisenbahn quer über die Halbinsel von Kristiania nach Drontheim.

Skandinavien gleicht nach einem treffenden Sinnbild des schwedischen Schriftstellers und Staatsmanns Forssell[2]) einer gewaltigen Riesenwelle, die, vom Bottnischen Meerbusen langsam aufgestiegen und allmählich mächtig angeschwollen, sich plötzlich bäumt und in dem Augen-



Bucht am Nordkap.

blick, als sie sich bricht, zu Stein erstarrt zugleich mit der unendlichen Zahl der überstürzten Schaumtropfen, die nun im Weltmeer als ein

---

[1]) In den Alpen sind Paßhöhen über 3000 m häufig, in Norwegen solche über 1000 m seltener.

[2]) Hans Ludwig Forssell lebte von 1843 bis 1901. Er war zuerst Geschichtslehrer an der Universität Upsala, siedelte aber nach Stockholm über, um sich ganz der schriftstellerischen Tätigkeit hinzugeben. Man wurde durch seine trefflichen Schriften auf ihn aufmerksam und machte ihn zum Sekretär der Reichsbank und 1875 zum Finanzminister. Er ist besonders durch die Einführung der Goldwährung in Schweden hervorgetreten und durch seine historischen und politischen Schriften über sein Heimatland hinaus bekannt geworden.



Bergriese im Raftsund.



Gewirr von Inseln und Klippen liegen. Fast alle Geographen benutzen dieses Bild von der Gebirgswelle.

Die Erstarrung von Riesenhaftem zu Fels ist auch dem Mythus der Bewohner des nordischen Steinlandes eigentümlich.

Pytheas von Massilia, ein Mathematiker und Geograph des dritten Jahrhunderts, der angeblich die Küste des westlichen Europa bis Thule und zur Mündung des Don umschiffte und in seiner Schrift Periplus ein Gemisch von Wahrheit und Dichtung überliefert, spricht von einem Mare Chronium, einem geronnenen Meer; und ältere Geographen haben das norwegische Inselmeer gerne als dieses Meer des Pytheas angesprochen.



Felsendurchfahrt im Geirangerfjord.

Leopold von Buch nennt die Bildung ein unvollendetes Erdbeben. Nach ihm scheint in einer großen Katastrophe sich eine innere Erdbewegung, von Südosten ausgehend und sich gegen Nordwesten hin aufblasend, erhoben und dann plötzlich nachgelassen zu haben, woraus er auch die Parallelrisse mit den vorlagernden Felseneilanden erklärt.

Dies wilde Durcheinander von Felsen, Inseln, Inselbrocken, Sunden und Meeresarmen ist eine zweite Eigenart des norwegischen Gestades. Diese oft phantastisch gestalteten Inseln werden Scheren[1]), Schären genannt, weshalb dieser Archipel auch Skärgaard[2]), d. h.

[1]) Scharfe, gekrümmte, auf einem Holzgestell aufruhende Metallklingen, gegen welche zu zertrümmernde Gegenstände geschleudert wurden, führten in der altnorwegischen Ackerwirtschaft auch den Namen Scheren.

[2]) Bez. der Aussprache siehe Kapitel 2.

Schärenhof heißt. Ragen die Schären hoch und felsig empor, so nennt man sie auch Holme, sind sie niedrig und flach, so heißen sie auch Däre.

Sie geben Norwegen, d. h. dem Nordwege, sein eigentümliches Gepräge, bieten Schutz gegen Sturm und Meereswoge und einen sicheren, ruhigen Weg für die Küstenfahrt, so daß man bis auf ganz vereinzelte, kurze Strecken den Eindruck hat, als ob man durch einen Strom mit beiderseitigen Felsenufern hindurchfahre. Man weiß oft nicht, ob man sich im Schärengürtel oder in einem Fjord befindet. Den Reisenden überkommt ein geruhsames Gefühl der Sicherheit, wenn er über die spiegelglatte Fläche des Schärenwassers hinwegfährt und darüber hinaus das wütende Weltmeer seine tosenden Brander gegen die schützende Felsmauer wirft. Es sind insgesamt etwa 150000 kleine, aus schwarzem und braunem Gestein aufgeführte, glattgewaschene Eilande, welche als trutzige Bollwerke, als wahre Bastionen des Sturmes die nordische Küste hüten.

An wenigen Stellen der 3000 km langen Küste tritt das Festland an die offene See. Der Schärengürtel fehlt nur auf eine Strecke von 50 km an der sogenannten Jaederen, einem flachen Küstenstreifen südlich von Stavanger. Während die Klippen im Süden in Reihen und Gruppen von tausenden beieinander liegen, nehmen sie mehr nördlich an Zahl ab und fehlen über das Nordkap hinaus ganz.

Die Parallelspalte an der Westküste — die Fjorde — sollen die Risse der bei der Aufwerfung der Erdwelle überstark gespannten Erdrinde darstellen. Die zahlreichen und vielgestaltigen Fjorde sind mit den Schären das wesentliche Merkmal der nordischen Westküste und bei der Schwierigkeit des Straßenbaues meist die einzig mögliche Verkehrsbahn zwischen dem Inland und der Außenwelt. Sie sind ein Mittelding zwischen Fluß, Alpensee und Meeresbucht. In bizarren Verzackungen, oft blattlosen Baumästen und Geweihstangen ähnelnd, schneiden sie tief in die westliche Hochfläche ein und enden meist kurz vor der höchsten Erhebung der Gebirgsmasse.

So beginnt das norwegische Hochalpengebiet mit seinem höchsten Berge, dem Galdhöpig, gleich am Ende des längsten der Fjorde, des Sogne, der 220 km ins Innere eindringt, eine Entfernung, die der von Berlin bis Hamburg oder vom südlichsten bis zum nördlichsten Punkt Badens gleichkommt.

Die Zerrissenheit der Westseite ist so stark, daß der Küstensaum, welcher vom schwedischen Skagerak bis zur Grenze im Eismeer in gerader Linie 360 geographische Meilen betragen würde, in Wirk-

lichkeit mit Einrechnung der Krümmungen eine Längenlinie von 2000 Meilen aufweist.

Die Fjorde sind gewissermaßen wassergefüllte Gebirgstäler. Ihre Felsenufer sind an der Mündung kahl und abgeschliffen, nach innen zu rauh und zerborsten. Ebbe und Flut, der Pulsschlag des Meeres, wechselt täglich in diesen schmalen Einbuchtungen, doch sind am Gestade vieler innerster Fjordarme die Gezeiten so wenig bemerkbar, daß sie kaum beachtet werden. Wo im Innern das Wasser des Fjords endigt, findet sich gewöhnlich ein Eid — eine von einer alten Stirnmoräne ge-



Eine Fjordlandschaft (Teil des Sörfjords).

bildete Sperrmauer —, dahinter ein Süßwassersee, dann ein kürzeres Hochtal und schließlich ein Gletscher, der seinen Ursprung auf dem schneebedeckten Hochfeld findet. So ergibt sich von innen her als Norm die Reihenfolge: Schneefeld, Gletscher, Hochtal, Landsee, Eid, Fjord, Meer.

Diesen engen, von schroffen Felsabstürzen flankierten Meerbusen der Westseite, die oft wie in die Gebirgsmasse eingehackt erscheinen und ein vorzügliches Verkehrsmittel für die sonst unzugänglichen Ödgegenden abgeben, entsprechen auf der östlichen und auch südlichen Abdachung zahlreiche parallele, ostwärts und südostwärts laufende

Flußtäler, die am Fuß der Gebirgshöhe und fast überall in der Höhe von 200 bis 350 m von langgestreckten, schmalen Landseen ausgefüllt sind.

Das Gebiet der Landseen stellt die Zone der Vorberge, des Überganges vom Hochgebirge zum Tiefland dar. Dieses östliche und südliche Tiefland umfaßt einen Flächenraum von 360 000 qkm.

Der Anfang der Täler der Ostseite befindet sich wie derjenige der Fjorde am Fuße der höchsten Gebirgserhebung. Die Flüsse, welche diese Täler beleben und sich zu den einsamen Landseen erweitern,



Stromschnelle eines norwegischen Elvs.

wachsen sich auf ihrem verhältnismäßig kurzen Lauf nicht zu großen Strömen aus und sind auch deshalb zur Schiffahrt ungeeignet, weil sie durch steile, schroffe Felsenbetten dahinbrausen und wohl malerische, von Stufe zu Stufe stürzende Wasserfälle bilden, aber keinen Schiffen, höchstens den Flößen Durchlaß gewähren.

Aus den Flußtälern führen treffliche Fahrstraßen über die herrlichen Pässe hinweg nach den geheimnisvollen Fjorden, die in ihrer stillen, zauberhaften Schönheit alle Alpenseen miteinander in den Schatten stellen. Auch die Ausbuchtungen der benachbarten Fjorde sind vielfach durch Landstraßen miteinander verbunden. So stellt die berühmte von Gudvangen nach Voß und von hier nach Eide und Ulvik



Landseen in verschiedenen Höhenlagen (Jotunheim).



führende Straße die Verbindung der beiden bekanntesten Fjorde, des Sogne und Hardanger, her[1]).

Leider begnügen sich die meisten Reisenden mit der Küstenfahrt zu Schiff und lernen außer einigen Hafenorten nichts vom Lande selbst und seinen Bewohnern kennen.

Der Nordlandreisende sollte, sich weise bescheidend, nicht gleich so weit nordwärts streben und eine Karriolfahrt oder besser noch eine Wanderung durch ein Flußtal über einen der wunderbaren Paßüber-



Ein nordischer Wasserfall (im Hardanger).

gänge zum Fjordinneren oder umgekehrt unternehmen. Eine solche Fußreise erfrischt Leib und Seele zugleich und erstickt die ungerechten, aus Verdrossenheit und Verstimmung vorschnell erwachsenden Urteile im Keime. Besonders in den Stiftern Bergen, Kristiania und Hamar durchschneiden das Gebirge eine Reihe Flußtäler, welche mit ihrer zugleich lieblichen wie wilden Schönheit Gelegenheit zu einer Fülle lohnender Ausflüge darbieten[2]).

[1]) Siehe Kapitel 43, erster Teil.

[2]) Siehe Seite 33 und Kapitel 43, zweiter Teil.

Wenig Länder haben einen solchen Wasserreichtum wie Norwegen, der neben den starken Niederschlägen und Abschmelzungen seine Ursache in den Gebirgserhebungen, dem ausgedehnten Waldgrund und der nördlichen Lage findet.

Die Westküste Norwegens erfährt die stärksten Niederschläge in ganz Europa. Die jährliche Regenhöhe beträgt an der Küste bis zu 2000 mm, in Bergen z. B. 1855 mm. Nach dem Norden und Inneren hin wird es trockener. Die Ostseite Norwegens erfährt nur etwa ein Viertel der Niederschlagsmenge der Westseite. Schweden hat eine Regenhöhe von 600 mm und steht damit auf ungefähr der gleichen Stufe wie das westliche Deutschland. In den östlichen Gebieten regnet es besonders im Sommer, an der Schärenküste in allen Jahreszeiten ziemlich gleichmäßig.

Die Westseite hat durch feuchte und warme Westwinde Küstenklima, d. h. ein feuchtes Klima mit milden Wintern und kühlen Sommern, während das östliche Gebiet ein festländisches Klima mit wärmeren Sommern und kälteren Wintern besitzt.

Auch die zahlreichen Wasserfälle sind ein Kennzeichen der norwegischen Landschaft. Sie stellen die Verbindung her zwischen Fjeld und Fjord. Der hundertste der nordischen Fälle würde einen Alpenort zu einer Berühmtheit machen. Sie haben sich selten ein tiefes Bett in den glasharten Gneis graben können und stürzen meist hoch über das Urgestein hinweg. Sie fallen oft viele hundert Meter, ohne einmal aufzusetzen, über die lotrechten Wände hinab und zerstieben beim Aufprall unter lautem Brausen zu wehenden Schleiern. Oft gleiten sie wie silberne Fäden an den Felshängen hinunter.

Die nordischen Wasserstürze beleben seltsam die schweigende Landschaft. Ihre Anzahl und Wasserfülle erklärt sich eben aus der großen Niederschlagsmenge der norwegischen Westküste und dem starken Abschmelzen des Schnees und Eises, das im Sommer schon darum so wirksam ist, weil keine dunklen Nächte den Schmelzvorgang unterbrechen.

Der Wanderer, der das Innenland und besonders das Fjeld durchzieht, tut gut, sich mit starkem Schuhwerk zu versehen, um durch all die Bachläufe, Siebgründe und Sümpfe hindurchwaten zu können.

Nach der schroff abfallenden Westseite stürzt das Wasser meist in diesen mächtigen Fällen hinab, während es nach Osten und Südosten hin in zahlreichen kurzläufigen Flüssen, die keine Verkehrsstraßen für die Schiffahrt abgeben, abfließt, um den Bottnischen Busen, die Ostsee, das Kattegat und Skagerak zu speisen.

Die wilde Zerrissenheit der Küste, zusammen mit den jach aufstrebenden, hohen und düstern Gebirgswänden, der spiegelnden Meeresfläche, den brausenden Wasserfällen und dem nordischen Himmel, verleiht der Schären- und Fjordlandschaft zugleich das Gepräge des Hehren und Hoheitsvollen wie auch des lieblich Anmutigen und tief Geheimnisvollen.

Häufig sieht man stundenlang nichts als Luft, Wasser und nacktes Gestein; aber welch heitere und ernste Bilder erhabenster Schönheit vermag nicht die schaffende und erfreuende Gottheit aus dieser nüchternen Dreiheit in kaleidoskopartigem Wandel herzustellen!



Ein nordischer Wasserfall (die ‚Sieben Schwestern' im Geiranger).

Entsprechend den jähen und tiefen Absenkungen des Hochgebirges, die sich in gleicher Steilheit auch unter dem Wasserspiegel fortsetzen, nimmt an der Fjordküste auch die Meerestiefe schnell zu. Soweit an der eigentlichen Küste Schären vorgelagert sind, begegnet man natürlich auch seichten Ufern und selbst unfahrbaren und gefährlichen Untiefen, so daß die Fahrt durch den Schärenhof erfahrene Lotsen verlangt und vielfach das Abwarten der Flut notwendig macht.

Der Steilabfall der Westküste hat hier eben eine flache Vorstufe, die sogenannte Küstenebene, welche teils über, teils unter Wasser liegt[1]). Die schmale Leiste über dem Meeresspiegel gewährt den Menschen Raum zu ihren Ansiedelungen, das seichte, von Felseneilanden geschützte Ufer-

---

[1]) Siehe Seite 298.

meer den Fischen einen gesuchten Tummelplatz. Die kleinen Steinklippen, woran sich bei Sturm die Meereswogen weißschäumend brechen und die von der norwegischen Volksgottheit eigens zum Schutz der nordischen Küste hingesetzt zu sein scheinen, zeigen sich bis etwa 50 km außerhalb des Festlandes. Jenseits der Schären nimmt die Tiefe durchweg sehr schnell zu.

Die rechte nordische Ergänzung zu der Dreiheit Luft, Fels und Wasser gibt letzteres in seiner Wintergestalt, seiner festen Form Schnee und Eis.

Mit diesen vier Dingen treibt die Natur im Nordland ein wundersam Spiel. Wie klein und armselig steht der Mensch da in seiner Gestaltungskraft gegenüber diesem schier unendlichen Schöpfungsvermögen und Formenreichtum der Natur!

Die Fjorde sind oft durch schmale Isthmen, die schon genannten Eider, voneinander getrennt.

Diese niedrigen Landstreifen spielen überhaupt in der Lehre von der norwegischen Bodengestaltung eine wichtige Rolle.

Das Eid wird als Stirnmoräne eines eiszeitlichen Gletschers erklärt. Zur Eiszeit war bekanntlich nicht nur Norwegen selbst, wie jetzt Grönland, mit Eis bedeckt, sondern auch der Ausgangspunkt von Eismassen, die sich tief bis in Rußland hinein und durch die seichte Ostsee bis nach dem Riesengebirge, in den Harz, ja bis nach Holland und selbst bis nach England erstreckt haben.

Norwegen zeigt wie Schweden überall deutliche Zeichen dieser allgemeinen Vergletscherung. Geschliffene und geschrammte Felsoberflächen, Rundhöckerbildung, Stauseen, erratische Blöcke sind eine gewöhnliche Erscheinung. Moränenablagerungen befinden sich besonders in den südlichen Landesteilen.

Alle Gletscher haben Gezeiten des Vor- und Rückgangs. Im Alpengebiet stellt der Deutsche und Österreichische Alpenverein regelmäßige Messungen dieser Vorwärts- und Rückwärtsbewegung an.

Wie ein senkrecht in die Höhe geworfener Körper mit dem Schwinden seiner lebendigen Kraft allmählich seine Geschwindigkeit verlangsamt und zuletzt, bevor er zurückzufallen beginnt, eine kurze Weile in völliger Ruhe erscheint, so hemmt auch ein Gletscher, wenn die ‚Energie‘, in diesem Falle der Druck, nachläßt, seinen Lauf, bewegt sich immer lässiger und zeigt beim völligen Erlahmen des vorwärtstreibenden Drucks sogar eine Zeitlang vollständigen Stillstand an seiner Stirnfläche oder Zungenspitze.

Ein Gletscher schiebt bekanntlich Schutt, Grus und ganze Felsblöcke wie Spielbälle vor sich her, die dann als Stein- und Schotterhügel an der Stelle zurückbleiben, wo die Rückwärtsbewegung beginnt.

Auch auf seinem Rücken führt er aufgefallenes Geröll und Gestein mit sich, die bei dem längeren Verharren des Gletschers an einer Stelle durch Abschmelzen des Zungenendes auf dem Boden haften bleiben und zugleich mit den vorgeschobenen Gesteinsmassen zur Bildung und Erbreiterung der Stirnmoräne beitragen.

Die äußerste Stirnmoräne ist in der Vorwärts- und Rückwärtsbewegung das Ergebnis des weitesten Vordringens des Gletschers, das



Eine Gletscherzunge (der Brigsdalsgletscher am Nordfjord).

innerste Eid das Zeugnis der letzten Umkehr nach dem schwächsten Vorstoß. Ist in der Reihe der Vorstöße der am weitesten vordringende spät erfolgt, so wird das äußerste Eid breit und hoch sein, da es zugleich die Schuttmassen früherer Stirnmoränen mit in sich aufgenommen hat.

Die durch schmale Gebirgseinsenkungen gepreßten Eisströme der Alpen laufen gewöhnlich in schmalen Zungen aus, die keine breiten Stirnmoränen vor sich herschieben können; die von den großen Inlandeismassen gespeisten Gletscher der Eiszeit strömten aber meist in großer Massigkeit über flache Abdachungen oder durch weite Talsenkungen, vorne eine breite Stirn darbietend. Der Norweger bezeichnet heute noch den Gletscher mit dem Namen Brae, d. h. Breite (vgl. Jostedalbrae).

Im nördlichen Norwegen und zumal in Spitzbergen fließt der Eisstrom noch jetzt mit kilometerbreiten, geradlinigen Stirnen hinab.

Die Gletscher der Eiszeit, welche zusammen mit den Meereswogen die allgemeine Abrundung der Felsen verursacht haben, bewegten sich, wie es heute noch die gleichartigen Eisströme Grönlands tun, unter dem viel stärkeren Druck der nachschiebenden Eismassen fünfzig- bis sechzigmal schneller als die Alpen- und Gebirgsgletscher. Diese unverhältnismäßig größere Schnelligkeit erklärt auch die viel stärkere Abschleifung der Gesteinsmassen, über die sie hinweggleiten, und dann auch die Bildung der Eisberge.

Die gewaltigen und gefürchteten Eisberge in der Atlantik kommen nicht von den Gebirgsgletschern des westlichen Spitzbergens, sondern von den Inlandgletschern des vereisten Grönlands.

Die Gletscher Spitzbergens senken sich so allmählich ins Meer, daß ihr Eis langsam von den Fluten, zum Teil von den warmen Golffluten, zerschmolzen wird oder nur in kleineren Brocken abbricht, die dann höchstens bis zu 5 m über die Meeresoberfläche emporragen und bald zergehen. Die Inlandeisströme Grönlands gleiten aber mit dreißig- bis sechzigmal größerer Schnelligkeit tief ins Meer und brechen, leichter als Wasser, nach dem archimedischen Gesetz in die Höhe gehoben, endlich in gewaltigen Massen von unten nach oben ab, um dann von der Strömung weit ins Weltmeer getrieben zu werden.

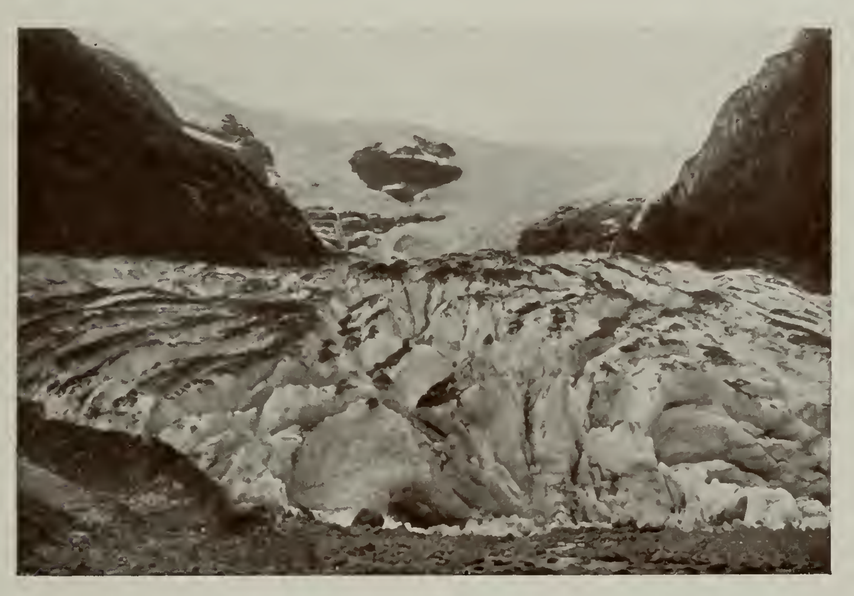
Im Vergleich zur Eiszeit ist die heutige Vergletscherung unbedeutend. Etwa der dreißigste Teil des Landes trägt ewigen Schnee. Das mit Firnfeldern und Eisströmen bedeckte Gebiet ist nicht so groß wie das der Alpen, doch gibt es in Norwegen einige Gletscherfelder, welche die größten des Alpenlandes an Flächengehalt weit übertreffen. So ist die Ausdehnung des Jostedalbrae mehr als zwanzigmal größer als die des mächtigsten Alpenferners.

Die Gestaltung der nordischen Halbinsel ist nach weisen Gesetzen erfolgt. Nach Norden hin sinkt die im südlichen Innern bei 1600 bis 1800 m liegende Schneegrenze, nimmt also das Streben zur Bildung von Firnfeldern und Gletschern zu. Fiele das Gebirge nach der anfänglichen Hebung nordwärts nicht wieder ab, nähme es mit den Graden auch immer weiter an Höhe zu, so würde das ganze Innere des nördlichen Norwegens wie Grönland ein einziges vergletschertes Schneegebiet sein. So aber stehen das Abnehmen der Gebirgshöhe und das Zunehmen der Breitengrade im wohltätigen Ausgleich und haben zur Folge, daß in dem langgestreckten, durch 13 Breitengrade gehenden

Landgebiete das Landschaftsbild fast überall das ziemlich gleiche Gepräge zeigt.

Schneefeldern begegnen wir auf den Hängen des südlichen Hardangerfjords so gut wie im nördlichen Lyngenfjord, und dort wie hier bietet das Buchtengelände saftige Wiesengründe, goldige Getreidefelder und grüne Wälder, ja die nördlichsten Gebiete gewähren dem Vieh Weideplätze von Gras, Moos und Flechten.

Im Süden zeigt sich allerdings die Firn- und Eiswelt nur an den oberen Bergflanken, während sie im Norden bis an das Fjordgewässer



Zerklüfteter Gletscherzipfel (der Kjendalsbrae [Nordfjord]).

heranreicht; überhaupt sehen wir das, was südwärts die Höhe bietet, nordwärts an den Ufersaum gerückt.

Nördliche Lage und absolute Höhe ergeben die gleichen klimatischen Wirkungen. Die Zwergbirke, welche in südlichen Landstrecken nur auf hohen Felswänden vorkommt, gedeiht im Norden an der Küste; die berühmte nordische Moltebeere, welche südwärts nur auf hochliegenden Mooren wächst, wuchert im Norden am Seegestade; das Ren, das sich mehr nach Süden nur in den Moortälern des Gebirges aufhält, sucht im Norden seine Sommeräsung an den Moosen und Flechten des Meeresufers. Es tritt uns also seltsamerweise die gleiche Erscheinung entgegen, wenn wir im eigentlichen Sinne nach oben hinauf-

steigen oder in übertragener Bedeutung nach oben vordringen, ich meine an den Graden emporklettern.

Wenn wir einen Hochalpengipfel erklimmen, so steigen wir von einer Ortschaft, aus der freundlich grünenden und blühenden Talwelt durch Laubwald und dann Tannenbestand hinauf zu verkrüppeltem Gestrüpp und Latschengrün, zur Alp und zum Weidegrund, hinauf zu immer dürftigerem Pflanzenwuchs und kommen dann über nacktes Gestein in Schnee, in Firn, in Eis. Fahren wir bis in die arktischen Gefilde hinauf, so gelangen wir von blühenden Menschenwohnstätten, vom Laub- und Tannenwald zum verkümmerten Strauchwerk, zum Weidegelände, zum Moos- und Flechtengrund, in die Zone des schwarzen, leblosen Felsens und dann in das kalte Gebiet des Schnees, des Firns, des Gletschers. Aufwärts und nordwärts ist hier gleich.

Die zweite, ebenso wirksame Ursache der Ähnlichkeit zwischen Süd und Nord des norwegischen Landes ist der vom subtropischen Mittelamerika kommende und die ganze Westküste Norwegens und selbst Spitzbergens bespülende warme Golfstrom [1]).

Das Meer ist dem Norweger die gütige Lebensspenderin, die Göttin Venus in ihrer rechten und edlen Auffassung. Das Feindselige ist ein rauhes Ungetüm von gewaltiger Breite und noch gewaltigerer Länge, halb Gebirge, halb Ebene, eine herbe Steinwüste hoch über der freundlichen Talwelt der Menschen, ein ödes Trümmerfeld, dessen erhabene Ruhe kaum ein Laut, kaum ein Vogelruf stört. Es ist das Fjeld, von dessen rauher Wildheit Ibsen im Peer Gynt sagt:

. . . . Hast du
Schon geseh'n die Gjendehöh',
Diese wilden Felsenfetzen,
Scharf wie eines Messers Schneide?
Senkrecht stürzt es in den See,
Wohl zweitausend Fuß und mehr.
Oben Gletscher, Schneelawinen,
Felsen, Absturz unter ihnen,
Schließen ein die dunkle Flut,
Welche unten gräßlich ruht
Wie ein schwarzer Zauberspiegel
Über einem Hexentiegel . . .
Schaudervoll'res nimmer sahst du.

[1]) Siehe Kapitel 6, Seite 66, 67.

Das Fjeld[1]) ist gewissermaßen das Piedestal der norwegischen Alpen. Aus seiner flachwelligen Landschaft wachsen sie in Einzelerhebungen wild und grimm empor. Es ist bedeckt von tausend Seen, still und kalt und schaurig wie der Tod; es ist ein ungeheures Schlachtfeld der Natur, als ob hier Titanen im schrecklichen Kampf mit den Gottheiten alles Leben vernichtet hätten, als ob die Steinblöcke, die sie in ohnmächtiger Wut gegen das eherne Himmelsgewölbe schleuderten, allesamt hierher zurückgefallen wären; es ist ein Reich, baumlos, fast pflanzenlos, erfüllt mit Sümpfen, Mooren und Schneefeldern, wo Rinnsale durch düsteres Steingetrümmer drängen, den Torfboden durchweichen, oft ungesehen zwischen den Uren dahinbrausen und sich endlich zusammenfinden, um die geheimnisvollen, düsteren Seen mit ihren dunklen Wassern zu speisen.

Der Durchschnittsreisende lernt die Fjordküste kennen, wagt sich aber nicht auf das Fjeld, diese verlassene und starre, diese form- und farblose Hochfläche, welche sich 1000 bis 2000 m über die Meeresfläche erhebt, welche einem ewigen Tod die Herrschaft abgetreten hat. Und doch gelangt man aus der schönen Welt des Fjords in wenigen Stunden in diese tiefe und verlassene Einsamkeit; und doch ist das Fjeld das rechte und eigentliche Norwegen.

Selbst das Tiefland und das Küstenvorland, die den Erdenkindern die Stätte für ihre Siedelungen freundlich darbieten, sind zum Teil ein gütiges Geschenk des Fjelds, dieses herben und harten Jotunen, der kein Lebewesen auf seinem Rücken dulden will und den Menschen, um ihr Begehren zu wehren, von seinem Wesen hergibt und unten zu seinen Füßen ein enges Bett bereitet. Die Leisten ergiebigen Erdreichs, worauf im Ost und West die Menschen wohnen, sind gewissermaßen seine Gabe, entstanden aus den Stoffen, die der Riese ausschied, die er hinabsinken ließ an seinem kahlen, breiten Rücken und in den Rinnsalen seines Schweißes hinein in das flache Meer, bis sich diese Absonderungen daraus erhoben und flugs von den winzigen Erdensöhnen belegt wurden, die nicht hatten, wo sie ihr Haupt betten sollten, die aber als wahre Liliputaner den hohen, gefährlichen Leib des ruhenden Riesen zu betreten mieden. Was an ebenem Küstensaum dem Gebirge vorliegt, ist zum guten Teil als verwitterter Sinkstoff durch Schwerkraft, Wind und Wasser von dem Hochfeld der Tiefe und der See zu-

[1]) Eingehenderes über das Fjeld und die norwegische Gebirgswelt findet sich in meinem Buche ‚Mit Stock und Pickel, Bergfahrten in den Alpen und Norwegen'.

geführt und dort als flaches Schwemmland im Laufe der Jahrtausende angesammelt worden.

Neben dieser Anschwemmung vom Gebirge her verursacht die Bildung des Küstenvorgeländes auch die in den letzten Zeitaltern beobachtete Senkung der Meeresoberfläche oder richtiger die Hebung des Landes aus dem Ozean. In den letzten 1500 Jahren soll im Westen



Phot. Atelier Schaul, Hamburg.

Ein Saeter im Bergland (in der Nähe von Merok).

Skandinaviens das Land um 10, nach anderen um 15 m aus der See emporgetaucht sein [1]).

So arbeiten von oben und unten her wirkende Naturkräfte im Bunde, um den Menschen zu Füßen des Steinungetüms die Daseinsmöglichkeit zu schaffen.

---

[1]) Siehe Seite 35.

Die Scheu vor dem nordischen Hochfeld, der Warnruf Ibsens:

> Da oben aber weht der Wind
> Um Wände tot und kahl,

gilt dem Winter, aber kaum dem Sommer.

Im Winter ist es allerdings das böse und unwirtliche Fjeld, wo ständig ein eisiger und trockener Sturmwind weht, der ewig brauende Nebel und das schlimme Schneegestöber die Vaarden[1]) verdecken und den Menschen in verborgene Schluchten treiben, wo allerwege das Verderben dräut, wo der Fuß im tiefen Moor versinkt, wo's Steine allüberall aber Brot nirgendwo gibt. Im Winter ist es die trostlose Stätte der harten Verlassenheit und des starren Todes; im Winter bewohnt es keine Menschenseele, kein Faekarle[2]), keine Sennerin.



Eine Faekarlenhütte auf dem Fjeld.

Im Sommer aber, und zwar vom Juni ab, wenn der Schnee von den sanftgewellten Flächen abgeschmolzen ist, hat es auch seine eigenartigen, hohen Reize, die der Reisende nicht verachten sollte. Dann weht die klare, kräftige Höhenluft über die weite Fläche, da zeigen sich Landschaftsbilder von herber, erhabener Schönheit, da weben die Nebel duftige Schleier um die mächtigen, von flutendem Sonnengold überhauchten Schneekuppen, da grüßen traulich auf dürftigem, schwarzem Fels köstliche Alpenblumen in zartem Farbenschmelz, da fühlt in hehrer Einsamkeit sich der Mensch allein mit seinen Gedanken, mit seinem Gott.

---

[1]) Wegweisende Steinpyramiden.

[2]) Viehknecht.

Still und heimlich ist's auf dem öden Hochfeld, wo das Leben schweigt und der Tod gebietet. Kein Vogel singt, kein Heimchen zirpt, kein Murmeltier pfeift, nur hie und da tönt das Ryp des Schneehuhns, kreist beutesuchend durch die Lüfte ein stolzer Adler. Aufmerksam späht der über das Steinfeld, die sumpfigen Bachläufe und den filzartigen Moorteppich wacker dahinschreitende Wanderer nach dem nächsten Vaarden, der ihm den Weg weist, trinkt die würzige Höhenluft, erfreut sich der zarten Alpenblüten, die dankbar ihm zulächeln, und lauscht dem leisen Atemholen der Natur. Er freut sich gar der starren Verlassenheit, den Hauch verspürend, den diese selige Vergessenheit ausströmt. Solche Stunden sind für den geruhigen Menschen ein besonderer Zauber.

Und welche Freude hellt sein Antlitz, wenn er nach seinem Tagesmarsch durch die schweigsame und doch so eindringlich sprechende Fjeldwüste, wo keines Menschen Auge ihn traf, an die Erdhütte eines einsamen Driftekarlen gelangt, dessen Inneres so weich und mild ist, wie sein Äußeres hart und wild erscheint, und der ihm eine Kruke Milch bietet, ohne Entgelt zu wollen, und der ihm von der Schönheit der Felsen, des Moors, der Sonne, der Wolken erzählt. Oder wenn er gar zur Feierstunde in einen freundlichen Säter eintritt, an dessen Schwelle lachende Mädchen im farbigen Sennerinnenkleide winken. Wie schmeckt die frische, kühle Alpenmilch, das Brot, der Käse, wie mundet die Forelle, die die gebräunte Sennerin gerade im murmelnden Bach an der Angel gefangen. Wie leuchtet des Mädchens seelenvolles Blauauge, wie flimmert ihr seidiges Blondhaar, wie wiegt sich der schlanke Leib in den nordisch schmalen Hüften. Wie seltsam ergreift das Herz ihr Sang von Lenz und Liebe, von Heimat und alter Zeit.

Trauliche Abendstunden in einer unbewirtschafteten Alpenvereinshütte und in einem vereinsamten Fjeldsäter sind mir liebe, immer wieder auftauchende Erinnerungen an meine Wanderfahrten.

Kapitel 6.

Der Golfstrom und sein Einfluß auf das nordische Klima.

Entstehung, Weg und Spaltung des Golfstroms — Das isländische Tief — Feuchte Südwestwinde — Warum die große atlantische Strömung ihre Wärme solange behält — Anschwemmung tropischer Gegenstände — Das vom Polarstrom bewirkte milde Klima — Klimatische Sonderheiten — Klimatische Ähnlichkeit im Norden und Süden Norwegens — Wachstum in hohen Breitegraden — Temperaturen — Klimatische Seltsamkeiten in der Richtung von Süd nach Nord und von West nach Ost — Wärmeunterschiede innerhalb der Fjorde — Der Golfstrom bringt Wärme aber auch Stürme — Niederschlagsmenge — Gewitter — Norwegen durch den Golfstrom alles und ohne ihn nichts — Die Bedeutung der Strömung für den Fischfang.

Wenn Norwegen sein Entstehen dem neckischen Spiel zweier Riesen verdankt, von denen der eine übermütig eine ungeheure Meereswelle aufpeitschte, die der andere als Störenfried im Augenblick des Überstürzens zu Stein erstarrte, dann hat ein dritter Jotune, die rauhe Zaubertat des zweiten mildernd, diesem toten Felsgebilde wieder Leben, Kraft und Wesen eingehaucht. Dieser wunderwirkende Gewaltige ist der Golfstrom.

Ihm schuldet das Land seine Eigenart und seinen Wert.

Der Golfstrom oder, besser gesagt, die große atlantische Strömung, wälzt sich vom tropischen Amerika aus durch den Busen von Mexiko an der Küste Floridas entlang ins atlantische Meer, und zwar auf einem zuerst nördlich, dann immer mehr östlich gerichteten Wege. An den Azoren teilt er sich in zwei Arme. Der eine geht südöstlich nach der Westküste Frankreichs und Portugals, der andere um Großbritannien herum und gelangt bis an die nördlichsten Gestade Norwegens.

Nördlich vom 70.° spaltet sich dieser seinerseits wieder in zwei Teile; der eine strebt ostwärts um das Nordkap herum und bringt bis ins Weiße Meer seine klimatischen Wirkungen hervor, der andere wendet sich nach Norden und bringt nach der Westküste Spitzbergens, der er das winterliche Eis nimmt, und dann bis zum Packeis hinauf. Diese beiden Arme entstehen dadurch, daß der vom Nordosten Spitzbergens kommende Polarstrom den Golfstrom trifft und wie ein Keil zerspaltet.

An der Begegnungsstelle bilden sich fast ständige Nebel, da hier die mit dem Polarstrom ziehende erwärmte und von Wasserdampf gesättigte Luft plötzlich abgekühlt wird und Feuchtigkeit kondensiert.

Die in diesem Gebiet liegende Bäreninsel ist deshalb fast immer von Nebel umwallt und den Reisenden selten sichtbar.

Die Abwendung des linksseitigen Teils des an den Azoren sich fächerartig ausbreitenden Golfstroms nach Nordosten und den englischen und norwegischen Küsten hin ist wieder die Wirkung eines in diesen Gebieten der Atlantik beinahe ständig wehenden Südwestwindes. Südlich von Island liegt nämlich auf dem Meere fast das ganze Jahr hindurch ein barometrisches Tief, eine Zone niedrigen Luftdrucks, die sich in der Richtung der norwegischen Küste nordostwärts fortsetzt und nach den Luftströmungsgesetzen bewirkt, daß rechts davon oder südostwärts fast stetig warme und feuchte Südwestwinde wehen, die das tropische Wasser des Golfstroms mit sich wälzen und gleichzeitig selbst feuchtwarme Luft und Regen ins Nordland bringen.

Diese Luft- und Wasserströmung stehen in einer eigenartigen Wechselwirkung, deren Erörterung hier erübrigt.

Der Golfstrom verliert natürlich auf seiner langen Reise ein gut Teil seiner Temperatur, bleibt indes bis hoch an die nordische Küste in angewärmtem Zustande und wohl befähigt, die Natur des Landes so stark zu beeinflussen, daß Norwegen die größte klimatische Anomalie der Erde darstellt.

Mir ist von Nichtgeographen oft als unmöglich hingestellt worden, daß in einem großen Weltmeer sich ein Wasserstreif, unvermengt und wochenlang größere Wärme beibehaltend, den langen Weg vom mexikanischen Golf bis nach Europas Nordkap und darüber hinaus zurücklegen könnte. Man muß die Breite und Tiefe des Stroms, die ungeheure Menge des herangewälzten Wassers in Betracht ziehen und beachten, daß der mit der Strömung dahingleitende warme Südwest, bald selbst von Feuchtigkeit gesättigt und deshalb der Umgebung durch Verdampfung keine Wärme mehr entziehend, sich wie ein schützender Mantel über die Strömung legt. Erhält doch schon ein kleines, asbestumhülltes Gefäß seinen Inhalt eine Reihe von Tagen in warmem Zustande.

Auch die völlige Vermengung mit dem anderen Meerwasser findet nicht statt. Die Polarstromgewässer besitzen durch den Druck der nachfolgenden Massen und das Schieben des begleitenden Windes eine gewisse Energie, die sie einem rollenden Rundkörper gleich in derselben Richtung, in demselben Bett erhält und sich den umgebenden

Mengen nur wenig mitteilt. Wir müssen eben die Südwestwinde und das Anströmen des tropischen Wassers in ihrer gemeinsamen, ihrer Doppelwirkung ins Auge fassen und dann als dritten Faktor, soweit die Fjordküste und ihr klimatischer Charakter in betracht kommt, die flachen Küstenbänke hinzuziehen, die dem kalten Wasser der Tiefe den Zutritt wehren.

Daß das Meereswasser des subtropischen Amerika wirklich diesen Weg nimmt, beweist allein schon die Anschwemmung allerlei diesem Erd-



Brakfettinderne im Raftsund (Lofoten).

gebiete angehörender Erzeugnisse und Gegenstände an die norwegische Küste bis hinüber nach Spitzbergen und dem Weißen Meere. Man findet hier häufiger Trümmerstücke von Schiffen, die an der amerikanischen Küste scheiterten, Kokosnüsse, Bananen, Tropenpflanzen, Stämme von Mahagonibäumen, Fische, die sonst nur in der Bai von Mexiko zu Hause sind. An der Küste Schottlands vorbeistreifend, hat der Golfstrom Waggonteile von dem Eisenbahnzuge, der beim Einsturz der Taybrücke ins Wasser gerissen wurde, mit sich genommen und

als Zeugen des Unglücks nach Norwegen gebracht. Ja, es sind Ölfässer, die an der hafenlosen und brandenden Westküste Afrikas, wo Neger die Frachtstücke durchs flache Wasser in schaukelnde Boote tragen müssen, beim Einladen ins Meer gefallen sind, von hier zuerst nach Südamerika getrieben, dann in den Golfstrom geraten und endlich nach Norwegen geschwemmt worden. Im innersten Buchtende des Eisfjords auf Spitzbergen fanden wir reichlichen, unzweifelhaft von Amerika herrührenden Antrieb.

So hat der allgütige Weltenmeister gesorgt, daß dem karg bedachten Nordland auch etwas von den Segnungen der Tropensonne auf weitem Wege hinübergetragen wurde.

Der Polarstrom ist der Segenspender Norwegens.

Kein Land, keine Küste auf unserem Planeten hat auch nur annähernd ein im Verhältnis zur Breite so mildes Klima wie Norwegen.

Käme allein die nördliche Lage des Landes in Betracht, so würde es unter einer unermeßlichen Gletscherdecke begraben liegen. In Grönland ist die Westküste schon vom 60.° an das Gebiet der Eskimos, das Innere ein großes Firn- und Eisfeld und die Ostküste durch Treibeis unbewohnbar. Unter 70°, wo in Tromsö Bäume in frischem Grün, Blumen in köstlichen Farben prangen und die Stadtmenschen kühlende Seebäder nehmen, starren in Nordamerika die grausigen Eiswüsten, in denen um die Nordwestdurchfahrt gekämpft wurde und die Franklinexpedition erlag. Wo unter gleicher Breite zur Winterzeit im russischen und sibirischen Festlandinnern das Quecksilber erstarrt und die gefrorenen Wurzelfrüchte mit Beil und Hammer zerschlagen werden, weidet in Norwegen zur selben Jahreszeit das Vieh auf grünen Hängen; und noch auf den südlichen Inseln der Lofoten bleiben die Schafe selbst im Winter nachts im Freien. Während in St. Petersburg die elektrische Bahn über die zugefrorene Newa geführt wird, fahren in weit nördlicher gelegenen Buchten des Nordlands Schiffe weit ins Innere hinein. In Gradhöhen, wo in anderen Erdteilen alles Pflanzenleben erstirbt, erfreut sich das nordische Land südländischer Fruchtbarkeit.

Das warme Wasser der Golfströmung dringt bis tief in die Fjorde und hält sie eisfrei und offen für die Schiffahrt. Nur ihre innersten Ausläufer bedecken sich da, wo aus den Talfortsetzungen kaltes Gletscherwasser die Fluten des Tropenstroms kühlt, gelegentlich mit einer leichten Eisdecke, welche aber durch die Gezeiten am Rande bald abgebrochen wird und wie diejenige eines Stauteiches frei auf dem Wasser schwimmt.

Das Meereswasser an der Küste gefriert erst recht nicht, und selbst das Nordkap sieht nie eine Eisscholle.

Wie mancher Reisende hat geglaubt, auf seiner Sommerfahrt über den Polarkreis hinaus ewig im Eise zu stecken und durch Schollen hindurchzusteuern. Statt dessen sieht er grünendes Gestade, lachende Sonne, leuchtendes Meer und blauen Himmel.

Für das nordische Klima entscheidet nicht die Gradhöhe, sondern die Nähe und Kraft des Polarstroms.



Der Brixdalsbrae am Nordfjord.

Die Entfernung vom Kap Lindesnaes bis zum Nordkap kommt einer Strecke von Berlin bis an die Nordküste Afrikas gleich. Während wir hier einer sinnfälligen Stufenfolge im Wechsel des Klimas und Pflanzenwuchses begegnen, treffen wir im Nordland bis hinauf in den Lyngenfjord nahe der Nordspitze des Erdteils kaum eine merkbare Verschiedenheit in Wärmeverhältnissen und Bodenerzeugnissen.

Kräftige Laubbäume von bestem Nutzholz gedeihen bis über Tromsö, Birke und Fichte bis zum 70.°, Tanne bis zum Polarkreis; Buchen, Linden, Eschen, Ahorn, Kastanien findet man über Drontheim hinaus. Die verschiedenen Obstbäume tragen bis zu hohen Breitengraden, Äpfel und Birnen geraten bis Drontheim, Kirschen — die

nordischen Morelli — reifen bis zum Polarkreis. Weizen wird noch unter dem 64.°, Roggen unter dem 69.°, Gerste und Hafer bis zum 70.° gezogen. In den nördlichsten Gebieten wird die Gerste wie in Süddeutschland neun bis zehn Wochen nach der Aussaat geerntet. Den Hardangerfjord, der auf der gleichen Breite wie St. Petersburg liegt, nennt man gern die Obstkammer Norwegens; in Balholmen am Sogne liefern in einem Obstbaumhof fast sämtliche europäischen Fruchtbäume reichen Ertrag, im Lyngenfjord — zwischen den beiden nördlichsten Städten der Erde —, in dem Gletscher von 1500 m hohen Bergen hinab ihre Zungen lechzend fast bis ins Meerwasser strecken, grüßen dunkle Föhrenwälder, wächst Gerste, Roggen und Weizen, bietet die Erdbeere am grünen Felsufer ihre köstlichen Früchte.



Baumwuchs im Norden (das Loenvand im Loendal [Nordfjord]).

Erst über dem Polarkreis wird der Baumwuchs kärglicher und hört mit Hammerfest, wo man an geschützter Stelle noch stolz ein kleines ‚Wäldchen' ängstlicher Birken hegt, ganz auf.

Eigentlich arktischen Charakter zeigen aber erst die nördlichsten Teile Finmarkens. Doch sieht man auch hier noch überall Gras, Moos und Flechten, die den Renntieren als Nahrung dienen, und am Nordkap pflückt man schöne und mannigfaltige Blumen, die sogar sehr stark ins Kraut geschossen sind und große, fleischige Blätter entwickelt haben.

Da die nordischen Gebiete drei volle Monate, von November bis Februar, in die ewige Winternacht gehüllt sind, muß die gesamte Pflanzenwelt mit Treibhausschnelligkeit zur Reife gebracht werden.



Vegetationsbild aus dem Golfstromgebiet unter dem 70. Breitengrad (Kirchhof in Lyngen bei Tromsö).



Keimentwicklung, Sprossung, Blattentfaltung, Knospung, Blühen, Fruchtreife müssen in weniger als einem Vierteljahr vor sich gehen.

Ganz im hohen Norden, auf Spitzbergen, entspricht der Juni dem Frühling, der Juli und Anfang August dem Sommer und der Rest des August dem Herbst; alles andere ist Winter.

Selbst am Polarkreis bleibt im Januar die Durchschnittstemperatur über 0°. In Bergen beträgt die mittlere Wärme des kältesten Monats + 1° C, in dem nördlicheren, aber dem Meere näher gelegenen Aalesund + 1,8°, und auf den Lofoteninseln, weit über dem Polarkreis, — 0,5°. Der Januar des 65.° ist milder als der von Berlin und Wien.



Pflanzenwuchs im Norden (Merok am Ostende des Geiranger).

Die durchschnittliche Jahrestemperatur am Hardanger ist + 6° C, in dem geschützten Balholmen am Sogne sogar + 9°, in Drontheim 5°, am Nordkap über 0°.

Man meint oft im hohen Norden, man wandle am Ufer des Genfer Sees oder gar am Azurgestade der Riviera.

In der Rosenstadt Molde ist es das ganze Jahr hindurch wärmer und linder als am Vierwaldstätter See.

Man braucht auf einer Nordlandfahrt weniger klimatische Gegensätze zu fürchten als auf einer Schweizerreise und friert im Frühling in Italien mehr als in Norwegen.

Wer nur eine Fjordreise unternehmen und etwa bis Drontheim will, mag die Fahrt ruhig Anfang Juni antreten; er wird über das milde Wetter erstaunt sein. Wer den Lofoten, dem Nordkap oder gar

Spitzbergen zustrebt, sollte nicht vor Mitte Juni und nicht nach Mitte August reisen.

Die Mitternachtssonne scheint mit ihrer ganzen Scheibe in Bodö vom 3. Juni bis 8. Juli, am Nordkap vom 13. Mai bis 30. Juli, in Spitzbergen vom 22. April bis zum 21. August [1]).

So treibt das Land der Sonderlichkeiten auch in seinen klimatischen Seltsamkeiten ein wunderbar Launenspiel.

Während anderswo von Süd nach Nord, z. B. von der afrikanischen bis zur Nord- und Ostseeküste, sich dem Reisenden augenfällige Unter-



Eine Seelandschaft am Nordfjord (Vasenden i Loen).

schiede in der Natur der durchfahrenen Länder darbieten, besteht im Nordland der Gegensatz in dem Fehlen dieses Gegensatzes.

Kommt der Nordlandfahrer zu Beginn seiner Reise in den südlichen Hardangerfjord und zum Schluß unweit des Nordkaps in den Lyngenfjord, so erblickt er hier wie da lachende Sonne, goldige Ährenfelder, duftige Blumen, lockende Erdbeeren, aber auch hier wie da weiße Schneefelder und zerborstene Gletscherströme, schaut er hier wie dort den Sommer gleich neben dem Winter [2]).

---

1) Siehe Seite 274.

2) Siehe Seite 53, 54.

Die klimatischen Kontraste zeigen sich in Norwegen in anderer Himmelsrichtung, von West nach Ost.

Die Küste hat Seeklima, d. h. kühle Sommer und warme Winter, das Inland Binnenklima, d. h. warme Sommer und kalte Winter.

Die feuchte und trübe Luft an der Küste hält im Sommer die glühende Sonne, im Winter die Kälteausstrahlung ab, verursacht also ein mehr gleichmäßiges Klima. Landeinwärts gibt die wasserdampfgesättigte Luft viel von ihrer Feuchtigkeit gleich an den nächsten Berghängen ab, wird immer trockener und läßt in ihrer Reinheit im Sommer



Landschaftsbild aus dem Nordfjord.

die den Boden stark erwärmende Sonne und im Winter die kalte Ausstrahlung des Äthers durch.

Die Temperatur des fließenden Meeres nimmt nur unbedeutend ab und zu, wirkt also auf das nahe, der Kälteausstrahlung ausgesetzte Land im Winter erwärmend, im Sommer, wo die Sonne den Boden stark erhitzt, abkühlend. Im Winter erwärmt der Polarstrom die Küste, im Sommer kühlt er sie ab. Ganz nördlich ist sein Wasser sogar im Sommer wärmer als die Luft. Selbst in Molde übertrifft nur zu kurzer Sommerzeit die Temperatur der Luft die des Meeres.

Für das nordische Klima ist demnach nicht die Gradhöhe, sondern die Entfernung vom Golfstrom entscheidend. Die stärksten klimatischen

Unterschiede, die größte Hitze und Kälte, haben wir deshalb in den Gebieten Norwegens, die nach allen Seiten hin vom wärmenden Ozean am weitesten entfernt sind.

Es weicht also die Wärme ostwärts zurück. Während im Innersten des Landes die winterliche Kälte alles erstarrt und die heiße, vom wolkenlosen Himmelsdom niederstrahlende Sonne des Sommers Mensch und Pflanze dahinwelken läßt, erfreuen sich Küste und Fjordgestade eines ewigen Frühlings. Die meisten schwedischen Orte haben Mitteltemperaturen unter Null, das Innere Finmarkens erlebt russische Winter.

Schon innerhalb der von West nach Ost einschneidenden, bis über 200 km langen Fjorde wird man des Wärmeunterschieds bewußt. An der Küste friert es nie, die inneren Fjordausläufer bedecken sich aber zuweilen mit einer leichten Eisdecke — Passarge vergleicht sie mit leicht frierenden Fingerspitzen —; am Meere, wo der wolkenverhangene Himmel und die nebelschwangere Luft die Sonne weniger durchlassen, kommt die Gerste oft nicht zur Reife, während mehr im Inneren die Kirschbäume, vor rauhen Nord- und Ostwinden gehütet und von den warmen Strahlen des Tagesgestirns geküßt, ihre roten Früchte darbieten.

Der Golfstrom bringt der Fjordküste Wärme, er bringt aber auch Stürme. Die ungeheuren Wärmegegensätze zwischen Küste und Binnenland und die damit verbundene, oft recht plötzlich sich ergebende Verschiedenheit der Luftverteilung müssen starke atmosphärische Ausgleiche verursachen. Die norwegische Küste wird deshalb viel von Stürmen heimgesucht, die an manchen Stellen keinen oder nur spärlichen Pflanzenwuchs aufkommen lassen. Daß man von Hammerfest ab keine Bäume mehr sieht, liegt weniger an der nördlichen Lage als an den orkanartigen Winden. Der Pflanzenwuchs zeigt sich im Landinnern und innerhalb der Fjorde erst da, wo die Felswände Schutz gewähren. So sind die Küstengestade und die Fjordmündungen meist nackt und kahl; im Innern der Einbuchtungen zeigt sich dann zuerst Moos, sodann Gras, weiterhin Gestrüpp und schließlich Laubwald, Getreide und Obst.

Die gewöhnlichen Land- und Seewinde sind an der Küste bis etwa ans Ende der Fjorde fast so regelmäßig wie Ebbe und Flut. Die weiter aus dem Innern kommenden und plötzlich auftretenden Landwinde wehen oft durch die Taleinsenkungen und Fjorde mit solcher Gewalt nach dem Meere hin, daß sie große Verheerungen anrichten. Die Meereswinde zeigen nicht diese Unregelmäßigkeit und Plötzlichkeit.

Durch die hohe, eine starke Verdunstung hervorrufende Temperatur des Golfstroms wird naturgemäß auch die Niederschlagsmenge gesteigert.

Die Seewinde kondensieren über dem kälteren Küstenland schnell ihren Wasserdampfgehalt, die Wolken schlagen wie nasse Schwämme gegen die Felswände und verursachen starken Regenfall.

Die Niederschlagsmenge ist darum an Norwegens Westküste sehr groß. Die Umgebung von Bergen weist mit fast 2000 mm die höchste Europas auf[1]). Ins Inland hinein nimmt dann die Regenhöhe ab und beträgt am Ende des Sogne nur noch 500 mm jährlich[2]).

Im Südwesten des Landes zählt man 6 bis 7 Gewitter auf ein Jahr, in Finmarken nur eins. Vossevangen hat ebenfalls durchschnittlich nur ein Gewitter und zwar immer im Sommer. An anderen Orten treten die Gewitter allein im Winter auf.

Norwegen ist mit dem Polarstrom alles und ohne ihn nichts. Er gibt dem Lande von Süd bis Nord Wärme, Kühle und Fruchtbarkeit; er spendet den befruchtenden Regen; er hält im Winter Schärengürtel und Fjorde, welche die fast einzigen Verkehrsstraßen abgeben, für die Schiffahrt eisfrei; er lockt in die Untiefen, in die seichten, von Klippeneilanden gehüteten Sunde, welche seine warme Flut — die tieferen und kälteren Gewässer des Weltmeers vor der steilen, unter der Wasserfläche lagernden Felswand zurücklassend — sanft erwärmt, alljährlich viele hundert Millionen Fische, die hier heimliche und sichere Stätte für wonnige Liebesvereinigung, ein tadelloses Wöchnerinnenasyl und einen prächtigen Tummelplatz für die unzähligen zarten Früchte ihrer Minne finden[3]).

---

[1]) Siehe Seite 48.

[2]) Zum Vergleich sei angeführt, daß im Jahre 1911 bis zum 1. August Düsseldorf 258 mm Regenhöhe zu verzeichnen hatte.

[3]) Siehe Kapitel 20 (Fischfang), Seite 293.

Kapitel 7.

Wissenswertes aus der wirtschaftlichen und politischen Geographie Norwegens.

I. Erwerb.

Geringer Bodenanbau und dünne Besiedelung — Auswanderung — Die Bewohnerzahl im Verhältnis zur Ertragsmöglichkeit des norwegischen Bodens — Bodenerzeugnisse — Jahresernte — Stärkere Neigung des Norwegers zu Handel, Fischfang und Schiffahrt als zum geruhsamen Ackerbau — Entsprechende Verhältnisse im werktätigen Westen Deutschlands — Baumwuchs und Holzwirtschaft — Tierbestand — Fischfang — Bergbau und Industrie — Handel und Lohnschiffahrt — Ein- und Ausfuhr.

Kennzeichnend für Norwegen ist die Tatsache, daß es die viertgrößte Handelsflotte der Welt[1]) besitzt, aber als ackerbautreibendes Land an niedrigster Stelle unter den Staaten Europas steht.

Es ist dünn besiedelt. Die Hauptursache der geringen Bevölkerung und auch der früheren sehr starken Auswanderung ist die Unfruchtbarkeit, Unzugänglichkeit und winterliche Unbewohnbarkeit des Hochfelds.

Von den 325423 qkm, die das Land umfaßt, waren 1880 nur 2350 qkm, also etwa 0,7 % bebaut; 7000 qkm sind vergletschert, und 235000 qkm bilden öde Gebirgs- und Morastgegenden, von denen die Hälfte über der Pflanzenwuchsgrenze liegt. Nach den neuesten Berechnungen sind 76% unbewohnbare Fjeld- und Schneewüsten, 21% Wald, 2,9% Ackerland und 0,1% Ortschaftsgründe.

Es kommt bei diesen Aufstellungen darauf an, wie weit die Fjeld- und Gebirgsgebiete als einträglicher Wald- und Weideboden gerechnet werden. Man begegnet großen Abweichungen.

Auf jeden Fall sind zwei Drittel des Bodens unergiebig, die Ernten geringer als in der Schweiz. Zum Vergleiche diene auch die Bemerkung, daß in Frankreich neun Zehntel des Bodens angebaut sind.

[1]) Voran gehen nach einer Aufstellung des Jahres 1911 England mit 18000000 Tonnen, Deutschland mit 4000000 Tonnen und die nordamerikanische Union mit 2500000 Tonnen. Für die Union werden zuweilen fälschlich 1642000 Tonnen angegeben.

Die Bevölkerung Norwegens beträgt nahezu 2½ Millionen (1911: 2393000), also beträchtlich weniger als die des Regierungsbezirks Düsseldorf, der 3¾ Millionen Einwohner zählt[1]). Sie belief sich 1891 auf 2 Millionen und 1880 auf 1900000 Seelen. Auf ein Quadratkilometer kommen also heute 7 Einwohner — in Finmarken sogar nur 0,7, — in Schweden dagegen 13 und in Dänemark 68 —; 1891 waren es in Norwegen 6 und 1880 5,8. Im Regierungsbezirk Düsseldorf wohnen durchschnittlich auf einem Quadratkilometer 600 Menschen.



Die Riksgraensen (Reichsgrenze).

Der dem Vikingergeist innewohnende Drang in die Ferne ist schon stark gekühlt. In den Jahren 1866—70 wanderten durchschnittlich 15000 Norweger jährlich, und zwar meist nach Nordamerika, aus. Noch am Ende des verflossenen Jahrhunderts wurde berechnet, daß ein Siebtel aller in den letzten 40 bis 50 Jahren in Norwegen Geborenen in Amerika lebte, daß in Chikago allein 40000 Skandinavier, meist Norweger, wohnten und daß sich in Nordamerika fast 1000 skandinavische Kirchen befänden.

[1]) Schweden zählte 1911 5476500, Dänemark 2690000 Einwohner.

Infolge der steigenden Wohlhabenheit hat jetzt, wie in Deutschland, die Auswanderung in Norwegen stark nachgelassen. Wenn ich recht unterrichtet bin, erreichte schon vor mehreren Jahren die Auswanderungsziffer nicht mehr die Zahl 2000.

Etwas über die Hälfte (1 650 000) der Bewohner treibt Landwirtschaft, ist aber bei weitem nicht imstande, die Nahrungsbedürfnisse der Bevölkerung zu befriedigen, so daß eine starke Zufuhr notwendig ist.

Man zieht Gerste, Roggen, Weizen und Kartoffeln, in südlichen und geschützt gelegenen Gegenden auch unsere heimischen Gemüse und Obst.

Der Norweger befaßt sich verhältnismäßig viel mit der Aufzucht von Vieh, besonders von Pferden, Rindern, Schafen, Ziegen und im Norden von Renntieren.

Die Beschaffenheit der Bodenerzeugnisse ist fast durchweg gut. Manche von anderen Ländern nach Norwegen übertragene Pflanzenarten haben dort besonders gutes Fortkommen gefunden und in geschützten Gebieten sogar Veredelung erfahren. In Molde z. B. sind eine Reihe von Mitteleuropa überpflanzter Blumenarten und Obstsorten zu ungekannt üppiger und schöner Entfaltung gelangt.

Nur die Kartoffel will im nordischen Lande nicht recht gedeihen. Sie ist dort klein, holzig und von fast unangenehmem Geschmack. Oberländer entwirft in seinem Buch ‚In norwegischen Jagdgründen‘ eine humorvolle Schilderung vom nordischen Erdapfel, und Björnson hatte immer eine Kartoffel auf seinem Schreibtisch liegen, seinen erstaunten Besuchern sagend, sie wäre dortzulande zu nichts anderem nütze als zur Entfettung der Stahlfedern.

Die Jahresernte Norwegens hat einen Wert von rund 55 Millionen Kronen, während diejenige Deutschlands auf etwa 3½ Milliarden Mark anzusetzen ist. Nahezu zwei Fünftel (38%) des verbrauchten Getreides ist aus dem Auslande bezogen.

Wohl stellen sich in Norwegen der Bodenkultur besondere und große Hindernisse entgegen, doch wird sicherlich auch hier, wenn die Bevölkerung weiterhin so stark zunimmt und später, wie ebenfalls zu erwarten steht, die Weltmächte streng abgeschlossene Wirtschaftsgebiete darstellen, dem Ackerbau mehr Aufmerksamkeit zugewandt werden und manches Ödland in gutes Ackergelände gewandelt werden.

Die Möglichkeit, den morastigen Torfboden auszutrocknen und ertragfähig zu machen, ist erwiesen und um die Säter herum das Sumpfland schon vielfach zu gutem Weidengrund gemacht worden.

Kundige behaupten, daß Norwegen von Natur landwirtschaftlich dasselbe und sogar noch mehr leisten könne als das Alpengebiet.

Man fängt jetzt an, auf dem Fjeld den Boden planmäßig zu entwässern, und hat schon befriedigenden Graswuchs erzielt, wo früher der Fuß tief in den verfilzten Torf einsank.

Die Lehrer ziehen an freien Nachmittagen mit der Schuljugend hinaus auf das Hochfeld und pflanzen kleine Fichten und Laubbäume, wobei jedes Kind von Jahr zu Jahr den Fortschritt auf dem ihm überwiesenen Landstückchen überwacht.

Leider ist man in Ländern stark aufstrebender Entwicklung meist



Felsformen an der Fjordküste (Troldfjord).

zu spät zu der Erkenntnis gekommen, was ein starker Waldbestand für das wirtschaftliche und gesundheitliche Wohlergehen eines Volkes bedeutet.

Ich versteige mich zu der Behauptung, daß eine der Ursachen der Entkräftung mancher Kulturvölker die Entforstung der Wälder und die damit verbundene gesundheitliche Schädigung gewesen ist.

Gerade der norwegische Wald ist stark gelichtet worden und bedarf der überlegten Aufforstung. Gewiß verhindern die vielen Riesenblöcke und die breiten, steinigen, durch Hochwasser geschaffenen Flußbetten einen Wald, wie Schweden und Deutschland ihn kennt,

aber an manchen Stellen ist doch in der Abforstung stark gesündigt worden.

Das harzreiche und deshalb den Unbilden der Witterung trotzende Fichten- und Kiefernholz ist nicht allein im Lande selbst, sondern auch im Auslande sehr gesucht.

Es ist bezeichnend, was noch einmal erwähnt sei, daß unter den Kulturvölkern der Welt Norwegen in bezug auf den Ertrag des Ackerbaus die unterste Stelle, in bezug auf den Tonnengehalt der Handelsflotte im Verhältnis zur Bevölkerungszahl die erste Stelle einnimmt.

Bis jetzt sind nur etwa 10000 qkm d. h. 3% der Gesamtoberfläche dem Ackerbau erschlossen (wovon 85% zum eigentlichen Ackerbau und 15% zum Kartoffelbau Verwendung finden); doch muß man bedenken, in welcher Höhe die morastige, steinige, den Stürmen ausgesetzte Fjeldfläche liegt und daß 1500 Quadratmeilen des norwegischen Gebietes oberhalb des Polarkreises liegen.

Es soll indes das Zwanzigfache des norwegischen Bodens bei verständiger Bearbeitung ertragsfähig sein.

Der Norweger neigt in seinem unsteten Geiste mehr als zum geruhsamen Ackerbau zur Schiffahrt und besonders zu dem lohnenden, wenn auch mühseligen und gefahrvollen Fischfang. Die Schiffe, welche die getrockneten und gesalzenen Fische in andere Länder tragen, bringen als Rückfracht die dortigen Erzeugnisse der Landwirtschaft und Gewerbtätigkeit.

Wir beobachten eine ähnliche Erscheinung im werktätigen Westen Deutschlands, wo die besser bezahlte Industriearbeit Ackerbau und Waldwirtschaft verkümmern läßt und der Osten und das Ausland das Fehlende liefern muß.

Je mehr die Länder sich wirtschaftlich voneinander unabhängig machen und abschließen, je mehr der zu erwartende Ausgleich zwischen dem Lohnertrag der Landwirtschaft und dem der eigentlichen gewerblichen Tätigkeit eintritt, um so mehr wird man sich der ersteren zuwenden und erfahren, daß nicht alles Ödland ist, was man heute dafür hält.

Im gewerbreichen Sauerland, z. B. im Ebbe, hat der preußische Forstfiskus schon ausgedehnte, durch Vernachlässigung zu Ödland gewordene Gebiete zu 15 bis 30 Mark den Morgen angekauft und durch Kiefern- und Fichtenkulturen neu aufgewirtschaftet.

Nimmt Norwegen in seinem Küstengebiet weiterhin einen solch ungeheuren, an amerikanische Verhältnisse erinnernden Aufschwung, so

wird auch dort bald der Beweis geliefert sein, daß große, heute brachliegende Gebiete sehr wohl ertragsfähig gemacht werden können.

Baumwuchs findet sich bis weit nach Norden hin; wir hörten schon, daß man noch in Hammerfest stolz ein winziges Birkenwäldchen zeigt. Kiefer und Tanne, Eichen und Buchen, Zier- und Obstbäume gedeihen fast bis an den Polarkreis; Weiden, Pappeln, Eschen, Erlen bemerkt man noch im Lyngenfjord fast unter dem 70.°. Besonders



Ein Vogelberg in der Nähe des Nordkap.

sind in den hohen Breiten die Steilhänge von der Birke bestanden, die in ihrem saftigen, fleischigen Blattgrün und dem Silberglanz ihrer schlanken Stämme die kahle Felsenlandschaft freundlich belebt und in der Ferne oft für die Fichte angesehen wird.

Die Holzwirtschaft ist ein wichtiger Bestandteil des norwegischen Erwerbslebens. Das Holz kommt meist zu Brettern zersägt in den Handel. Der Jahresertrag beträgt ungefähr 15 Millionen Kubikmeter, die jährliche Ausfuhr fast 2½ Millionen Kubikmeter.

Die norwegische Landfauna ist nicht sehr reich. An wilden Vierfüßern und Pelztieren finden sich Bären, viele Füchse, Luchse, Vielfraße, Schneehasen, Fischottern, Elen, Ren, wenige Hirsche und in Finmarken der Wolf. Für die arktischen Gebiete kommen Eisbären, Blaufüchse und auch Renntiere in Betracht.

Die Seesäugetiere, Seehunde, Walrosse, Walfische bringen in den höheren Breiten dem Erwerb eine reiche Ausbeute.

Von den Vögeln herrschen die Seevögel vor, besonders viele Arten von Möwen, Alken und Lummen. Diese Vögel sind in verhältnismäßig wenig Arten vertreten, kommen dafür aber in ungeheuren Mengen von Einzelwesen vor. Das Sammeln von Vogeleiern und der Daunen der Eiderenten gewährt einer größeren Zahl der Bewohner des höheren Nordens einen Teil des Lebensunterhalts.

Die Haupterwerbsquelle ist der Fischfang, der dem Lande insgesamt etwa 32 Millionen Kronen einbringt. Der Kabeljau- und Heringsfang warfen im Jahre 1900 allein 13½ und 9 Millionen, also insgesamt 22½ Millionen Kronen ab und beschäftigten gegen 100000 Personen. Im Februar und März allein trifft man zwischen den Lofoten und dem Festland je nach dem stärkeren oder schwächeren Auftreten des zum Laichen das Gebiet des warmen Golfstroms aufsuchenden Dorsches 20 bis 30000 Fischer in mehr als 5000 Booten.

Der Gesamtertrag des Fischfangs hat etwas nachgelassen, einige schätzen ihn heute nur noch auf 25 bis 28 Millionen Kronen[1]).

Bergbau und Industrie sind in Norwegen von weit geringerer Bedeutung als in Schweden; insgesamt werden etwa 85000 Arbeiter in Minen und Fabriken tätig sein.

Von nutzbaren Mineralien, woran Norwegen sehr reich ist, seien erwähnt die Eisenerze von Arendal, die Gold-, Silber- und Bleierze von Kongsberg, die Kobalt- und Nickelerze von Skutterud, Snarum und Lillehammer und die Kupfererze von Thelemarken. Von den neu erschlossenen, sehr ergiebigen Eisenminen im Lappländischen sprechen wir an anderer Stelle[2]).

Norwegen ist wie Holland weit mehr Handels- als Industriestaat. Die Handelsflotte verfügt über rund 1550 (1904:1477, 1900:1250, 1891:1167) Dampfer und 6050 (1904:5843) Segler, also zusammen über ungefähr 7600 (1904:7320) Schiffe mit beiläufig 2¼ (1904:2093000) Millionen Gehalt an Tonnen und 55000 (1904:50553) Mann Besatzung.

[1]) Siehe über Fischfang das besondere Kapitel, Seite 293.

[2]) Siehe Seite 485—486.

Der Wert der Einfuhr beträgt rund 300 Millionen Kronen, derjenige der Ausfuhr nicht ganz 200 Millionen, so daß das Land im Außenhandel ungefähr 100 Millionen einbüßt. Dieser Verlust wird aber ersetzt durch die Frachtschiffahrt, welche die norwegischen Fahrzeuge auf alle Weltmeere führt.

Gegenstände der Einfuhr sind neben Getreide besonders Kolonialwaren, Wein, Spirituosen, Spinnstoffe, Kohlen, Metalle, Maschinen; ausgeführt werden die Erträgnisse der Waldwirtschaft, des Fischfangs und des Bergbaus.



Ein Küstendampfer der B und N Linie in einem Fjord.

II. Verkehr.

Schiffsverkehr auf den Flüssen und Fjorden — Fahrstraßen — Skyds und das Reisen mit ihnen — — Eisenbahnen — Die Strecke Kristiania-Drontheim — Die Hochgebirgsbahn Kristiania-Bergen — Die Ofotenbahn — Fahrpreise — — Post, Telegraph, Telephon — Die beiden großen Dampfschiffahrtsgesellschaften — Auskunftsstelle für Reisende.

Die Bodenbeschaffenheit Norwegens setzt dem Verkehr besondere Schwierigkeiten entgegen.

Die zahlreichen Flüsse sind bei ihrem starken Gefälle und vielen Stürzen sehr geeignet zur Erzeugung von billiger Triebkraft und stellen nach dieser Richtung hin dem Lande eine große wirtschaftliche Zukunft in Aussicht; doch eignen sie sich nur zum ganz geringen Teil zur Schiffahrt.

Sehr günstig für den Verkehr sind die nicht minder zahlreichen, tief ins Innere einschneidenden Westfjorde mit ihren mannigfachen Verzweigungen. Aber sie kommen zumeist nur dem schmalen Küstensaum zugute, da die Wasserscheide nahe am Meere liegt, das Gebirge hochwandig aufsteigt und gewöhnlich kurze und steile Schluchten vom Fjorde auf die schroffe Hochfläche hinaufführen, von wo dann allerdings häufiger lange, breite, von Flüssen und vielen Stauseen erfüllte Täler südöstlich zur Ostsee hinableiten.

Norwegen hat insgesamt 30000 km fahrbare Wege, darunter 10000 km Hauptstraßen.



Eine Kahnstation der nordischen Fjorddampfer.

Es ist überaus schwierig und kostspielig in dem harten Granitfels Fahrstraßen anzulegen.

Auf mehr als 500 km Länge gibt es nur sechs fahrbare und auch von Reisenden benutzte Übergänge vom Innern Norwegens nach der atlantischen Küste. Diese Landstraßen sind zwar etwas schmal, aber trefflich ausgebaut und auch gut gehalten. Sie führen fast ausnahmslos durch sehr reizvolle Gegenden.

Die bequemste Verbindung von Kristiania nach dem Atlantischen Ozean ist die östlichste und zugleich längste Fahrstraße am Glommen aufwärts nach Drontheim hin, welche im ganzen parallel mit der Eisenbahn führt.

Gute Landstraßen verbinden auch die größeren Fjorde untereinander, so den Hardanger-, Sogne-, Nord- und Geirangerfjord.



Nordischer Dampfer vor dem Nordkap.

Der Reisende benutzt das altnationale einsitzige Karriol und besonders die bequemere zweisitzige Stuhlkarre, die Stolkjaerre.

Der Verkehr mit diesem eigenartigen Fuhrwerk, der sogenannte Skydsfahrdienst, ist wohl geordnet. Überall gibt es feste Stationen. In den nördlichen, weniger bewohnten Gebieten ist jeder Gutsbesitzer gesetzlich verpflichtet, dem Fremden gegen Entgelt Wagen zu stellen und Gastfreundschaft zu erweisen.

Das Reisen auf den Skyds hat seinen besonderen Zauber. Man sollte nur vermeiden, in einen langen Karawanenzug hineinzugeraten,



Straße an einem Fjord.

da man bei trockenem Wetter dann viel von dem Staub der voranfahrenden Wagen zu leiden hat. Auch der kleine nordische Falbe ist eine gesellige Natur und sucht Anschluß.

Das Skydsreisen ist nicht teuer. Pferd, Wagen und Kutscher kosten etwa 20 Pfg. das Kilometer. Übervorteilungen kommen kaum vor; zudem sind die Entfernungen überall bekannt und auch an den Wegsteinen zu ersehen.

Der Skydsgut, in entlegenen Gegenden oft eine fesche Nordländerin, rechnet auf ein kleines Trinkgeld, bei kürzeren Fahrten auf etwa eine halbe Krone, bei Halbtagsfahrten auf eine Krone und bei Tagesreisen auf 1½—2 Kronen.



Dampfer und Skyds.

Der Bau der Eisenbahnen hat natürlich dem Verkehr auf den Hauptlandstraßen Eintrag getan.

Das Gesamteisenbahnnetz Norwegens umfaßt 3000 km Länge und stellt eine Kostensumme von 304 Millionen Kronen dar.

Die norwegischen Schienenwege sind mit dem europäischen Eisenbahnnetz durch vier Linien verbunden:

1. Kristiania—Kornsjö—Gothenburg—Festland,
2. Kristiania—Kongsvinger—Stockholm,
3. Drontheim—Hell—Storlien—Stockholm und
4. Narvik—Riksgraensen—Stockholm.

Von Kristiania gehen einmal eine Reihe kürzerer Bahnen nach der bevölkerten und landschaftlich schönen Umgebung, dann die beiden



Felsenstraße im Bratlandsdal (Straße von Sand nach Odde).



Strecken das Gudbrandsdal hinauf nach Otta und durch das Valders nach Fagernaes und endlich die beiden Hauptlinien des Landes Kristiania—Drontheim und Kristiania—Bergen.

Die Eisenbahn von Kristiania nach Drontheim besteht schon lange, da sie verhältnismäßig leicht zu erbauen war und durch die wiederholt erwähnte natürliche Einsenkung führt, die von alters her die Hauptverbindung zu Lande zwischen Ostsee und Atlantik darstellt.

Sie ist 562 km lang, führt über Eidsvold und Hamar den Glommen hinauf und folgt nach Überwindung der Wasserscheide dem Lauf des Gula. Der Schnellzug gebraucht infolge der schwierigen



Eine norwegische Landstraße (zwischen Grotli und Stryn).

Geländeverhältnisse von Kristiania bis Drontheim 17 Stunden, während unsere Dezüge die gleichlange Strecke von Hamburg bis Frankfurt in 10 Stunden durchmessen.

Es sei hier erwähnt, daß der bekannte Lapplandschnellzug, der im Sommer einmal wöchentlich von Stockholm nach Narvik (in der Nähe der Lofoten) fährt, 40 Stunden gebraucht und daß die Reise von Narvik bis nach dem Nordkap noch eine zweitägige Seefahrt in Anspruch nimmt.

Die zweite Stadt des Landes, Bergen, war lange Zeit ohne Eisenbahnverbindung mit Kristiania und der europäischen Mitte. Sie hatte nur die 108 km lange Sackstrecke nach Voß, welche vor 30 Jahren

Das Eisenbahnnetz in den drei nordischen Ländern.

Eisenbahn
" im Bau
Dampfschifflinie

1 : 10600000

0 50 100 150 200 Km

Lith Anst v Leop Kraatz Berlin



Das Eisenbahnnetz in Norwegen.

erbaut wurde. Das Gelände stellte dem Bahnbau nach Kristiania zu große Hindernisse entgegen.

Der Traum der Norweger ist endlich im Jahre 1909 Erfüllung geworden. Seitdem fährt eine herrliche Hochgebirgsbahn von 500 km Länge, ein Meisterwerk der Ingenieurkunst, von der Landeshauptstadt am Kröderen entlang durch das Hallingsdal über Gol, Haugastöl, Finse — den höchsten Punkt der Linie — und Myrdal nach Voß und von da auf der alten Strecke, der sogenannten Vossebanen, nach Bergen.

Ein Fünftel der ganzen Strecke zwischen Voß und Myrdal besteht



Eine Stolkjaerre.

aus Tunnels. Es sind ihrer 25 vorhanden, derjenige von Gravehalsen ist ungefähr 6 km lang.

Von Drontheim und Narvik führen noch zwei kürzere Bahnen ostwärts nach der Reichsgrenze. Die letztere ist der norwegische Teil der Ofotenbahn. Sie wurde 1903 eröffnet. Einstweilen fährt nur wöchentlich dreimal ein Zug in zwei Stunden zur Riksgraensen. Sie wurde zum Erztransport gebaut. Man rechnet auf eine jährliche Beförderung von 1½ Millionen Tonnen.

Es wird jetzt eine Fortsetzung der Gudbrandsdallinie von Otta nach Domaas gebaut, von wo wieder Zweigstrecken durch das Romsdal nach Naes und über das Dovrefjeld nach Stören und Drontheim gehen sollen.

Die Fahrpreise der norwegischen Staatsbahnen betragen, in Öre angegeben, bei Entfernungen

bis zu	50 km	in	I. Klasse	6,5,	II. Klasse	5,	III. Klasse	3,25,
" "	150	"	"	6,5,	"	5,	"	3,
" "	300	"	"	6,5,	"	4,4,	"	2,75,
über	300	"	"	6,5,	"	4,	"	2,5,

bis zu	50 km	für Schnellzüge	in	I. Klasse	8,5,	II. Klasse	6,	III. Klasse	4,
" "	150	" "	"	"	8,5,	"	6,	"	4,
" "	300	" "	"	"	8,5,	"	5,6,	"	3,5,
über	300	" "	"	"	7,8,	"	4,8,	"	3.



Ein Stück der Eisenbahn von Vossevangen nach Bergen.

Rückfahrkarten zu 1½fachem Preis gelten einen Monat. Man hat 25 kg Freigepäck. Überfracht beträgt für jedes kg bis 100 km 3 Öre, für jede weitere 100 km 1 Öre mehr; mindestens 20 Öre.

Die Schlafplatzkarten betragen für die erste Klasse 10, für die zweite Klasse 5 Kronen; bei kürzeren Strecken tritt eine Ermäßigung bis zu 6, bzw. 3,50 Kronen ein.

Es gibt auch Rundreisehefte mit einer Preisermäßigung von 25%, die 45—60 Tage gelten.

Die Post ist gut verwaltet. Man wundert sich, wie sorgsam ihr Dienst bis in die entlegenen und unbevölkerten Gebiete eingerichtet ist.

Die Staatstelegraphie hatte schon 1904 eine Länge von 9735 km,

es bestanden 814 Stationen, für den Fernsprechverkehr bestanden 1903 39747 Sprechstellen. Es kommt heute auf je 40 Einwohner eine Sprechstelle, in Deutschland nur auf etwa 100, in Italien auf etwa 1200.

Den sehr ausgedehnten Schiffsverkehr besorgen die beiden weltbekannten Linien Det Bergenske und Det Nordenfjeldske Dampskibsselskab, von denen häufiger die Rede war [1]).

Sie stellen eine Vereinigung ähnlich der Kölner- und Düsseldorfer Dampfschiffahrtsgesellschaft dar. Man nennt sie meist kurz die B & N Linie.

Die Bergensche wurde 1851, die Nordenfjeldsche 1857 gegründet. Der ‚Norden des Fjeld' ist der Teil Norwegens, der sich von der nördlichen Grenze des mittleren Tafellandes, dem Dovrefjeld, bis an das Eismeer und die Grenzen Finnlands erstreckt.

Die vereinigte Flotte der B. & N. Linie besitzt 66 Dampfer.

Wertvoll für diejenigen, welche eine Reise ins Nordland planen [2]), ist die ‚Forening for Reiselivet i Norge', der ‚Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs in Norwegen'. Er erteilt kostenlos jede Auskunft über Reisen nach und in Norwegen, über Gasthöfe, Daueraufenthalt usw. und nimmt auch berechtigte Beschwerden entgegen. Seine Geschäftsstelle ist in Kristiania, Storthingsgade 2. Der norwegische Cook und Stangen ist die Firma F. Beyer, Bergen, Strandgaden 2.

III. Staatswirtschaft [3]).

Verfassung — Landheer — Kriegsflotte.

Die Verfassung hat den Charakter ausgeprägter Volksherrschaft. Die gesetzgebende Gewalt wird vom König und Storthing gemeinsam ausgeübt, die Besteuerung vom Storthing allein, das nicht der Beaufsichtigung einer freien ersten Kammer unterworfen und in allen geldlichen Angelegenheiten allmächtig ist. Dem König steht ein beschränktes und zeitweiliges Veto zu. Er kann nur mit Übereinstimmung des Staatsrats über Krieg und Frieden entscheiden und Bündnisse schließen.

Norwegen hat zum Schutze seines ausgedehnten Handels eine stattliche Kriegsflotte, aber kein großes stehendes Heer. Seit 1866 ist

[1]) Siehe auch den Anhang.

[2]) Siehe auch Kap. 43, 2. Teil.

[3]) Eingehenderes über die staatliche Ordnung und die politischen Verhältnisse findet sich im folgenden Kapitel „Geschichtliches" (besonders unter IV. ‚Das selbständige Königreich Norwegen' S. 118—133.

die allgemeine Wehrpflicht eingeführt, wobei aber wie in Frankreich zuerst allerlei Befreiungen und Stellvertretungen möglich waren. Alle diese Vergünstigungen wurden im Jahre 1876 abgeschafft und 1897



Das von Station Myrdal nach dem Sognefjord führende Flaamtal (Bergensbane).

die Wehrpflicht auch auf die bis dahin von ihr befreiten nördlichen Gebiete ausgedehnt.

Die Dienstzeit beginnt mit dem 22. Jahre und dauert 16 Jahre, wovon je 6 in Linie und Landwehr und 4 im Landsturm zu ver-

bringen sind. Die Rekruten werden wie in der Schweiz eine Reihe von Wochen ausgebildet und später noch einige Male im Sommer zu einer Übung herangezogen. Für den Drill der Infanterie sind insgesamt 132, für die Kavallerie und Feldartillerie 178 Tage angesetzt.

Zur Zeit der Rekruteneinstellung beträgt die größte Friedensstärke 25000 Mann; im Kriege würde neben diesen Truppen noch nahezu die gleiche Zahl einmal an Landwehr und dann an Landsturm aufgebracht werden können, so daß sich die Gesamtkriegsstärke auf 75000 Mann beläuft.

Für die Kriegsflotte werden verhältnismäßig viel Mittel aufgewendet. Sie verlangt schon deshalb besondere Berücksichtigung, weil sie die viertgrößte Handelsflotte der Welt zu behüten hat.

IV. Bildung und Religion.

Volksbildung — — Die Zahl der Lutherischen, Katholiken und Juden — Bischöfe — Die Propaganda Fide — Religiöse Kämpfe in der Neuzeit.

Norwegen hat mit den beiden anderen nordischen Ländern die weitgehendste Volksbildung. Analphabeten sind trotz der Abgeschiedenheit mancher Gebirgsgebiete nicht vorhanden, und selbst die nomadisierenden Lappen des äußersten Nordens genießen ausreichenden Schulunterricht.

Für die Weiterbildung der Erwachsenen bestehen nachahmenswerte Einrichtungen[1]).

Eine große Reihe guter Mittelschulen, aus denen man in plötzlicher Maßregel die alten Sprachen vor einiger Zeit entfernt hat und in denen Knaben und Mädchen gemeinsam unterrichtet werden, und die hochentwickelte Universität zu Kristiania vermitteln die höhere Bildung.

Fast die Gesamtzahl der Bewohner bekennt sich wie in Schweden und Dänemark zur lutherischen Kirche. Die Reformation wurde in den drei nordischen Ländern früh und — wie das Christentum — fast gleichzeitig eingeführt. Zur katholischen Religion rechnen sich etwas über 2000 Norweger; 1880 waren es 563.

Dem Gesetze nach können nur Anhänger der norwegischen Staatskirche ein öffentliches Amt bekleiden; doch hält diese veraltete Bestimmung vor dem fortschrittlichen Geist, der Norwegen beseelt, nicht mehr stand. Den Juden war bis zum Jahre 1851 der Aufenthalt in Norwegen verboten[2]); heute werden ihrer rund 700 gezählt.

[1]) Siehe Seite 172.
[2]) Siehe Seite 143.

Entsprechend den sechs alten katholischen Stiften gibt es sechs protestantische Bischöfe, die von Kristiania, Kristiansand, Hamar, Bergen, Drontheim und Tromsö. Schweden hat der Zahl der Apostel entsprechend doppelt so viele; an ihrer Spitze steht ein Erzbischof.

In den letzten Zeiten hat die Propaganda Fide in Norwegen mit ihrem Wirken stark eingesetzt und in Harstad, Tromsö und Hammerfest für Gemeinden von einem halben Schock Gläubigen katholische Kirchen erbaut. Vor vier Jahren kam der in Kristiania wohnende Bischof zur ersten Firmelung und zwar von insgesamt 10 Kindern in die nördlichste der Städte.



Kirchlein in Merok im Geiranger.

Die beiden Pfarrer von Tromsö und Hammerfest sind, wie mir eine aus Schlesien stammende Krankenschwester in Hammerfest erzählte, Deutsche und sehen mit richtigem Gefühl ihre Hauptaufgabe weniger im seelsorgerischen als liebestätigen Wirken. Der katholische Bischof in Kristiania, Dr. J. O. Fallize, bringe der Tätigkeit dieser beiden Pfarrer besondere Anteilnahme entgegen und habe während ihrer Anwesenheit Hammerfest schon achtmal besucht.

In beiden Städten sind für die Schiffer und besonders die Bergleute des Inlands, welche viel an Brustkrankheiten leiden, katholische Heilstätten erbaut. Mancher kühne Nordpolfahrer und Walfischjäger, der krank aus den eisigen Gefilden des hohen Nordens zurückgebracht

wurde, hat liebevolle Aufnahme und Genesung in diesen katholischen Krankenhäusern gefunden.

Im Altenfjord, ganz in der Nähe des Nordkaps, hat man sogar ein katholisches Missionshaus errichtet. Ein Tromsöer Kürschnermeister, der mit den Lappen in beständiger Verbindung steht, erzählte mir, daß es damit hauptsächlich auf die vermeintlich noch halb heidnischen Lappen abgesehen wäre. Die Versuche würden aber bei diesen starrköpfigen, am Alten festhaltenden Zwergmenschen fruchtlos bleiben. Der Lappe käme selten in eine Kirche, läse aber allsonntäglich und im Winter sogar alltäglich seiner Familie aus der Bibel, meist dem einzigen, sorgsam gehüteten Schatz seiner Gamme, vor und würde schon deshalb einer neuen Lehre mißtrauisch widerstehen, weil er sähe, daß die überlegenen Norweger sie nicht annähmen, und deshalb glaubte, man machte nur bei ihm den Versuch in der Voraussetzung seiner geistigen Minderwertigkeit.

Ich fürchte, daß überhaupt die Versuche, dem katholischen Glauben in Norwegen neue Seelen zu gewinnen, ziemlich erfolglos sein werden. Die Bekehrungen, von denen der Italiener Bertolini in seinem gerade erschienenen Buche ‚Die Seele des Nordens' spricht, können nur ganz vereinzelt dastehen; ich vermute, daß seine norwegischen Glaubensgenossen und die Übergetretenen, die er aufgesucht hat, in ihrem frommen Eifer zu begeisterungsvoll geschildert haben.

In jedem Lande kommt der Übertritt von der einen Kirche zur anderen vor, ohne daß daraus allgemeine Schlüsse gezogen werden dürfen. Wenn sich in Norwegen trotz der natürlichen Volksvermehrung und der ziemlich starken Einwanderung die Zahl der Katholiken in den letzten 30 Jahren nur um etwa 1500 vermehrt hat, können die Erfolge der Bekehrungsbestrebungen nicht solche sein, daß der Verfasser in einem besonderen Abschnitt vom „Todeskampf des Protestantismus" sprechen dürfte.

Er irrt auch, wenn er ein Zeichen dieses Todeskampfes darin erblickt, daß sich zurzeit die Norweger stark von der Bewegung, welche die evangelische Kirche in Deutschland durchwogt, mitreißen lassen. Der Norweger greift alles Neue auf und hat an den religiösen Geisteskämpfen, wie sie in den letzten zwei Jahrzehnten besonders von Marburg, Bonn, Berlin, Straßburg und zuletzt von Köln ausgingen, regen Anteil genommen. Ein Pfarrer in Bergen zog im Jahre 1907 nach norwegischer Art die letzten Folgerungen aus den Schriften Harnacks und leugnete die Göttlichkeit Christi; er wurde aber, soviel ich weiß, seines Amtes enthoben.

Diese Kämpfe halten zurzeit überall in Deutschland die Gemüter in Bewegung, geben aber keinen Anlaß, den Todeskampf des Protestantismus zu diagnostizieren oder gar ein Zurückfallen der Zweifelnden in die Arme des Katholizismus anzunehmen. Die freisinnigen ‚Freunde der evangelischen Freiheit‘ halten schon die Lehren des lutherischen Glaubens für zu weitgehend und bindend und würden nach dem Shakespeareschen Bilde durch den Übertritt zur katholischen Kirche dem Aale gleich aus der Bratpfanne ins Feuer springen.

Kapitel 8.

Geschichtliches.

I. Norwegen bis zum Jahre 1814.

Die vorgeschichtliche Zeit — Die Vikingerfahrten — Die Bekehrung der Nordmannen zum Christentum — Die Union mit Schweden und Dänemark und mit letzterem Lande allein — Das Jahr 1814.

Norwegen, altnordisch ‚Nordvegr', bedeutet Nordweg. Es ist gemeint der geschützte Schärenweg entlang der Fjordküste nach dem Norden hin.

Fast das ganze erste Jahrtausend der christlichen Zeitrechnung und erst recht die frühere Zeit ist für Norwegen in Mythe und Sage gehüllt.

Wer hat zur Stein- und Bronzezeit Skandinavien bewohnt? Im Norden waren es die mongolischen Lappen und Finnen; wer aber hatte vor den arischen Norwegern die Mitte und den Süden inne? Es ist nicht anzunehmen, daß es auch Lappen und Finnen waren, die dann von den Germanen zurückgedrängt worden wären.

Ein Klima bildet Menschen, die ihm ähnlich sind.

Hätten die zwerghaften Bewohner des nördlichsten Festlandes früher den Süden und die Mitte des Landes bewohnt, so würden sie nicht diese Entwicklung genommen haben. Die heutigen Pygmäen des hohen Nordens sind das natürliche Ergebnis der harten Lebensbedingungen dieses rauhen Gebietes.

Wann sind die Germanen nach Norwegen vorgedrungen?

Sollten die kraftvollen, der Schiffahrt kundigen Ureinwohner, eines Geistes mit den späteren Vikingern, sich auch schon auf ihren Fahrzeugen Wohnsitze mit leichteren Daseinsverhältnissen gesucht und die ihre Blicke weniger weit richtenden, kaltblütigeren Germanen ihre alten Wohnsitze eingenommen und die gebliebenen Reste aufgesogen haben?

Von der vorgeschichtlichen Zeit zeugen viele Funde, die besonders in den Bergener Museen aufbewahrt sind [1]).

[1]) Das moderne Kristiania ist, trotzdem es die Landesuniversität besitzt, noch wenig mit Sammlungen ausgestattet.

Die geschichtliche Zeit beginnt erst im achten Jahrhundert mit den Vikingerfahrten, woran die Norweger besonders zahlreich teilnahmen.

Der heute noch den kraftvollen Norwegern innewohnende Trieb, die enge, kümmerlich nährende Scholle zu verlassen und sich an die Sonnenseite des Lebens zu setzen, läßt sich von den frühesten Zeiten an beobachten. Die Durchsetzung des ganzen westlichen Landes von schmalen, vor den Meereswellen geschützten Buchten, der starke Waldbestand, die Unzugänglichkeit und Unfruchtbarkeit des Inneren im Gegensatz zum Fischreichtum der Fjorde und Schärenhöfe mußten früher



Ein altes Vikingerboot.

als irgendwo sonst in den Bewohnern der Vike — d. h. Buchten, vergleiche z. B. ‚Putziger Vik‘ — die Schiffsbaukunst entwickeln und die Lust entfachen, auch über ihren sicheren Inselschutzgürtel, der ihnen von Süd nach Nord, dreizehn Breitegrade hindurch, ein sicheres Fahren wie auf einem schmalen Landsee erlaubte, vorzudringen und zu schauen, wie es anderswo aussah. Mut und Kraft steckte in diesen harten Buchtenmännern. Abenteuerlichen Sinn pflegten in ihnen die Erzählungen der Alten während der langen Winternacht, phantastischen Geist, unstetes Wesen zeugte die Sonderart des nordischen Klimas.

Immer weiter wagten sie sich auf ihren seltsam geformten Schnabelbooten, denen man ansah, daß die weltfernen Erbauer aus sich selbst,

ohne Benutzung der Erfahrungen Fremder, gelernt hatten. Sie fuhren in die deutschen Flußmündungen und sahen, daß dort leichter zu leben war und daß die Leute dort viel hatten, was sie auch gerne mochten; sie wagten sich an der festländischen Küste entlang weiter westwärts und fanden, daß es die Franzmänner und Briten noch leichter hatten, daß sie noch mehr Begehrenswertes besaßen und auch infolge ihres üppigen Lebens schon eher erlauben würden, daß die unerwarteteten Ankömmlinge etwas von ihrem Überfluß nahmen. Und so den Gegensatz ihrer Armut daheim und des Reichtums da draußen, und dazu ihre Kraft und der anderen Schwäche immer mehr erkennend, zogen sie auf ihren gefürchteten Schiffen weiter und weiter, um sich gar im Süden des wonnigen Italiens festzusetzen.

Doch galt überall der Satz: Victus victori legem dedit. Der Nordmann siegte durch seine kräftigere Faust, wurde aber von den Besiegten besiegt durch deren überlegeneren Geist. Er nahm die Kultur der Eroberten und gab sein gesundes Blut. Diese Blutauffrischung der Eingesessenen durch die eingedrungenen Vikinger hat in den betreffenden Gebieten eine Zeit hoher äußerer wie geistiger Entwicklung hervorgebracht.

Heute könnten manche verweichlichte und entnervte Völker eine solche Aufmunterung sehr wohl gebrauchen. Woher nur sollen noch solche Auffrischler kommen?

Mit diesen kühnen Heerfahrten der Vikinger, welche vom neunten bis zum elften Jahrhundert unternommen wurden und von denen die betroffenen Völker zu berichten wissen, setzt für Norwegen die Geschichte ein.

Während die Fahrten der östlichen, d. h. schwedischen Normannen sich über die baltische See mehr östlich nach Rußland und bis nach der Türkei hin wandten, nahmen die Züge der westlichen, d. h. der norwegischen und dänischen Vikinger, ihren glücklicheren Weg nach Westdeutschland, England, Schottland, Frankreich und Italien. In Frankreich gründeten sie unter Rolf an der Seinemündung ein eigenes Reich, England wurde nach hartnäckigen Kämpfen ganz von ihnen unterworfen, in Italien wurde im Jahre 1059 Robert Guiscard zum Herzog von Apulien und Roger II. im Jahre 1130 zum König von Sizilien durch den Papst erhoben.

Die Fahrten der Vikinger führten sogar zu Entdeckungen; im Jahre 860 fanden sie Island, 876 Grönland und 1000 sogar Neuengland.

Die Bedeutung der Normannen in der mittelalterlichen Geschichte

des westlichen Europas ist jedermann bekannt. Sie wurden die glänzenden Vertreter des christlich-ritterlichen Geistes und die Seele der Kreuzzüge. Wohin sie kamen, wurden die bald Seßhaften die Träger einer besonderen, hohen Kultur.

— Das alte Norwegen wurde lange von einer großen Zahl sich gegenseitig befeindender Kleinkönige beherrscht, bis 872 Harald Harfagr (Schönhaar) die Schar seiner Mitherrscher besiegte, das ganze Land seiner Botmäßigkeit unterwarf und geordnete Verhältnisse schuf.

Eine Reihe dieser Häuptlinge und ihre Anhänger entflohen und besiedelten Island.



Ein nordisches Landschaftsbild (aus dem Hardanger).

Nach Haralds Tode zerfiel das eben zusammengefügte Reich wieder, welches dann 100 Jahre später sein Urenkel von neuem einte.

Die Bekehrung des norwegischen Volkes zum Christentum war die natürliche Rückwirkung der Vikingerzüge, kam aber erst um das Jahr 1030 zur Vollendung. Zu ungefähr der gleichen Zeit nahmen auch die beiden anderen nordischen Völker die Lehre des Galiläers an.

Dies lange Festhalten an der Verehrung der alten germanischen Götter hat auch bewirkt, daß sich der heidnische Kult gerade bei den nordischen Völkern sehr hoch entwickelt, ja in empfindungsvoller, poetischer Verklärung vorfindet. Ich habe als Junge die spannenden Darstellungen aus der nordischen Mythologie mit Eifer gelesen; aber

jetzt erst, nachdem ich wiederholt das Nordland bereiste, verstehe ich ihren tieferen Gehalt. Sie ist die Seele des Nordens. Sie spiegelt die einsame, gewaltige Großnatur Norwegens wieder, haucht Odem in ihre Gebilde und vergeistigt zu Gottheiten ihre Kräfte, denen die Erdenkinder sich in schauerndem Nichtsgefühl untertan fühlten.

Die Götterverehrung der Normannen stand in solchem Einklang mit ihrem Denken, ihrem tiefen Naturgefühl, ihrer feinsinnigen Auffassung von der Eigenart der nordischen Welt, die sie wundersam zu beleben wußten, daß der anfängliche Widerstand dieser weltfernen Naturmenschen gegen die fremde, ihr ganzes seelisches Fühlen umstoßende Religion des Nazareners erklärlich erscheint.

Den dauernden Sieg errang das Christentum unter König Olaf dem Heiligen, dem Sohn eines Kleinkönigs und dem Urenkel Haralds des Schöngelockten [1]). Er erkannte, wie einst Konstantin der Große im weiten Römerreiche, daß ein Zusammenschweißen der zerstreuten, verschiedene Gottheiten verehrenden Völker nur durch eine einheitliche Religion möglich wäre und stützte sich deshalb in seinen Einigungsbestrebungen auf das lebenswarme Christentum. Er war vor dem Antritt seiner kleinen Königsherrschaft mehrere Jahre in England gewesen und wurde als Neuerer von den bodenständigen Norwegern glühend gehaßt.

Sein Heer schlug 1030 die heidnischen Bauern vor Drontheim, und ein Jahr nach diesem Siege, der Olaf selbst das Leben kostete, war das Christentum allenthalben im Lande eingeführt.

Wie des Kampfes an der milvischen Brücke hat sich die Legende auch dieser Schlacht bald bemächtigt. Dem König sei in der Schlacht vor dem Entscheidungsringen der Herr erschienen und habe ihm eröffnet, die Schlacht werde durch Olafs Streitbeil und Olafs Blut gewonnen werden. Der König habe dann zuerst aufs tapferste gekämpft und manches Feindes Haupt mit seiner Axt gespalten, diese aber dann plötzlich aus der Hand fallen lassen und sich wehrlos und widerstandslos den Hieben der Feinde hingegeben. Ein feindlicher Streiter habe den Sterbenden höhnend vom Streitroß gerissen, wobei das Blut des Königs seine von einem bösen Aussatz zerfressene Hand benetzte. Das Geschwür sei wie durch Zauberschlag verschwunden und die feindliche Schar durch dieses Wunder so entsetzt gewesen, daß sie die Waffen habe niedergleiten und sich gefangennehmen lassen. Wie ein Lauffeuer habe sich die Bestürzung dem ganzen Heere mitgeteilt,

---

[1]) Siehe Kapitel 16, Drontheim.



Eine Ortschaft im Eidfjord (Hardanger).



und die Schlacht und damit der Sieg des Christentums sei entschieden gewesen.

Innerhalb eines Jahres war die Bekehrung des ganzen Volkes erfolgt.

Olaf Haraldsson wurde der Märtyrer des Glaubens und in dem ihm zu Ehren erbauten Dom zu Drontheim[1]), worin seine Gebeine ruhten, von ganz Norwegen als Heiliger verehrt. Die Anbetung dieses königlichen Heiligen machte Drontheim zum Mekka des Nordens. Außer seiner natürlichen Lage — am Meer und an der Pforte der großen westöstlichen Gebirgseinsenkung — verdankt es diesen Pilgerzügen seine mittelalterliche Größe.



Geschichtliche Bauten in Bergen (Bergenhus mit Königshalle und Walkendorf's Turm, letzterer ursprünglich von Haakon Haakonsson erbaut).

Bis zum Jahre 1319 stand das geeinigte und christliche Norwegen unter einheimischen Königen, kam aber dann an Schweden.

Als in diesem Jahre der männliche Stamm der norwegischen Linie ausstarb, ging die Krone auf den Tochtersohn des letzten Königs, den dreijährigen schwedischen König, über. Dessen Sohn war vermählt mit Margarete, dem einzigen Kinde des dänischen Königs. So vollzog sich auf kurze Zeit — durch die Kalmarische Union im Jahre 1397 — die Vereinigung der drei nordischen Reiche unter einem Herrscher.

Schweden gewann nach heftigen Kämpfen 1523 seine Selbständig-

---

[1]) Siehe das besondere Kapitel (17) über den Dom zu Drontheim, Seite 243.

keit für immer wieder, Norwegen verblieb aber bis zum Jahre 1814 bei Dänemark.

Die freiheitsliebenden Bewohner des norwegischen Landes widerstrebten dieser Vereinigung, wohnten aber zu zerstreut, als daß sie sich zu gemeinsamem, mannhaftem Auftreten schnell hätten aufraffen können. Die meisten wußten kaum auf ihren einsamen Gaarden, was im Lande vorging.

Für Norwegen begann mit dieser Abhängigkeit von Schweden und dann von Dänemark, der man den besänftigenden Namen Union gab, eine Zeit der Schwäche und Hilflosigkeit. Dem Lande waren zwar gleiche Rechte mit Dänemark gewährleistet — der dänische König sollte lediglich zugleich Herrscher von Dänemark und Norwegen sein —, in Wirklichkeit trat es aber in ein Dienstbarkeitsverhältnis.

Nach einer mißlungenen Erhebung im Jahre 1536 wurde der norwegische Reichsrat sogar aufgelöst und Norwegen ausgesprochen dänisch. Das Land wurde von dänischen Statthaltern regiert und von dänischen Beamten verwaltet; dänische Sitten und Bräuche drangen ein, die dänische Sprache wurde gewaltsam eingeführt und hatte nach hundert Jahren die altnorwegische fast verdrängt.

Diese Abhängigkeit, in der Norwegen seine Selbständigkeit nach und nach ganz eingebüßt hatte, dauerte bis zum Jahre 1814. Infolge des Sturzes Napoleons fiel es dann an Schweden.

Der schwedische Kronprinz Karl Johann, der frühere Marschall Bernadotte, war nicht wie der König von Dänemark in ein Bündnis mit dem Korsen getreten und hatte als Entgelt für das kurz vorher an Rußland verlorene Finnland von den verbündeten Feinden Napoleons Norwegen zugesichert erhalten, welches Dänemark, dem Verbündeten Frankreichs, genommen werden sollte.

Nach der Schlacht bei Leipzig wandte sich Bernadotte mit seinem Heer gegen Dänemark, siegte in mehreren Gefechten und erzwang sich gegen den Willen des norwegischen Volkes im Kieler Frieden am 14. Januar 1814 die Abtretung Norwegens.

Der Dänenkönig entband die Norweger von ihrem Untertaneneid, doch regte der dänische Erbprinz, der zu jener Zeit Statthalter in Norwegen war, das Volk auf eigene Faust gegen diese Veränderung wirksam auf. Auf seine Veranlassung traten Abgeordnete des norwegischen Volkes auf dem Eisenhammer Eidsvold[1]), der so zu einem

---

[1]) Eidsvold ist ein Knotenpunkt der norwegischen Hauptbahn und liegt 68 km von Kristiania entfernt.

Rütli wurde, zusammen, entwarfen eine Verfassung und trugen dem Prinzen die Krone des von ihnen selbständig erklärten Königreichs an.

Der Kronprinz von Schweden drang mit bewaffneter Macht in Norwegen ein, drängte die norwegischen Streitkräfte zurück und zwang die Bewohner des Landes, Karl XIII. von Schweden als norwegischen König anzuerkennen.

Die Aufstände hatten aber den Erfolg, daß der freiheitliche Verfassungsentwurf von Eidsvold nach Vornahme der notwendigsten Änderungen am 4. November 1814 vom König bestätigt und zum nor-



Eidsvold.

wegischen Grundgesetz erhoben wurde und daß die Stellung Norwegens als besonderer, durchaus selbständiger, unteilbarer, lediglich in Personalunion mit Schweden stehender Staat ausdrücklich gewährleistet wurde.

II. Die Vereinigung mit Schweden von 1814—1905.

Klagen der Norweger über Zurücksetzung — Zerwürfnisse zwischen dem norwegischen Volk und Karl XIV. Johann (Bernadotte) — Besserung der Beziehungen unter Oskar I. — Karl XV. — Der Statthalterposten — Oskar II. — Die Ministerfrage — Die Heeresfrage — Der Ministerprozeß — Das Konsulatswesen — Storthingwahlen — Wirrnisse — Das Hinarbeiten der einflußreichen Norweger auf die Staatentrennung hin.

Die Vereinigung mit Schweden war eine endlose Kette von Verwicklungen und Streitigkeiten. Es war kein Herzensbündnis, es fehlte die Hingabe der Seele.

Norwegen fühlte sich hintangesetzt und in seinem Volksempfinden von Schweden unverstanden und verwundet. Das Storthing faßte Beschlüsse, welche die Krone verwarf; es entstanden Zusammenstöße zwischen dem Storthing und dem schwedischen Reichstag. Norwegen wollte eigene Konsuln, wollte vollständig gleiche Besetzung der hohen Ämter mit Vertretern beider Völker, was seiner Meinung nach zu seinen Ungunsten nicht geschah; kurz, es erschien ein einmütiges, gedeihliches Zusammengehen der beiden Völker immer mehr unmöglich.

Vor einigen Jahren, am 7. Juni 1905, ist denn die lang vorbereitete Trennung Wirklichkeit geworden.

Schon unter der Regierung des einsichtigen Königs Karl XIV. Johann, des früheren Kronprinzen Bernadotte, der bald nach der Vereinigung der beiden Länder Karl XIII. gefolgt war und bis 1844 regierte, begannen ernste Zerwürfnisse zwischen dem norwegischen Storthing und der königlichen Gewalt.

Der Freiheitssinn der Norweger und ihre Abneigung gegen die Junkerherrschaft in Schweden rief in den Jahren 1815, 1818 und 1821 den dreimaligen Beschluß des Storthing hervor, jeglichen Adel abzuschaffen und ihn nur den lebenden Vertretern des Geburtsadels bis zu ihrem Tode zu belassen. Norwegen selbst kannte schon lange keinen Adel mehr, die betroffenen fünfzehn adeligen Geschlechter dieses Landes gehörten dem dänischen und zum kleinen Teil dem deutschen Adel an. Der König machte von seinem Vetorecht Gebrauch, mußte aber verfassungsgemäß nach dem dritten Nein nachgeben.

Karl Johann wollte dann das aufhaltende Veto in das unbeschränkte umwandeln, erfuhr indes auch hier wiederholte Zurückweisung, ja der königliche Gesetzentwurf wurde 1836 vom ersten Storthing mit Bauernmehrheit abgelehnt, ohne einer Kommission zur Beratung überwiesen zu werden.

Das norwegische Volk feierte den 17. Mai 1814, an welchem Tage Prinz Kristian zu Eidsvold den Volksabgesandten den Verfassungsentwurf vorgelegt hatte, als völkischen Gedenktag.

Karl sah diese Feier als eine gewollte Kundgebung gegen Königshaus und Union an und verbot sie unter Bereithaltung schwedischer Truppen. Die bedrohliche Erregung veranlaßte ihn zum Nachgeben.

Hinter vielen seiner Regierungshandlungen witterten die miß-

trauischen Norweger Versuche des Verfassungsbruches; fast alles, was er tat, wurde ungünstig und unfreundlich ausgelegt.

Als er 1835 in Drontheim an der denkwürdigen Versammlungsstätte des Thing, wo früher jahrhundertelang der Volkswille den König wählte, ehrfurchtsvoll sein Haupt entblößte, nannte man diese vom Augenblick eingegebene Huldigung ein lächerliches Haschen nach Volkstümlichkeit und eine Unaufrichtigkeit des Mannes von Gottes Gnaden.

Unter seinem Nachfolger Oskar I. (1844—59) zeigten sich die sichtlichen Anfänge der ungeheuren wirtschaftlichen Entwicklung, die Norwegen im vorigen Jahrhundert in immer wachsendem Maße genommen hat. Der Dank wird in solchen Zeiten starken Aufschwungs gemeinhin auf den oft recht unschuldigen Herrscher abgeladen. Auch das norwegische Volk schrieb den steigenden Wohlstand zum Teil seinen weisen Regierungsmaßnahmen zu und brachte ihm seine volle Zuneigung entgegen.

Oskar I. hielt sich nicht nur scharf an der Verfassung, sondern verstand es auch, die Norweger zu nehmen und ihrer Eitelkeit zu schmeicheln. Er bewilligte ihnen ein besonderes Reichswappen — im roten Felde einen stehenden, gekrönten Löwen, der die Hellebarde Sankt Olafs in der Pranke hält — und ihre eigene Flagge — scharlachener Stoff mit einem senkrecht stehenden blauen Kreuz, das von weißem Rand umsäumt ist.

Auch mit dem folgenden König Karl XV. (1859—72) standen die Norweger in gutem Verhältnis. Doch kam es zu einem Zusammenstoß zwischen dem norwegischen Storthing und dem schwedischen Reichstag wegen des Statthalterpostens.

Dem Herrscher stand das Recht zu, zum Statthalter Norwegens auch einen Schweden zu berufen. Das Storthing wollte einseitig bestimmen, daß nur ein Norweger zum Vizekönig ernannt würde oder der Posten unbesetzt bliebe.

Das Volk wünschte überhaupt keinerlei Vermittler zwischen sich und dem König und verlangte, daß der Herrscher seinen Aufenthalt gerade so viel in Norwegen wie in Schweden nähme. Die Residenzfrage war von jeher ein wunder Punkt in den Beziehungen von Herrscher zu Volk gewesen. Durch das Fernbleiben des Fürsten von ihrem Lande hatten sich die Norweger schon während der Vereinigung mit Dänemark ständig verletzt gefühlt. Im 16. Jahrhundert verlangten sie einmal die Absetzung eines Königs, weil er mehr als zwanzig Jahre lang nicht nach Norwegen gekommen war;

der Nachfolger dieses Herrschers ging darauf, um die Gunst des Volkes zu gewinnen, mehr als fünfzigmal hin.

Karl XV. vermittelte und entsandte 7 Jahre lang keinen Statthalter in das norwegische Land, ohne jedoch von der Behauptung seines verfassungsmäßigen Rechtes abzustehen. Er wußte durch andere Bestimmungen und Maßnahmen, die die Beziehungen der beiden Brudervölker günstig beeinflußten, die Aufmerksamkeit von der brennenden Statthalterfrage abzulenken.

Der Dichterfürst Oskar II. (1872—1905), der rege Förderer von Kunst und Wissenschaft, war auch selten in Norwegen und verscherzte sich dadurch trotz aller seiner Vorzüge die Zuneigung seiner dortigen Untertanen.

Unter ihm entbrannte der Hader dadurch, daß das Storthing verlangte, die Minister des Königs müßten auf Wunsch seinen Sitzungen beiwohnen und auch zu mehreren den Fürsten auf seinen Reisen durch das norwegische Land begleiten. Diese Forderung wurde von der Regierung anhaltend verweigert. Das Storthing setzte darauf kurzerhand das gesamte Staatsministerium in Anklagezustand.

Es war jedem Hellsehenden klar, daß das mächtig aufstrebende, selbstsichere und völkisch fühlende Norwegen auf eine Loslösung von Schweden hinarbeitete. Die Abtrennung konnte nur eine Frage der Zeit sein.

Ein neuer Zankapfel wurde die Heeresfrage.

Die Loslösung mußte ernste Verwicklungen mit sich bringen, vielleicht mit Blut erkauft werden. Die soldatische Stärkung des Nachbarlandes lief deshalb den Interessen Norwegens zuwider. Das Storthing verweigerte die Kosten der von der Regierung beantragten Heeresverstärkung und verlangte die geldliche Unterstützung der freiwilligen Schützenvereine, die sich zu einem Parlamentsheer auswachsen sollten. Die Absicht verstimmte. Die Regierung lehnte sich gegen diese Forderung auf, und ihre Weigerung wurde ein zweiter Punkt der gerichtlichen Anklage gegen das Ministerium.

Der interessante Prozeß dauerte ein ganzes Jahr, von April 1883 bis April 1884. Von elf angeklagten Ministern und Staatsräten wurden der Ministerpräsident und sieben Minister und Staatsräte zu Amtsentsetzung und Geldstrafe und drei Staatsräte nur zu Geldstrafe verurteilt.

Oskar II. mußte schließlich den radikalen[1]) Storthingpräsidenten

---

[1]) Über die politischen Parteien in Norwegen siehe Seite 127—131.

mit der Bildung eines neuen Ministeriums betrauen. Dies setzte sich aus fünf radikalen und vier liberalen Mitgliedern zusammen und nahm von der Schaffung eines Parlamentsheeres Abstand, wogegen der König die Teilnahme seiner Minister an den Sitzungen des Storthing und die weitere Ausbildung des Wahlrechts für Kommune und Storthing zusagte.

Innerhalb dieses Ministeriums brach aber Zwiespalt aus, so daß die Konservativen wieder die Oberhand gewannen und ein neues



Oskar II.

Kabinett durchsetzten. Um der Forderung der Norweger, größeren Einfluß auf die auswärtigen Angelegenheiten zu gewinnen, entgegenzukommen, beantragte die Regierung die Behandlung der auswärtigen Politik durch einen Staatsrat, der gleichmäßig aus Norwegern und Schweden bestehen sollte. Norwegen, das neben seinem besonderen Parlament auch schon eigene Minister hatte — außer demjenigen des Auswärtigen und des Krieges —, verlangte aber volle Selbständigkeit in allen auswärtigen Angelegenheiten.

Dem vom Storthing angenommenen Antrag der Regierung, für

Norwegen ein besonderes Konsulatswesen zu errichten, trat der König nicht bei.

Die neuen Storthingwahlen ergaben die Mehrheit der radikalen Partei, welche auf der Forderung eigener Konsuln bestand. Sie verlangte außerdem Abstriche von der königlichen Zivilliste und dem Zuschuß für die Lebenshaltung des Kronprinzen und forderte auch die ‚reine‘ Flagge ohne das Unionsabzeichen in der inneren oberen Abteilung der Kriegsflagge.

Die Stimmung des Volkes ergaben die nächsten Wahlen (1897), welche den Radikalen die zu Verfassungsänderungen notwendige Zweidrittelmehrheit brachten. Das neue Storthing wählte einen radikalen Präsidenten und ein radikales Lagthing[1]) und ersetzte das liberale Kabinett Hagerup durch ein unionsfeindliches. Alle Forderungen der Linksliberalen wurden durchgesetzt, das Stimmrecht zu den Storthingwahlen, den deutschen Bestimmungen gleich, auf alle wenigstens 25 Jahre zählenden Männer ausgedehnt, den Frauen weitgehende Rechte und Berufe eröffnet und die ‚reine‘ Flagge trotz des wiederholten königlichen Vetos eingeführt.

Die radikale Mehrheit strebte nun mit aller Macht dahin, auch in der Konsulatsangelegenheit zu siegen. Ein diesbezüglicher Antrag wurde mit dem Nein des Königs belegt.

Das im Jahre 1900 gewählte Storthing hatte wieder mehr als zwei Drittel radikale Mitglieder. Es setzte das allgemeine kommunale Wahlrecht für Männer und auch für die Frauen, welche eine selbständige Jahreseinnahme von 300 Kronen auf dem Lande und 400 Kronen in der Stadt besteuerten, durch[2]).

Ein wiederholter Kabinettswechsel rief keine Änderung in der radikalen und unionsfeindlichen Politik Norwegens hervor.

Unter den Ministerien Steen und Blehr wogte der Kampf wieder.

Schwüle Luft lastete schwer auf den beiden Ländern. Das Gewitter mußte losbrechen.

Mit dem Sturz des gemäßigten Ministeriums Hagerup-Ibsen Anfang Mai 1905 hatten die Unionsfeinde den endgültigen Sieg davongetragen.

Unter der Führung des neuen Ministerpräsidenten Michelsen, des Staatsministers Lövland, des Storthingvorsitzenden Berner und des Nordpolfahrers Frithjof Nansen bildete sich eine Art Verschwörung,

---

[1]) Siehe Seite 122.

[2]) Siehe Seite 125—126.

die zielbewußt der gewaltsamen Trennung des Staatenbundes zustrebte. Im Verein mit den norwegischen Geistesgrößen wußte man in kurzen Wochen das Volk aufs höchste gegen Schweden und das Herrscherhaus zu erregen und die öffentliche Meinung Europas für die Sache Norwegens einzunehmen.

Man verstärkte die Befestigungen in der Nähe der schwedischen Grenze und nahm selbstherrlich eine Kriegsanleihe von 45 Millionen auf.

Es war angenommen worden, daß man dem alten und erlauchten Dichterkönig den Schlag ersparen und mit dem entscheidenden Schritt bis nach seinem Ableben warten würde. Es bot sich indes eine Gelegenheit, welche die Führer der Bewegung glaubten nicht unbenutzt vorübergehen lassen zu dürfen.

Die Marokkofrage tauchte zum erstenmal auf, bedrohte den europäischen Frieden und beschäftigte die Mächte vollauf.

Die Masken wurden abgeworfen, die Karten offen gelegt.

Am 23. Mai beschloß das Storthing von neuem die Errichtung eigener Konsulate und bewilligte die nötigen Geldmittel.

Der greise Oskar II. legte Verwahrung gegen diesen verfassungswidrigen Beschluß ein. Das Kabinett Michelsen bat um Entlassung. Der Herrscher lehnte sie „für jetzt" ab.

Das Ministerium streikte.

III. Die Loslösung von Schweden.

Absetzung Oskars II. — Die Krone Norwegens wird seinem zweiten Sohne angeboten — Ablehnung — Rüstungen in Schweden — Volksabstimmung in Norwegen — Wahl des dänischen Prinzen Karl als Haakon VII. — — Die inneren Ursachen der Trennung — Gegensätze der norwegischen und schwedischen Art — Warum die Loslösung ohne Blutvergießen und ohne Einspruch der Mächte vor sich ging — Königreich oder Republik?

Der Sturm brach los, als Kronprinz Gustav, der vorher für den erkrankten König die Regentschaft geführt hatte, sich zur Teilnahme am Hochzeitsfeste des deutschen Kronprinzen nach Berlin begeben hatte.

Am 7. Juni 1905 sprach das Storthing die Absetzung des Königs und die Loslösung von Schweden aus, übertrug dem Ministerium Michelsen die einstweilige Führung der Regierungsgeschäfte und bot die norwegische Krone dem zweiten Sohn Oskars II. an.

Dieser Antrag sollte ein Pflaster auf die Wunde legen und Oskar und dem Geschlecht Bernadotte aussprechen, daß Norwegen gegen das Königshaus nichts hätte und nur seine ferneren Wege allein gehen

wollte. Man wußte, daß der junge Prinz ablehnen würde. Die Absage erfolgte, der König von Schweden legte gegen die „revolutionären und aufrührerischen Schritte des Storthing“ Verwahrung ein und berief den Reichstag, der zur Verhinderung der eigenmächtigen und einseitigen Aufhebung des Unionsvertrages — „für etwaige aus der Sachlage sich ergebende Veranstaltungen“, wie er sich ausdrückte — eine außerordentliche Summe von 100 Millionen Kronen, also 113 Millionen Mark, bewilligte.

Schweden rüstete zu Wasser und zu Lande und schien einen blutigen Austrag zu wollen.

Norwegen setzte auf den 13. August eine Volksabstimmung fest, die 368 208 Stimmen für die Loslösung und nur 184 für die Union ergab. Die Frauen, welche noch kein staatliches, sondern nur kommunales Stimmrecht hatten, brachten für sich 278 550 Unterschriften unter eine unionsfeindliche Erklärung zusammen.

Auf Grund dieser Kundgebung des Volkswillens trat das Storthing an Schweden mit der Bitte heran, sich der Anbahnung einer friedlichen Lösung nicht zu widersetzen. Verhandlungen setzten ein und führten zu dem Ergebnis, daß das Haus Bernadotte am 27. Oktober auf den norwegischen Thron verzichtete und den Mächten mitteilte, Norwegen wäre fortan ein eigenes, von Schweden losgelöstes Reich.

Die einstweilige Regierung hatte schon vor Monaten wegen Annahme der Krone geheime Verhandlungen mit dem Prinzen Karl von Dänemark, dem zweiten Sohne des am 14. Mai 1912 verstorbenen Königs Friedrich VIII.[1]), gepflogen, der sich auch bereit erklärte, aber von seinem damals noch regierenden Großvater Kristian IX. die Erlaubnis nur unter der Bedingung erhielt, daß vorher eine friedliche Lösung der Krise herbeigeführt wäre.

Nach der Verzichtleistung des schwedischen Königshauses fand am 12. und 13. November eine zweite Volksabstimmung in Norwegen statt, welche für den dänischen Prinzen 259 563, gegen ihn 69 264 Stimmen ergab.

Daraufhin erwählte das Storthing am 18. November den Prinzen Karl einstimmig zum König, der dann schon eine Woche später, am 25. November, als Haakon VII. mit seiner Gemahlin Maud, einer Tochter des englischen Königs Eduards VII., und seinem Söhnchen Alexander, das nun den Namen Olaf erhielt, unter allgemeiner Begeisterung in Kristiania einzog.

---

[1]) Ihm folgte sein Sohn Kristian X.

Zwei Tage darauf beschwor er die Verfassung, und am 22. Juni 1906 erhielt er in der alten Krönungsstadt Drontheim die Königsweihe.

⁂

Die Ehe zwischen Schweden und Norwegen war keine glückliche. Äußere Erwägungen und Umstände, nicht Herzensneigung hatten sie



Haakon VII.

herbeigeführt. Die Gatten, ihre Natur und ihr Vorleben, waren zu verschieden, als daß sie sich im Ehebunde hätten finden können. Schweden glaubte Heiratsgut eingebracht zu haben, Norwegen pochte auf das von ihm in der Ehe Erworbene und hielt das Gebot „Er soll dein Herr sein" seinem gehobenen Werte und dem neuzeitlichen Geiste nicht mehr angemessen.

Schweden ist von mächtigerem Umfange und größerer Körperstärke als das schlanke Norwegen. Es gebietet über doppelt soviel Untertanen

und besitzt fruchtbareres Gelände und größeren Reichtum. Es glaubt auch von besserer Herkunft zu sein und sich stolzer in den Strahlen einer glänzenden Vergangenheit sonnen zu können.

Schweden hatte sich vor Jahrhunderten bald wieder von Dänemark losgelöst und seitdem eine ruhmreiche Geschichte gehabt; Norwegen hatte vierhundert Jahre in einem Hörigkeitsverhältnis zu Dänemark gestanden und war 1814 nach der landläufigen Ansicht in Schweden nur von einem Besitz in den anderen, allerdings mit der Zusage von Familienanschluß, übergegangen.

Schon in früheren Zeiten hatten die Schweden Eroberungslüste gezeigt und sich als die Stärkeren eine Reihe von Einfällen in norwegisches Gebiet, besonders durch die Drontheimer Gebirgspforte hindurch, erlaubt. Die Norweger hatten ihren weiten Blick immer westwärts nach der See und über das Weltmeer gelenkt und keinen Anlaß verspürt, über das rauhe Fjeld hinüber die Schweden zu beunruhigen. Die unberechtigten Übergriffe der Schweden hatten um so unfreundlichere Empfindungen in ihnen zurückgelassen.

In die langen und blutigen Kämpfe, welche der Befreiung Schwedens von der Gemeinschaft mit Dänemark vorausgingen, war das an letzteres Land gefesselte Norwegen mit hineingezogen worden. Die feindseligen Gefühle, welche während dieser Zeit die beiden Völker Skandinaviens beherrschten, klangen im Nachhall bis in die neue Zeit.

Hohe und schwer gangbare Gebirgswände haben von jeher die Völker getrennt. Die breite Felsenmauer zwischen Schweden und Norwegen verhinderte ein Nähertreten. Wohl waren sie von derselben Stammutter geboren, wohl hatten sie verwandtschaftliche Ähnlichkeit, aber die frühe Trennung und die Verschiedenheit der Daseinsbedingungen hatte den Familienzügen verschiedenes Gepräge gegeben.

Die Gegensätze treten bei verschieden gearteten Brüdern viel härter und heftiger hervor als bei ganz fremden Menschen.

Die Norweger und Schweden fühlten mehr Verschiedenheit als Übereinstimmung. Die beiden Völker verstanden sich nicht. Es gab sogar in Schweden selbst unter der Führung des großen Lustspieldichters Strindberg[1]), der allerdings immer besondere Wege zu gehen liebte, eine Partei, die der Trennung das Wort redete.

Der Schwede zeigt mehr das Gepräge, das die weite und fruchtbare Ebene dem Menschen aufdrückt, der Norweger hat mehr die Art des Küsten- und Gebirgsbewohners. Das Leben des Schweden

---

[1]) Er ist um die Mitte des Jahres 1912 gestorben.

ist weniger hart als das des Norwegers; der erstere ist sorglos, lebenslustig, weich, beweglich und zuvorkommend, der letztere kühn, ausdauernd, ehrgeizig, neuerungssüchtig, leidenschaftlich und zurückhaltend. Der Norweger ist ganz der kräftige Germane geblieben, mit einer leichten Hinneigung nach der englischen Art; der Schwede zeigt mehr das romanische und slavische Wesen. Er hatte durch sein Königshaus manchen Anknüpfungspunkt an Frankreich und in seinen früheren Zeiten viel Beziehung zum Slaventum. Bismarck rechnet die Slaven und Romanen der weiblichen, die Germanen der männlichen Völkergruppe zu.

Diese verschiedene Art drückt sich selbst in den Werken der großen Dichter der beiden Völker aus, eines Tegnér, eines Heidenstam, Geijerstam, einer Selma Lagerlöf und einer Ellen Key auf der einen Seite und eines Henrik Ibsen, Björnstjerne Björnson und Jonas Lie auf der anderen. Die geistige Arbeit des Norwegers ist tiefer und ernster als die des Schweden.

Der freiheitliche Sinn des Norwegers hatte sich früher schon gegen die beengte Regierungsweise in Dänemark, das sich in seiner größeren Nähe stark abhängig von den europäischen Westmächten sah, innerlich aufgelehnt, weit heftiger noch fühlte sich der die Meere durchkreuzende, neuzeitlich, ich möchte sagen, amerikanisch denkende Buchtenmann abgestoßen von der mittelalterlichen Adels- und Pfaffenherrschaft in Schweden, die sich auf sein Land übertrug. Der hartnäckige Kampf der Norweger um die Abschaffung jeglichen Adels in ihrem Königreich entsprang nicht der Abneigung gegen das Geburtsvorrecht im eigenen Lande — die fünfzehn in Norwegen verbliebenen, ziemlich bedeutungslosen Adelsfamilien konnten nicht solchen Haß einflößen —, er war eine Kundgebung, ein Vorstoß gegen das schwedische Junkertum und seinen Einfluß in der Landesregierung.

Der fortschrittliche Norweger schalt den Schweden lässig und rückständig, der auf seine Vergangenheit stolze Schwede zieh den Norweger der Phantasterei und Großmannssucht.

Der innerste Grund war aber das immer mehr erstarkende Kraftgefühl und der fast beispiellose wirtschaftliche Aufschwung Norwegens.

Früher hatte es sich in seiner Ohnmacht knechten lassen, fast fünf Jahrhunderte lang in Abhängigkeit und unter der Herrschaft des Königs eines anderen Landes dahingelebt; es wollte endlich frei und selbständig werden. Im Zustand der Schwäche hatte man es gegen seinen Willen an das Nachbarland gefesselt, es wartete der Stunde, die ihm die Kraft gab die Bande abzuschütteln.

Hätte Schweden allen seinen Forderungen nachgegeben, Norwegen würde sich doch losgelöst haben.

Schon 1827, also wenige Jahre nach dem Kieler Frieden, war ein Schauspiel, das den Unionsgedanken verherrlichte, in Norwegen ausgepfiffen worden.

Es wollte seinen König im Lande haben und nicht nur gelegentlich und besuchsweise sehen; es wollte nicht von fremden Statthaltern regiert werden; es wollte die seit fünf Jahrhunderten entbehrte Freiheit. Es wollte sein, was es war.

Norwegen hatte seine Schiffe auf allen Weltmeeren und besaß eine der größten Handelsflotten der Welt. Es durfte seine ‚reine' statt der Unionsflagge, es durfte eigene diplomatische Vertretung, eigene Konsulate im Auslande beanspruchen. Die Errichtung dieser Vertretungen wurde die erste Tat des selbständigen Reiches. Die Schweden taten nicht ganz recht, wenn sie dieses Streben kindliche Eitelkeit nannten.

Das Selbstgefühl der Norweger wurde von den vaterländischen Geistesgrößen genährt. Björnson und Nansen waren die eifrigen Kämpen der Selbständigkeit, in feurigen Liedern wurde der völkische Stolz wachgerufen.

Im Jahre 1872, bei Gelegenheit der tausendjährigen Feier der Einheit Norwegens[1]), sang Ibsen, der übrigens in anderen Dichtungen auch den Unionsgedanken preist:

> Ich seh' dich aufgewacht, gesund und fertig,
> Du bist ein ein'ges Volk, das will und glaubt,
> Des Größern, als des Tagwerks bloß, gewärtig.
> Um deine Kiele frohe Sehnsucht schäumt. —
> Und stolzer Träume Laubdach über'm Haupt!

Und 1875 heißt es in seinem Sängergruß:

> Sinke denn der Väterfahnen
> Blutig bleiche Pracht;
> Andres Fordern, andere Bahnen
> Hat die Zeit gebracht.
>
> Hört ihr Frühlingslieder klingen
> Wie ein neues Weh'n?
> Solch ein Summen, solch ein Singen
> Müssen wir versteh'n!

---

[1]) Wie Seite 97 erwähnt, überwand 872 Harald der Schöngelockte die Kleinkönige bei Hafrsfjord und stellte durch diesen Sieg die Einheit Norwegens her.

Ein Volk, das Dichter und Forscher hervorbrachte, denen die ganze Welt zu Füßen lag, durfte sich selbst nicht beugen, nicht der Satrap eines anderen Landes sein.

Die altnorwegische Sprache, an deren Stelle die Dänen die ihrige zwangsweise gesetzt hatten, wurde zu neuem Leben erweckt[1]).

In früheren Jahrhunderten hatte die schwere Zugänglichkeit des Landes die Verbreitung des nationalen Gedankens und ein schnelles, einheitliches Auftreten gehindert, jetzt überbrückten Eisenbahn, Dampfschiff, Druckerschwärze, Telegraph und Telephon alle Entfernungen, brachten Nord und Süd, Fjord und Fjeld in innige Berührung und schufen die Möglichkeit sofortigen Zusammenseins.

Beide Länder trennten sich mit höflichem Abschiedsgruß. Sie gingen schiedlich und friedlich auseinander, wie zwei Weggenossen, die einsehen, daß sie nicht zueinander passen, wie die Teilhaber einer Geschäftsfirma, von denen der eine auf Lösung des Vertrages drängte, weil er sich immer mehr seiner Kraft bewußt wurde, seinen Anteil und seine Wertschätzung nicht seiner Bedeutung entsprechend fand und glaubte, mit der Begründung eines neuen, eigenen Hauses besser zu fahren.

Wie kam es, daß die Trennung ohne eigentliche Revolution und ohne Blutvergießen vor sich ging, daß das benachteiligte Schweden sie doch zuließ und die Mächte ihr zustimmten?

Schweden fühlte sich nicht nur in seinen Interessen, sondern auch an seiner Ehre schwer getroffen. Es stand indes von einem Austrag durch die Waffen ab, weil es einen langwierigen Kleinkrieg fürchtete und sich vorhielt, daß ein gedeihliches Zusammengehen der beiden Völker in Zukunft doch unmöglich sein und eine Niederzwingung Norwegens die Spannung nur noch verschärfen würde.

Norwegen verfügte über geringere Hilfsmittel und eine schwächere Kriegsmacht, machte aber die ziffernmäßige Unterlegenheit durch die helle Begeisterung wett, die es Mann für Mann diesem Freiheitskampfe entgegenbrachte. Von der Meeresseite hätte man dem seetüchtigen Buchtenvolke, das seine Handelsschiffe zu weiteren Kriegsfahrzeugen umgewandelt haben würde, kaum beikommen können; ein Vordringen auf der Landseite durch Gebirgstal, über Hochfeld und Felsrücken hätte einen bösen Guerrilla zur Folge gehabt.

Hellen Jubel und frohe Siegeszuversicht rief in Norwegen eine Antwortdepesche hervor, in der König Oskar einem auswärtigen Herrscher auf dessen Aufforderung, in das aufständische Land, welches zu

---

[1]) Siehe Seite 175.

besetzen ihm ein Leichtes sein würde, sofort mit Truppen einzudringen, kurz und bündig erklärt haben sollte, „hinein wisse er schon zu kommen, aber nicht wieder heraus".

Von Natur sehen die Mächte lieber das Zerfallen als die Bildung eines Staatenbundes. Schweden durfte auf ein Eingreifen der europäischen Staaten nicht bauen. Sie waren auch vollauf mit der bedrohlichen Marokkofrage beschäftigt, vornehmlich Deutschland und Frankreich.

Auf Frankreich, das mit dem tief verwundeten Schweden durch äußere und seelische Beziehungen verknüpft war, hätte man sonst am meisten gerechnet. Der deutsche Kaiser stand zudem durch seine Nordlandreisen besonders gut zu dem norwegischen Volke und mochte auch der Norwegen freundlichen Politik Englands, mit dem er ein besseres Verhältnis anzubahnen trachtete, nicht entgegentreten.

England und Dänemark, deren Königshäuser durch nahe Verwandtschaftsbande miteinander verknüpft waren — Eduard VII. war der Schwiegersohn Christians IX. und der Schwiegervater des dänischen Königssohnes Karl — hatten mit vollen Backen den Funken der Zwietracht angefacht. Schweden hielt besonders ersteres Land für den führenden Geist und meinte, daß Norwegen in allem den geheimen Anweisungen der englischen Diplomatie gefolgt wäre. Die Norweger hatten von vornherein ihr Augenmerk auf den Schwiegersohn Eduards VII., den dänischen Prinzen Karl, gerichtet und waren so der freundlichen Haltung Englands gewiß.

Dänemark hatte durch die Kalmarische Union 1397 für eine Zeitlang die beiden anderen nordischen Reiche mit sich vereinigt, aber nach langdauernden Kämpfen zuerst Schweden freilassen und dann 1814 sogar die Abtretung Norwegens, das fast 400 Jahre von ihm abhängig gewesen war, an Schweden gutheißen müssen. Seine Geschichte war überhaupt letzthin weniger ruhmreich gewesen. Es stand seit dem Kieler Frieden als drittes nordisches Reich den beiden anderen geeinten Staaten vereinsamt gegenüber und konnte durch ihre Trennung nur gewinnen, besonders wenn der norwegische Thron dem dänischen Königshause zufallen würde. Standen die drei an Bedeutung einander ziemlich gleichen Völker ein jedes für sich da, so war auch die Möglichkeit einer späteren Annäherung und eines künftigen gedeihlichen Zusammengehens in greifbare Nähe gerückt[1]).

Schweres Kopfzerbrechen machte in Norwegen den Führern der

---

[1]) Siehe Seite 132, 133.

demokratischen Partei und den radikalen Ministern des Jahres 1905 die Frage, welche Staatsform dem neuen selbständigen Gemeinwesen zu geben wäre, ob es Königreich oder Republik werden sollte. Der stark demokratische Sinn des Volkes, die Schwierigkeiten, die man grundsätzlich jeglichem Tun des gemeinschaftlichen Königs bereitet hatte, die lauten Forderungen der Eiferer, die immer schon auf die Abschaffung der Demutsfloskeln und Gehorsamsbeteuerungen des Storthing dem Herrscher gegenüber gedrungen hatten, ließen die Republik erwarten. Ein großer Teil des Volkes strebte ihr auch mit allen Kräften zu. Björnstjerne Björnson[1]), Eduard Grieg, Frithjof Nansen, Jonas Lie waren die eifrigsten Kämpen der republikanischen Partei. Als die Loslösung ausgesprochen war, telegraphierte Björnson noch in feurigen Worten an die Häupter der „Verschwörung", diese erste und beste Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen. Nach der Königswahl hat indes der vor zwei Jahren in Paris einem schweren Leiden erlegene Dichtergreis (er starb am 26. April 1910), der auf die breiten Schichten des norwegischen Volkes einen weit größeren Einfluß übte als Ibsen, voll Edelmut treu zu seinem Herrscher gehalten.

Man entschloß sich doch zum Königtum. Das monarchische Gefühl ist den Germanen angeboren. Der andauernde Widerstand der Norweger gegen ihre Herrscher entsprang nicht einer inneren Abneigung gegen das Königtum, er war eine Auflehnung gegen den fremden, aufgedrungenen Fürsten, der als König eines anderen Landes sie im Nebenamte mitregierte.

Die Führer hofften auch, durch die Berufung eines Königs die Krise leichter zu bewältigen, einen blutigen Austrag zu verhindern und überhaupt der Bewegung ein würdigeres, größere Anteilnahme erweckendes Aussehen zu geben. Das Festhalten an der Königsherrschaft gab von vornherein dem neuen Staat einen festeren Halt nach innen wie nach außen und ließ die Zustimmung der monarchischen Mächte Europas eher erwarten als die Errichtung einer Republik.

---

[1]) Im Jahre 1890 schrieb Björnson noch als Verfechter der Union in einem Briefe: „Unsere Vereinigung ist andern ein Beispiel geworden (Österreich-Ungarn); schafft sie sich eine neue Form in dem Verhältnis zum Ausland, so wird auch das ein Beispiel werden. Der einzig mögliche Versuch, die Vereinigung als solche fortbestehen zu lassen, ist, eine Teilung der auswärtigen Angelegenheiten anzustreben und jedes Land seine eignen führen zu lassen. Damit ist nicht gesagt, daß nicht vieles gemeinsam bleiben kann; aber es muß jedesmal auf freier Übereinkunft beruhen. Zwei Minister des Äußern, jeder verantwortlich für sein Volk."

Die dänische und englische Diplomatie riet aus selbstischen Gründen zu dieser Lösung.

Heute freut sich wohl ziemlich ganz Norwegen dieser Entscheidung und seines jugendfrischen Herrscherpaares.

IV. Das selbständige Königreich Norwegen.

Die ersten Taten des selbständigen Staates — Norges Grundlov und die Änderungen der Verfassung — Wirtschaftliche Gegensätze und Parteiwesen (auch in Schweden und Dänemark) — Wandlungen in Schweden — Pannordische Bestrebungen.

Das heiße Sehnen, das die geknechtete Volksseele hundert, ja fast fünfhundert Jahre erfüllt hatte, war Erfüllung geworden, die Norweger hatten, wie sie sich gern ausdrückten, die Autonomie erreicht.

Nach der nötigen Änderung und Ergänzung der Verfassung[1]) wurden bald Einrichtungen getroffen, die von dem fortschrittlichen und freisinnigen Geiste, der das Volk durchdrang, zeugten. Nach der ersten öffentlichen Tat des neuen Staates, der Errichtung der diplomatischen und konsularen Vertretung, wurde ein von demokratischer Auffassung eingegebenes direktes Wahlsystem für das Storthing eingeführt und bei den Herbstwahlen des Jahres 1906 unter der neuen Einteilung des Landes in 123 statt der früheren 113 Wahlkreise zum erstenmal in Anwendung gebracht[2]).

Auch dem weiblichen Geschlecht wurde im Jahre 1908 staatliches Stimmrecht gewährt und der Frau im weitgehendsten Maße die Berufe des Mannes geöffnet. Das kommunale Stimmrecht hatte ihr schon das 1900 gewählte Storthing zuerkannt. Auf meiner ersten norwegischen Reise im Jahre 1902 erzählten mir überall die norwegischen Damen mit freudigem Stolz, daß zwei Frauen im Stadtrat ihrer Hauptstadt Sitz und Stimme hätten.

Gerade in der Frauenfrage ist Norwegen viel früher und durchgreifender vorgegangen als die übrigen Länder und auf manchen Gebieten vorbildlich geworden. Nirgendwo sonst betätigen sich die Frauen in solchem Maße im Berufswirken und öffentlichen Leben; ob diese Entwicklung der Dinge zu ihrem eigenen und der Menschheit Nutz und Frommen dient, mag hier unerörtert bleiben.

---

[1]) Siehe Seite 126.

[2]) Siehe Seite 125 unten.



Das Königliche Schloß in Kristiania mit dem Reiterstandbild Karl's XIV. Johann (Bernadotte).



In Schweden, das ja nach dem Urteil des Norwegers überhaupt rückständig und in mittelalterlichen Anschauungen befangen ist, haben die Frauen lange um das Stimmrecht kämpfen müssen. Nachdem die linksstehenden Parteien lange darauf hingearbeitet hatten, dem weiblichen Geschlecht das politische Wahlrecht unter den gleichen Bedingungen, wie die Männer es ausüben, zu verschaffen, teilte der König [1]) bei Eröffnung des Reichstags im Februar 1912 mit, daß eine Regierungsvorlage in diesem Sinne zu erwarten wäre. Am 18. Mai 1912 nahm dann die zweite Kammer ein Gesetz über die Einführung des Frauenstimmrechts mit 140 gegen 60 Stimmen an.

In Schweden findet das weibliche Geschlecht noch verhältnismäßig wenig Möglichkeit zu beruflicher Betätigung.

In Dänemark hat die Regierung letzthin der Volksvertretung einen Entwurf unterbreitet, wonach allen seßhaften, 25 Jahre alten Frauen, die über eine selbständige Jahreseinnahme von 800 Kronen verfügen, das Stimmrecht eingeräumt wird. Das weibliche Geschlecht ist im Erwerbsleben eifrig tätig.

❧ ❧ ❧

Der Stolz jedes Norwegers ist das Grundgesetz vom 17. Mai 1814, in dem die Staatsverfassung niedergelegt ist.

Als in der schweren Zeit des Sturzes der korsischen Herrschaft dem freiheitlich und demokratisch gesinnten Norwegen die Vereinigung mit dem unbeliebten, von Adel und Geistlichkeit beherrschten Schweden drohte, traten im April und Mai 1814 Abgeordnete des Volkes auf dem Eisenhammer Eidsvold zusammen, um einen vom dänischen Prinzen Christian vorgelegten Verfassungsentwurf zu beraten [2]). Nachdem die Vereinigung mit Schweden nach erfolgloser Gegenwehr Wirklichkeit geworden war, erkannte der Doppelkönig Karl XIII., um das Volk zu gewinnen, nach Vornahme der unumgänglichen Änderungen diese Verfassung als ‚Norges Grundlov', als staatliches Grundgesetz an.

Dieses Verfassungsgesetz, als dessen Vater Kristian Magnus Falsen gefeiert wird, ist durch und durch von scharf demokratischem Geiste durchhaucht. Es macht Norwegen zu einer Republik unter monarchischen Formen.

Nach dem Grundlov ist das Land ein freies, unabhängiges, unteilbares und unveräußerliches Königreich, das mit Schweden das

---

[1]) Nach dem Tode Oskars II. bestieg in Schweden dessen Sohn Gustav V. den Thron.

[2]) Siehe Seite 102 unten.

Herrscherhaus, die äußere Politik und diplomatische Vertretung gemeinsam, alles andere aber, Gesetzgebung, Regierung, Verwaltung, Finanzwesen (Steuern, Zölle), Heer, Flotte für sich hat.

Die Regierung besteht aus zwei Staatsministern und wenigstens sieben — zurzeit sind es acht — Staatsräten für Kultus, Rechtswesen, Inneres, Finanzen, Heer, Flotte, Post und Revision. Der eine Staatsminister und zwei Staatsräte haben sich bei der Person des Königs aufzuhalten, wenn er sich in Schweden befindet.

Das Parlament besteht aus einer Kammer. Die Mitglieder des Storthing werden nach dem Grundgesetz in mittelbaren[1]) Wahlen auf drei Jahre gewählt. Wählbar ist jeder stimmberechtigte, mindestens dreißigjährige und seit zehn Jahren seßhafte Bürger[1]).

Ein Zweikammersystem entsteht in gewissem Sinne dadurch, daß jedesmal im Februar, wo das Storthing in der Reichshauptstadt zusammentritt, bei der Eröffnung ein Viertel der Abgeordneten zu einem Ausschusse, dem Lagthing, ausgesondert wird, welches die von den gebliebenen drei Vierteln, die das Odelsthing bilden, zuerst behandelten Angelegenheiten zur Bestätigung zugewiesen erhält. Das Odelsthing kann demnach dem preußischen Abgeordnetenhaus, das Lagthing dem Herrenhaus verglichen werden.

Der König hat nur ein beschränktes Vetorecht. Ist eine Vorlage vom Storthing dreimal angenommen worden, ohne die Zustimmung des Königs gefunden zu haben, so erhält sie gegen seinen Willen Gesetzeskraft. Nur bei Änderungen des Staatsgrundgesetzes besitzt der Herrscher ein unumschränktes Veto. Er kann das Parlament nicht auflösen, wohl aber die Volksvertreter zu einem außerordentlichen Storthing zusammenrufen.

Nur in Übereinstimmung mit dem Staatsrat, der sich, wie erwähnt, aus den beiden Ministern und mindestens sieben Staatsräten zusammensetzt, kann er Krieg erklären und Bündnisse schließen. Der König ernennt eine bestimmte Gruppe der höheren Beamten und hat auch das Recht, diese zu entlassen; alle übrigen dürfen nur gesetzlich, auf Untersuchung und Urteil hin, verabschiedet werden. Während seiner Abwesenheit kann er den Kronprinzen oder dessen ältesten Sohn als Statthalter oder Vizekönig an die Spitze der Regierung stellen. Die Gesetzgebung wird vom Storthing und dem König gemeinschaftlich, die Besteuerung vom ersteren allein ausgeübt.

---

[1]) Änderung siehe Seite 125.



Das Storthingsgebäude in Kristiania.



Unter dem Staatsrat, der die oberste Regierungsbehörde darstellt, stehen 20 Amtmänner, welche die 20 Ämter, in die das Land eingeteilt ist, verwalten. Die Amtmänner der alten Bischofssitze Kristiania, Kristiansand, Hammer, Bergen, Drontheim und Tromsö führen den Namen Stiftsamtmann und verwalten die ins Bereich des Bischofs gehörenden Angelegenheiten mit diesem gemeinsam. Unter den Amtmännern stehen die 56 (60) Vogteien und an deren Spitze je ein Vogt, welcher die untere Steuer- und Polizeibehörde darstellt.

In den ländlichen Gerichtssprengeln bilden 83 Sorenskriver, ‚geschworene Schreiber‘, die erste richterliche Instanz, während in den kleinen und größeren Städten die Stadtvögte und Bürgermeister die unmittelbare Obrigkeit ausüben. Die zweite Instanz bilden Stiftsobergerichte in Kristiania, Kristiansand, Bergen und Drontheim; die höchste Instanz ist der Höieste Rat, der Höchste Rat, in Kristiana, dessen Sitzungen und selbst Beratungen ebenfalls öffentlich sind. Die meisten Vergehen werden vom untersten Gericht, und zwar von einem Richter und zwei Laien, entschieden, die erste Berufungsinstanz, das Obergericht, urteilt mit 10 Geschworenen und verurteilt mit 7 Stimmen.

Die Frage, ob ein Gesetzesantrag eine Änderung des Grundgesetzes bedeutete oder nicht, ob also dem Herrscher das aufhaltende oder unumschränkte Nein zustände, bildete den Anlaß zu ständigen Reibungen zwischen König und Storthing. Das offenkundig der Loslösung von Schweden zustrebende Volk erhob wiederholt einseitig nach dreimaliger Einbringung eine Vorlage zum Gesetz, auch wenn der König sein unumschränktes Einspruchsrecht in Wirksamkeit erklärte.

Im Jahre 1821 wurde gegen den Willen des Königs der Adel abgeschafft, 1882 die Zahl der Wahlkreise auf 114, 76 ländliche und 38 städtische, festgesetzt, 1891 das Recht des Königs, einen Schweden zum Statthalter Norwegens zu ernennen, einseitig aufgehoben, 1898 gegen den Widerspruch des Herrschers die Einführung der ‚reinen‘ Flagge beschlossen, 1899 jedem 25 (statt 30) Jahre alten und seit 5 (statt 10) Jahre im Lande wohnenden Norweger Storthingstimmrecht verliehen, 1901 das allgemeine kommunale Stimmrecht für Männer und daneben für solche Frauen, welche 300 bzw. 400 Kronen eigene Jahreseinnahme versteuerten, beschlossen[1]).

Es sei hier auch wiederholt, daß im Jahre der Loslösung von Schweden, 1905, die Zahl der Wahlkreise für das Storthing auf 123 erhöht und daß statt der allgemeinen, aber mittelbaren Wahl

---

[1]) Siehe Seite 108.

die allgemeine, direkte und geheime Wahl wie bei unserer Reichstagswahl eingeführt wurde; 1908 wurde sodann das zuerst auf die Kommune beschränkte Wahlrecht der Frauen auf das Storthing ausgedehnt, ebenfalls mit der Maßgabe, daß die ländlichen mindestens 300 und die in Städten wohnenden wenigstens 400 Kronen selbständige Einnahme versteuerten[1]).

Für den König des selbständigen Norwegens wurden in die Verfassung neue Bestimmungen aufgenommen.

Er besitzt die ausübende Gewalt, wird mit dem 18. Jahre mündig und ist für seine Person unverletzlich; alle Verantwortung fällt dem Staatsrat zu. Der Herrscher kann selbst Krieg erklären, Bündnisse und Verträge schließen und hat den Oberbefehl über Heer und Kriegsflotte. Bei einem ‚Angriffskrieg' ist aber die Einwilligung des Storthing einzuholen.

Was unter ‚Angriffskrieg' verstanden ist, kommt nicht zum Ausdruck. Es wäre von Nutzen, wenn den Staatsrechtlern und solchen, die es zu sein vermeinen, die Rede Mirabeaus in der französischen Nationalversammlung: ‚Wem steht die Entscheidung über Krieg und Frieden zu?' bekannt wäre.

Nicht wenige Beschlüsse des Storthing lassen die Wirksamkeit der Bauernmehrheit erkennen.

❦ ❦ ❦

Freiheitsdrang und Selbstgefühl sind kaum einem Volke in solchem Maße eingepflanzt wie dem norwegischen. Der demokratische Zug, der von altersher durch das ganze Land geht, hat nach und nach alle Standesunterschiede und schließlich den Adel weggefegt. Norwegen ist immer die Heimstätte der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, das freieste aller Länder gewesen; und als vor mehr als hundert Jahren die Welt mit Staunen, Begeisterung und Entsetzen auf die Ereignisse in Frankreich blickte, beachtete man nicht, daß ein nordisches Völkchen all die Errungenschaften, die den Franzosen nach langem Schlaf und langem Kampf endlich zuteil wurden, schon lange besaß.

Norwegen war und ist trotz seines Königtums eine Republik, ein Bauerngemeinwesen, worin der Bauer bauernstolz gebietet. Es macht indessen neuerdings den Übergang vom Bauernstaat zu einer Handels- und in etwa zu einer Industriemacht durch; und diese Umgestaltung hat neue Gegensätze geschaffen, die gleichen ungefähr, die im

---

[1]) Siehe Seite 108.

preußischen Abgeordnetenhause unterklingen und neuerdings zur Begründung des Hansabundes führten, die nämlichen Gegensätze, die in den Provinziallandtagen des westlichen Preußens zwischen Stadt und Land hervorzutreten beginnen.

Norwegen hat in den letzten fünfzig Jahren einen gewaltigen, fast beispiellosen Aufschwung genommen. Sein Emporblühen hält einen Vergleich mit Deutschland und beinahe mit den Vereinigten Staaten aus. Als ackerbautreibendes Land nimmt es immer noch die unterste Stufe unter den europäischen Staaten ein, als handeltreibendes Land, d. h. der Größe seiner Handelsflotte nach, steht es aber jetzt an vierter Stelle unter den Staaten der Welt.

Diese Umwandlung Norwegens aus einer Gemeinschaft von Landleuten in einen neuzeitlichen Handels- und Industriestaat hat eine durchgreifende Verschiebung seiner wirtschaftlichen Bedingungen zur Folge gehabt, und in dieser Umgestaltung der Lebensinteressen liegen die neu hervortretenden Gegensätze begründet.

Gerade die Küstenstädte entwickeln sich in erstaunlicher Schnelle. Das Binnenland konnte diesem Aufschwung nicht folgen. Sein Stillstand wurde Rückgang. Wie bei uns der aufblühende industrielle Westen die Landbevölkerung des Ostens verzehrt, so wird auch in Norwegen das Hinterland entvölkert und entwertet. Die Städte andererseits haben in ihrem größeren Reichtum fast alle Staatslasten zu tragen, während Verfassung und Regierung auf der Herrschaft des Bauernstandes aufgebaut sind. Bis vor kurzem waren über zwei Drittel der Storthingabgeordneten Vertreter des Landbesitzes. Die Staatseinnahmen werden im wesentlichen durch Zölle und indirekte Abgaben bestritten, wovon die Stadtbevölkerung mit ihren starken Ansprüchen und ihrem zum Teil sogar auffälligen Aufwand viel schwerer betroffen wird als die arme, auf einsamer Scholle hausende Landbewohnerschaft, die ihre Bedürfnisse zumeist dem eigenen Boden entnimmt. Der überwiegende Einfluß der Bauern im Storthing entspricht darum nicht mehr ihrer kulturellen und wirtschaftlichen Bedeutung im Staate. Die Hafenstädte, welche mit der ganzen Welt in Verbindung stehen und die neuzeitliche Hochkultur schnell angenommen haben, vertreten das neue Norwegen, während die selbstbewußten, schollenstolzen Bauern auf ihren weltfernen Gehöften starr und trotzig an den alten Einrichtungen und der alten Freiheit festhalten. Die Städter streben nach dem Weltbürgertum und möchten das Land amerikanisieren; die Bauern, allem abhold, was nach moderner Entwicklung wittert, wollen ein selbsteigenes Norwegertum erhalten und alle fremden Einflüsse ab-

wehren. Sie wollen noch immer keine Katholiken in Ämtern und keine Juden im Lande, sie kleben am Buchstaben der alten freiheitlichen Verfassung und verwerfen in ihrem demokratischen Sinn, der keine knechtische Unterwürfigkeit duldet, die Begrüßung des Königs mit der Anrede „Allergnädigster König". Wanderredner und über hundert billige demokratische Zeitungen — die Zahl der Tagesblätter beträgt insgesamt etwas über zweihundert — überfluten das Binnenland, um die hartköpfigen Bauern gegen die Städter, die Macht des Königs und jedwede Verfassungsänderung aufzureizen. Die Rechte, eine Art freikonservative Richtung, die Partei der ‚Intelligentser', erstrebt die Entwicklung von Land und Volk und die Annäherung an die allvölkische Kultur, sie faßt die Verfassung auf als einen beweglichen Besitz und legt sie nach dem lebendig machenden Geiste aus.

Die Bauern empfinden die Kränkung, welche der von der Gegenseite angenommene Name ‚Intelligentser' für sie enthält, sehr tief. Einmal in ihrem starken völkischen Gefühl, dann aber auch in der dem Bauernstand allgemein innewohnenden Ängstlichkeit, als geistig rückständig zu gelten, waren sie immer viel weitherziger als anderswo in der Bewilligung von Mitteln für die Volksbildung, für die Unterstützung und Ehrung von Dichtern, Künstlern und Gelehrten, aber geschlossen in ihrer Zurückhaltung gegenüber den Forderungen der großzügigen wirtschaftlichen Entwicklung des Landes, von der sie kurzsichtig glaubten, daß sie allein den Interessen der schon gutgestellten Stadtbevölkerung diente.

Trotz dieser scharfen inneren Gegensätze zwischen Stadt und Land zeigte sich während der Union mit Schweden eine gewisse Einmütigkeit des politischen Wollens, des glühenden Strebens nach Selbständigkeit und Selbstherrschaft. Alle wollten norwegisch und nichts als norwegisch sein.

Die Dichter strebten, wenn auch auf auseinandergehenden Wegen, dem einen Ziele zu, ein rein völkisches, von dänischen Einflüssen unabhängiges Schrifttum zu schaffen; die Heißsporne, an ihrer Spitze Vinje, wollten sogar die altnorwegische Volkssprache als ‚Bondemaal' wieder auf den Schild erheben.

In dem heißen Kampf um die ‚reine' Flagge ohne Unionsabzeichen spricht sich am deutlichsten das Begehren der norwegischen Volksseele aus.

Die eifrigsten Förderer des unionsfeindlichen Gedankens schieden sich allmählich als radikaldemokratische Partei von den beiden bestehenden ab.

Die sozialistische Partei fand mit dem Wachstum der Städte und der Industrie, aber verhältnismäßig spät, Eingang in Norwegen. Zu Beginn dieses Jahrhunderts brachte sie die ersten Abgeordneten in das Storthing, in dem sie in dem Wahlabschnitt 1903—06 mit 3 und 1906—09 mit 10 Mitgliedern vertreten war. Sie zeigt wie überall starken Fortschritt und entsandte für die Zeit von 1909—1912 sogar 16 Vertreter.

Die Sozialdemokratie trat in Norwegen gleich in der milderen, auf keinen gewaltsamen Umsturz hinzielenden Form auf und ähnelt unserer revisionistischen Gruppe.

Für die Wahlzeit 1906—09 zählte das Storthing

36 konservative,
27 liberal-demokratische,
50 radikal-demokratische und
10 sozialistische Abgeordnete.

Von den 123 Mitgliedern des derzeitigen Storthing rechnen sich

63 zu den Konservativen und Liberal-Gemäßigten,
48 zu den Radikalen (Venstre) und
11 zu den Sozialisten[1]).

In den Abstimmungen gehen vielfach die Konservativen mit den Liberal-Gemäßigten und die Radikal-Demokraten mit den Sozialisten. Zu den Liberal-Gemäßigten bekannten und bekennen sich Männer wie Björnson, Lie und Nansen. Die radikal-demokratische Partei hat — ähnlich wie die deutschen Nationalliberalen mit den Erfolgen von 1871 — ihre Hauptaufgabe erfüllt und scheint zu zergehen. Der eine Teil scheint sich den mehr rechts Stehenden zuzuwenden, der andere der sich immer mehr mausernden Schar der Sozialisten zuzufallen. Eine ultramontane Partei fehlt naturgemäß. Bei der zu erwartenden weiteren Zunahme der Sozialisten tun sich wahrscheinlich in Zukunft die bürgerlichen Parteien zu einem Block zusammen, wie bei uns der Zusammenschluß aller Mittelparteien zum Kampf gegen Sozialdemokratie und Zentrum erstrebt wird.

Bei uns ist das Land konservativ und die Stadtbevölkerung liberal und demokratisch gesinnt; in Norwegen ist umgekehrt die Binnenbevölkerung demokratisch und der Städter konservativ. Berlin wählt

[1]) Die Storthingwahlen Okt. und Nov. 1912 brachten den Sieg der Opposition, so daß die Regierung ihre bisherige parlamentarische Mehrheit verlieren wird.

immer nur Abgeordnete der äußersten Linken, Kristiania hatte früher nur Konservative, von 1906—09 von 5 Vertretern 3 konservative und 2 sozialistische. Die Sozialdemokraten finden besonders in der ländlichen Bevölkerung des Nordens Anhang, die drei Abgeordneten des Stiftes Tromsö gehören alle dieser Richtung an.

Der Führer der sozialistischen Partei im Storthing ist der protestantische Pastor Eriksen aus Tromsö. Ende August 1911 verlieh ihm der König wegen seiner erfolgreichen Bemühungen zur Beilegung des großen Arbeiterausstandes, der dem Volksvermögen 9 Millionen Kronen kostete, die Verdienstmedaille in Gold, die außer ihm nur drei Norweger besitzen, darunter der Staatsminister Michelsen wegen seiner Verdienste um das Vaterland im Auflösungsjahr 1905.

Es erscheint angebracht, zum Vergleich kurz der heutigen politischen Verhältnisse und des Parteiwesens in Schweden Erwähnung zu tun.

Das Land hat neuerdings eine durchgreifende Wandlung durchgemacht und ist durchaus nicht mehr der rückständige, in mittelalterlichen Anschauungen befangene Junkerstaat, mit dem Norwegen nicht zusammengehen konnte.

Der schwedische Reichstag besteht aus einer Ersten und einer Zweiten Kammer. Die erste hat 150 und die zweite 230 Mitglieder. Bis zum Jahre 1911 hatten die Konservativen, die sich aus dem Adel, der Geistlichkeit und dem reichen Kaufmanns- und Fabrikantenstande zusammensetzen, fast die ganze Erste Kammer und von der Zweiten über ein Drittel der Sitze inne und besaßen damit die volle Gewalt. Alle Staatshaushaltsfragen werden nämlich im Wege der sogenannten ‚gemeinsamen Votierungen beider Kammern' entschieden, und bei diesen gemeinschaftlichen Abstimmungen war der konservativen Regierung, dank der Unterstützung der Ersten Kammer, der Sieg bis dahin immer gewiß.

Für die Erste Kammer ist nun seit kurzem ein neues Wahlrecht, ein ‚privilegiertes Pluralwahlrecht', eingeführt, wonach die Mitglieder durch die sogenannten ‚Landthings', die Gemeindevertretungen, gewählt werden, und zwar nach einer bestimmten Stufenreihe, die den Höchstbesteuerten eine entsprechend höhere Stimmenzahl gibt. Während das im Sommer 1911 verabschiedete ‚Herrenhaus' noch 130 konservative Mitglieder hatte, brachten die Herbstwahlen dieses Jahres den Konservativen nur 119, den Liberalen aber 27 und den bis dahin nicht vertretenen Sozialisten 4 Sitze. Die Regierung fand bisher in der Ersten Kammer ihre mächtige Stütze, die infolge des neuen Wahlgesetzes sich langsam aber sicher vollziehende Demokratisierung des ‚Herrenhauses' wird ihr aber sehr gefährlich.

Für die Zweite Kammer geschahen im Herbst 1911 zum erstenmal die Wahlen nach dem ‚Proportionalwahlsystem' auf Grund des allgemeinen Wahlrechts. Sie brachten den linksstehenden Parteien einen gewaltigen Zuwachs. Während sich die vorige Kammer aus 93 Konservativen, 102 Liberalen und 35 Sozialisten zusammengesetzt hatte, war das Ergebnis der Wahl nach dem neuen Wahlgesetz 64 Konservative, 104 Liberale und 62 Sozialdemokraten. Die konservative Regierung hatte also in den beiden Kammern (mit ihren 280 Abgeordneten) nur noch 119 und 64, insgesamt 183 Mitglieder und besaß damit nicht mehr die für die gemeinsamen Abstimmungen notwendige Mehrheit.

Diese Wahlen waren eine Kraftprobe zwischen den regierungsfreundlichen Konservativen und den vereinigten Widerspruchsparteien der Liberalen und Sozialdemokraten. Das bisherige konservative Ministerium erkannte keinen Parlamentarismus an; ja der Ministerpräsident Lindman, wie auch ein anderes hervorragendes Mitglied des Kabinetts, der Justizminister Petersen, hoben nachdrücklich in ihren Reden hervor, daß die Regierung „den Willen einer zufälligen und nicht einmal homogenen Kammermehrheit nicht als den Volkswillen achten" und sich von den Wünschen einer unsteten und veränderlichen Parlamentsmehrheit nicht anfechten lassen würde.

Die Septemberwahlen 1911 brachten dann dies unerwartete Ergebnis. Das Ministerium Lindman wurde gestürzt und der Führer der liberalen Partei, Staaf, mit der Bildung einer neuen Regierung betraut. Er trug der äußersten Linken drei Sitze in dem neuen Kabinett an, doch erfuhr dies Anerbieten die Ablehnung der sozialdemokratischen Partei.

Diese verdankt ihr ungeheures Wachstum besonders den Nachwirkungen des allgemeinen Streiks des Jahres 1909, der dem Volkswohlstand ungemein zugesetzt hat. Man muß rechnen, daß in wenig Jahren von den 150 Mitgliedern der Ersten Kammer mindestens 60 den Liberalen und Sozialdemokraten zugehören werden.

Wer im Jahre der Unionslösung vorausgesagt hätte, daß Schweden nach einem halb Dutzend Jahren von einer liberal-sozialistischen Mehrheit regiert werden würde, hätte noch mehr als Spott über sich ergehen lassen müssen.

In Dänemark zählt man drei politische Parteien, die Freikonservativen, die Liberal-Fortschrittlichen und die Sozialdemokraten. Die Partei der Bauern und Großgrundbesitzer hat das Übergewicht und ist in dieser Vereinigung so stark, daß sie die Zusammensetzung des Kabinetts ganz in der Hand hat. Bekanntlich wurde vor kurzem ein einfacher Dorfschulmeister aus Jütland, Christensen, zum Ministerpräsidenten erhoben.

Unter seiner Führung trugen im Mai 1909 die vereinigten Liberalen den Sieg davon. Christensen hat seinen hohen Posten bald verlassen, aber dann in anderer Weise die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt.

❧ ❧ ❧

Norwegen wollte die Trennung der Gemeinschaft und einen eigenen König, Dänemark hatte (mit England) die Gevatterschaft übernommen, und Schweden war der leidtragende Dritte; kurz gesagt: Norwegen wollte, Dänemark mochte und Schweden mußte.

Dänemark ging auch von dem Gedanken aus, daß die gleichgestellten Teile der Dreiheit sich in Zukunft am leichtesten zu einem Zusammenwirken im Sinne einer pannordischen Politik bereit finden würden. Zusammenschluß der Staaten mit Interessengemeinschaft, ihre auch wirtschaftliche Vereinigung zu einer unabhängigen, unangreifbaren Einheit ist das Losungswort der Weltmachtpolitik.

Die von Dänemark ausgehenden Phantasien von einem nordischen Staatenbunde gewannen schon Gestalt gelegentlich der ‚Nordischen Interparlamentarischen (der sogenannten Friedens-) Konferenz‘ welche Ende Juni und Anfang Juli 1911 in Kristiania tagte.

Der eben erwähnte frühere dänische Ministerpräsident Christensen, welcher Dänemark vertrat und als ein kluger und besonnener Staatsmann anerkannt ist, legte in längeren Ausführungen dar, es wäre für die skandinavischen Staaten eine unabweisbare Notwendigkeit, daß sie nicht nur auf möglichst vielen Gebieten eine gemeinsame Gesetzgebung erhielten, sondern auch eine gemeinschaftliche öffentlich-rechtliche Vertretung, einen nordischen Reichstag oder einen skandinavischen Bundesrat schüfen, wodurch ein geeinigtes Auftreten in allen außerpolitischen Fragen und eine übereinstimmende Gesetzgebung der drei Bruderländer auch in inneren Angelegenheiten ermöglicht werden könnte. Er meinte zwar selbst, daß augenblicklich die Zeit noch nicht angebrochen wäre, an die Errichtung einer solchen gemeinsamen staatsrechtlichen Körperschaft des ganzen Nordens zu denken, schlug aber vor, die Tätigkeit der nordischen Interparlamentarier auf dieses Gebiet zu erweitern.

Die schwedischen Teilnehmer traten dieser Ansicht Christensens lebhaft entgegen; seine Rede bewirkte aber, daß eine sehr eingehende Erörterung, auch in den nordischen Zeitungen, über die Gestaltung einer interskandinavischen Politik eingeleitet wurde.

Bald darauf gab das Stockholm Dagblad die von der Regierung eingegebene Erklärung ab, daß „die interskandinavische Lage, d. h. das

Verhältnis zwischen Schweden einerseits und Norwegen andererseits, seit dem Austritt Norwegens aus der Union fortdauernd den Charakter einer gewissen Spannung trüge und daß alle Versuche eines politischen Zusammenschlusses der nordischen Länder zurzeit fruchtlos sein würden".

In absehbarer Zeit fehlt allerdings nach der Ansicht aller einsichtigen Skandinavier die Möglichkeit eines nordischen Reichstags oder Bundesrats; zunächst können derartige Bestrebungen der Annäherungsarbeit der drei Völker nur hindernd im Wege stehen.

Sobald Schwedens Wunde verharscht ist, wird die Angelegenheit in greifbare Nähe rücken.

Auch das schon einmal zusammengefügte Deutschland kam erst durch Trennung zu neuer Einheit.

Literatur, Kunst und Wissenschaft.

Kapitel 9.

Das Schrifttum.

Einleitendes — Die Edda, ihre Entstehung und ihr Wert — Das Christentum und die heidnische Poesie — Die dänische Zeit — Die geistige Wiedergeburt in Norwegen nach 1814 — Hie Wergeland, hie Welhaven — Björnson und Ibsen — Die übrigen norwegischen Dichter der Neuzeit — Der Weltruf des modernen norwegischen Schrifttums — Deutschland und Norwegen in ihrer geistigen Wechselbeziehung — Warum Dichter wie Björnson und Ibsen den Nordländern früher erstanden als anderen Völkern — Gesteigertes Nervenleben des Norwegers.

Der heimatlichen Literatur und Kunst gehört die ganze Seele des Nordländers. Wohl kein anderes Volk der Neuzeit hat sich so für seine Dichter und Künstler begeistert, keines solch freudige Opfer zu ihrer Unterstützung und Förderung gebracht.

Von kaum einem anderen Schrifttum gilt auch in solchem Maße der Satz, daß man, um den Dichter zu verstehen, in des Dichters Land gehen muß.

Ich habe vor meinen drei Nordlandfahrten gerne die Edden und die zeitgenössischen Dichtwerke der Nordländer gelesen, aber verstanden erst nach ihnen. Und jetzt bin ich um zwei Tage in meiner Niederschrift zurückgeblieben, weil ich die Götter- und Heldenlieder der Edda vom Brett geholt und mich darin festgelesen habe. Da finde ich in den ‚Lebensregeln' gleich bestätigt, was ich gerade sagte:

> Wer viel auf Fahrten die Fremde durchreist,
> Der kann, und nur der, erkennen
> Jedwedes Menschen waltenden Sinn,
> Sofern er nur selber bei Sinnen.

Die Edda ist der Widerschein der nordischen Volksseele, wie sie vor Urzeiten war und heute noch ist. Die Volksseele ist immer der Rückhall der Natur des Landes. Daher ist sie bei bodenständigen und schollenstolzen Völkern die gleiche zu allen Zeiten. Wer die Edda und

Bruchstück aus der Edda.



ihren Zauber auf sich wirken lassen will, muß die geheimnisvolle Eigenart des skandinavischen Landes kennen.

Den Anfang des nordischen Schrifttums bildet bekanntlich ein poetisches Werk, welches zu dem Schönsten und Inhaltvollsten gehört, was die Dichtkunst aller Zeiten und Völker hervorgebracht hat. Es ist die Edda, welche im Jahre 1643 ein Bischof auf Island in einer Pergamenthandschrift entdeckte, die als codex regius in der königlichen Bibliothek zu Kopenhagen aufbewahrt wird.

Edda heißt altnordisch ‚Urgroßmutter‘. Mir täte leid, wenn die heutigen Gelehrten mit ihrer neuen prosaischen Erklärung des Wortes recht behalten sollten[1]; für mich strahlt die Bedeutung ‚Großmütterchen‘ einen wundersam poetischen Schein auf das herrliche Dichtwerk. Ich sehe, wenn ich in der Edda lese, immer eine greise Urahne vor meinen Augen, welche in nordischer Winternacht den Nordlandkindern erzählt, deren Augen glänzenderes Feuer spenden als das Kienfeuer der sturmumrauschten Hütte.

Der unendlich wertvolle Fund enthielt in poetischer Form die ältesten Sagas der Nordvölker und stammte der Schrift nach aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts, der Form seines Inhalts nach aus der Zeit blühender nordischer Skaldenpoesie um das 9.—12. Jahrhundert, dem Inhalte selber nach aus weit früherer Zeit. Die Dichtungen dieser Sammlung unterscheiden sich von der Skaldenpoesie durch eine freiere Form und eine leichtere, verständlichere Sprache.

Man nannte damals schon Soemund den Weisen als Sammler der vielfach lückenhaften und unvollständigen Lieder und als Verfasser der aushelfenden prosaischen Zusätze. Dieser Soemund soll als berühmter Gelehrter und Kenner des nordischen Altertums auf Island um 1133 gelebt haben. Seine Mitwirkung wird indessen von der neuzeitlichen Wissenschaft verneint, welche die Entstehung der Sammlung auf das Jahr 1250 setzt.

Es konnten von dem Sammler nur noch Bruchstücke alter Lieder aufgelesen werden, und selbst diese Teile erwiesen sich als skaldische Überarbeitungen noch viel älterer Originale.

So waren durch ein glückliches Geschick die heidnischen Götter- und Heldensagen, welche die Edda wiedergibt, trotz des — erst spät, um 1050, auf Island eingeführten — Christentums in eine neue Zeit hinübergerettet worden.

---

[1]) Siehe Seite 138, 139.

Jene Sagen waren aber nicht etwa auf Island entstanden. Ihr Inhalt ist teils indogermanisch, teils germanisch, teils geradezu nur deutsch.

Ich erwähnte schon, daß viele der ältesten und edelsten Geschlechter Norwegens, die Feinde Harald Schönhaars, nach ihrer Niederlage bei Stavanger im Jahre 872 nach Island flohen und dieses Gletschereiland besiedelten. Sie nahmen die Schätze der alten Sagen und Gesänge mit sich und pflanzten sie in mündlicher Überlieferung weiter fort. So wurde dieser ‚eisige Felsen im Meer‘ der weltabgeschiedene Zufluchtsort des alten Götterglaubens und der nordgermanischen Poesie. Die Atli, d. h. Attilalieder, welche zusammen mit den Sigurds- und Brunhildenliedern ebenfalls in der Soemundar-Edda enthalten sind, und zwar in einer älteren Form als unser Nibelungenlied, sollen sogar auf Grönland gedichtet sein, das ja auch zu diesen Zeiten entdeckt worden war.

Als die Lieder dann aufgezeichnet wurden, erlitten sie allerlei Entstellungen, Veränderungen und Fortbildungen; und gerade die ältesten Dichtungen, vor allen die Mythen des Götterlebens, welche die erste Hälfte der Edda anfüllen, haben die größten Umarbeitungen und Ergänzungen erfahren müssen.

Es sind demnach die Götterlieder der Edda gewissermaßen nur Anlehnungen an die alten Sagen und Lieder mit Benutzung von Originalversen der ursprünglichen Dichtungen. Sie lehren uns auch, daß die nordischen Göttermythen mit den germanischen, soweit diese in unserer Sprache und Sitte, in Märchen und Sagen überliefert sind, und mit der indogermanischen Mythenwelt überhaupt übereinstimmen.

Es finden sich nicht alle Dichtungen, die man heute gemeinhin zur Edda zählt, schon in dem 1643 gefundenen Kodex des Bischofs Sveindsson. Im Laufe der Zeit hat man alle dieser Sammlung ähnlichen Gedichte den Eddaliedern beigesellt.

Besonders kommt die sogenannte jüngere oder prosaische, die Snorra-Edda, in Betracht. Es soll sogar der Name Edda von ihr herrühren und nicht ‚Urgroßmutter‘, sondern ‚Poetik‘ bedeuten.

In dieser jüngeren Edda, welche in mehreren Handschriften gefunden wurde, sind in Prosa sowohl die Sagen der älteren Edda als auch andere, gleich altertümliche, wiedererzählt, deren Gehalt den Liedern der Soemundschen Edda ebenbürtig ist.

Isländische Gelehrte des 17. Jahrhunderts hielten die Soemundar-Sammlung für die Quelle der von Snorra zusammengestellten und belegten beide mit dem Namen Edda.

Neuzeitliche Forscher erklären die Snorra-Sammlung, die den Namen hergegeben haben soll, als eine Poetik, ein Lehrbuch für junge

Skalden. Eine Darstellung der nordischen Mythologie in zwei Teilen soll deshalb an die Spitze gestellt sein, weil die Skalden ihre Stoffe zum großen Teil der Götter- und Heldensage entnahmen. Die folgende ‚Sprache der Dichtkunst', eine Aufzählung der Umschreibungen und poetischen Ausdrücke, reich mit Beispielen und Belegen aus den klassischen Skalden des 9. bis 12. Jahrhunderts versehen, und ebenso das Háttatal, die ‚Aufzählung der Versarten', wird als ein Lehrmittel für werdende Sänger angesehen.

Was auch die Wissenschaft mit diesen herrlichen Fundstücken vornehmen mag, wir wollen uns ihrer laienhaft freuen.

Mich hat die Edda gelehrt, daß ein feiner Hauch tiefinnerlichen Fühlens die Kindheit unserer germanischen Altvordern durchweht, daß die Poesie die Freundin der Jugend, auch der Jugend der Völker ist, daß in den ungekünstelten Naturklängen, in der Sagenwelt der Urzeit eine Fülle reinen Dichterempfindens wohnt, welche noch gealterte Nationen zu erquicken und ihre Dichtungen zu verjüngen vermag.

Die Edda ist mir der Beweis, daß die Poesie nicht eine durch Kasten- und Schulweisheit überlieferte Kunst, daß sie vielmehr die uralte, ewige Sprache der Menschheit ist, überall sich regend, wo das Bewußtsein des Menschlichen in der Brust erwacht, und daher, wie unvollkommen auch oft die Gestaltung sein mag, stets der Ausdruck des Reinmenschlichen, die Blüte des geistigen Daseins, unvergänglich wie der göttliche Funke, der in unsere Seele gelegt ist, und stets sein redendes Zeugnis. In ihre Tiefen führt nicht das Sinnen und Berechnen des Denkers, sondern das Herz, welches die geheimnisvollen Kräfte, die das Gemüt des Menschen, das Leben der Menschheit bewegen, in sich nachempfindet, der Genius, dem die innere Welt ein Spiegelbild der Menschheit wird. Daher bringt sie auch ihr Verständnis wieder der ganzen Menschheit entgegen.

Die echte und wahre, die jungfräuliche Poesie der Edda wendet sich an alle, welche für die Freuden und Leiden des menschlichen Geschlechts Mitgefühl, für die geheimnisvolle Sprache, die die Natur spricht, für die naive Denkweise eines Volkes, das nach Erklärung der wunderbaren Erscheinungen sucht, liebevolles Verständnis haben.

Die Edda hat reichlichen Samen gestreut — bis in die neueste Zeit hinein —, aber sie steht weit über dem, was spätere Jahrhunderte unter ihrem Einfluß geschaffen haben. Nach meinem Empfinden bietet die Welt wenig Lyrik von solch ewigem Schönheitsgehalt.

Die Fridthjofssaga — Fridthjof bedeutet ‚Friedensdieb', vergleiche das englische thief —, diese episch-lyrische Dichtung des schwedischen

Bischofs Tegnér[1]), sowie alle neuen Skaldengesänge haben ihr Rückgrat in den nordischen Sagen, die in der Edda gesammelt sind.

Die späte Einführung des Christentums — sie gelang bei den drei nordischen Völkern ungefähr um dieselbe Zeit, um das Jahr 1000 — hatte das Gute, daß die alten Sagas ausgestaltet und dichterisch verklärt werden konnten.

Sonst zeigt sich bei der Verbreitung einer neuen Religion die Begleiterscheinung, daß von den Verkündigern, die meist zugleich die Träger des Geisteslebens sind, alles vernichtet wird, was an den alten Glauben erinnert. Die nordischen Göttermythen blieben vor dieser Ausrottung bewahrt. Es fanden sich in ihnen solche Anklänge an das Christliche, daß sie weiter gelten konnten, nachdem sie gewissermaßen mit christlichem Firnis überzogen waren. Diese verwandte Auffassung des Übersinnlichen in der nordischen Götterlehre und im Christentum ist auch der Grund, weshalb nach dem anfänglichen heftigen Widerstreben die Lehre des Galiläers so beispiellos schnelle Annahme fand. Solange den Nordländern die neue Religion als etwas Ausländisches, ihrer Volksseele Fremdes aufgedrungen werden sollte, das ihnen all die innigen Beziehungen zu den sie umgebenden Naturgewalten nahm, sträubten sie sich hartnäckig; als sie aber mit der neuen Lehre vertraut wurden und sahen, daß sie ihnen das Gleiche bot, nur in lebensreicherer, seelenvollerer Form, da gaben sie sich der Religion des Glaubenslebens mit der ganzen Tiefe ihres germanischen Gemütes hin. Die Erkenntnis, daß das Christentum nur die Erfüllung ihres Götterglaubens war, ist die Ursache, daß die Lehre des Kreuzes überall bei den teutonischen Völkern so schnelle und innige Aufnahme fand.

Die Glaubensboten hatten das richtige Gefühl, das Überkommene möglichst zu schonen und liebevoll auf den vorhandenen Anschauungen aufzubauen.

Der höchste Gott, mochte er Odhin, Wuotan oder Wod heißen, war allen Germanen doch im letzten Grund die Sonne, die Wärme, Licht und Leben spendende Gottheit, die fiel und wieder erstand und deren Geburt und Wiederkommen alljährlich um die Wintersonnenwende in den geweihten zwölf Nächten gefeiert wurde. Das Osterfest, das Fest der Ostara, der aus dem Osten kommenden Licht- und Frühlingsgöttin, war das Fest der Auferstehung, der Wiederbelebung der Natur.

---

[1]) † 1846.

Baldur, der Gute, der Gott der Tugend, und sein Tod, das Absterben des Guten, hatte die Götterdämmerung, die Vernichtung der anderen Gottheiten, zur Folge. Deshalb wird Loki — Luzifer —, das verkörperte Prinzip des Bösen, in Fesseln gelegt. Es barg also die nordische Göttersage schon die Auffassung vom Erlösertod einer reinen Seele zur Überwindung des Bösen. Und wie Christus, so sollte auch Baldur am jüngsten Tage wiederkommen, wenn eine neue Welt sich fügt.

Alle die in der Mythe immer wiederkehrenden dramatischen Vorgänge des Kampfes zwischen Lichtmacht und Wintertrotz finden ihre letzte Deutung in dem Ringen zwischen Gut und Böse.

So fanden die Sendboten die christliche Religion im Keime bei den Germanen schon vor, so daß es nur eines Überhauches mit ihrem gehaltvolleren Geiste bedurfte. Wir müssen es ihnen ewig danken, daß sie so verständnisvoll den alten, liebgewordenen Götterglauben schonten und die neue Lehre so einsichtsvoll an die alte anlehnten. Dadurch allein sind uns die reichen Schätze der Vorzeit erhalten geblieben, die man anderswo in blindem Glaubenseifer und arger Zerstörungswut vernichtete.

Der weiteren Entwicklung der heimischen Dichtkunst waren die ersten christlichen Jahrhunderte allerdings nicht günstig. Der nordische Bauer und Buchtenmann durfte jetzt nur Christ sein, durfte seinen Träumen nicht mehr nachhängen, seiner Einsamkeit keine Genossen mehr schaffen, Berg und Eishang, Baum und Quell, Luft und Meer, Nebel und Sonne nicht mehr mit Lebenshauch erfüllen. Sonst sprangen aus ihnen die alten, trauten Göttergestalten wieder hervor. Den tiefsinnigen und anmutigen Sagas war keine Stätte mehr, der Lust zum Sinnen und Dichten, der Naivität der Odem genommen. Das Denken und Betrachten besorgten für das arbeitende Volk nun die Klöster, wo Gelehrte für Gelehrte lateinische Bücher verfaßten, auch wohl dichteten, d. h. wie Coleridge sagt, Prosagedanken in gebundene Form fügten. Es kam die scholastische Zeit der Empfindungsmattigkeit. Dem Geist der Vikinger- und Heldenzeit war ein Ende bereitet. Es entstanden neben den lateinischen Werken Gesetzes- und Rechtssammlungen, Übersetzungen von Büchern geistlichen Inhalts, Familien- und Heiligenleben.

In langer Unselbständigkeit verkümmert ein Volk. Während der Jahrhunderte dauernden Abhängigkeit der Norweger von Dänemark, das ihnen sogar seine Sprache aufdrängte, ließ der Genius des Nordlands krank und mutlos seine Schwingen hängen.

Die Skaldendichtung, die, seitdem Harald der Schöngelockte die Kleinstaaten zu einem Gesamtreiche vereint hatte, mehrere Jahrhunderte

lang am norwegischen Königshof geblüht hatte, schwand dahin. Die dichterisch veranlagten Norweger sonnten sich im Glanze des dänischen Hofes, schrieben ihre Werke in dänischer Sprache und werden zu den Vertretern des dänischen Schrifttums gerechnet. Es seien der (1684) in Bergen geborene Ludwig Holberg, der Molière des Nordens und wohl Dänemarks größter Dichter, ferner Tullin († 1765) und Wessel († 1785) genannt.

Ganz konnte indes die volkstümliche Dichtkunst in Norwegen nicht ersterben, dazu ist die Poesie dem Nordländer zu tief ins Herz gesenkt, dazu wurzelt seine Neigung zum Spintisieren und Grübeln, sein Hang, die geheimnisvolle Natur um ihn mit Gestalten zu beleben, zu fest in seiner Seele. Diese Volkspoesie fand ihren naiven Ausdruck in zahlreichen anspruchslosen Dichtungen in der reinen norwegischen Sprache, der man heute neue Würdigung entgegenbringt[1]). Ein schlichtes, aber überaus anmutendes Werk dieser Zeit ist die Nordlands Trompet von Peter Daß, eine poetische Schilderung des hohen Nordens, die der Norweger heute noch mit Freude liest.

Erst mit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts, als im Jahre 1814 in Norges Grundlov die vollständige Selbständigkeit des Volkes — wenn auch der gleiche König die beiden skandinavischen Reiche beherrschte — ausgesprochen war, begann die völkische Entwicklung, das kraftvolle Aufschwingen des norwegischen Dichtergeistes zu ungeahnter Höhe.

Es war, als ob mit der Trennung von Dänemark ein elektrischer Schlag das Volk durchzuckt hätte. Es kam die Zeit der geistigen Wiedergeburt, des nationalen Auflebens, des starken und bewußten Hervorkehrens der völkischen Eigenart. Unabhängigkeit von dänischer Dichtung und dänischen Einflüssen wurde die Losung, die alle norwegischen Geistesgrößen, so verschiedene Richtungen sie auch einschlagen mochten, einte.

Die ersten Geister, welche die Zeit der Freiheit erstehen ließ, waren sich in ihrem dunklen Drange des rechten Weges nicht bewußt. Doch hat das Irren sein Gutes, man lernt die Gegend kennen.

Eine Aufklärung brachte erst das gegnerische Auftreten der beiden großen Dichter Henrik Wergeland und J. Welhaven, deren Geister in der breitesten Öffentlichkeit aufeinander platzten. Beide, der leidenschaftliche Wergeland wie der maßvollere Welhaven, waren eins in dem großen Bestreben, Norwegen von der geistigen Abhängigkeit von Däne-

---

[1]) Siehe Seite 175.

mark zu lösen, gingen aber in ihrer Freiheit entgegengesetzte Wege, die sich schließlich finden mußten.

Die großen parteilichen Gegensätze in Norwegen entspringen nicht wie bei uns und anderswo allgemeinen großen Gedanken und völkischen Auffassungen, sondern selbstischen Angelegenheiten, zumal der rein wirtschaftlich genommenen Frage, ob die starr am Alten klebende demokratische Richtung oder die entwicklungsfrohe, modern denkende Partei des Fortschritts herrschen soll. Der innere politische Kampf drehte sich bis vor kurzem ganz und zum Teil heute noch darum, ob das Land von den Bauern oder den Städtern und Beamten regiert werden soll. Es war weniger ein Ringen um eine Weltanschauung als ein Kampf der Strandsiddere und Opsiddere, d. h. der Strand- und Inlandbewohner um ihre entgegengesetzten Interessen und Erfolge, um Stellung und Macht. Küstenstadt und Binnenland bildeten die großen Gegensätze im Staate.

Der Vertrauensmann des starren, am Überkommenen haftenden Bauernstandes mit seinen radikal-demokratischen Grundsätzen war Wergeland, der Vertreter der reichen, neuzeitlicher Entwicklung zusteuernden Stadtbevölkerung Welhaven.

Wergeland ist zugleich einer der hervorragendsten lyrischen Dichter Norwegens und einer der ersten Rufer im politischen Streit. Die ganze Kraft seiner starken Seele setzte er für den liberalen Gedanken und besonders auch für die rechtlosen Juden ein, deren Zulassung in Norwegen bis 1851 von Staats wegen verboten war. Sein Körper war eine zu schwache Hülle für einen so großen und unruhvollen Geist. Er starb 1845 im jugendlichen Alter von 37 Jahren an einer schleichenden Brustkrankheit. Die dankbaren Juden haben ihm ein Denkmal gesetzt.

Welhaven, in dessen Lyrik sich die Seele der nordischen Natur und des nordischen Volkes ebenso wahr und innig wiederspiegelt, wurde im Jahre 1873 dahingerafft.

Das Zeitalter dieser beiden feindlichen Brüder ist für das norwegische Schrifttum die Ära des Beginns der rein völkischen Dichtung, die Epoche des entfesselten Jotunen, des sich in ungewohnter Freiheit streckenden und auf sich und seine Kraft besinnenden Riesen.

Der Norweger dichtete für den Norweger.

Als aber Haus und Hof gesäubert und bestellt waren, da ward's dem zum kräftigen Mann Erwachsenen zu enge daheim, da wagte er sich in seiner frisch gewonnenen Selbständigkeit und mutigen Jünglingskraft hinaus ins Weite.

Der Vikingergeist erwachte wieder, der norwegische Genius trachtete die Welt zu gewinnen.

Henrik Ibsen und Björnstjerne Björnson haben mit Seherblick in die Ferne und in das Dunkel geschaut und sich mutvoll an die Pionierarbeit begeben.

Sie stehen als zwei gewaltige Gestalten dicht nebeneinander.



Björnstjerne Björnson.

Wenn der eine Name ertönt, klingt der andere im Unterton harmoniereich mit.

Sie eint das gleiche Begehren nach Erkenntnis der Rätsel des menschlichen Innersten, das gleiche Sehnen nach Befreiung der Seele von Druck und Fessel, das gleiche Verlangen nach dem Fortschritt der Menschheit.

Nach anfänglicher Gegnerschaft haben sich die beiden gefunden und wie Schiller und Goethe in einem edlen Freundschaftsbund zusammen=

geschlossen, der durch die Verheiratung ihrer Kinder (Sigurd Ibsen und Bergliot Björnson) ein Siegel erhielt.

Eines jeden Norwegers Augen leuchten, wenn ihre Namen genannt werden.

Björnson und Ibsen sind die beiden großen Männer der nun für Norwegen einsetzenden klassischen Zeit. Wergeland und Welhaven



Henrik Ibsen.

waren Heimatdichter; sie sind Weltdichter. Sie wenden sich mit ihren philosophischen Dichtungen und modernen bürgerlichen Dramen an die Gebildeten aller Völker.

Unsere neueste Zeit des hochgespannten Lebens hat ganz neue Bedingungen geschaffen. Die Veränderung aller Lebensverhältnisse erheischt auch eine Umbildung der gesellschaftlichen. Wo alles sich neut, kann der Mensch selbst nicht der alte bleiben. Auch die Beziehung des Menschen zum Menschen muß mitmachen. Es gilt, für die

neue Zeit den neuen Lebensweg zu finden. Harte Zusammenstöße erfolgen aus dieser schweren Not.

Den ernsten Fragen, die die neue Zeit den neuen Menschen gestellt hat, wollen die Dichtungen eines Björnson und Ibsen und mit ihnen die Schöpfungen anderer norwegischer Geister beikommen. Sie haben ein Wollen wie Goethes Faust, oder besser einen Sinn wie Shakespeares Hamlet, der seiner Zeit vor ist und sich in ihr nicht zu finden vermag.

Der Kampf der heutigen Zeit mit dem alten bürgerlichen Leben erfüllt die moderne norwegische Literatur. Die Grundlagen der Gesellschaft werden mit scharfer Hand und rücksichtslosem Griff angefaßt und daraufhin geprüft, ob sie von dem Strudel der Zeit nicht unterhöhlt sind, ob sie nicht fortgerissen und durch neue Grundmauern ersetzt werden müssen. Das Suchen nach dem neuen modus vivendi, das Ringen nach Wahrheit und Klarheit, die Zergliederung des tiefinneren Menschen, das Sehnen nach Freiheit und Entfaltung der Seele ist diesen modernen nordischen Geistern allen gemein.

Björnstjerne Björnson — zu deutsch ‚Bärengestirn Bärensohn‘ — steht in der Mitte zwischen Wergeland und Welhaven einerseits und Ibsen andererseits Auch er war ein begeisternder Vaterlandsverehrer und entflammt für die Befreiung des norwegischen Schrifttums von dänischem Einfluß und die Loslösung des Landes von der schwedischen Herrschaft[1]).

Im Jahre 1832 als Sohn eines Pfarrers geboren, verbrachte er seine Kindheit im wilden Berglande, besuchte die Realschule zu Molde und studierte auf der Universität Kristiania. Er war eine Zeitlang Rezensent, Theaterdirektor in Bergen, Zeitungsredakteur und Wanderredner und hielt sich viel im Ausland, besonders in Rom, Paris und München, auf. Als sein dichterischer Ruf begründet war, ließ er sich im Gausdal in der Nähe von Lillehammer nieder und lebte still im Kreise seiner Familie auf seinem Landgut Aulestad, „où, riant sous cape, il recevait les auteurs les plus médiocres“, wie es einst der greise Voltaire in Fernet und der alternde Goethe in Weimar taten. Eine sorgenlose Lebensführung gestattete ihm außer dem Ertrag seines schriftstellerischen Wirkens auch der Nobelpreis, der ihm mit der goldenen Denkmünze im Betrage von 200000 Franks zuerkannt wurde.

Neben seinem reichen dichterischen Schaffen entfaltete er von seiner Einsiedelei aus eine rege Werbetätigkeit für eine von Schweden losgelöste norwegische Republik. Sein feuriger Geist begeisterte sich für alle Fragen. Er entfachte in jedem Norweger die Flamme des

---

[1]) Für das letztere allerdings erst in späterer Zeit (siehe Seite 117).

Selbständigkeitssinns, kämpfte für Eisenbahnlinien, schrieb Zeitungsartikel über russische und polnische Fragen und trat begeistert für die südafrikanischen Buren ein.

So war er im Leben und Dichten der gleiche kühne und kräftige Geist, ein ausgesprochener Wahrheitssucher, ein Verfechter des Einfachen und Natürlichen.

Im Jahre 1907 feierte das dankbare norwegische Volk den fünfzigjährigen Gedenktag seiner ersten Dichtung. Der Einsiedler kam nicht zu der Feier, welche in Kristiania im Beisein von König und Königin stattfand.



Skien an der Thelemarkenstraße, der Geburtsort Ibsens.

Am 26. April 1910 ist er in Paris, wo er Heilung von einem schweren inneren Leiden suchte, nach wiederholten Operationen gestorben.

Sein Sohn Björn Björnson ist Direktor des Nationaltheaters in Kristiania und als Verfasser des Schauspiels ‚Johanne' hervorgetreten.

Nicht als Mensch, aber als Dichter ist Ibsen berühmter geworden als sein großer Zeitgenosse und Freund.

Björnson glaubte an das Gute und Edle im Menschen, Ibsen sah seine Schlechtigkeit und Entartung. Björnson war mehr Optimist, Ibsen mehr Pessimist, Björnson der feurige Barde, Ibsen der schwarzsehende Philosoph, Björson bis ins hohe Alter der jugendlich be-

geisterte, frohgemute Idealist, Ibsen sein Leben hindurch der verneinende, stirnrunzelnde Grübler. Björnson schrieb seine Dramen zunächst für sein Volk, Ibsen bot sie gleich der Welt.

Henrik Ibsen war vier Jahre älter als Björnson. Er wurde in Skien geboren und hatte eine schwere Jugend voll harter Entbehrungen durchzumachen. Er wurde Apotheker. Als 22jähriger Jüngling legte er seine auf Umsturz gerichteten Anschauungen in einem Römerdrama nieder. Er gab seinen Beruf auf und studierte Medizin in Kristiania, ließ aber zugleich zusammen mit dem Volksdichter Vinje [1]) ein Wochenblatt erscheinen. Im Jahre 1851 wurde er Leiter des Theaters von Bergen und nach längerem Aufenthalt in Deutschland — seine Mutter entstammte einer deutschen Familie — Direktor des Nationaltheaters in Kristiania.

Es begann für den jugendlichen Dichter die Zeit des geschichtlichen und romantischen Schauspiels. Seine Werke zeigten schon den kräftigen, schroffen Ton, der gegen die sanfte Stimme der allein seligmachenden dänischen Schule besonders auffiel.

Um das Jahr 1862 offenbarte er seine dichterische Wesenheit und begann den Kampf gegen die ungesunden Zustände in seinem Volke und der neuzeitlichen Gesellschaft überhaupt.

Im ‚Brand‘ stellte er die Willenslosigkeit der Zeit dem eisernen Willensmenschen gegenüber, im ‚Peer Gynt‘, dem nordischen Faust, peitschte er die Lässigkeit seiner phantastischen und träumenden Landsleute, die sich zu keiner mutvollen Tat aufraffen können.

Die folgenden Schauspiele sind naturalistische Gesellschaftsdramen, in denen er die Eiterbeulen der krankhaften Gesellschaft unter die Lupe nimmt, die Lüge und Halbheit der heutigen Menschen geißelt und im Sinne von Stuart Mill die Freiheit des Einzelwesens dem Zwange der Gesamtheit gegenüber in Schutz nimmt.

Den gesunden, vom Niedergang noch nicht betroffenen Deutschen muten wohl am meisten seine ‚Digte‘ an, die von Passarge gut übersetzt sind [2]).

Ibsen setzt der Gedichtsammlung einen Leitspruch voran, der ihn und seine Dichtart trefflich kennzeichnet:

At leve er krig med trolde
I hjertets og hjernens hvälv;

---

[1]) Siehe Seite 175.

[2]) Leipzig, Reclam, Ibsens Werke in 4 Bänden.

At digte — det er at holde
Dommedag[1]) over sig selv.

(Leben ist Krieg mit Wichten — im Herzen und Hirn von uns; — Dichten, das heißt halten — Gerichtstag über sich selbst.)

Passarge gibt die Verse in gebundener Form wieder:

Leben — ein Krieg mit den Wichten
In unserm Herzen und Hirn;
Dichten — sich selber richten
Mit unbefangener Stirn.

Das Freundschaftsverhältnis Ibsens mit Björnson erhielt, wie erwähnt, die Weihe durch den Ehebund seines Sohnes Sigurd mit Bergliot Björnson.

Sigurd Ibsen war im diplomatischen Dienst beschäftigt, eine Zeitlang auch Staatsminister. Er nahm seinen Abschied, weil er in den auswärtigen Angelegenheiten sein Vaterland im Verhältnis zu Schweden nicht seiner Bedeutung entsprechend vertreten sah.

Um die Jahrhundertwende wurden den beiden Dichterfürsten, die der norwegischen Dichtkunst Weltruf gaben, vor dem Nationaltheater in Kristiania Bildsäulen errichtet.

Ibsen wurde am 17. März 1906 heimgerufen, vier Jahre vor Björnson. Beide haben also das gleiche Lebensalter erreicht.

Wergeland und Welhaven, Björnson und Ibsen stehen nicht vereinsamt auf ihren steilen Dichterhöhen. Es gesellen sich andere treffliche Männer zu ihnen.

Wir führen als Nachfolger der beiden ersteren Munch und Moe und neben den beiden letzteren den Lustspieldichter Gunnar Heiberg an. Wir nennen den feinen und feinfühlenden Jonas Lie, den Verfasser hervorragender, von reiner Menschenliebe und echt norwegischem Geiste erfüllter Romane und Novellen. Er starb im Jahre 1907, kurz nachdem er bei Gelegenheit der Björnsonfeier die Festrede auf den Dichtergreis gehalten hatte. Für seinen Neffen Bernt Lie schwärmt unsere deutsche Jugend, die seine anmutigen Erzählungen, wie besonders seine Schulgeschichte ‚Sven Beidemwind', mit Begeisterung liest. Wir erwähnen Alex Kjelland, der wie der Berliner Reicke beweist, daß man neben einem weltklugen Bürgermeister auch ein tieffühlender Dichter und Novellist sein kann; wir nennen auch die vortrefflichen, in Deutschland vielgelesenen Romane und Erzählungen von Arne Garborg,

---

[1]) Engl. doom-day.

Camilla Collet, J. Paulsen, M. Thoresen und den Brüdern Krag, ohne mit diesen Namen die Reihe der neuzeitlichen norwegischen Dichter von Weltruf zu erschöpfen.

Die norwegischen Dichtwerke der beiden letzten Jahrzehnte vertreten zumeist die Richtung, welche treffend mit dem Namen Dekadenz bezeichnet wird.

Seitdem mit Björnsons und mehr noch mit Ibsens Zeit nicht mehr die engere Heimat, sondern die Menschheit und ihr gesellschaftliches Sein den Dichtern die Gedanken zuträgt, hat sich auch allmählich eine geistige Verschmelzung der drei verwandten Völker vollzogen, so daß wir jetzt von einer nordischen Literatur und Kunst reden. Hatten doch Dänemark und Norwegen immer schon die gleiche Schriftsprache, von der die schwedische nur unbedeutend abweicht.

Über die drei nordischen Lande hinaus hat dann die skandinavische Literatur ihren Siegeszug durch die ganze Welt angetreten.

Wirtschaftliche Verhältnisse zwangen schon die norwegischen Dichter, die Verleger ihrer großen Werke in Dänemark zu suchen. Den Goldeslohn brachte aber überhaupt nicht der Vertrieb ihrer Bücher im Nordland selbst, sondern die Übersetzung in die fremden Sprachen, hauptsächlich ins Deutsche. Denn gerade unsere Landsleute bringen der nordischen Literatur besonderes Verständnis entgegen. Jeder norwegische Dichter und sein Verleger rechnen von vornherein mit der Übersetzung ins Deutsche, und ohne uns würden mehrere nordische Schriftsteller, welche ein prunkvolles Landhaus bewohnen, arme Schlucker sein.

Diese Beziehungen beruhen auf Gegenseitigkeit. Das von unserm Kaiser angebahnte Freundschaftsverhältnis zwischen Norwegen und Deutschland ist aufrichtig und innig.

Die warmen Empfindungen des Norwegers uns Deutschen gegenüber, seine Anteilnahme an allen Vorgängen in unserem Lande hat mich auf meinen Nordlandreisen immer wohltuend berührt. Ja, ich habe gefunden, daß er über manche geistigen Kämpfe in Deutschland besser unterrichtet ist, daß er viele unserer Geistesgrößen tiefer erfaßt hat als wir Deutschen selbst.

Norwegen gravitiert nach Deutschland. Der junge Kaufmann geht zu seiner weiteren Ausbildung im Welthandel in die Hansastädte, die Tochter der gebildeten Familie verbringt ihr Jahr in einer deutschen Pension, die Forstleute werden auf deutschen Forstakademien, die Musiker auf deutschen Konservatorien gebildet. Nicht allein Björnson und Ibsen, sondern die meisten großen Männer des Landes haben längere Zeit in Deutschland gelebt.

Die Welt urteilt nach dem Geldbeutel. Die hohe äußere Kultur eines Landes wird von einem auswärtigen Volke aufrichtiger bewundert als eine geistige. Solange Deutschland an Reichtum und damit an materieller Entwicklung hinter den anderen führenden Völkern zurückstand, wandte sich das Auge des Nordländers mehr dem Engländer zu, den er aus gleichem Grunde auch zahlreicher in seinem Lande sah. Seitdem aber in neuester Zeit der geistig hochstehende und innerlich dem Nordländer verwandte Deutsche es auch in dem feinen, vornehmen, Wohlhabenheit kündenden Auftreten den Engländern und anderen nahezu gleichzutun versteht, ist, wie überall im Auslande, so auch besonders in Norwegen seine Geltung gewaltig gestiegen. Seitdem er statt mit dem Rucksack mit dem Mädlerkoffer auf Reisen geht und statt im Jägerhemd sich im ‚dinnerjacket' an die Gasthoftafel setzt, seitdem er eine gespickte Börse einsteckt, nicht mehr soviel ‚German noise' macht und nicht mehr soviel Bier trinkt, wird er ganz anders geachtet.

Es läßt sich heute behaupten, daß in Norwegen die Stimmung stark zugunsten des Deutschtums umgeschlagen ist.

Der Nordländer war auf der Suche nach materieller Kultur, um sie in sein reicher werdendes Land hinüberzuziehen. Er fand sie bei den Engländern und findet sie bei den Deutschen, und bei diesen zugleich eine hochentwickelte geistige Kultur, deren das Engländertum in etwa ermangelt.

Unser Kaiser schlug die Brücke[1]).

❧ ❧ ❧

---

[1]) Es läßt sich allerdings nicht leugnen, daß ein Teil der Norweger seit der Unionsauflösung und nachdem eine englische Königstochter ihre Königin geworden ist, zuweilen recht stark mit den Engländern geliebäugelt hat. Ja, es haben sich bedauerlicherweise eine Reihe Norweger von den ebenso törichten wie gewissenlosen Hetzereien gegen Deutschland, welche anläßlich des großen deutschen Flottenbesuches in den norwegischen Fjorden im Sommer 1911 von einigen Zeitungen betrieben wurden, beeinflussen und mitreißen lassen. Inzwischen scheint sich dieser Eifer der Freunde Englands wieder abgekühlt zu haben. Es hat an deutschfreundlichen Kundgebungen verschiedener Art in den leitenden norwegischen Blättern letzthin nicht gefehlt.

Im Mai 1912 hielt Maximilian Harden in Kristiania einige Vorträge und sprach darin die Ansicht aus, daß bei vielen Norwegern immer noch eine gewisse Mißstimmung gegen Deutschland herrschte. Diese Vermutung hatte einen lebhaften Widerspruch der Zuhörer zur Folge, und auch die angesehensten norwegischen Zeitungen haben die Gelegenheit ergriffen, um Hardens Worten

Mit aufmerksamem und staunendem Auge hat die ganze Welt die moderne norwegische Literatur verfolgt. Sie eröffnete dem Denken und Fühlen die neuen Wege, sie fachte zuerst das verborgen glimmende Feuer, das die neue Zeit überall in der Menschenseele entzündet, zur hellen Flamme an.

Warum erstanden Männer wie Björnson und Ibsen den Nordländern früher als den anderen Völkern? Warum nahmen ihre Werke den Siegeslauf durch die Welt?

Norwegen ist in dem feinnervigen Fühlen, dem sensiblen Empfinden, das die beispiellose Entwicklung der Neuzeit erzeugen mußte, anderen Völkern fast um ein Menschengeschlecht voraus. Die norwegische Seele war für den Hauch der neuen Zeit empfänglicher, aufnahmefähiger zugleich für die ihr entströmenden Krankheitskeime.

---

gegenüber zu versichern, daß Deutschland sich der aufrichtigen Freundschaft Norwegens erfreue. Die sehr verbreitete ‚Aftenposten' sagte in einem leitenden Artikel:

„. . . Die deutsche Nation wird in Norwegen mit der herzlichsten Freundschaft umfaßt. Harden hat zwar die Vermutung ausgesprochen, daß in Norwegen eine gewisse Mißstimmung gegenüber Deutschland herrsche, und wir haben namentlich seit vorigem Sommer in der deutschen Presse mehrere Beweise dafür gesehen, daß dieser Glaube in Deutschland recht verbreitet ist. Nichts ist aber fehlerhafter. Die norwegischen Preßäußerungen, welche voriges Jahr anläßlich des Besuchs zahlreicher deutscher Kriegsschiffe in den norwegischen Fjorden veröffentlicht wurden, waren einem Unwillen gegen die deutsche Nation nicht entsprungen. Ein solcher Unwille besteht hier tatsächlich nicht. Die alljährlichen Besuche des deutschen Kaisers in unserem Lande und die großen Aufmerksamkeiten, die der Kaiser bei verschiedenen Gelegenheiten unserem Volk erwiesen hat, haben alle Herzen für ihn eingenommen und ein starkes Band zwischen Deutschland und Norwegen geknüpft . . .

. . . Wir Norweger wünschen aber in dem Streit zwischen den beiden Weltmächten Deutschland und England keine Partei zu nehmen, — ganz gleichgültig ob dieser Kampf mit den Mitteln des Kriegs oder des Friedens geführt wird. Wir wünschen, außerhalb des Streits zu bleiben, und wollen, wenn es einmal zu einem ernsten Konflikt kommen sollte, mit aller Kraft dahin streben, daß wir nicht mit verwickelt werden. Auch an die englische Nation knüpfen uns viele Bande, die mit der gegenseitigen Sympathie zusammenhängen; wir haben materielle und kulturelle Interessen mit England gemeinsam und würden trauern, wenn England vom Unglück betroffen würde.

Sollte das Entsetzliche geschehen, daß ein Krieg zwischen Deutschland und England ausbräche, würde es für das norwegische Volk schwer sein, die Sympathie einer der beiden Nationen zuzuwenden. Beide sind unsere Freunde, denen die norwegische Nation dankbar sein muß; wir freuen uns über die Größe und das Glück beider und hoffen, daß keine Weltereignisse hieran etwas ändern werden."

Was die neuzeitliche Entwicklung mit ihrer Hast und Anforderung an Nerven und Gefühlsleben anderen erst nach Jahrzehnten antat, brachte der Norweger in der Anlage schon mit.

Er ist mit seiner hohen, aufrechten, schlanken Gestalt, seinen kraftvollen, geschmeidigen Gliedern, seinem frisch geröteten Gesicht, seinen leuchtenden Augen nicht von solch strahlender Gesundheit, wie der erste Blick vermeint.

Oft denke ich daran, wie mir auf meiner ersten Nordlandreise der greise Passarge, wohl der beste Kenner Norwegens, als ich an Deck eines Sognefjord-Dampfers die Kraft und Gesundheit der Norweger und Norwegerinnen bewunderte, in seiner freundlichen Ruhe sagte: „Das meint jeder, der Norwegen zuerst sieht; das blühende Aussehen täuscht, in keinem anderen Lande gibt es soviel Wahnsinn.“

Ein unsteter, unruhvoller Geist erfüllt den Nordländer. Sein Inneres gärt und kocht. Bei aller seiner äußeren Ruhe und Schweigsamkeit ist sein Nervenleben hoch gespannt. Ein überstarker Hang zum schwermütigen Grübeln, zum phantastischen Spintisieren, zum Versenken ins Übersinnliche läßt seine Gedanken in die Ferne und Tiefe schweifen und im Dunkel irrlichtelieren.

Die neueste der Wissenschaften, die politische Anthropologie, lehrt, daß die Völker nicht infolge ursprünglicher Anlage und von altersher atavistisch ererbter Eigenschaften so sind, wie sie sind, sondern daß der Wohnort, die klimatischen Verhältnisse und die besonderen Lebensbedingungen die völkischen Eigentümlichkeiten bewirken. Es gilt heute für die Entwicklung völkischer Sonderart der Satz: Ein Klima bildet Menschen, die ihm gleichen.

Dem Nordländer haben die sonnenhellen Nächte, der Sommer, der nur ein einziger Tag ist, haben die finsterdunklen Tage, der Winter, der nur eine einzige Nacht ist, sein Wesen gegeben. Im Dämmerlicht der Sommernächte schläft er nicht und wird nervös; in das ewige Dunkel des Winters bringt er einen durch das Sommerhasten erregten Geist mit, der ihn über unirdische Dinge grübeln läßt.

Der Sommer greift die Nerven, der Winter das Gemüt an.

Dazu tritt die leicht melancholische Stimmung der nordischen Natur, der vielfach schwer behangene, trübe Himmel, der zu Schwermut und Traurigkeit auffordert; dazu kommt die traumhafte Einsamkeit und versonnene Weltabgeschiedenheit, in der ein Großteil der Norweger ihr Leben verbringen, und endlich die infolge der weiten Entfernungen der kleinen Ortschaften voneinander vielfach getriebene Inzucht.

Hinter der äußeren Ruhe wogt mühsam verhaltene Erregung, und der Menschenkenner ersieht gerade aus der Schlankheit und Behendigkeit des Körpers, aus der blühenden Gesichtsfarbe und dem feurigen Blick den modernen Nervenmenschen oder, wie die Ärzte sagen, den Neurastheniker. Der aufmerksame Beobachter weiß, daß auch anderswo jugendliches Aussehen, schlanker Wuchs, leichte Bewegungen, gerötetes Gesicht und blitzende Augen nicht immer das Zeichen frischer Gesundheit, sondern oft das Kennzeichen eines überanstrengten Nervenlebens sind und daß die innerlich unruhigen und erregten Menschen sich oft nur deshalb schweigsam verhalten und zu äußerer Ruhe zwingen, weil sie sich sonst bald als hastig und überreizt erweisen würden und eine Erregung ihres leicht beunruhigten Herzens befürchten.

Eine solche Nervenüberspannung, welche die neue Zeit anderen Kulturvölkern erst zuträgt, brachten die Nordländer ihr schon entgegen. Dieses gesteigerte Nervenleben wird das Merkmal unseres Zeitalters und die Auffindung eines neuen Lebensweges seine Hauptforderung.

Der Norweger scheint berufen, die Gestaltung dieser neuen Lebensform anzubahnen, und Ibsen und auch Björnson sind die großen Pioniere. Daher die große Aufmerksamkeit, welche die ganze gebildete Welt, auch schon von ähnlichem Wesen erfaßt, den Gedanken eines Ibsen, ob auch aus ihm viel Pathologisches hervorleuchtet, entgegenträgt.

Ich verstehe Ibsen und sein Wollen, aber ich bewundere ihn nicht in allen seinen Werken; ich fürchte, ich bin noch zu gesund und vierschrötig, solch feine Regungen und Vorgänge der Seele zu würdigen. Ich glaube auch nicht, daß mit ihm und seiner Gefolgschaft eine klassische Zeit der Dichtung einsetzt; er ist ein Dichter unserer Zeit, nicht aber aller Zeiten. Wenn sich die Menschen der Schlacken, die der neue Werdegang absetzt, entledigt und in die neuen Verhältnisse gefunden haben werden, wird er und seine Schule verlieren. Aber sein Tun wird immer eine Tat, sein Werk ewig ein Spiegelbild der seelischen Kämpfe dieser größten und schwersten aller Zeiten bleiben.

Kapitel 10.

Die Kunst.

I. Die Musik.

Wie die Literatur, so hat auch die Musik in der neuesten Zeit Norwegen große Männer gebracht, die alle ihre Ausbildung und künstlerische Vollendung in Deutschland gesucht haben. Wir nennen nur die Namen Ole Bull, Grieg, Lassen und Svendsen. Ein sehr begabter Tonkünstler, Nordraak, starb im jugendlichen Alter von 24 Jahren; er setzte das Nationallied seines Vetters Björnson: ‚Ja vi elsker . . .‘

Ja wir lieben dieses Land,
Das aus dem Meere aufsteigt,
Dieses unser Vaterland,
Das Meer und Sturm umtoben

in Musik.

Es ist der norwegischen Volksvertretung, die doch zum größeren Teil aus einfachen Bauern besteht, hoch anzurechnen, daß sie für die Ausbildung und Auslandreisen der jungen Künstler reichliche Mittel bereitstellt. Die nordische freudige Opferwilligkeit der Kunst und Wissenschaft gegenüber dürfte den Regierungen und Vertretungen anderer Länder als Beispiel dienen.

II. Die Baukunst.

Norwegen an sich arm an hervorragenden Werken der bildenden Kunst, besonders auch an Baudenkmälern — Die Steinbauten der ersten christlichen Zeit — Die Stavekirker — Die Holzkirche Vang und die besterhaltene aller Stavekirker in Borgund im Laerdal — Die spätere Baukunst.

Norwegen ist noch arm an hervorragenden Werken der bildenden Kunst.

Es fehlt sowohl an wertvollen Kunstsammlungen, wie auch an Schaustücken der Bildhauerkunst und besonders der Architektur. Einige prunkvolle Steinbauten inmitten der hölzernen Umgebung geben die gleichen Gegensätze ab, wie sie in Norwegen überall entgegentreten.

Kristiania ist noch zu jung und das Land zu arm, die letzthin unendlich teuer gewordenen berühmten Kunstschätze zu besitzen.

Bedeutende Sammlungen nennen nur die Hauptstädte der beiden anderen nordischen Reiche, Kopenhagen und Stockholm, ihr eigen. Norwegen bietet dem Besucher genug in seiner Großnatur.

Man stellt leicht an Norwegen die Ansprüche eines selb-



Eduard Grieg.

ständigen Reiches der europäischen Staatengemeinschaft und bedenkt nicht, daß es bis vor kurzem ein einfaches und armes Bauernland mit weit verstreuter Bewohnerschaft war und daß das an räumlicher Ausdehnung ja recht große Königreich kaum 2½ Millionen Menschen beherbergt. Wieviel hervorragende Kunstdenkmäler besitzt z. B. der an Einwohnerzahl um die Hälfte größere Regierungsbezirk Düsseldorf? Man übe drum Gerechtigkeit und spreche das häufig gedankenlos hin-

geworfene Urteil von der Armut Norwegens an Kunstschätzen und schönen Baudenkmälern mit Bedacht.

Das Christentum wurde um das Jahr 1000 eingeführt und um diese Zeit die ersten Kirchen im angelsächsischen und anglonormannischen Stil erbaut.

Die bedeutendsten Reste der romanischen Kirchenbaukunst sind die Basiliken zu Aker bei Kristiania, die Domkirchen zu Stavanger und zu Hamar, die deutsche Marienkirche zu Bergen und der Querbau der Dom-



Der Dom zu Stavanger.

kirche zu Drontheim. Alle diese Bauten entstammen dem elften und zwölften Jahrhundert.

Das hervorragendste Bauwerk der kirchlichen Gotik ist der Dom zu Drontheim, dessen Langhaus 1248 zur selben Zeit wie der Kölner Dom gegründet wurde. Wir haben diesem schönsten Denkmal der nordischen Bauart einen besonderen Abschnitt gewidmet[1]).

Unter den weltlichen Bauten der Gotik ragt die um die Mitte des

[1]) Kapitel 17, Seite 243—250.

dreizehnten Jahrhunderts erbaute Königshalle in Bergen hervor, die Ibsen zu dem bekannten empfindungsreichen Gedicht begeisterte[1]).

Mehr als die Steinbauten entwickelten sich die Holzkirchen. Sie sind der nordischen Bauweise eigentümlich und der Ausdruck des phantastischen Geistes der Vikinger. Leider ist man erst spät auf die Erhaltung dieser mittelalterlichen Gotteshäuser bedacht geworden.

Der erste, der die Aufmerksamkeit auf den Schutz der alten Stavekirken lenkte, war nicht, wie in vielen Reisebüchern zu lesen ist, der verdiente Maler Hans Dahl[2]), sondern der preußische König Friedrich Wilhelm IV. im Verein mit dem in Norwegen lebenden deutschen Architekten Schiertz.



Die alte deutsche Marienkirche in Bergen.

Im Jahre 1844 wurde das Holzkirchlein Vang — eine der Valdres-Kirchen, die Sankt Olaf Haraldsson bald nach der Schlacht bei Stiklestad am Drontheimer Meerbusen im Jahre 1030 erbaute — versteigert, von dem preußischen König erstanden und im Riesengebirge auf einer Höhe über dem Schmiedeberger- und Hirschberger Tal im Angesicht von Erdmannsdorf wieder aufgerichtet.

Nach der Einführung des Christentums erstanden in Norwegen neben den Steinbauten hunderte von Holzkirchen, deren Bauweise zugleich mit der neuen Lehre von Britannien überkommen war und nach völkischer Eigenart entwickelt wurde.

---

[1]) Siehe Seite 196.

[2]) Siehe Seite 163.

Aus einem Rahmen von senkrechten und wagerechten Baumstämmen wurde ein Fachwerk errichtet, indem man den offenen Raum der Rahmenseite derart ausfüllte, daß man in eine obere und untere Falzrinne der wagerechten Stämme flachgehauene Bohlen einlegte und ineinander mit Nut und Feder, wie etwa die Schindeln ein und derselben Reihe eines Daches, verspundete und einzapfte. Diese mit den Bohlen eine ganz dicht schließende Wand bildenden Stämme nannte man Stave, Stäbe und die so gebauten Kirchen Stavkirker, Stabkirchen.

Die zahlreichen geschuppten Dächer, Giebel und Türmchen der basilikenartigen Anlage mit Apsis und umschließendem Laufgang, die phantastischen Drachenköpfe und reichgeschnitzten Portale verliehen diesen Gebäuden ein eigentümliches Aussehen.

Viele der ältesten Holzkirchen stellen ein zweistöckiges Bauwerk



Der Dom zu Drontheim.

dar. Die Pforte führt meist in das Waffenhaus (Vaabenhuus), eine Vorhalle, in welcher die Kirchgänger einst vor Eintritt in das Gotteshaus ihre Waffen zurückließen. Von der früheren allgemeinen Bewaffnung ist heute nur noch das Tolleknív übrig geblieben, ein Messer, das jeder norwegische Bauer in lederner, hölzerner oder knöcherner Scheide hinten am Gürtel trägt.

Das Innere dieser Kirchen enthält kostbare Reste stolzer Vergangenheit; besonders zeigen die Eingangstüren schönes altnordisches Schnitzwerk und bekunden ihr Alter durch den sogenannten Kleeblattbogen, welcher selbst in norwegischen Steinbauten vor 1200 nicht vorkommt.

Die zahlreichen Stavekirker — es sind ihrer noch vierundzwanzig erhalten, unter denen die von Borgund die bekannteste ist — standen meist vereinsamt an Orten, die von einer Reihe von Ansiedlungen am

leichtesten erreichbar waren. Mit dunkelbrauner Teerfarbe, die ihnen die Weihe des Alters gibt, überstrichen, nehmen sich diese einsamen Holzkirchen am blauen Meeresufer und inmitten lachenden Grüns überaus malerisch aus. Einige zeigen auch noch die ursprüngliche tief-braune Farbe. Man erbaute sie aus dem fetten Kiefernholz, das der Verwitterung und dem Wurmfraß widersteht.



Die Holzkirche von Borgund im Laerdal.

Die Holzkirche von Borgund im Laerdal ist ein herrliches Denkmal der frühromanischen Holzarchitektur. Sie ist die besterhaltene aller Stavekirker und wahrscheinlich schon um die Mitte des 12. Jahrhunderts erbaut. Sie gehört dem norwegischen Altertumsverein, der sie stil-gerecht wiederhergestellt hat. Die Portale tragen interessante Runen-inschriften. An den dreischiffigen Hauptraum schließt sich der einschiffige Chor und eine später angefügte Apsis an. Aus Öffnungen oben in der Wand fällt ein spärliches Licht in die Kirche. Beim Bau der

Kirche waren Glasfenster in Norwegen noch unbekannt. Die Messe wurde wahrscheinlich bei reichlichem Kerzenlicht gelesen, während die Gläubigen in dem dunklen Hauptraum knieten.

Nur in wenigen Stavekirker, wie in denen von Lom und Hitterdal, wird heute noch Gottesdienst gehalten.

Nach der Reformation scheinen kaum noch Holzkirchen erbaut zu sein. Überhaupt war die Zeit, welche für das übrige Europa eine Ära der Wiedergeburt der Kunst wurde, für Norwegen, das 1537 in ein provinzielles Verhältnis zu Dänemark trat, politisch wie geistig ein Zeitalter tiefen Verfalls.



Vorratsschuppen in Thelemarken mit kunstvollen Holzschnitzereien.

Selbst die Baukunst des neunzehnten Jahrhunderts ist nicht glänzend in die Erscheinung getreten. Die erste Stelle nimmt die Wiederherstellung des Doms zu Drontheim durch Chr. Christie ein[1]). Die übrigen bedeutenden Bauwerke der neueren Zeit sind in der rasend wachsenden Hauptstadt Kristiania aufgeführt worden, so das königliche Schloß, die Universität, das Schloß Oskarshall, die Dreifaltigkeitskirche, die Johanniskirche, das Storthingsgebäude und das Skulpturenmuseum.

III. Die Bildnerei.

Das Hauptfeld der mittelalterlichen Bildnerei Norwegens war die Holzschnitzerei zum Schmuck der Portale der Holzkirchen und der gotischen

[1]) Siehe Kapitel 17, Seite 246.

Altarschreine. Sie blieb nach dem Verfall der Kunst in dem Dienstbarkeitsverhältnis zu Dänemark nur noch bei der ländlichen Bevölkerung in Übung, welche heute noch in der langen Winternacht Gesimse, Türen, Torbogen und allerlei Haus- und Gebrauchsgerät mit Schnitzwerk zu versehen liebt.

Aus diesen bäuerlichen Holzschnitzern gingen mehrere berühmte Elfenbeinschnitzer, wie der bekannte Magnus Berg (1666—1739) und Glosimot hervor.

Von den bedeutenderen neuzeitlichen Bildwerken seien Borch's Bildsäule des Storthingspräsidenten Christie in Bergen, Bergslien's Reiterstandbild Karls XIV. Johann (Bernadotte) und die Statue des Dichters Wergeland und Jacobsen's Denkmal Kristians IV. erwähnt, welche außer dem ersten sämtlich in der Reichshauptstadt aufgestellt sind.

Der berühmteste norwegische Bildhauer ist wohl Stephan Sinding, dessen ‚Barbarenweib‘, das den Sohn aus dem Kampfgewühl trägt, allgemein bekannt ist. Dieses Meisterwerk befindet sich in dem eben erwähnten Skulpturenmuseum in Kristiania. Er ist auch der Schöpfer der Standbilder von Björnson und Ibsen vor dem Nationaltheater in der Hauptstadt[1]) und des Denkmals von Ole Bull[2]) in Bergen. (Sein Bruder Otto Sinding ist der bekannte Maler und sein Bruder Kristian ein tüchtiger Schüler Grieg's.) Die vielbewunderte Giebelgruppe am Universitätsgebäude in Kristiania ‚Athene, den von Prometheus gebildeten Menschen belebend‘, wurde von Matthias Skeibrok im Jahre 1894 vollendet.

Norwegen hat nicht die namhaften Bildhauer hervorgebracht, die das verflossene Jahrhundert Dänemark schenkte.

IV. Die Malerei.

Die älteren Werke — Die norwegische Malerkolonie in Düsseldorf — Deutsche und französische Einflüsse — Verirrungen der norwegischen Kunst in der Suche nach neuen Ausdrucksformen.

Die mittelalterliche Malerei nahm sich wie anderwärts so auch in Norwegen biblische Stoffe und Heiligengeschichten zum Vorwurf. Sehr häufig findet sich auf alten Bildern der Märtyrertod des Königs Olaf in der Schlacht bei Stiklestad dargestellt. Hervorragendes hat die ältere Malerei nicht geleistet.

---

[1]) Siehe Seite 149.
[2]) Siehe Seite 210.

Das Erwachen des nationalen Bewußtseins zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts, die staatliche Selbständigkeit in der Union mit Schweden, die Begründung der Kongelige Frederiks Universitet (1811), der Zeichenschule (1819), des Kunstvereins (1836) und der Nationalgalerie (1837) in Kristiania wurden mächtige Förderungsmittel der neuen, völkischen Kunst. Ihre Zeit beginnt etwa mit dem Jahre 1840, als der Darsteller des norwegischen Volkslebens, Adolf Tidemand, und der Schilderer der norwegischen Landschaft, Hans Gude, nach Düsseldorf wanderten und eine ganze Gefolgschaft junger Künstler nach sich zogen.

Besonders gesellte sich um den älteren Gude eine ansehnliche Schar von norwegischen Landschaftlern. Die Mittel stellte die Volksvertretung freigebig zur Verfügung.

Es gab vor einigen Jahrzehnten in der rheinischen Kunststadt eine ganze norwegische Malerkolonie, von deren Tüchtigkeit, Frohsinn und auch Trinkfestigkeit heute noch im Malkasten von älteren Künstlern gerne erzählt wird. In dem Hause Kasernenstraße 13, worin sich jetzt das große Rahmengeschäft Conzen befindet, hatten sie ihr eigenes Künstlerheim.

Es traten unter ihnen Eckersberg, Morten Müller, S. Jacobsen, Ludwig Munthe, Rasmussen, die beiden Nielsen, Otto Sinding[1]) und der Tiermaler Askevold hervor. Mehrere folgten 1863 Gude bei seiner Berufung an die Akademie von Karlsruhe, andere wie Tidemand, Munthe, Askevold sind in Düsseldorf gestorben. Nachkommen einer Anzahl dieser norwegischen Maler leben heute als gute deutsche Staatsbürger in der rheinischen Gartenstadt. Hans Dahl, der von seinem jetzigen Sommerwohnsitz in Balholmen am Sogne aus eine Art künstlerische Führerschaft übt und noch 1910 vom Kaiser besucht und wegen des Standorts des von diesem Norwegen geschenkten Frithjofdenkmals[2]) befragt wurde, hat ebenfalls lange Jahre in Düsseldorf gelebt und steht hier auch als Meister im Rudersport in guter Erinnerung.

Der letzte dieser norwegischen Künstler, Sophus Jacobsen, dem ich näherstand, ist im Alter von 77 Jahren am 12. Mai 1912 in Düsseldorf gestorben. Er war ein Schüler Gude's an der Düsseldorfer Akademie und wurde als gereifter Künstler der Lehrer des jüngeren Nachwuchses aus seiner Heimat, u. a. Munthe's. Er malte meist wirkungsvolle

---

[1]) Siehe Seite 162, Mitte.

[2]) Das Frithjofdenkmal sieht seiner Vollendung entgegen und soll im nächsten Jahre, 1913, enthüllt werden.

Regen-, Schnee- und Mondscheinlandschaften, die sich große Anerkennung und Beliebtheit erwarben und eine Zeitlang reißende Abnahme fanden. Die neueste Zeit schätzte seine Malweise nicht mehr so recht, welche Erkenntnis seinen Lebensabend trübte.

Die Mehrzahl der Werke aller dieser Maler ist in Deutschland verblieben. Auch die Bilder der anderen bedeutenderen norwegischen Künstler, Bodom, Joh. Müller, Isachsen Arbo, Eilif Petersen, Heyerdahl, Thaulow, Knorr, Niels Möller, Nordgreen trifft man in deutschen Sammlungen mehr als in dem kunstarmen Norwegen selbst an.

Im Jahre 1877 hat man zu Ehren des im Jahre vorher zu Düsseldorf verstorbenen Künstlers in Kristiania eine umfangreiche Tidemand-Ausstellung veranstaltet.



Balholmen, ein Lieblingsaufenthalt norwegischer Maler.

Ein bedeutungsvolles Ereignis für die Entwicklung der völkischen Kunst war in den sechziger Jahren die Errichtung der Malerschule in Kristiania durch Eckersberg, welche die jungen Künstler an die heimische Scholle knüpfte. Von den siebziger und achtziger Jahren ab haben sich diese dann zu ihrer weiteren Ausbildung mehr nach München und besonders nach Karlsruhe, wo Gude ja 1863 eine norwegische Malervereinigung begründet hatte, gewandt.

Leider suchen nach der Weltausstellung 1878 die norwegischen Künstler zumeist Paris auf und ergeben sich ganz dem Einfluß der Impressionisten und Hellmaler. Seitdem trägt die jüngste norwegische Malerei französisches Gepräge. Es wäre besser gewesen, wenn nicht romanische, sondern weiterhin deutsche Kunst der nordisch-germanischen die abschließende Erziehung gegeben hätte, wenn in schönem Ausgleich



Abendsonne am Hornelen (an der Nordostecke der Insel Bremanger).



das phantastische Überschäumen norwegischer Art durch deutsche Ruhe und Abgeklärtheit gedämpft worden wäre.

Sicherlich zeigte die norwegische Kunst, solange sie noch ganz unter deutschem Einfluß stand, etwas Beengtes, einen leisen Einschlag vom Handwerksmäßigen, eine überlaute Farbengebung; dies war aber die Folge der Vorbildung auf der nüchternen, unkünstlerischen Zeichenschule zu Kristiania und der Tatsache, daß die nordische Kunst überhaupt noch in den Kinderschuhen steckte und ihre Schwingen erst wachsen lassen mußte.

Dem norwegischen Geiste wohnt der Hang zum Phantastischen inne und allgemein einer Bauernbevölkerung, welche die Norweger ja bis zum Anbruch der neuen Zeit darstellten, der Sinn für schreiende Farben. Man betrachte nur bei uns das Innere katholischer Dorfkirchen oder den Schmuck der Fronleichnamsumzüge. Die Überschwänglichkeit des Norwegers, erzeugt durch die Ungeheuerlichkeit seiner Großnatur und ihrer gewaltigen Gegensätze, offenbart sich in seiner Götterlehre, seinen Sagen und Liedern, den wunderlichen Schnitzereien, den seltsamen Zickzacklinien der Zeichnungen, den verworrenen Mustern der Teppiche, den grellen Farben an Haus und Hausgerät. In der Weihe des Alters geben ja diese Seltsamkeiten in ihrem Zusammenwirken eine kräftige Harmonie ab, paßten aber nicht recht in die neuanbrechende Ära. Es bedurfte eine gewisse Zeit, bis diese ererbten Untugenden abgelegt, der Geschmack geläutert war.

Zu unrecht werden die ersten Mißerfolge deutscher Ausbildung zugeschrieben. Deutsche Ruhe und Besonnenheit, deutsche Reife und Beschränkungskraft waren dem Übermaß gegenüber gerade am Platze; die französische Jugendschule, der sich die norwegische Kunst die letzten Jahrzehnte willig in die Arme warf, weil sie ihren Unarten schmeichelte, hat das Überschwängliche des nordischen Geistes nur großgezogen und die argen Verirrungen in dem Suchen nach neuen Ausdrucksformen und die gewöhnlichen Menschenkindern unbegreifliche Malweise der meisten norwegischen Künstler verschuldet. Noch auf der großen Düsseldorfer Kunstausstellung 1911, die von allen Kulturländern reichlich beschickt war, fielen die norwegischen Bilder sofort auf und reizten zu manchem Spottwort.

Durchweg liebt der Dolmetsch der nordischen Landschaft die melancholische, finstere Stimmung, den schweren Himmel und die unsichtige Luft. Er macht aus Norwegen ein einziges Nebelmeer. Die Maler des Nordlands haben zum Teil verschuldet, daß man sich von dem Wesen der nordischen Landschaft gemeinhin eine falsche Vorstellung

macht und vermeint, daß heiteres, sonnenhelles Lachen und frohe, jauchzende Lust ihr fremd sei. Der Künstler scheint zu fürchten, für unwahr gehalten zu werden, wenn er so schildert und dem Vorwurf zu begegnen, in Norwegen Italien gemalt zu haben.

Es war wieder Björnson, der gegen diesen Irrtum ankämpfte. Er hing auch in seinen Zimmern neben Alpen- und italienischen Landschaften nordische ganz gleicher Auffassung auf, so daß ein Unterschied der Stimmung kaum wahrzunehmen war.

Zuerst malte man gerne die farbenfrohen Hardangerlandschaften, zum Teil auch deshalb, weil der Strom der Reisenden damals nicht weiter vordrang und diese Bilder verkäuflicher waren. Dann gefiel man sich in den einfarbenen Fjeldlandschaften mit Nebel- und Tauwetterstimmung. Eins der ersten Ölgemälde, die ich erwarb, ist ein solches regentrübes Bild des nordischen Alpenhochlands von Hans Gude, das mir eigentlich zuerst die Sehnsucht nach Norwegen eingab, dem ich nach dieser Schilderung allerdings eine viel schwermütigere Seele zudichtete, als es in Wahrheit besitzt. Später wurde mehr der eigentliche Norden, meist wolkenbehangen und in düsterer Nebelstimmung, gemalt und letzthin die Gletscherwelt Spitzbergens gerne zum Vorwurf genommen, also zusammen mit dem bilderkaufenden Touristenschwarm ein immer weiterer Vorstoß nach Norden gemacht.

Insgemein muß der Kenner norwegischer bildender Kunst das Urteil abgeben, daß Meister erster Größe dem Volke noch nicht erstanden sind.

An sich malt der farbenfreudige Norweger gern und aus ererbtem Hang. Er bringt bunte Malereien an, wo sich nur Platz bietet, an seinem Hause, seinem Zimmer- und Ackergerät und allen möglichen Gebrauchsgegenständen. Aber überall offenbart sich mehr der Sinn für das Sonderbare und Auffällige als für die wahre Schönheit, die durch Ruhe und Schlichtheit wirkt.

Kapitel 11.

Die Pflege der Wissenschaft und die Jahrhundertfeier der Landesuniversität im Jahre 1911.

Das höhere Studium vor dem Bestehen der Universität — Ihre Geschichte — Opferfreudigkeit der Norweger — Die Bedeutung der Universität für das Land — Ihre Einrichtung — Die verschiedenen Studien und ihre Dauer — Frauenstudium — Die Bedeutung der norwegischen Wissenschaft — Die Jahrhundertfeier.

Im Jahre 1911 war der 2. September ein allgemeiner nationaler Festtag auch für das ganze norwegische Land. Alle Kreise des Volkes feierten die Erinnerung an die Stiftung der norwegischen Landesuniversität zu Kristiania, die am 2. September 1811, also vor 100 Jahren, durch König Frederik VI. von Dänemark vollzogen wurde.

Die Geschichte der höchsten Bildungsstätte des Landes gibt ein getreues Spiegelbild des neuzeitlichen Werdeganges des norwegischen Volkes. Sie ist mit der geistigen wie der politischen Entwicklung Norwegens eng verbunden.

Zur Zeit der Gründung der Universität war Norwegen noch mit Dänemark vereinigt. Alle jungen Norweger, die höhere Beamte, Ärzte oder Pastoren werden wollten, mußten ihre Prüfungen vor der dänischen Universität in Kopenhagen bestehen. Sie suchten ihre Ausbildung auch vielfach im Auslande und besonders auf den Hochschulen zu Leipzig, Greifswald und Rostock.

Es isi verständlich, daß das Sehnen des freiheitsliebenden, stolzen und bildungsdurstigen Volkes nach dem Besitz einer eigenen Landesuniversität ging.

Ihre Gründung bedeutet für Norwegen nicht nur den Beginn der geistigen, sondern auch der politischen Selbständigkeit, den Anfang des zähen Freiheitsringens, das endlich nach fast hundertjähriger Dauer den Erfolg, die volle Unabhängigkeit und die Anerkennung als besonderer Staat, erzielte.

Das berechtigte Streben der Norweger, eine Landesuniversität zu besitzen, reicht bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts zurück. Alle ihre Bitten und Eingaben waren erfolglos. Die dänischen Könige und

ihre Ratgeber sahen darin den ersten Vorstoß zur Erreichung der politischen Selbständigkeit. Sie hofften, daß durch eine einheitliche Sprache, Bildung und Literatur allmählich die norwegische Sonderart zergehen würde. Daß Friedrich VI. im Jahre 1811 der Errichtung der Kongelige Frederiks Universitet in Kristiania zustimmte, geschah nur widerstrebend und aus besonderen staatsmännischen Erwägungen.

Schweden, von mächtigen Staaten unterstützt, warf lüsterne Blicke auf Norwegen. Dänemark mußte die Herzen der Norweger für sich gewinnen und in dem bevorstehenden Kriege und der Zugehörigkeitsfrage ihrer Treue gewiß sein. Wenn drei Jahre nach der Stiftung der Universität die Vereinigung mit Schweden doch erfolgte, so war es gewiß nicht die Schuld Norwegens.

Für dieses Land war es von unschätzbarer Bedeutung, daß es vor 1814 die Universität schon besaß. Ohne das Licht und die Kraft, welche von ihrer alma mater ausgingen, würden die Norweger in dem Jahrhundertkampf um die völkische Selbständigkeit wohl nicht obsiegt haben.

König Frederik VI. zögerte zwei Jahre mit der Ausführung des vorschnell gegebenen Versprechens und deckte sich mit der Verarmung des Landes. Das Volk war aber zu allen Opfern bereit und brachte sofort durch Sammlungen die für die damalige Zeit überaus hohe Summe von 800000 Reichstalern auf, die im Jahr 1813 die Eröffnung der Universität in einigen gemieteten Räumen mit fünf Professoren und achtzehn Studenten ermöglichte.

Gleich nach der Vereinigung mit Schweden begann der Kampf der Universität um die Unabhängigkeit von der staatlichen Beaufsichtigung. Zwischen dem Storthing und der Regierung, welche ja fast ganz in schwedischen Händen war, entspann sich ein lebhafter Streit um die Einrichtung und Leitung der Hochschule, der erst 1824 mit der Anerkennung der vollen Selbständigkeit der Universität in allen inneren Fragen, besonders also der Lehre, endigte.

Heute unterliegt die Ordnung aller inneren Angelegenheiten allein dem akademischen Senat, an dessen Spitze ein auf drei Jahre gewählter Rektor steht.

Neben den vier alten Fakultäten besitzt sie noch als fünfte eine nationalökonomische.

Die Vorlesungen sind frei. Zu ihrem Besuch berechtigt das examen artium, das ungefähr unserer Reifeprüfung gleichsteht. Zurzeit zählt die Universität rund 1700 Studenten.

Die ordentlichen und außerordentlichen Professoren werden vom Könige ernannt und sind festangestellte Staatsbeamte. Sie beziehen ein aufsteigendes Gehalt von 4500 bis 6600 Kronen.

Die Studiendauer beträgt für Mediziner 6 bis 7 Jahre, für die übrigen Fakultäten gewöhnlich 5 Jahre. Die Prüfungen in Staatsökonomie können ohne Universitätsstudium abgelegt werden.

Eine besondere Beachtung gebührt der Zulassung der Frauen zu den akademischen Studien.



Die Landesuniversität in Kristiania.

Sie erfolgte im Jahre 1882, und zwei Jahre darauf erwarb das weibliche Geschlecht die Berechtigung zur Ablegung der Staatsprüfungen. Männer und Frauen waren an der Universität vollständig gleichgestellt.

In den vergangenen 30 Jahren haben etwa 1200 Frauen die Reifeprüfung abgelegt; etwa ein Fünftel der Studierenden gehört dem zarten Geschlecht an. Aber nur verhältnismäßig wenig Frauen haben ihr Studium beendet. Bis Ende 1910 hatten insgesamt 40 die ärztliche, 10 die philosophische, 6 die juristische, 6 die naturwissenschaftliche und 1 die theologische Staatsprüfung bestanden. Zwei Frauen sind promoviert worden, und im Jahre 1911 ist die erste Dame, die Zoologin

Dr. phil. Christine Bonnevie, zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Kristiania ernannt worden.

Am 4. Juli 1912 ernannte der Minister diese Dame zum ordentlichen Professor der Zoologie. Sie ist wohl der erste weibliche ordentliche Universitätsprofessor.

Nach heißem Kampf nahm am 24. Februar 1912 die zweite norwegische Kammer, wenn man so reden darf, einen Gesetzesentwurf an, wonach die Frauen zu allen Staatsämtern den gleichen Zutritt haben sollen wie die Männer. Ausgeschlossen bleiben sie einstweilen nur noch den Ministerposten und den geistlichen, diplomatischen und militärischen Ämtern.

Besonders eingehende Erörterungen hatte zu Ende 1911 und zu Anfang 1912 in Norwegen die Frage gefunden, ob Frauen als Geistliche zuzulassen wären.

Diese Frage war im Sommer 1911 dadurch brennend geworden, daß die Regierung der amerikanischen Predigerin Miß Shaw verbot, in der Erlöserkirche zu Kristiania einen geistlichen Vortrag zu halten. Die Regierung hat dann über die strittige Frage Gutachten von sämtlichen evangelischen Bischöfen des Landes und von der theologischen Fakultät der Universität eingezogen. Während die letztere sich für die Zulassung der Frauen zu den geistlichen Ämtern ausgesprochen hat, haben vier Bischöfe sich dagegen geäußert und ein Bischof eine vermittelnde Stellung eingenommen. Die Regierung hat darauf einen Mittelweg eingeschlagen, indem sie beschloß, daß die Frauen künftig in den Kirchen reden dürfen. Die Erlaubnis hierzu soll nach denselben Grundsätzen erteilt werden, nach denen sonst entschieden wird, in welchen Fällen Personen, die nicht ein geistliches Amt bekleiden, als Redner in den Kirchen auftreten dürfen.

Es waltet in dem demokratischen und freisinnigen Norwegen der Grundsatz, die oberste Bildungsanstalt dem ganzen Volke nutzbar zu machen. Die Professoren durchziehen das Land und halten ihre sommerlichen Vorträge selbst an ganz kleinen Orten; es werden beständig besondere Kurse, hauptsächlich in den Wirtschaftswissenschaften, für Nichtstudierende abgehalten und sogenannte Arbeiterakademien, an denen die Hochschullehrer mitwirken, eingerichtet.

Von der norwegischen Landesuniversität ist reicher Segen ausgegangen. Sie hat auch der Wissenschaft der ganzen Welt ruhmreiche Förderung gebracht. Gelehrte wie der Runenforscher Sofus Bugge, der Archäologe Undseth, der Ägyptologe Lieblein, der Zoologe Ossian Sars, der Mathematiker Ludwig Sylow, der Polarforscher Fridtjof Nansen,

der Geologe Brögger, der Altphilologe Alf Torp sind weit über ihr Land hinaus bekannt geworden.

Zu der Hundertjahrfeier entsandten die auswärtigen Universitäten ihre Vertreter. Aus aller Herren Ländern waren die Leuchten der Wissenschaft zusammengeströmt, sogar aus Kanada, Mexiko, Australien waren sie gekommen. In der Adresse, die einer der deutschen Vertreter, der Rektor der Bonner Universität Geheimrat Zorn, überbrachte, wurde der Ruhm norwegischer Wissenschaft anerkannt, aber zugleich ausgeführt, daß auch die deutschen Gelehrten und zumal der Bonner Professor Simrock an der Erforschung der Schätze uralter germanischer Poesie, die in den skandinavischen Werken der Dichtkunst niedergelegt sind, treue und wertvolle Mitarbeit getan haben und daß ein Meister der deutschen Rechtsgeschichte, Konrad Maurer, die Rechtsdenkmäler des altisländischen und altnorwegischen Rechtes der Welt wieder erschlossen habe.

Kapitel 12.

Die Sprache.

Der Zusammenhang des Norwegischen, Dänischen und Schwedischen — Ibsen und Björnson bahnten den Nordischen die Einheit in Sprache und Schrifttum an — Das Bondemaal — Nahe Beziehung zwischen Norwegisch und Deutsch — Einiges aus der norwegischen Sprachlehre — Druckschrift — Die Wertschätzung der deutschen Sprache in Norwegen.

Die Sprachen der drei nordischen Völker gehören der germanischen Gruppe an. An sich stellt das Dänisch-Norwegisch-Schwedische nur ein Idiom dar, das in seiner Dreieinigkeit weniger Abweichungen zeigt als die reichsdeutschen Dialekte untereinander.

Die Volkssprache und mit ihr allmählich auch die Schriftsprache nahm im Mittelalter in jedem der drei in sich geeinten und selbständigen Länder immer mehr ihre besondere Färbung an.

Nach der Kalmarischen Union im Jahre 1397 hat das Dänische sein Übergewicht sowohl dem Schwedischen als auch dem Norwegischen gegenüber machtvoll ausgeübt, bis sich Schweden von der Vereinigung losmachte. Dieses Land hat dann seine eigene Sprache entwickelt und seine eigene Literatur hervorgebracht.

Dem norwegischen Volke, das fast vier Jahrhunderte lang in einer Art Dienstbarkeitsverhältnis zu Dänemark verblieb, wurde die dänische Sprache aufgezwungen. Die Schriftsprache und die Umgangssprache der Gebildeten ist in Norwegen heute noch die dänische, jedoch mit einer besonderen, dem Schwedischen näher kommenden Aussprache.

Man kann demnach zurzeit von einer schwedischen und einer dänisch-norwegischen Sprache und auch Literatur reden. Den beiden Sprachgebieten gehören je fünf Millionen Menschen an.

Die drei nordischen Länder übernahmen früh und fast gleichzeitig[1]) die Lehre des deutschen Reformators, wie sie auch fast zur selben Zeit — gegen 1000 — zum Christentum übergetreten waren. Sie wurden aber der zweiten Großtat, die Luther den deutschen Völkerschaften brachte, der einheitlichen Sprache und Literatur, nicht teilhaftig.

---

[1]) Norwegen im Jahre 1537.

Die Einheit des Schrifttums begann den nordischen Völkern die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts zu bringen. Das früher genötigte Norwegen übernahm jetzt die Führerschaft. Ibsen und Björnson brachten den Nordischen, was der Wittenberger Jahrhunderte vorher den Deutschen gab.

Das neuerwachte Volksbewußtsein und das Gefühl der geistigen Überlegenheit hat allnorwegische Heißsporne zu dem Streben geleitet, den altnorwegischen Dialekt, die ‚rein' norwegische Bauernsprache, zum ‚Landsmaal', zur nationalen Umgangs- und Schriftsprache zu erheben. In diesem altnorwegischen ‚Bondemaal' weht noch ein Hauch vom trotzigen Vikingertum, vom Urwald und Hochfeld. Der Duft frischen



Stimmungsbild an der Fjordküste.

Erdreichs steigt von ihm auf. Es hat noch sichtbare Wurzeln und manche wunderliche Blüten. Es ist noch nicht so abgeglättet wie das Französische, nicht so vereinfacht wie das Englische.

Mehrere Schriftsteller, darunter der Volksdichter Vinje, der Besitzer des allen Gebirgsreisenden bekannten Gasthofs Eidsbugaren, schreiben ihre Werke in dieser alten kernigen Bauernsprache.

Bei der zu erwartenden geistigen Verschmelzung der drei Nordvölker haben die Vorstöße dieser ‚norske Maalströvere' (‚Sprachenstreber') keine Aussicht auf Erfolg. Schriftwerke im Bondemaal werden nie mehr bedeuten als die Dichtungen eines Fritz Reuter oder Klaus Groth in unserm Lande.

Der Deutsche, der mit dem Plattdeutschen vertraut ist, erstaunt, wenn er einen Norweger sprechen hört, über den ähnlichen Klang der

beiden Sprachen. Ich habe wiederholt bei dem häufigen „Ja“ und ‚Nei‘, ‚mange Tak‘ und anderen deutsch klingenden Wörtern im ersten Augenblick Deutsche statt Norweger zu hören vermeint.

Den Laut sk spricht das Volk vor e und i wie sch, also Wörter wie skib und maskine dem Deutschen noch näher kommend als das geschriebene Wort vermuten läßt. Der Gelehrte spricht gerne, die dänische Aussprache nachahmend, diesen Doppellaut getrennt, ähnlich wie der Westfale sein S—chinken. Wir fehlen gewöhnlich in der Aussprache des norwegischen Doppel-aa, das wie langes o, mit Neigung nach dem englischen aw hin, gesprochen wird. Der zweite Offizier des Kong Harald, dem hauptsächlich die Ordnung der Angelegenheiten zwischen Schiff und Reisenden oblag, führte den Namen Aas (das Wort bedeutet Rücken, Bergbacke) und konnte sich füglich durch den Anruf, womit ihn viele Schiffsbürger beehrten, verletzt fühlen.

Dieser erzählte mir auch bei der Gelegenheit, als er von den Ansprüchen und der Verwöhnung der Schiffsleute in bezug auf die Verpflegung sprach, es wären viele schon so fein, daß sie statt des üblichen ‚äde‘ (essen) das vornehmere Wort ‚spise‘ (speisen) gebrauchten. Ich wurde an einen Gendarmeriewachtmeister erinnert, der in einer Sommerfrische sich abends an unsern Biertisch zu setzen und seinen baldigen Aufbruch damit zu entschuldigen pflegte, daß er noch nicht ‚gespeist‘ hätte.

Der bestimmte und unbestimmte Artikel heißt en, im Sächlichen et, im Plural lautet er ne.

Man beachte:

männlich und weiblich:		sächlich:
	en hat ein Hut	et glas ein Glas
	hatten der Hut	glasset das Glas
Mehrzahl:	hatterne die Hüte.	glassene die Gläser.
	hatter Hüte.	glas Gläser

Romsdalen: das Romsdal (Tal der Rauma).
Djupvandet: das tiefe Wasser.
Djupvandshytten: die Hütte am tiefen See.
Troldtinderne: die Hexenspitzen.

Der norwegische Druck hat sowohl die Fraktur wie die Antiqua. Die Zeitungen zeigen ein buntes Gemisch der beiden Schriftarten; Artikel in deutscher und lateinischer Schrift wechseln miteinander ab.

Der Deutsche mag die gebildeten Norweger ruhig in seiner Sprache anreden, er wird fast immer verstanden werden. Mit dem Sprachführer kommt man nicht weit.

Bei der Jubelfeier der Kongelige Frederiks Universitet in Kristiania fiel es allgemein auf, daß sich die norwegischen Professoren bei den Ansprachen überwiegend unserer Sprache bedienten. So hielt der Rektor, Professor Brögger, selbst die Hauptfestrede im Nationaltheater an die überaus zahlreichen Vertreter der ausländischen Universitäten auf deutsch; dasselbe taten die Dekane bei der Verkündigung der Ehrendoktoren in der Aula, und auch sonst überwog in diesen Festtagen ganz auffällig die deutsche Sprache. Bei einigen ausländischen Vertretern, besonders bei den Engländern, erregte dies begreiflichen Anstoß, da die deutschen Hochschulen bei weitem nicht so zahlreich vertreten waren wie die englischen, amerikanischen und australischen zusammen. Auch norwegische Blätter rügten diese Bevorzugung des Deutschen. Sie war für uns recht erfreulich, da sie von der geistigen Stammesgenossenschaft zwischen Norwegern und Deutschen und der Anlehnung der norwegischen Wissenschaft an die deutsche beredtes Zeugnis ablegte. Die Engländer werden sich darin finden müssen, daß die neuere norwegische Kultur immer mehr ihre Wurzeln nach Deutschland hinschlägt, daß das Volk des jüngsten der selbständigen Reiche sich doch noch verwandter mit uns als mit ihnen fühlt.

Anderswo ist es allerdings üblich, daß derartige Hochschulreden in lateinischer Sprache gehalten werden. Dies ging nicht an, weil man auf den norwegischen Gymnasien seit Jahren Latein und Griechisch als Unterrichtsgegenstand abgeschafft hat und den Studenten auf der Universität nur die notwendigsten Grundkenntnisse der beiden alten Sprachen beibringt[1]).

---

[1]) Einen Vergleich des norwegischen Idioms mit dem deutschen ermöglicht die Gegenüberstellung einer deutschen Rede mit ihrer Übersetzung ins Norwegische auf Seite 423.

Kapitel 13.

An der norwegischen Küste und im Hardanger[1]).

In Sicht der Küste — Fremdartiges — Die Küstenlandschaft — — Im Hardanger — Wandelbilder — Der Zauber des Fjords — Ankunft in Odde — Skydsfahrt — Erste Begegnung mit den Neptünern — Der Laate- und Espelandsfos — Zurück in Odde — Die Hardangertracht — Blick von einem Aussichtspunkt — Am Abend zurück durch den Fjord — — In den Schären.

Der Strom der Fahrgäste flutete nach der Steuerbordseite. Eine quecksilberne Unruhe bemächtigte sich aller. Die Augen wappneten sich mit Ferngläsern.

Ein dunkler Profilstreif am Gesichtskreis gewann Umrisse; nackte Felsen zeichneten sich ab. Um ihren Hals legte sich ein schmales Band weißen Gewölks. Als ob es frostig dort oben wäre.

Das Bild war alpin. Wie wenn man in der Schweiz oder Bayern aus der Ebene die niedrige Vormauer der Alpen zuerst erschaut.

Wir kamen näher heran und unterschieden deutlicher.

Alles aschgrau, kahl und unfruchtbar. Vereinzelte kleine, vom Meer glattgewaschene, gewölbte Felsen ragten aus dem blauen Meere. Dunkle, niedrige, gerundete Gebirgsrücken säumten die leblose Küste, dahinter zackige Höhen und darüber wieder in weiter Ferne weiche, undeutliche Formen wie felsgewordene Wolken in das fleckenlose Himmelsblau ragend; das ganze für unsern Neulingsblick in Form, Farbe und Lichtwirkung ein eigenartiges Gemälde.

Hie und da schimmerten auch karge Grasflecken auf den Felsrücken, und einige düstere, verkrüppelte Föhren hoben sich in zaghafter Schwäche und Einsamkeit zum blauenden Himmel empor.

Schon blieb der wenig sagende Felsvorsprung des Kap Lindesnaes, der Südspitze Norwegens, zurück.

Jedermann war getroffen von der Sonderart dieser kahlen Felsenlandschaft mit den abgerundeten Rücken der Einzelerhebungen.

Man wußte nicht, ob man den staunenden Blick auf die schweigsame Landschaft zur Rechten oder auf das unbewegte, im Sonnenglanz wie Seide schimmernde Meer richten sollte.

---

[1]) Fortsetzung von Kapitel 4, In der Nordsee.



Der Laatefos bei Odde.

Phot. Atelier Schaul, Hamburg.



Einige von dem Wellentanz des gestrigen Abends noch etwas mitgenommene Neulinge lehnen matt in den Decksesseln. Ich begreife sie, nicht aber die Gruppen der ewig Schwatzenden, die nach dem pflichtschuldigen Blick auf die nordische Küste über die besten Hamburger Gasthöfe streiten.

Die See ist still, traumhaft still. Tiefdunkelblau. Und jetzt wie mit Lack überstrichen. Der Himmel hat duftige, graublaue Töne.

Ob nicht doch diese zarten Farbenklänge in ihrem milden Zu-



Phot. Atelier Schaul, Hamburg.

Im Hardanger.

sammenspiel vornehmer sind als die vielgepriesenen satten Festfarben des hohen Nordens?

Der scharfe Bug schneidet herzlos in die friedliche Flut, daß weißes Blut aufspritzt und sonnendurchleuchtet auf die glatte, blaue Haut der Midgardkönigin zurückfällt. Und auch dieses Weiß gegen das lichte und doch tiefe Blau gibt eine so liebliche Farbensymphonie, daß man sich fragen möchte, ob nicht diese zarte, aus sanfter Zurückhaltung erwachsende Anmut mehr ist als das trunkene Finale der Arktis. — Die Nähe der verfeinerten Kultur weckt den Sinn für milde Farbengebung, die weltabgeschiedene Wildheit liebt die grellen Bauernfarben.

Wir werden sehen.

Eine Entenfamilie läßt uns nahen. Züchtig versteckt sie sich dann unter den Fluten.

Zur Linken gleitet auf hoher See eine Vorhut von drei deutschen Kriegsschiffen vorbei. Bald nimmt unser Kong Harald die Parade der deutschen Hochseeflotte von sechzehn Schiffen ab, die in einer einzigen geraden Linie an uns vorbeiziehen. In Reih und Glied auch stehen auf Deck kecke deutsche Jungen, im Drillichanzug exerzierend, ... die Söhne der Erde, die in ewiger Jugend gesunde Lebenssäfte erzeugt und den Überschaum von altersher anderen entkräfteten Ländern zur Auffrischung hat zufließen lassen, ... Söhne der Erde, deren kraftvolle Sprossen seit undenklichen Zeiten kriegerischen Sinnes und mutvollen Kraftgefühls hinauszogen, sich Ellenbogenraum schaffen wollten und auch die matten Urvölker des Felsgestades, das wir aufzusuchen kamen, einstmals beiseite schoben und in ihren Landen neues Leben ersprießen ließen. —

Die Küste bleibt ziemlich flach, von grauen, abgeglätteten Felsgebilden umrandet. Dahinter starren grimme Höhen, grau in grauem Nebel sichtbar.

Hie und da verraten auch schon vereinzelte kleine, hellgestrichene Holzhäuser, daß an diesen nackten Stätten Menschen wohnen.

Zur Linken schweift das Auge in das unendliche Meer. Noch ist hier der Blick ungefesselt.

Wir atmen mit wonnigem Schauern die würzige Luft, erlaben uns des Sonnenscheins und tauchen unsern Blick in die Unermeßlichkeit.

Unsere Einbildungskraft schweift hinaus über die starren Berge. —

Es war ein köstlicher Tag, ein Tag von unsagbarer Schönheit. Wir badeten in einer Sintflut von Sonnenlicht.

Selten schaute ich das Meer so friedlich. Es lag wie Öl.

Am Spätnachmittage trafen wir zur Linken die ersten Inseln und waren nun im Indre Led, dem geschützten Schärengürtel, den wir, von kurzen Strecken offenen Meeres abgesehen, viele Tage nicht wieder verlassen sollten.

Als wir abends elf Uhr bei der freundlichen und ansehnlichen Stadt Haugesund — sie zählt gegen 9000 Einwohner[1]) — in den vielgepriesenen Hardangerfjord einfuhren, umfing uns schon seliger Schlummer.

---

[1]) Es gibt in Norwegen eine große Reihe Städte von ungefähr gleicher Größe, 9000 bis 13000 Einwohnern.

Jeder wollte des anderen Tages in aller Frühe zur Stelle sein und seine Pracht im Morgenglanze genießen.

❧ ❧ ❧

Als ich um sechs Uhr in unserm kleinen, aber schmucken Reich vor dem Waschtisch stand, sah ich durch das Rundfensterchen wie durch das Guckloch eines Weltpanoramas die wundersamsten Landschaften in lieblichem Wechsel ganz nahe an mir vorüberziehen.



Gebirgsschlucht bei Odde.

Der Nickelkran über dem Waschbecken hat lange gewartet, ob nicht endlich die auf ihm ruhende Hand ihm helfen würde, der durchströmenden Wasserflut Einhalt zu tun. Auch das Rasieren ging nicht sonderlich glatt vonstatten. Es war mir unmöglich, das Auge von den Wandelbildern abzuwenden. War doch jedes für sich ein entzückendes Gemälde, das im Nu verrauschte.

Da zeigt das Augenblicksbild einen stattlichen Gaard mit farbenfrohen Nebengebäuden, helleuchtend im Sonnengold und in grünen Wiesengrund und strotzende Getreideäcker gebettet . . . Da ein Bild im Schlagschatten, an Böcklins Toteninsel gemahnend: ein kleines, lebloses Eiland mit starren Felswänden und düsteren Föhren taucht aus

geheimnisvoll stiller Flut empor . . . Jetzt eine niedliche kleine Marine: ein Junge lehnt lässig am Steuer eines hellgestrichenen Vikingerkahns, hat eine junge, laubreiche Birke als Segel aufgesteckt und läßt sich, den versonnenen Blick auf die grünenden Hänge gerichtet, über das unbewegte Wasser dahintreiben . . . Und jetzt ein anmutendes Idyll: vor einem puppigen, rotgestrichenen, grünumrankten Häuslein, auf dessen Rasendach Blumen sprießen und ein Birkenbäumchen grünt, sitzt auf hartem Fels ein verwittertes Männchen mit der altphrygischen Spitzmütze, qualmt sein Kurzpfeifchen und flickt sein Fischernetz . . . Und dann, als das Auge sich etwas aufwärts richtet,



Odde (ältere Aufnahme).

da springt ein eisiges Wintergemälde in den Rahmen: in wilder Felsenwelt schimmert auf steiler Hochfläche ein weißes Firnfeld und entsendet in die Schluchttäler zerklüftete Gletscherzungen, deren Eis glitzert wie blaugrünes Edelgestein . . .

So wechseln die Bilder. Winter neben Sommer, Leben neben Tod, Fröhlichkeit neben Trauer, Sonnenglühen neben Schattendunkel, hehre Größe neben zarter Kleinheit.

Um halb sieben war ich an Deck. Ein freundlicher Steward nahm mich in Empfang und bedeutete mir, daß im Lesezimmer für die Frühaufsteher und Frühbadenden täglich von 6 Uhr ab Tee und Kaffee mit Zwieback aufgetragen wäre. Schnell war ich mit diesem Vorfrühstück fertig und wieder draußen.

Wergeland hat den Hardanger in mehreren Gedichten verherrlicht. Er nennt ihn „det underdejlije Hardanger, das wunderherrliche Hardanger", dessen Wonne jeden Schmerz heile.

Der Fjord wirkt bezaubernd bei hellem Sonnenlicht.

Er reißt auch darum so hin, weil er sich meist dem Neulingsauge darbietet. Der nordische Gegensatz, das Widerspiel zwischen totem Fjeld und lachender Wohnstätte, wogenden Ährenfeldern und nacktem Fels, funkelndem Eishang und blütenreichem Wiesengrund tritt dem Reisenden hier zum ersten Male und fast unvermittelt entgegen.

Und dann erst diese leuchtenden Schneehöhen und schwarzen Steilwände, gleich aus blauer See emporsteigend, diese Verbindung von Alpen- und Meereslandschaft.



Odde (neuere Aufnahme).

Wo nur dem Uferfels ein Fleckchen abzutrotzen war, haben sich Menschen angesiedelt und leichte Häuslein erbaut, sie mit Gärtchen umhegt und mit dankbaren Obstbäumen umpflanzt; und das alles nur, wie der trunkene Beschauer schwören möchte, um das malerische Bild zu vervollständigen und zu zaubervoller Wirkung zu bringen.

Lieblichkeit und Frohsinn treten doch mehr als Ernst und Würde hervor, besonders wenn die Sonne mit im Spiele ist. Uns war sie wohlgesinnt und immer an dem Platze, wohin sie gehörte.

Welche Fruchtbarkeit sich an diesen eisüberdachten Gefilden entwickelt. Die Obstbäume bedurften der Stütze, die Kirschbäume mit der

Last ihrer Morelli leuchten in lockendem Rot, die Getreide- und Kartoffelfelder strotzen.

Die höheren Berglehnen sind treffliche Almen, auf denen das Vieh selbst im Winter nachts verbleibt. In Petersburg, das einen Grad südlicher liegt, fährt man währenddem mit der Elektrischen auf dem Eise der Newa.

Der Hardanger ist wohl der bekannteste der nordischen Fjorde. Früher war er fast allgemein das Ziel der Reisenden, deren anspruchsvollerer Teil jetzt immer mehr nordwärts strebt, bis das Packeis dem Vordringen eine Schranke hinschiebt.

Der Schwarm unserer Schiffsbürger wußte sich vor seliger Lust nicht zu lassen. Die Seele hatte noch ihre Empfänglichkeit. Wäre der Hardanger der Schlußakkord der Reise gewesen, würde die Mehrzahl im Rohrsessel gegähnt haben.

Immer entzückender wird die Pracht.

Von schwarzem Steilhang stürzen aus einer Höhe von mehreren hundert Metern dünne Wasserfälle herab und erglänzen im gleißenden Licht der Sonne wie silberne Taue. Oft wirft sie den Schatten des einen Berges im scharf gezeichneten Umriß auf den anderen.

Zur Rechten hoch über den Fruchtgeländen der wallende Schneemantel der Folgefond[1]), die 36 km lang und 6—15 km breit das Hochfeld bedeckt und nach allen Seiten hin zerklüftete Gletscherströme aussendet.

Welhaven singt von Sankt Olaf, der unter der unheilkündenden Folgefond, unbekümmert um die feindliche Nähe all der tobenden und Steinblöcke schleudernden Berggeister und gerade ihnen zu Trotz ein Kirchlein gebaut und mit dessen Erhaltung die Übergewalt seines Gottes bewiesen habe.

⁂

Bald sind wir in dem Städtchen Odde angelangt, das am Ende des langen, südlich gerichteten Ausläufers des Hardanger reizvoll gelegen ist.

Odde war früher einer der besuchtesten Punkte Norwegens, hat aber heute, wo verschiedene Fabriken die Annehmlichkeit des Ortes schmälern und überhaupt der Strom der Reisenden mehr nordwärts geht, an Bedeutung verloren. Es endet hier die wichtige aus Thelemarken und vom Stavangerfjord kommende Landstraße.

---

[1]) fonn, fond heißt Firnfeld.

Da liegt auch verankert der ‚Neptun‘ der Bergenschen Gesellschaft, der von hier ab der Reisegenosse oder, wie wir gerne sagten, der Trabant des Kong Harald sein wird. Dröhnend hallen die Willkommschüsse beider Schiffe von den Felsmauern wieder.

Der Neptun ist verwaist, die Bewohner sind an Land. Unsere weißen Motorboote huschen bald hin und her und bringen uns ans Ufer, wo eine große Reihe von Stolkjaerren[1]) der Reisenden wartet. Ein langer Zug dieser angenehmen zweisitzigen Federwägelchen, von flinken und ausdauernden Pferdchen gezogen, und auch einiger der



Straße oberhalb von Odde.

einsitzigen Karriole bewegt sich bald durch die Straße des Örtchens an schmucken Kaufläden vorbei nach dem vielgepriesenen Laatefos hin.

Der Ausflug nach diesem 15 km von Odde entfernten Wasserfall nimmt hin und zurück zu Fuß 6—8, zu Wagen 4—5 Stunden in Anspruch. Man benutzt die Thelemarken-Straße und fährt in schmalem Tal unter steilen Felsen her und durch mächtige Ure hindurch, der Blick gefesselt durch das wilde, flußdurchrauschte Tal, die schroffen Bergzinnen und den Buarbrae[2]), den die mächtige Folgefond entsendet.

---

[1]) Deutsch ‚Stulkarren‘.

[2]) brae (= Breite) bedeutet Gletscher.

Bald begegnet uns auch die lange Wagenreihe mit den Neptunleuten, die man an ihrer Lebhaftigkeit gleich als Romanen erkennt. Wäre nicht die Größe der umgebenden Natur, so könnte dies Defilieren an den Hyde Park oder das Bois de Boulogne erinnern. Ein gegenseitiges neugieriges Beschauen ohne Begrüßung.

Auf dem Frühstückstisch hatten morgens Seidenbänder mit der Aufschrift ‚Kong Harald‘ und daneben niedliche Vorstecknadeln für die Herren und Broschen für die Damen gelegen. Mützen und Hüte der Haraldleute trugen diesen Schmuck, während die Neptüner, die wir nach der französischen Aussprache des Namens so benannten, stolz ihr



Weg nach dem Laatefos (Hardanger).

Band zur Schau trugen. Die gleiche possierliche Eifersucht und Ausstechungsbegier wie zwischen zwei nebenbuhlerischen Studentenverbindungen herrschte bis zu Ende der gemeinsamen Fahrt und gab den Ruhigeren manchen Anlaß zu lustigem Spott.

Ein Rauschen, das die ganze Luft erfüllt, meldet die Nähe des Wasserfalls.

Der Laatefos stürzt in Absätzen von der Höhe. Im ersten Aufprall schlägt er brausend auf eine Felsplatte und fällt von da in weitem Bogen in die Tiefe, um sich in einer fächerartigen Ausbreitung zu verlieren. Der feine Wasserstaub sprüht bis auf die Landstraße, so daß die in den offenen Wagen Sitzenden die Schirme aufmachen. Durch das

wiederholte Aufstoßen entsteht ein gewaltiges Branden, Strudeln und Gurgeln.

Einen meiner Freunde hatte voriges Jahr der Fos zu einem hohen Liede begeistert. Ich hatte mir wohl nach all den Beschreibungen Größeres vorgestellt und finde überhaupt, daß die an der Heerstraße liegenden Sehenswürdigkeiten und diejenigen, welche als Ausflugsorte von vielbesuchten Bädern und Reisezentren aus von jedermann aufgesucht werden, eine vielfach zu weitgehende Berühmtheit genießen



Der Buarbrae (bei Odde).

und nur deshalb so bekannt geworden sind, weil sie dem Strom der Reisenden so leicht erreichbar sind.

Der beste Standort zur Besichtigung des Laatefos ist wohl die kleine Anhöhe unmittelbar über der Straße, wo ein kleines, ordentlich gehaltenes Gasthaus Erfrischungen feil hält.

An der gegenüberliegenden Seite sieht man den zierlichen Espelandsfos, dessen Wasser in einem feinen, breiten Schleier zerstiebt und bei Sonnenschein in allen Farben der Iris erleuchtet.

Auf der Rückfahrt hatten wir das ungeheure Schneelaken der Folgefond mit seinen langen Zipfeln immer vor uns.

Das Eisfeld will nur die Frühlingspracht unten im Tal in wirk-

same Antithese setzen. Sein Gebärden ist eitel Dräuen. Im Winter selbst ist es mild da drunten wie im Lenzeswehen. Der Fjord gefriert fast nie und dann nur an den innersten Enden, wo die eisigen Gletscherwasser die Golfstromfluten kälten.

In Odde blieb uns noch Zeit zur Besichtigung des Ortes.

Auf Reisen neigt man zum Kaufen. Mancher Mann freute sich, als er seine Frau aus den Läden, die allerlei am Hardanger gefertigte Gegenstände, Gold- und Silberschmuck, Spangen, Stickereien, Teppiche und Volkstrachten in lockender Pracht ausstellten, wieder an Bord hatte.

Die Hardangertracht ist berühmt, schwindet aber immer mehr. Wir sahen sie nur noch an den toten Drahtpuppen der Schaufensterauslagen und an den frisch lebendigen Gestalten der Aufwärterinnen in den Gasthöfen. Zum sonntäglichen Kirchgang soll von den entlegenen Gaards noch eine ganze Schar anmutiger Menschenkinder in der schmucken Tracht herbeiströmen. Die Mädchen tragen einen faltenreichen, schwarzen, rotbesetzten Rock und ein reichgesticktes, brennend rotes Mieder über der weißen Hemdbluse, die den Hals frei läßt. Den Kopf schmückt eine rote, gestrickte Kappe.

Wir bestiegen noch einen Vorberg, der uns als Aussichtspunkt gerühmt wurde, und fanden den mühsamen Weg in der Sonnenglut reichlich gelohnt. Die Strahlen der Sonne, der Schimmer des blauen Sees, die dunklen Wälder, die schwarzen Felsen, der bleiche Schnee und daneben die Zeugen menschlicher Rührigkeit, die lichtfarbenen Häuser, die träumenden Boote, die saftigen Wiesen, wogenden Ackerfelder und stolzen Obstgärten, die von Herdentieren belebten Almen wirkten in ihrem Gesamtzauber mächtig auf Sinn und Herz.

Und übermächtig war der Bann, wenn sich in dem Zusammenspiel zwei Akkorde aus dem Klanggemälde heraushoben, wenn die rauhe Winterwildnis in die lachende, erwärmende Menschenkultur hineinlugte.

Auf dem Rückwege sammelten wir noch einen Strauß lieblicher Feldblumen, der uns in eisstarrenden Gebieten an blumige Auen erinnern sollte. Er zierte auch lange unsere Kemenate; wir wußten indes beim Pflücken nicht, daß wir diesen Schmuck immer erneuern und noch am Nordkap und selbst in Spitzbergen Sträuße zarter Blüten sammeln würden.

Unterdessen waren auch die rüstigen Wandersleute befriedigt vom Buarbrae zurückgekehrt, so daß gegen Abend die nun gemeinsame Rückfahrt der beiden Schiffe durch den Fjord angetreten werden konnte.

Der Abend war von unirdischer Schönheit. Wir verbrachten ihn bis spät in die Nacht an Deck. Eine vielgereiste ältere Dame rief wiederholt in ihrer jungfräulichen Empfänglichkeit: „Oh, ich meine, ich müßte zerspringen, so schön ist es." Zum Glück war ihr Astralleib durch eine starke Hülle geschützt.

* * *

Die Sonne sandte bittende Strahlen durch das Fensterchen unserer Kammer. Es warte draußen ein schöner Morgen.

Die Verheißung schien nicht uns allein geworden zu sein. Es war unruhig über uns.

Schnell war ich oben, sog in tiefen Zügen den würzigen Morgenduft der See und labte meine Seele an der Wunderpracht der Natur.

Das Sonnenlicht spielte in den tiefen und zarten Farbenklängen der Morgenfrühe.

Wir waren inmitten der Schären, die fast so steil und trutzig aufragten wie die Wände des Hardanger und, von dem leichten Regen der Nacht angefeuchtet, in seidigem Schimmer erglänzten. Das Meer war tiefblau und unbewegt. Der Himmelsdom wölbte sich in ätherischer Reinheit.

Die Deckuhren zeigen 6 Uhr.

Ich merke, wie alles an den Bugspriet eilt.

Kapitel 14.

Bergen.

Die Hafeneinfahrt — Der Regen in Bergen — Die Tydskebryggen — Die Geschichte der Stadt — Bauliche Überreste aus alter Zeit — Das hanseatische Kontor — Die Macht der Hansa und ihr Verfall — Die Größe Bergens — Seine natürliche Lage — Seine heutige Bedeutung für den Fischhandel — Der tägliche Fischmarkt — Ausflug nach Fantoft — Ein Bad in der See — Die Reederei — Die heutige Stadt, ihr Wohlstand und ihre Sehenswürdigkeiten — Der Bürgerstolz — Parteikämpfe — Die Sonderart des Bergeners — Die weisende Hand — Das Stadtwappen und die Siebenzahl.

Wir fahren in den Hafen von Bergen ein.

In einem weiten Amphitheater liegt die Stadt vor uns, von funkelnder Sonne überflutet. Darüber ein Kranz ragender Berge.

Mir haften mehrere schöne Hafeneinfahrten im Gedächtnis. Ich denke besonders gerne an ein abendliches Einlaufen in den Hafen von Genua von der Ponente her. Wir waren alle hingerissen von dem großen Bilde. Blaues Meer, blauer Himmel, lachende Sonne, strahlende Häuser, im Halbkreis sich stufenmäßig an der Berglehne aufbauend und über ihnen der Felswall der Alpen.

Die Hafeneinfahrt in Bergen bot Ähnlichkeit, nur statt Abendbeleuchtung Morgenstimmung. Wäre ein an der Riviera entlangfahrendes Schiff über Nacht durch Zauberspruch plötzlich hierher nach dem Norden gelangt, keiner der morgens an Deck tretenden Reisenden würde der Wandlung gleich bewußt geworden sein.

Es überraschte besonders der reine und blaue Himmel.

Die meisten kennen Bergen nur in Regen- und Nebelstimmung.

In keiner Stadt Europas regnet es so viel. Würde sich die Regenmenge des Jahres sammeln, so müßte selbst der längste Nordmand bis über den Scheitel darin versinken.

Den Bergenschen Schiffen wurde früher allgemein auf See durchs Sprachrohr die neckende Frage zugerufen: „Regnet's in Bergen noch?" Und von dem Kapitän eines fremden Schiffes wird erzählt, daß er die Einfahrt nicht habe finden können, weil einmal schönes Wetter gewesen sei.



Norwegisches Urgebirge (Westküste nahe dem Polarkreis).





Der Hafen von Bergen.



Der Nebel ist das Hausgewand Bergens, doch hat es auch ein leichtes, helles und leuchtendes Festkleid. Die Stadt legt es an, wenn der Kong Harald in seinem weißen Hermelin einzieht und Königswetter bestellt hat.

Der Bischof Pontoppidan der Jüngere sagt 1752 in seinem 'Forsög til Norges naturlige Historia', daß in Bergen „die Regenwolken wie Schwämme voll Wasser" wirken, „die, wenn sie gedrücket oder gegen die Berge geschleudert werden, das Wasser von sich geben".

Die jährliche Niederschlagsmenge beträgt 1835—1900 mm, in einzelnen Jahren sogar bis zu 2000 mm, während z. B. Kristiania nur eine solche von 540 mm hat[1]). Es regnet jedoch selten andauernd, meistens nur in kurzen Güssen, denen klares Sonnenwetter folgt.

Im Winter ist die Kälte wegen des starken Feuchtigkeitsgehaltes der Luft empfindlicher, als man nach den Temperaturgraden annehmen sollte.

Wir fuhren durch den Molo in den belebten inneren Hafen Vaagen ein.

Der gewaltige Herzschlag der Maschine hielt an, Taue wurden geworfen, und bald lag der Herrscher der Fluten gefesselt an der Kaibrücke.

Um den Schiffsgästen eine Abwechslung und dem Schiffe in deren Abwesenheit einen Hausputz zu geben, wurden wir für den ganzen Tag in das Hotel Norge ausquartiert, wo Mittag- und Abendessen in geschmückten Sälen und unter den Klängen einer Bergener Kapelle zusammen mit den Tagesgästen des Gasthofs eingenommen wurde.

Alle Mitreisenden waren eins, daß hier wie später bei solchen Anlässen die Bewirtung nicht derjenigen des Schiffes gleichkam. Zuerst freuten sich alle auf eine Mahlzeit draußen wie ein Kind auf einen Ausflugskaffee, nachher wollten nur wenige davon wissen.

Es stand uns der ganze Tag zur Verfügung, da die Abfahrt nach norwegischer Sitte auf Mitternacht gesetzt war.

Der Norweger, dem sich im Sommer der Unterschied zwischen Tag und Nacht verwischt, sieht Mitternacht auch als die natürliche Tagesgrenze für sein Tun an. Von den zahlreichen Anpreisungszetteln, die uns beim Verlassen des Schiffes in die Hand gedrückt wurden, lud einer zu der Großen Nationalen Gewerbe- und Industrieausstellung ein, die auch bis 12 Uhr geöffnet war.

---

[1]) Siehe Seite 48 und 69.

Gleich der erste Schritt an Land stellte uns auf historischen Boden. Besonders füllte völkischer Stolz die Herzen der Deutschen. Wir standen auf der berühmten ‚Deutschen Brücke', der Tydskebryggen, der alten, aus Holz hergestellten Landebrücke auf der Nordseite des Hafens Vaagen, wo einst der Hansabund allgewaltig herrschte und über der sich an der Felslehne das alte Bergen mit seinen mittelalterlichen Befestigungen erhob.

An dieser Nordostseite von Vaagen, über der Tydskebryggen und unter dem Flöifjeld, wurde Bergen im Jahre 1075[1]) von Olaf Kyrre — Olaf dem Stillen — gegründet. Von dieser ältesten Stadt erzählen heute noch die Festung Bergenhus, die Haakonshalle, der Walkendorf- oder Rosenkrantzturm und die kargen Reste der alten Feste Sverresborg oberhalb Bergenhus.



Der Walkendorfsturm.

Die gotische Königs- oder Haakonshalle stammt aus der Mitte des 13. Jahrhunderts; sie begeisterte Ibsen zu dem bekannten Gedicht, das mit der Strophe beginnt und schließt:

> Du Königshalle mit Mauern grau,
> Von Eulen bewohnt und vom Leide,
> Du scheinst mir immer, wenn ich dich schau,
> Ein König Lear auf der Heide.

Haakon und Sverre waren berühmte Könige, die die Bauten vollführten. Der Walkendorf- oder Rosenkrantzturm erhielt seinen Namen

---

[1]) Nach anderen im Jahre 1070.



Die Tyskebryggen in Bergen.



von Christopher Walkendorf, der 1559 die Macht der Hansa brach, und von Rosenkrantz, der ihn 1565 erweiterte. Soweit die bauliche Beschaffenheit es zuläßt, werden diese Gebäude, die Zeugen einer fernen, bewegten Zeit, jetzt als Arsenale benutzt.

Der ganze Raum am Fuße des Berggipfels über der Bucht Vaagen war mit stattlichen Bauten besetzt, wovon heute nur noch diese Reste erhalten sind.

Bergen muß sich früh zu großer Bedeutung aufgeschwungen haben, denn die entscheidenden Schlachten in den Bürgerkriegen wurden hier geschlagen.



Häuserreihe an der deutschen Brücke in Bergen.

Was die Stadt indessen im späteren Mittelalter und bis weit hinein in die Neuzeit war, verdankt sie dem 1445 hier errichteten hanseatischen Kontor.

Das Herz des Deutschen schlägt mächtiger, wenn ihm hier die Kronzeugen der einstigen Größe seines Vaterlandes vor Augen treten.

Wie Macht und Ruhm vergehen!

Im hanseatischen Quartier fiel mein Blick gleich auf den Namen einer Gasse, welche die Bezeichnung ‚Sostergaarden‘ führte. Zu Ostern noch hatte ich das weltverlorene westfälische Ackerstädtchen, in dem jetzt das Gras auf der Straße wächst, seiner Kunstschätze wegen aufgesucht. In der Blütezeit der Hansa hatte also dieses Soest nicht allein seine selbständigen Kriege geführt, nicht allein die Kronjuwelen der englischen Könige als Pfand für geliehene Gelder in seinem Rathausschatz hinterlegen lassen, sondern neben seinen Ostseefaktoreien auch hier

im fernen Norden seine Handelsniederlassungen gehabt. Und das kleine, von der Eisenbahn abgelegene Breckerfeld, dieses verträumte Dörfchen zwei Wegstunden von meinem westfälischen Heimatort, hatte dereinst im Hansabunde seine Rüstungen, Panzerhemden und Waffen sowohl nach Bergen wie auch besonders nach London gebracht und hier den Stahlhof begründet, der jetzt in meiner zweiten Heimatstadt, der niederrheinischen Metropole Düsseldorf, die vor gar nicht langer Zeit den vollen Ton noch auf der letzten Silbe hatte, seine Wiedergeburt gefunden hat.

Der große Fischreichtum Norwegens, der Kabeljau und Hering, lockte die hamburgischen, bremischen und lübischen Kaufleute an. Sie holten Fisch, später auch Holz und brachten Lebensmittel und die mannigfachen Gegenstände des Gebrauchs und Aufwands. Sie setzten sich am besten Teil des Bergener Hafens fest und beherrschten bald den ganzen Handel. Von diesem ihren streng abgeschlossenen Sitz an der deutschen Kaibrücke rissen sie besonders den gesamten Fischhandel des Nordmeeres an sich und erzwangen so weitgehende Vorrechte, daß alle anderen Mitbewerber zu weichen gezwungen waren. Der Kraft und Bedeutung ihrer Hansa bewußt, schlossen die „Kontorschen" in bodenloser Frechheit selbst die Holländer, die mächtigen Engländer, ja sogar die Norweger von jeglicher Teilnahme am Handel aus, den sie vollständig monopolisierten. Der ganze Ertrag der nordländischen Fischerei mußte nach Bergen abgeführt werden und durch die Hände der Hansa gehen.

Als etwas südlich von Tromsö zwischen dem Solberg- und Malangenfjord die Holländer im siebzehnten Jahrhundert eine Niederlage zu gründen versuchten, wurden sie baldigst von den Hanseaten verjagt. Der erste norwegische Dichter Petter Daß[1]) verzeichnet diesen Vorfall in seiner Nordlands Trompet mit den — der Passargeschen Übersetzung entnommenen — Versen:

Doch kaum entwickelt' der Handel sich,
So ging es den Bergenschen wider den Strich:
Die Holländer mußten sich packen.

Die Kontorschen erlaubten sich zumal gegen die Bewohner Bergens von ihrem Freiquartier aus schlimme Gewalttätigkeiten.

Die Angestellten durften nicht heiraten und auch, da bei dem Haß, den sie sich im Laufe der Zeit bei den norwegischen Bürgern zugezogen hatten, böse Zusammenstöße zu erwarten waren, das deutsche Quartier

[1]) Siehe Seite 142.

ohne Erlaubnis nicht verlassen. Der hanseatische Hof wurde in dieser Abgeschlossenheit eine Stätte arger Zuchtlosigkeit und grober Unsittlichkeit. Die Kontorschen brauten in einem eigenen Brauhause große Mengen einheimischen Bieres und hatten täglich Mann für Mann Anspruch auf ein Maß Branntwein.



Phot. Atelier Schaul, Hamburg.

Das Lehrlingszimmer im hanseatischen Museum.

Heute noch zeigen die Bergener die Hansahöfe gerne mit den Worten: „Da saßen und tranken die Deutschen."

Diese führten übrigens im Mittelalter auch Wein in Norwegen ein, der aber so schlecht war, daß König Sverre im Jahre 1186 die deutschen Weinhändler als Betrüger aus dem Lande trieb. Die Chinesen in ihrer feineren Art rächen sich zur Zeit an den Europäern dadurch für den ihnen aufgedrängten schlechten Sekt, daß sie ihn den deutschen,

französischen und englischen Neujahrsgratulanten wieder vorsetzen und selbst ihre duftige wan sha schlürfen.

Um der Zuchtlosigkeit der Kontoristen Einhalt zu tun, wurden von den Vorgesetzten allerlei Verordnungen erlassen, die in ihrer Seltsamkeit und Ausdruckskraft die Besucher des hanseatischen Museums belustigen.

Der tyrannische Einfluß der Hansakaufleute, die sechzig große Warenhäuser besaßen, wuchs zu einer Höhe, die der nordische Freiheitssinn auf die Dauer nicht dulden konnte. Doch konnte man den nordischen Niederlassungen erst beikommen, als die Bedeutung der Hansa überhaupt sank.

Nachdem die Kontorschen im Nordlande 150 Jahre in uneingeschränkter Willkür geboten hatten, wurde 1559 ihre Kraft zwar gebrochen, aber noch nicht vernichtet. Das Kontor bestand noch über 200 Jahre, bis 1764 die letzte Stube an einen Norweger verkauft wurde.

Die heutigen hanseatischen Gebäude an der Tydskebryggen mit ihren dem Hafen zugekehrten Holzgiebeln stammen aus der Zeit nach der großen Feuersbrunst im Jahre 1702. Die sechzig alten Höfe schlossen sich gleich an die Befestigungen des Bergenhauses an. Aus jener älteren Zeit rühren noch das deutsche Armenhaus und die deutsche Kirche her.

Diese Tydskekirken, die interessante Marienkirche, wurde von den Deutschen im 12. Jahrhundert für ihren Gottesdienst erbaut und ist der älteste Zeuge der vergangenen deutschen Größe. Das Schiff ist romanisch, der Chor gotisch. Kanzel und Altar stammen aus dem 17. Jahrhundert. Auf dem umliegenden Friedhofe befinden sich deutsche Grabsteine.

Die aus Holz hergestellte Tydskebryggen ist heute noch die Hauptlandebrücke des Hafens, wird aber zurzeit durch einen Steinkai ersetzt. Auch die noch vorhandenen Hansahöfe, die jetzt hauptsächlich als Stockfischlager Verwendung finden, sehen ihrem Abbruch entgegen; nur der erste, der ‚Finnegaarden‘, soll als hanseatisches Museum erhalten bleiben.

Kein deutscher Besucher Bergens darf das hanseatische Museum übergehen. Es führt in verklungene Zeiten und erhebt des Deutschen Herz. Allerdings stammt wie die Einrichtung des jetzigen Hofes, so auch der Inhalt des Museums, sein Haus- und Kontorgerät, seine Waffen, seine Feuerlöschwerkzeuge, seine Geschäftsbücher usw., aus der letzten Zeit der Hansa.

Die heutige Stadt mit ihren modernen Häusern baut sich im Südosten von Vaagen auf. Bergen wandelt hier seine Gassen in auffällig breite, der Feuersbrunst wehrende Straßen und seine lichtgestrichenen Holzhäuser in steinerne Paläste. Das Flöifjeld will dem Wachsgelüste Schranken setzen, doch klettert jetzt die Stadt unbekümmert an seinen Flanken empor.

Bergen vergrößert sich zusehends und hat zurzeit etwa 80000 Einwohner. Noch zu Beginn des vorigen Jahrhunderts war es die größte Stadt des Landes.

Im ersten Jahrtausend unserer Zeitrechnung war das Land ganz ohne Einheit und Mittelpunkt. Nach der Vereinigung der Kleinreiche



Der innerste Teil des Hafens Vaagen mit dem Marktplatz.

und der Einführung des Christentums wurde Drontheim die Hauptstadt, das dann von dem hanseatischen Mittelpunkt Bergen abgelöst wurde; an dessen Stelle trat dann nach der napoleonischen Zeit und dem Erwachen des Volksbewußtseins Kristiania.

Mit dem Heraustreten des Landes aus der ozeanischen Abgeschiedenheit in die europäische Staatengemeinschaft rückte auch die Hauptstadt südlicher. Kristiania, das eben der europäischen Kulturmitte näher liegt, erfuhr als Landeshauptstadt amerikanisches Wachstum und zählt heute eine Viertelmillion Einwohner.

Sowohl der Ausfuhr wie auch der Größe der Dampfschiffreederei nach ist Bergen aber heute wie vor Jahrhunderten die erste Stadt Norwegens.

Es lohnt, darüber nachzudenken, welche Umstände das Entstehen einer Stadt bewirkt haben und welche Städte eine so bevorzugte natürliche Lage haben, daß sie trotz Erdbeben, Vulkanausbrüchen, Feuersbrünsten und Kriegswut ewig neu erstehen werden. In der Reihe solcher Städte nimmt Bergen eine der ersten Stellen ein. Immer wieder haben Feuersbrünste die Holzstadt zerstört, und immer wieder ist es dem Phönix gleich verjüngt aus der Asche erstanden. Wie die Japaner von Tokio, so können die Bergener von ihrer Stadt sagen: „Das Feuer ist die Blüte von Bergen."

Die Natur hat Bergen seine Lage vorgezeichnet. Die eine große Stadt des Nordens muß stehen, wo sie steht.

Die innerste Bucht des Byfjords ist ein vortrefflicher, tiefer Hafen, der landeinwärts durch einen Halbkreis hoher und steiler Felsen und seewärts gegen den Andrang des tobenden Meeres durch die Insel Askö geschützt ist.

In diese bergumsäumte Bai schiebt sich wieder die Landzunge Nordnaes, die eine Zweiteilung des Beckens bewirkt und Bergen zwei Innenhäfen, den nördlichen Haupthafen Vaagen und den südlichen Puddefjord, schenkt.

Auf dieser Landzunge, auf dem Vorgelände landeinwärts und an den Seiten der Bucht, die Felsen trutzig hinaufkriechend, erhebt sich die stolze Stadt.

Gleich über dieser wirtlichen Stätte rührigen Menschenschaffens starrt das öde Fjeld. Der gleiche Blick faßt das ewige Doppelgesicht der nordischen Natur, sieht die holde Spenderin köstlicher Gaben, sieht die herbe und unnahbare Feindin des Erdenkindes.

Größere Handels- und Verkehrsplätze haben sich sonst an den Mündungen der Fjorde gebildet, so Stavanger am Bukkenfjord, Aalesund am Storfjord, Kristiansund am Sundalsfjord. Die Ausgangspunkte der beiden bedeutendsten Fjorde, des Sogne und des Hardanger, sind von Natur für das Aufwachsen größerer Hafenstädte nicht geeignet; aber dieser vorzügliche Hafen am Byfjord liegt gerade in der Mitte zwischen beiden, so daß Bergen den natürlichen Schwerpunkt des Handels und des Verkehrs beider abgibt. Zudem liegt die Stadt in der Mitte vom Bukkenfjord und Nordfjord, von Kristiansand und Kristiansund, als zweitgrößte Stadt mitten zwischen der größten und drittgrößten Stadt des Landes, zwischen Kristiania und Drontheim. Auch wichtige Tallinien, das Hallingdal, das Valders, das Romsdal zeigen westwärts eine Beugung nach Bergen hin.

Auch nach dem Fall der Hansa blieb der Fischhandel die Grundlage des Reichtums von Bergen.

Da der Heringsfang sich zum größten Teil südlich, besonders um den Bukkenfjord herum, und der Kabeljaufang nordwärts, zumal im Gebiet der Lofoten, vollzieht, ist die alte Hansestadt der gegebene Stapelplatz für den gesalzenen und getrockneten Fisch und den Dorschtran; und trotz des empfindlichen Wettbewerbs der Städte Stavanger, Aalesund und Kristiansund ist Bergen heute noch der vornehmlichste



Der Fischmarkt in Bergen.

Handelsmittelpunkt für Fischereierzeugnisse. Zu den Nordfahrtversammlungen von Mai bis August werden auf schwerbeladenen Schiffen die verschiedenen Arten Tran, Rogen, der besonders an der französischen Nordküste zum Sardinenfang benutzt wird, Stock- und Klippfisch nach Bergen angeschleppt und hier verhandelt.

❧ ❧ ❧

Bergen ist auch allgemein bekannt durch den Fischhandel im Kleinen, durch seinen Fischmarkt, der alltäglich gleich an der inneren Ecke der deutschen Brücke vor sich geht.

Unsere Schiffsgenossenschaft zog gleich nach Verlassen des Dampfers hin und erfreute sich des köstlichen Schauspiels.

Fisch ist das tägliche Nahrungsmittel des Norwegers. Das war ein Drängen, Schieben und Feilschen allerwärts. Lebendige Fische der verschiedensten Art und Größe befanden sich in großen Bottichen, welche frisches Wasser durchfloß. Es war die reine Fischmenagerie. Man war voll Staunen, welch seltsame Kostgänger es auch in Gottes Meer gibt. Der Deutsche kennt und würdigt die Vorratskammer des Ozeans erst wenig.

Hatte ein Käufer sein Augenmerk auf einen Vertrauen erweckenden Wasserbewohner gerichtet, wurde der Zappelnde mit Hand oder Netz hervorgeholt, untersucht und dann, je nachdem er Gnade oder Ungnade vor den Augen des Ichthyophagen fand, gleich abgeschlachtet oder in den Wasserbehälter zurückgeworfen. Der neugierige, feingekleidete Fremdling bekam auch wohl einen tüchtigen Spritzer mit, was bei den kaufenden Bürgersleuten ein feines Verziehen des Mundwinkels bewirkte.

Befand sich ein Fisch gerade nicht in der Auslage, so wurde er vom ‚Lager', d. h. aus dem verschlossenen, durchlässigen Kahn geholt, der hinter dem Fischstand im Hafenwasser lag. Dieser durchlöcherte Kahn hatte vorne und hinten je eine Klappe. Die eine wurde geöffnet, die Schar der ängstlichen Insassen mit Netzen nach dem anderen Ende gedrängt, das zweite Türlein geöffnet, der gewünschte Fisch an den Kiemen erfaßt und zur Schau gestellt. Bewundernswert war die Geschicklichkeit der Fischer, die, ganz in ölgetränkte Schifferstoffe gekleidet und oft selbst mit dem halben Körper im Wasser stehend, niemals einen der glatten Fische entgleiten und ihr Element wiedergewinnen ließen.

Unsern Damen war es wichtig, die Preise zu erfahren. Sie fragten selbst oder sahen zu, was die Eingesessenen für ihren Einkauf zahlten. Gemeinhin konnte eine Hausfrau für 20 bis 25 Öre, also für 25 bis 30 Pfennig, ihren Tagesbedarf decken.

Besonders billig schienen mir kleine, silberglänzende Fische, welche eine große Zahl am Kai liegender Nachen ganz anfüllten und von mir als frische Heringe angesprochen wurden. Sie wurden nicht abgezählt, sondern schaufelweise in die Mattentaschen der Käuferinnen geschüttet. Begannen diese zu feilschen und begehrten noch eine Zugabe, so ließ man ihnen großmütig noch eine Schaufel voll hineingleiten. Die Wände der ausverkauften Kähne waren ganz mit Schuppen belegt, die im Sonnenglanz glitzerten, als ob das Innere der

Nachen versilbert wäre. Hatte ein Käufer Tasche oder Korb nicht mit sich, so wurde vom Händler ein Stück Draht abgeknipst und daran die leuchtenden Fische durch die Kiemen hindurch angeschnürt.

❧ ❧ ❧

Halb zehn mußten wir wieder an der Landestelle sein, wo eine große Reihe feiner Landauer mit fürstlich aufgemachten Kutschern wartete, um uns in bequemer Fahrt durch die heiße Sonne nach dem Landgut Fantoft des deutschen Konsuls Mohr zu bringen.



Blick auf Bergen vom Flöiveien.

Der Ausflug nahm mit einem einstündigen Erfrischungsaufenthalt im Höhenrestaurant Birkelund 3½ Stunden in Anspruch, so daß wir rechtzeitig zu dem 1½ Uhr beginnenden Frühmahl wieder zurück sein konnten.

Flott klommen die Gäule auf guten Wegen die Anhöhe hinauf. An das Berggelände lehnten sich zahlreiche gutgehaltene Landhäuser, in üppige Gärten gebettet. Ein fast südländischer Pflanzenwuchs prangte allerwärts. Man wähnte sich an den Ufern des Genfer Sees. Auf dem Kehrenweg trat die funkelnde Stadt mehrfach in ihrer ganzen Schönheit hervor. Hell glänzten die roten Pfannendächer, blau schimmerte dahinter das Meer, blau breitete sich darüber die blanke Himmelsglocke.

Das Landgut Fantoft liegt mit seinen schönen und ausgedehnten Gartenanlagen auf einer lieblichen Vorhöhe des Flöifjelds und hat auf Gebirge, Stadt und Meer einen Ausblick, der mehr als zwei Sterne verdient. Wir hatten allerdings, wie auch die Norweger zugaben, einen selten schönen und klaren Tag.

Die halbe Stunde auf einer einsamen Bank, die versteckt im Schatten raunender Bäume stand und einen Ausblick auf das aschgraue Fjeld, die blitzende Stadt, den smaragdgrünen Küstensaum, das blauende Wasser gewährte, ist mir als einer der ergreifenden Augenblicke der Reise im Gedächtnis geblieben.

Die weihevolle Stille tat ihr Teil, die Seele zu stimmen. Ein leichter, kühlender Höhenwind umfächelte unsere heiß gewordene Stirne. Er fuhr lind durch die nahen Bäume und hob das Laub. Mir fiel der lebhafte Farbenunterschied der Unter- gegen die Oberseite der saftigen, fleischigen Blätter auf, wenn der Wind in weichem Säuseln durch die Kronen der Silberweiden ging.

Die Landschaft liegt vor uns wie ein klangreiches Sinngedicht. In paradiesischer Schönheit träumt da drunten in der Mittagsglut das Nordaasvand[1]) mit seinen anmutigen Ufern. Wie ein saphirblauer Edelstein leuchtet der See in dem leichten Gewoge der hellgrünen Bäume. Aus dem Laub blinkt das Weiß schloßartiger Landhäuser. Müde gleitet ein helles Boot mit schlaffem Segel über das Wasser. Der matte Wind, der durch die Baumlücken seinen Weg auf den schlummernden See findet, zieht leichtgekräuselte Streifen, die wie ein seidiger Einschlag auf dem Blau erglänzen.

Ich konnte den Blick nicht von diesem Zauberbilde wenden. Der alte englische Arzt, unser Schiffsgenosse, fand unser lauschiges Plätzchen und setzte sich zu uns. Ich wollte dem Störenfried doch freundlich gleich etwas sagen und meinte: „A pleasant view, is it not?“ Er schaute lange auf den verzauberten See und sagte dann versonnen: „Yon say pleasant, that is not the word; it is charming, in fact charming“.

Ein Naturgemälde gewinnt gewiß den besten Reiz durch die Stimmung, die es in der Seele des Beschauers weckt, aber dieses Bild war auch vom Gesichtspunkt der reinen Schönheit geradezu bannend.

Die Zeit drängte.

Wir entrissen uns dem Zauber und wanderten der Stavekirke zu, die früher in Fortun, am Buchtende des Sognefjord, stand, dann

[1]) Aas ist Bergrücken, vand Wasser, See.

aber, als man dort einer größeren Kirche bedurfte und ein steinernes Gotteshaus erbaute, abgebrochen und 1884 an der jetzigen Stelle wieder aufgerichtet wurde.

Sie wirkt auf der Anhöhe inmitten des Waldesgrüns und der hübschen Anlagen landschaftlich sehr malerisch, ist aber als Kunstdenkmal nur von zweiter Bedeutung. Sie hat auch bei der Wiederaufstellung allerlei Veränderungen und Zutaten erfahren; so ist ein ganz offener Laufgang rings um die Kirche nirgendwo sonst nachweisbar.

Auch von hier hat man einen schönen Blick auf das Nordaasvand, der aber durch die Anwesenheit der zahlreichen schwätzenden und liebelnden Franzosen des Neptun beeinträchtigt wurde. Statt das



Die Fantoft-Stavekirke bei Bergen.

Landschaftsbild in seiner Gesamtwirkung tief und fest in ihre Seelen einzugraben, waren sie hier wie überall ewig am Knipsen, vielleicht im dunklen Bewußtsein des Wortes aus Faust: „Denn was man schwarz auf weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen."

Im Restaurant Birkelund erfrischte uns köstlich eine Riesenschüssel frisch gepflückter Erdbeeren mit Schlagsahne; einige deutsche Landsleute saßen schon fröhlich bei einer kühlen Erdbeerbowle.

Bald fuhren wir abwärts, immer das große Sonnenbild vor Augen.

Die Stadt sah in ihrem Aufbau wie ein antikes Theater aus, von dem aus man dem großen Schaustück, das Sonne, Luft und Meer hier ewig spielten, ständig zusah.

Wir hatten diesmal die besseren Wagensitze und konnten mit allem Behagen die Herrlichkeiten vor uns genießen. Die beiden Damen, die jetzt die Rücksitze einnehmen mußten, unterhielten sich während der ganzen Fahrt, was sie an Schönem schon gesehen und welchem Erdenplatz die Krone der größten landschaftlichen Schönheit zukäme; für das, was sich ihnen heute bot, hatten sie in ihrer angenehmen Unterhaltung keinen Blick. Als wir am späten Abend durch die dämmernde Nacht ins Meer fuhren und sinnend an der Reeling lehnten, saßen sie mit anderen in Deckstühlen und erzählten von der wonnig schönen Rückfahrt von Fantoft nach Bergen. —

Im Hotel Norge war es heiß. Wir freuten uns alle, als das Prunkmahl und die rauschenden Musikklänge vorüber waren.

Nach einer kurzen Siesta auf einer stillen Bank des schönen Stadtparks besahen wir das Vestlandske und das Bergenske Museum, das Standbild des in Bergen geborenen größten dänischen Dichters Ludwig Holberg, die von C. Borch hergestellte Bildsäule des Storthingpräsidenten Christie und das sehr ansprechende Denkmal des Violinspielers Ole Bull, das den Geigenkönig darstellt, wie er seiner Fiedel Töne entlockt, während aus den Steinblöcken des Sockels ein lebendiger Quell hervorsprudelt.

Während sich gegen Abend meine ermüdete Frau aufs Schiff zurückzog, wanderte ich mit einigen Schiffsgenossen nach dem an der äußersten Spitze von Nordnaes liegenden Sjöbad, um die erhitzten Glieder in kühle Meeresfluten zu tauchen.

Es herrscht in Norwegen beim Baden dieselbe harmlose Unbefangenheit, die ich auch in Dänemark und Schweden beobachtete. Zwischen Herren- und Damenbad war nur eine schmale Bretterwand errichtet, und der wenige Meter ins Meer Schwimmende genoß den lieblichen Anblick schlanker und doch kräftiger Mädchengestalten, die auf der Plattform ihre jungen Körper im Sonnenlichte badeten.

Es war gewiß keine Sünde, daß wir immer hin und her schwammen, das Auge unverwandt auf diese Gottespracht gerichtet. Die Nubierhaut der wohlgebauten, hohen Norwegerinnen schimmerte im hellen Licht, und das Blondhaar wehte im Winde wie Goldgespinst. Und wie trat die Schönheit und Kraft des knospenden Körpers hervor, wenn eins der jungen Mädchen die Hände hoch über dem Haupt zum Kopfsprung zusammenlegte.

Unser Schauen fiel gar nicht auf in dieser Welt holder Natürlichkeit und unbewußter Anmut, und unsere Freude an diesem keuschen Bild, das die lächelnde Sonne so wohlwollend erleuchtete, war so rein

und lauter, daß ich unbeirrt durch all die Susannabilder von unserer Sündhaftigkeit beichte.

Auf einer Bank des Nordnaesparks ließen wir uns auf dem Rückwege eine Weile nieder und betrachteten die nun im Abendschmelz liegende Stadt, das Meer und die Alpenwände des geheimnisvollen Flöifjelds.

Über die roten Ziegeldächer glitten die scheidenden Strahlen. Und wo sie liefen, da waren die Ziegel nicht mehr rotbraun, sondern glänzend weiß, silbernen Schuppen gleich. Nur widerstrebend gaben die Dächer dem Himmel sein Leuchten zurück.



Blick auf Bergen von Frederiksberg aus (vorne die Nykirke, im Hintergrunde das Bergenhus mit der Königshalle und dem Walkendorfsturm).

Ich begriff nicht, daß das dieselbe Stadt war, die ich vor Jahren im Regen sah. Bergener schwärmten mir damals von der Schönheit ihrer Vaterstadt; ich stimmte ihnen freundlich, aber mit dem stillen Gedanken zu: Wie glücklich seid ihr weltfremden Menschen unter $60\frac{1}{2}{}^{0}$ doch in eurer Anspruchslosigkeit. Das heute vor uns Liegende war Italien, ein durch die wundersam verschleierte Luft verschöntes Italien.

Den Blick fesselte besonders das Mastengewirr des Hafens.

Als Handelsreederei hat Bergen seine erste Stelle bis heute behauptet. Es besaß bis vor kurzem nahezu die Hälfte aller norwegischen Dampfschiffe; heute machen seine 300 Dampfer mit ungefähr 550000 Tonnen noch über ein Drittel der Gesamtheit aus. Es besitzt auch die größte Schiffswerft des Landes.

Die alte Hansastadt hatte in den letzten Jahren eine Gesamtausfuhr von nahezu 30 Millionen und eine Einfuhr von mehr als 50 Millionen Kronen. Der Gesamtwert seiner Fischereiausfuhr beträgt etwa zwei Fünftel desjenigen des ganzen Landes.

Wir wanderten in die Stadt zurück und schlenderten durch die Straßen.

Die Bergener kamen von der Arbeitsstätte und eilten ihrem Heime zu. Mit selbstsicherem Bürgerstolz antworteten sie auf unsere Erkundigungsfragen.

Bergen macht mit seinen modernen Einrichtungen, seinen Prachtbauten, breiten Straßen und Parkanlagen in der Tat den Eindruck hohen Wohlstandes, der sich neuerdings sogar in einem augenfälligen, anscheinend von England und Amerika übertragenen Aufwand äußert. Man zeigt mit Genugtuung das Schauspielhaus, das Kunst- und Industriemuseum (das Vestlandske Kunstindustrimuseet) und das beachtenswerte Museum von Altertümern und Naturerzeugnissen. Neben dem hanseatischen Museum sollte jeder Fremde wenigstens dieses Bergensche Museum mit seinen Altertümern aus der vorgeschichtlichen, der Vikingerzeit und dem Mittelalter und seinen naturhistorischen Sammlungen, arktischen Tieren und Walfischskeletten besichtigen.

◇ ◇ ◇

Sie sind vaterstädtisch gesinnt, die Bewohner des alten Bjorgvin.

Als nach der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien und Amerikas die Macht der Hansa und damit ihr Ansehen in Bergen schwand, brach all der verhaltene Grimm der Bergener gegen die übermütigen Kontorschen hervor, denen allein doch die Stadt ihre Bedeutung verdankte. Man wollte nach Aufhebung ihrer Gerechtsame und Vorrechte sogar den verhaßten deutschen Namen Bergen in das altnordische Bjorgvin, d. h. Weide an den Bergen, umwandeln, und heute noch gibt es Heißsporne[1]), welche in einer dem Tschechentum ähnlichen völkischen Wallung die Umänderung erzwingen wollen.

Die Stadt war zu allen Zeiten der Schauplatz heftiger Parteistreitigkeiten. In und um Bergen wogten im Mittelalter besonders die inneren Kämpfe zwischen den Birkenbeinern und den Baglern. Die Entscheidungsschlacht zu ungunsten der letzteren fand 1198 im sogenannten ‚Bergenssommer' an der deutschen Marienkirche statt.

---

1) Siehe Seite 175.

Der geistige und völkische Klärungskampf hie Wergeland, hie Welhaven in den dreißiger Jahren des verflossenen Jahrhunderts hatte auch seine Hauptstätte in Stadt und Stift Bergen.

Es war immer die Hochburg der norwegischen Linken. Als 1814 in dem berühmten Jahr von Norges Grundlov das Storthing sich für die Union mit Schweden erklärte, stimmten die vier Vertreter Bergens einmütig gegen die Vereinigung. Als dann die Königswahl des französischen Marschalls Bernadotte verkündet wurde, wurden die Königsboten von den altnorwegisch fühlenden Bürgern Bergens mit Hohnrufen und Steinhagel empfangen.



Eine der breiten Straßen in Bergen.

Der vaterstädtische Stolz war von jeher die hervortretende Eigenschaft der Bergener. Ein kraftvoller, trotziger Bürgersinn spricht schon aus ihrem nordisch ruhigen, aber bewußten Wesen. Es sind noch die echten und rechten Vikingersöhne. Wie den Bürgern Hamburgs, das übrigens bezeichnend von vielen Norwegern als die eigentliche Hauptstadt unseres Reiches angesehen wird, merkt man auch den Bergenern an, daß sie draußen waren und die Welt sahen, daß „Seeluft um ihre Nase pfiff". Manchem deutschen Inländer wäre das sehr vonnöten.

Es fehlt aber dem Bergener Bürger die altnorwegische Zurückhaltung, Abgeschlossenheit und Bedürfnislosigkeit. Er ist flott und weltlich, lebt und arbeitet schnell wie der Amerikaner und findet reiche Zeit zu Leibesübung und Vergnügung. Ich fand wiederholt an den Wänden von Festsälen den alten deutschen Vers angebracht: „Uns allen wohl und niemand übel, wer's anders will, den hol' de Düwel."

Große Männer, wie Holberg, Welhaven, Dahl, Grieg, Ole Bull, sind aus Bergen hervorgegangen; Björnson und Ibsen sind hier zur Erkenntnis ihrer Bestimmung gekommen.

Wenn man von einem der Aussichtspunkte, die das ragende Flöifjeld bietet, auf das schimmernde Bergen schaut und seine einzig schöne Lage an der malerischen Fjordbucht, die ein Zinnenkranz von Bergwänden umsäumt, vor Augen hat, so erkennt man in der weit vorspringenden Landzunge, welche den Hafen in zwei Becken abteilt, deutlich die Form einer wegweisenden Hand. Der ausgestreckte Zeigefinger ist die Halbinsel Nordnaes und bildet mit dem Südsaum des Flöifeldes den Haupthafen Vaagen; der an die Hand anliegende kurze Daumen ist die Halbinsel Südnaes und bildet mit dem Küstengelände den südlicheren Puddefjord.

Als ich von hohem Fels auf die prächtigschöne, in italienischem Zauber erstrahlende Stadt blickte und die weisende Hand in dieser auffallenden Deutlichkeit ins Meer hineinragen sah, schien es mir, als ob sie den Bergenern sagen wollte: Eure Zukunft liegt auf dem Wasser. Die See schuf euren Wohlstand. Sucht das Glück weiterhin auf dem Meere.

Und in dem Meere. Die Hand zeigt hinaus auf den Ozean, aber mit Bedacht nicht allein nach West, sondern auch nach Nord, sie weist nordwest. Nordwärts, dort liegt die erste und eigentliche Quelle des Reichtums, dort liegt für euch ein Nibelungenhort in den Fluten. Ihr habt ihn zu heben verstanden. Bleibt beim Alten und sucht das Gute nicht zu weit in weiter Ferne.

Und noch eins däuchte mir dieser Handweiser in der Richtung nicht allein auf den weiten Ozean, sondern auch nach Norden zu mahnen: Hoch oben im Nord, da liegt ein unerschlossenes Gebiet, einsam und wild, groß und hehr. Der Mensch lebt nicht von Brot allein. Stellt euch selbstlos weiter in den Dienst der Wissenschaft; denn euer ist diese Stätte, die sich dem Auge des Menschen enthüllen möchte. Dort auch ruhen Schätze, nicht allein lebend in der Tiefe des Meeres, sondern auch tot als schwarze Diamanten im Schoße der eisumstarrten Erde ...

Der Walkendorfturm trägt oben die Inschrift: Patientia fertilis arbor, die Geduld ist ein fruchtbarer Baum. Zeigt man Geduld und guten Willen, so bringt man es schließlich fertig, aus dem Zinnenkranz der um Bergen aufsteigenden Höhen die Zahl sieben herauszurechnen. Das ältere Wappen der Stadt führt sieben Kugeln, die auf diese Siebenzahl der umsäumenden Berge hindeuten sollen.

Die Zahl sieben spielt wie in anderen germanischen Ländern so

auch besonders in der Natur Norwegens eine große Rolle. Wie wir am Rhein das Siebengebirge, in der Schweiz am Walensee die Sieben Kurfürsten, in London die Sieben Schwestern finden, so gibt es im nordischen Lande auch mancherlei Dinge siebenfach: diese sieben Berge, die Sieben Schwestern als Wasserfälle im Geiranger und als Felshöhen an den Lofoten, die Sieben Eisberge in Spitzbergen, die Sieben Inseln an der nordwestlichen Küste Spitzbergens und anderes.

Leicht war es oft nicht, die Wahrheit des im Reiseführer Angeführten pflichtschuldig auf seine Richtigkeit zu prüfen und das Gesehene als gesehen abzutun. —

Wir beschlossen den Tag mit der Besichtigung der Nationalen Kunst- und Gewerbeausstellung.

Kapitel 15.

Durch den Schärengürtel nach Drontheim.

Abfahrt von Bergen — Nächtliches Hafenbild — Die Frühe des folgenden Sonntags — Die Umwelt wird reizloser, die Gedanken wandern zurück — Der Nebel zerteilt sich — Die Reinlichkeit auf dem Schiffe — Ein sonniger Sonntag — Die Landschaft wird wieder majestätischer — Der Fröjfjord — Die Unberührtheit der Natur im Gegensatz zu der sonntäglichen Modepracht auf dem Schiff — Im offenen Meer — Der Nordfjord — Aalesund — Feuersbrünste in Norwegen — Ein Pastor an Bord — Im süßen Nichtstun — Kristiansund — Die Drontheimer Gebirgseinsattelung.

Als von den Turmuhren die zwölfte Stunde schlug, fuhren wir ab, weiter nach Norden, in die dämmernde Nacht, in die stille See hinein.

Viele Bergener, die im Sommer vor Mitternacht nicht zu Bett gehen, standen an der Landebrücke, als die beiden schmucken Landeskinder von ihren Fesseln gelöst wurden. Abschiedsschüsse wurden abgegeben, Feuerwerkskörper abgebrannt.

Bewegungslos liegen massige Schiffsungeheuer im bleichen Dämmerschein an den Kais entlang. Mit nordischer Schnelligkeit huschen zwerghafte Dampf- und Benzinjollen durch das Schiffsgewirr und zerschneiden die Streifen zitternden Widerscheins, welche die Hafenlichter auf der dunkeln, spiegelnden Wasserfläche hervorbringen. Zischend fahren die Raketen durch die Luft und beleuchten grell die schwarzen Schiffsrümpfe, die aus dem weichen Dunkel heraustauchen. Schrill heulen die Dampfpfeifen und dumpf gellen die Sirenen.

Langsam schwebt unser Schiff, immer noch donnernde Böllerschüsse in die halbdunkle Nacht hinaussendend, auf der Mitte der Fahrfläche dahin. Gespenstisch zeichnen sich in der Ferne noch einzelne Schiffsumrisse ab, von spärlichen Lichtern matt erhellt, dann sind wir allein und gleiten hinein in das rätselhafte Dämmerdunkel . . . dem Lichte entgegen.

Stolz und schweigend zieht der Kong Harald seine Bahn, sein Trabant in einiger Ferne hinter ihm.

Hohe, finstere Felswände starren geisterhaft zur Rechten, und der Nachtwind geht über die weite, leicht erschauernde Meeresfläche.



Typische Schärenlandschaft an der norwegischen Westküste (Aalesund).



Noch einmal grüßen hinter uns einige ferne Lichter, und dann sind wir ganz allein.

Wir legen uns zur Ruhe.

❦ ❦ ❦

Wir waren am folgenden Morgen recht früh an Deck.

Man entwöhnt sich des Schlafes im Nordland. Die Seele des Menschen ist habgierig.

Wir waren etwas enttäuscht. Die Landschaft bot weniger, als das



Loen im Nordfjord.

verwöhnte Auge schon sah. Auch hing ein feuchter Nebel in dichten Schwaden auf das Meer hernieder und umfloß die niedrigen Felshöhen. Er verhieß einen sonnigen Sonntag, gab aber das Auge frei, das sich nach innen richtete.

Die Gedanken wanderten zurück. Der Geist hatte viel aufnehmen müssen am gestrigen Tage.

Manches schwirrte durch das Gehirn wirr und verworren wie im Chaos der griechischen Denker. All die wirbelnden Einheiten mußten sich in Ruhe absetzen.

Der Neuling hatte gehört von Königsnamen und geschichtlichen Vorfällen, von Verfassungsstreit und Parteikampf, von Dichtern und

Künstlern. Die Namen und Dinge waren ihm eitel Schall. Der Geist verlangte nach Unterweisung und Klärung.

Die stillen Stunden der Fahrt durch den hier etwas reizlosen Schärenhof schienen gegeben, diese ruhige Absetzung in Muße hervorzurufen und den Klärungsvorgang zu fördern. Wir griffen auch nach den Büchern. —

Der Nebel war nur das frühe Morgengewand des Sonntags. Als der Choral der Schiffskapelle die Seele durchzitterte, schmückte sich der Tag wie zum Kirchgang. Die Sonne legte ihm das Festkleid an.

Ein zarter Goldschimmer legte sich auf die leicht wogende See.

Auch die Wolken zerteilten sich wie auf Zauberwort; als hätte Ty, der Gott des Himmels, den Heerruf an seine Getreuen erlassen.

Die enge Welt wurde auf einmal herrlich und weit.

In sabbatlicher Frische strahlte auch das weiße Schiff. Der Rüsttag in Bergen war ein echter Lördag[1]) gewesen. Die ganz weiße Kleidung der Aufwärterinnen war frisch dem Schrank entnommen, die blendend weißen, von Faltenquadraten durchzogenen Damastgedecke zierten Sträuße köstlicher Blumen.

Auf dem Schiff herrschte immer eine wohltuende Reinlichkeit. Tischtücher, Servietten und Handtücher wurden täglich, Bettwäsche alle paar Tage frisch gegeben. Sobald man seine Koje verlassen hatte, eilte die Stewardeß zum erneuten Aufräumen hinein. An Deck war immerzu der eine oder andere Schiffsjunge mit Abwischen der Reeling, der Wände, Tische und Bänke beschäftigt.

Der Sonntag wurde ein Sonnentag. Die Hohepriesterin der Natur wirkte Gnadenwunder.

Sonnenschein da draußen, Sonnenschein im Herzen.

Der Bug schnitt in flüssiges Silber und warf Myriaden von Perlen in die blaue Luft.

Frieden atmete der Morgen.

Die in der Frühe etwas reizlose Gegend wurde von Stunde zu Stunde majestätischer.

Wir lagen in den Sesseln, ließen uns von der wohligen Luft überfluten, atmeten den frischen Salzgeruch der See und blickten in leisem Schauer in die Gebirgspracht, die sich in eilenden Wandelbildern vor uns auftat.

Wie wenn man an einem lieblichen Sommertage den schönsten

---

[1]) Dies norwegische Wort für Samstag, eigentlich ‚Laugardag‘, bedeutet ‚Laugenwassertag‘. ar ist Wasser, vgl. die deutschen Flußnamen Aare, Ahr.

Teil des Rheinstroms durchfährt; nur viel gewaltiger, viel stimmungsvoller war's.

Bis zu dreihundert Meter starrten in einem einzigen jähen Aufbau senkrechte Gneiswände aus des Wassers Blau in des Himmels Blau. Und immerzu diese wundersame Verbindung von Gebirgs- und Meereslandschaft: die Alpen aus den Fluten emportauchend.

Von hehrer Schönheit war die Fahrt durch den Fröjfjord, den Sund zwischen dem Festland und der großen Insel Bremanger. Nahezu lotrecht türmte sich an der Ostspitze dieser Insel der fast tausend Meter hohe Hornelen auf. Starr und tot wäre die Land-



Das Loenvand (Nordjford).

schaft, wenn nicht langfadige Wasserfälle, unten zu Brautschleiern zerstiebend, das einsame, graue Felsgestein belebten, wenn nicht die tiefen Runsen von smaragdgrünem und lichtgelbem Moos überhaucht wären.

Wir sind im Tiefinnern der Natur. Wir sehen sie in ihrer Ursprünglichkeit.

Und das Schiff der Schauplatz hochgeförderten Menschentums.

In modischen Sonntagsgewändern nehmen die Damen züchtig lächelnd die Artigkeiten der Herren entgegen, die glattrasiert und Zigaretten rauchend in Lackschuh, blauer Joppe und weißem, umgekrempeltem Beinkleid prangen.

Wer Lebensart besitzt, zeigt ‚nachlässige Grazie‘. Welche Holdseligkeit, welch bezaubernde Unbefangenheit liegt nicht darin, dem neuzeitlichen Modegebot zufolge mit übergeschlagenen Beinen in den niedrigen Deckstühlen zu lehnen. Die Schönen wissen in ihrer lieblichen Natürlichkeit nicht, wie artig sich dabei praller Gelbschuh, durchsichtiger Seidenstrumpf und duftige Untergewandung dem durstigen Auge enthüllen. Und die Schönen des anderen Geschlechts ahnen nicht, wie herzerquickend und liebreizend es wirkt, wenn sie in unbewußter Anmut das Beinkleid emporziehen, bevor sie sich in die tiefen Rohrsessel niederlassen.



Landschaftsbild (Wasserfälle) im Geirangerfjord.

Vanity Fair, Eitelkeitsmarkt.

Groß, aber kahl und tot bleibt die Umwelt. Hie und da zwar bringt ein sprühender Wasserfall, dessen Staubwolken in den Farben des Regenbogens erleuchten, Bewegung und Leben in die harte Felsnatur, erinnert ein rotes Häuschen und an einer Stelle selbst ein ganz einsam stehendes Kirchlein an die Nähe schaffenden Menschenlebens.

Hie und da erstrebt die Wurzel einer verlassenen, hungrigen Kiefer oder Birke das nährende Erdreich, sucht rinnendes Wasser das schwarze Gestein reinzuspülen, farbenes Moos schämig die nackten Felsgestalten zu bekleiden.

Wir treten eine kurze Weile ins offene Meer hinaus. Statt der

Schären begleiten uns nun Delphine, die hoch im Bogen über die Wasserfläche schnellen und durch ihre possierlichen, unverdrossenen Sprünge belustigen.

Die Farbe mancher Wange wird zarter. Es ist doch lebendiger hier draußen als in dem traumhaft stillen Schärenhof. Es sollte auch nur eine kleine Abwechslung sein. Bald zeigen sich wieder die grauen Inselfelsen, die wie gewaltige Kieselsteine aussehen, und die See liegt wieder da wie eine erstarrte metallene Masse.

Wir fahren hart an der Mündung des Nordfjords vorüber, den viele Reisende in seiner Vereinigung von Hochalpen- und Meereslandschaft für die schönste und eigenartigste aller nordischen Schmalbuchten erklären.



Die ‚Sieben Schwestern' im Geiranger.

Er läuft etwa hundert Kilometer nördlich vom Sogne in gleicher Richtung wie dieser, ist aber nur halb so lang. Seine eigentliche Schönheit zeigt er in den inneren Ausbuchtungen, wo kühne Bergzacken aus grauer Flut herauswachsen, wo das größte Firnfeld Europas, der Jostedalbrae, von Südost her das Fjeld deckt und seine mächtigen Gletscherzipfel weit durch finstere Talschluchten und zerrissenes Felsengewirr hinabschickt.

Nach dem Frühmahl erreichten wir die vor einem Jahrzehnt völlig abgebrannte, aber im Nu wieder aufgebaute Stadt Aalesund.

Die Norweger sind auf Feuersbrünste eingerichtet. Die unteren Tragsäulen aus unbehauenem Gneis, worauf die Holzgebäude auf-

liegen, bleiben bei Bränden unbeschadet, und wie auf Zauberschlag ersteht darauf wieder eine leichte Villa, die bei einer großen skandinavischen oder russischen Holzfirma in ihren fertigen Teilen bestellt und nach flotter Lieferung zu Schiff flugs zusammengestellt und gestrichen wird. Ein bißchen Großfeuer nimmt man in Norwegen nicht sonderlich tragisch.

Aalesund ist überhaupt eine noch recht junge Stadt, die, am Eingang des Storfjords auf zwei Inseln gelegen, in kurzer Zeit der



Landstraße in der Nähe des Geiranger.

Stapelplatz für das ganze Gebiet dieser Bucht, eine Hauptmittelstelle für den Fischhandel und der Ausgangspunkt eines lebhaften Dampferverkehrs geworden ist. Seine Dorschfischerei hat einen Gesamtwert von 6 Millionen Kronen jährlich. Vor einigen Jahrzehnten noch eine einfache Ladestelle, hat die Stadt jetzt über 13000 Einwohner, zeitgemäße Einrichtungen, breite Kaianlagen, einen hübschen Stadtpark und schmucke Landhäuser. Die beiden Inseln sind durch eine eiserne Brücke verbunden.

Wir haben seit Bergen einen Pastor an Bord. Das bedeutet gut Wetter und guten Wind, sagen uns die Seeleute. Auch wir begrüßen darum seine Anwesenheit und begegnen dem hohen Herrn mit be-

sonderer Ehrfurcht. Er ist nebenbei ein sehr vergnügter, weitgereister Herr, der hier in der unverfälschten Natur seine ganze Würde abgestreift hat, nur etwas weniger photographieren dürfte. In wenigen Tagen hat er, wie die Chronisten des Schiffes feststellen, vierhundert Aufnahmen gemacht.

Den Nachmittag verbrachte ich rauchend meiner Frau zusehend, die auf Oberdeck eine Farbenskizze von der Schärenlandschaft aufnahm. Es lag sich behaglich im Rohrsessel. Ich beobachtete den Fortschritt des Bildes und trachtete, daß der feine bläuliche Duft, den das Meer auf den Sockel der Berge warf, zum Ausdruck kam; denn hier war der



Aalesund.

umgekehrte Widerschein: die Berge reflektierten nicht auf das Wasser, sondern das blaue Wasser auf die grauen und dunkelgrünen Felsen. Auch wollte ich den uns folgenden Neptun als Staffage mit auf die Leinwand haben, doch wies die Malerin jedes Zeichen von Leben als nicht in den Stimmungsgehalt der Natur hineinpassend zurück. Lächelnd sagte sie zu dem Faulen, ich böte selbst das Motiv zu einem Bild, die Illustration zu dem Stichworte in Wilhelm Raabes nachgelassenen Werke ‚Altershausen‘: „So schönes Wetter und ich dabei.“

Heute setze ich mich gern vor das ausgeführte Bildchen, stecke eine duftende Zigarre an und denke mich in die herrlichen Sonntagsstunden unter dem italienischen Himmel des Nordens zurück. —

Im Abendsonnenschein erreichten wir Kristiansund, eine schön gelegene und aufblühende Stadt, die mit ihren 13000 Einwohnern ungefähr gerade so groß und auch von ähnlicher Bedeutung ist wie Aalesund.

Kristiansund ist stufenförmig auf vier Inseln aufgebaut, macht aber dem Vorüberfahrenden den Eindruck, als ob es auf beiden Seiten eines verzweigten Sundes läge. Es wird hier besonders der Klipfisk, und zwar in ‚Voger' — Bündel von 36 Pfund —, verpackt und nach dem Hauptabsatzgebiet Spanien versandt. Die Wohlhabenheit der Bürgerschaft bekunden die stattlichen Häuser.

Wir saßen gerade bei der Hauptmahlzeit, als wir durch den Sund fuhren. Alle sprangen, erfaßt von der Schönheit des Naturbildes, das durch die Fensterchen nur stückweise erhascht werden konnte, aufs Verdeck und winkten mit den Servietten den Bürgersleuten zu, die an dem freien Sonntagabend müßig zuschauend auf beiden Seiten des nahen Kais standen und den malerischen Reiz des Bildes erhöhten.

— Der Abend bleibt von traumhafter Schönheit.

Die Gebirgskette beginnt sich zu senken, ein Zeichen, daß wir der breiten Einsattelung, in welcher der Drontheimfjord liegt, näher kommen. Über Drontheim hinaus, jenseits des Veffsenfjords, erhebt sich dann das Gebirge wieder zu bizarren Steingestalten von beträchtlicher Höhe, zu einem zerborstenen Felsengewirr mit ungeheuren Eisströmen.

Kapitel 16.

Drontheim.

Die natürliche Lage der Stadt — Das alte Nidaros — Das Klima — Die Drontheimer — Die Bedeutung der Stadt — Ihr Handel — Ihre Dampfer- und Eisenbahnverbindungen — Die Anlage der Stadt und ihre ansehnlichsten Gebäude — Kristiansten — Die anderen alten Befestigungen — Bratören — Strandlinien — Ausflug nach dem Graakallen — Die Lerfälle — — Die älteste Geschichte der Stadt — St. Olaf und die Einführung des Christentums — Die Verehrung des königlichen Märtyrers — Drontheim als Krönungsstadt — — Ein sonniger Sommerabend.

In aller Frühe des folgenden Morgens langten wir in Drontheim an, der Stadt, deren Schönheit Carlyle Neapel gleichstellt.

Wir hatten wie in Bergen den ganzen Tag bis Mitternacht zur Verfügung. Mittag- und Abendessen sollten in dem stattlichen Neubau der Frimurerlogen eingenommen werden.

Wer die Geschichte des Nordlands kennt, setzt in weihevoller Andacht den ersten Schritt auf den Boden Drontheims. Man fühlt sich seltsam durchschauert vom Hauch einer urgewaltigen Vergangenheit.

Wie Bergen verdankt Drontheim seine Bedeutung seiner natürlichen Lage. Immer wieder ist die alte Königsstadt durch Feuer, Seuchen und Kriegsnot heimgesucht worden — fünfzehnmal ist sie allein in den letzten fünf Jahrhunderten niedergebrannt —, aber immer wieder in neuem Glanz erstanden.

Drontheim, d. h. Drostenheim[1]), Königshaus, liegt ziemlich in der Mitte der Schärenküste und an dem Punkt des Atlantischen Ozeans, wo die eine tiefe und breite Einsenkung des sonst fast ungangbaren Massengebirges vom Osten her das Meer erreicht. Die Vikinger, d. h. die Buchtmänner des Nordens und Südens, und die Landbewohner des östlichen Binnengebietes mußten hier von Natur ihren friedlichen Treffpunkt, die kriegerischen Verwicklungen zwischen Ost und West, Süd und Nord hier ihren blutigen Austrag finden.

---

[1]) Es sei an das niederdeutsche ‚Drost‘ erinnert. In der Stadt Münster befindet sich der bekannte ‚Drostenhof‘; vergleiche auch ‚Droste-Hülshoff‘.

Das heutige Drontheim, das die Norweger Throndhjem[1]) schreiben und tronjēm sprechen, hieß bis ins sechzehnte Jahrhundert Nidaros, d. h. Nidflußmündung. Das altnordische ar findet sich, wie schon erwähnt, noch in unseren Flußnamen Ar, Aare, Ahr und bedeutet Wasser, Fluß; os hat indogermanischen Zusammenhang mit dem lateinischen os, oris, Mund, Mündung.

Bevor die Nid sich in den 140 km ins Land hineinspringenden Throndhjemfjord ergießt, scheint sie sich im Todeskampf schauernd des Versinkens in dem Nirwana des Weltmeers zu wehren; sie macht, im letzten Auflehnen zurückweichend, noch eine Halbkreiswendung nach Ost, um dann doch in der Unermeßlichkeit zu zergehen.

Wir müssen immer festhalten, daß der Fjord nach Norden und nicht nach Westen, wie die meisten übrigen, gerichtet ist, daß der Dom im Süden, die Feste Kristiansten im Osten und die dunklen Fichtenhügel im Westen der Stadt liegen.

Auf dieser Halbinsel, welche die Sinkstoffe des Flusses an der Mündung gebildet haben, ist unter 63½° die Stadt entstanden.

Trotzdem sie die nördlichste der größeren Städte der Erde ist und in ihrer Breitenlage dem vereisten Labrador entspricht, weist sie erstaunlich milde Wetterverhältnisse auf. Der Schutzwall der umliegenden Berghöhen hält die rauhen Winde ab, die Sonne sendet ihre segnenden Strahlen auf das fruchtbare Schwemmgelände, der Golfstrom schickt seine wärmenden Fluten in den tiefen Fjord, und solch huldvolles Zusammenspiel verleiht diesem schönen Erdenfleckchen den klimatischen Charakter einer thüringischen Landschaft. Der Fluß gefriert nur selten, der Fjord bleibt immer eisfrei.

Überall sprießt reicher und mannigfaltiger Pflanzenwuchs. Duftige Blumen, kräftige Laub- und Obstbäume aller Art prangen in den Anlagen und Gärten. Auch die sanft ansteigenden Berghänge zeigen das üppige Grün gesunder Bäume, aus dem die zahlreichen lichten Sommerhäuser der wohlhabenden Bürger hervorleuchten. Wie der Holländer ein Buiten, so erstrebt jeder Nordländer sein Landhaus für den Sommeraufenthalt. Wenn man all die schmucken Villen sieht, die sich in das üppige Laubgrün betten, wenn man in die prächtigen Gärten hineinblickt, vergißt man, daß man im hohen Norden, nicht weit vom Eismeere weilt.

---

[1]) Das d im Hochdeutschen und das th im Norwegischen erklärt sich aus dem Grimmschen Gesetz, dem sogenannten Gesetz der Lautverschiebung.

Die Bewohner Drontheims erscheinen ruhiger und weniger beweglich als die quecksilbernen Bergener. Der Drontheimer ist mehr Westfale, der Bergener mehr Rheinländer. Ersterer gefällt sehr in seinem gesetzten Wesen und bescheidenen Zurückhalten, zumal sein selbstsicheres Tun offenbart, daß das alte Vikingerblut in seinen Adern rollt. Er läßt das Werk, nicht die Worte sprechen.

Der Menschenkenner liest aber aus seinen Augen, daß bei aller äußeren Beherrschung ihm flackernde Unruhe im Busen gärt, erkennt die Nervenerregtheit, welche andauernde Schlafenthaltung bringt. Nur



Drontheim mit der Krümmung des Nidflusses.

eine kurze Stunde vor und nach Mitternacht legt sich im Sommer ein dämmerndes Halbdunkel auf die Fluren Drontheims.

Die Stadt macht den Eindruck festgegründeter Wohlhabenheit und legt Zeugnis ab von rührigem Streben und welterfahrener Tüchtigkeit.

Vor einem Jahrhundert hatte Drontheim nicht ein Fünftel der heutigen Einwohnerzahl, die sich auf etwa 50 000 stellt. Drontheim ist nicht nur der äußeren Größe, sondern auch der Wichtigkeit und seinem ganzen Gepräge nach die dritte Stadt des Landes.

Sein ausländischer Handel ist bedeutungsvoll und geschieht hauptsächlich auf eigenen Schiffen. Es wird besonders Fisch, Zimmerholz und aus den inländischen Bergwerken Kupfer und Schwefelkies ausgeführt. Der ausgedehnte Handel in Stock- und Klippfisch geht zumeist

nach holländischen, portugiesischen, spanischen und italischen Häfen; der Hering wird zumal nach dänischen und den deutschen Ostseehäfen, das Holz nach Frankreich, das Kupfer nach Amsterdam, Hamburg und Kopenhagen abgeführt.

Der inländische Handel vollzieht sich mit den Nordlanden.

Den Seehandel besorgt besonders die große Nordenfjeldsche Dampfschiffahrtsgesellschaft, welche regelmäßige Dampferverbindungen mit Kristiania, Vadsö, Stettin, Hamburg, Kopenhagen, Hull und anderen Hafenplätzen unterhält.

Der Verkehr mit dem Inland geschieht in südlicher Richtung über das Dovre auf der 562 km langen Eisenbahn nach Kristiania, in nordöstlicher Richtung auf der 102 km langen, zur schwedischen Nordbahn überleitenden Merakerbahn. Bis zur Fertigstellung der Eisenbahn von Kristiania nach Bergen, die erst vor wenigen Jahren erfolgte, stellte der erstere Schienenstrang die einzige Bahnverbindung zwischen dem östlichen und südlichen Binnenland und der Westküste her. Die große Gebirgseinsattelung, an deren westlichem Ende Drontheim liegt, bot verhältnismäßig geringe Schwierigkeiten, während die Strecke Kristiania—Bergen sehr starke Geländehindernisse zu überwinden hatte und ein Meisterstück der Eisenbahnbaukunst darstellt[1]).

Welchen Aufschwung auch das mittlere und nördliche Norwegen letzthin genommen hat, und wie seine Bewohner jetzt die Möglichkeit des wirtschaftlichen Fortkommens in der Heimat höher bewerten, beweist das Zurückgehen der Auswanderungsziffer. Gerade das unwirtliche Nordgebiet mit seinen harten Lebensbedingungen und seiner langen Winternacht erweckte früher starken Hang zur Auswanderung. Der natürliche Ausgangspunkt war Drontheim, das früher alljährlich beiläufig 2000 Auswanderer, in den letzten Jahrzehnten aber nur einige Hundert landesmüde Norweger verschiffte.

Die Stadt ist großzügig angelegt. Die Hauptstraßen sind mit schattigen Bäumen bepflanzt und der Feuersgefahr wegen 30 bis 35 m breit. Sie laufen parallel und durchschneiden einander rechtwinklig. Diese Regelmäßigkeit wirkt wie in Mannheim und vielen amerikanischen Städten ermüdend und wird in der neueren Städtebaukunst tunlich gemieden.

Die Hauptstraßenzüge gewähren Ausblick auf den Fjord. Durch eine dieser Straßen sieht man auf die kleine Festung Munkholmen, welche, auf einem nahen, kleinen Felseneiland liegend, die Hafen-

---

[1]) Siehe Seite 86.

einfahrt deckt und uns Deutschen durch den Müggeschen Roman Afraja vertraut geworden ist.

In der Mitte der Stadt, wo die beiden breitesten und schönsten Straßen, die nach dem Fjord schauende Munkegaden und die Kongensgade, kreuzen, finden wir den Marktplatz und in dessen Nähe die wichtigsten Gebäude Drontheims, den Stiftsgaarden, die Fruekirke, den roten Neubau der Frimurerlogen und den ansehnlichen Steinpalast der Drontheimer Sparbank. Sehenswert sind auch die Rustkammer, die Folkebibliothek, die Kunstforeningen (Gemäldegalerie), das Kunstindustrimuseet (Kunstindustriemuseum), das Fiskeri-



Die Frue Kirke und die Kongensgade in Drontheim.

museet (Fischereimuseum) und das Videnskabernes Selskabs Museum (das Museum und die Bibliothek der Gesellschaft der Wissenschaften).

Der Stiftsgaarden ist ein großes, schloßähnlich mit zwei Flügeln angelegtes Holzgebäude, das früher einem Privatmann gehörte und später von der Regierung angekauft wurde. Er dient als Wohnung des Stiftamtmanns und als königliche Residenz bei Anwesenheit des Herrschers. Der neue, 1905 gewählte König Haakon nahm hier gelegentlich der Krönung, die nach der Bestimmung des Grundgesetzes von 1814 in Drontheim erfolgen muß, längeren Aufenthalt. Er beehrt überhaupt die Stadt häufiger mit seinem Besuch.

Es lohnt der kleine Spaziergang auf das andere Flußufer nach der alten, 75 m hoch gelegenen Feste Kristiansten mit ihren verfallenen Befestigungen und alten Kanonen. Der Gang hinauf gewährt manchen Blick in wohlgepflegte, üppige Gärten, und die Höhe selbst eine hübsche Aussicht auf den Fjord, die Stadt, das Tal der Nid, die villenbesäten, grünen Anhöhen und das ferne Alpengestein. Besonders wenn die Morgensonne ihre Strahlen auf die blaue Bucht, die blinkenden Flußkrümmungen und die roten Ziegeldächer wirft und die satten Wiesengründe und fernen Bergketten in Schönheit badet, ist der Anblick von bezaubernder Pracht. Man versteht den Stolz der Drontheimer, der aus dem Kehrreim des alten Liedes spricht:

Det er saa fagert i Throndhjem at hoile.
Es ist so schön in Drontheim zu weilen.

Vor dreihundert Jahren bestand die Befestigung Drontheims aus zwei kleineren Festen und einer Barrikade. Die letztere, Skandsen genannt, sperrte im Westen die schmale Stelle der Landzunge zwischen Fluß und Fjord. Die eine der Festungen befand sich im Norden zur Deckung der Hafeneinfahrt auf dem 1½ km vom Hafen entfernten Eiland Munkholm und die andere im Osten auf dem Kristiansten.

Dem Kundigen ist Kristiansten ein Beweis der ungeheuren Entwicklung, die der Festungsbau seitdem erfuhr; indes hat die alte Feste in all ihrer Ursprünglichkeit das Ihre getan und in den unruhigen Zeiten der Bürgerkriege mehr als eine schwere Belagerung ausgehalten und mehr als einen Angriff trutzig zurückgewiesen.

Noch jüngst, in den erregenden Tagen des Jahres 1905, wurde sie der Zeuge eines Begebnisses, welches seine Stelle in der Landesgeschichte finden wird. Die von der Feste wehende Unionsflagge wurde als Signal der Lostrennung von Schweden heruntergerissen und durch die ‚reine' Flagge, die norwegische rot-weiß-blaue Trikolore, ersetzt, während die zahlreiche Versammlung nach den Klängen der Militärmusik die Björnsonsche Nationalhymne „Ja, vi elsker, ja, wir lieben dieses Land" in bewegter Stimmung absang.

Munkholmen, d. h. die Mönchsinsel, wurde der Überlieferung zufolge in der Sagenzeit vor dem Jahre 1000 als Hinrichtungsstätte benutzt. Das Eiland hieß damals Nidarholm.

Olaf Trygvesson hing hier die Köpfe des Jarls Haakon und seines treuen Bauern Karker an einem Galgen auf. In den Tales of a Wayside Inn meldet Longfellow:

At Nidarholm the priests are all singing,
Two ghastly heads on the gibbet are swinging;
One is Iarl Hakon's and one is his thrall's,
And the people are shouting from windows and walls,
While alone in her chamber
Swoons Thora, the fairest of women.

Zu Nidarholm singen die Priester zumal . . .
Zwei Köpfe, sie schwingen gespenstisch am Pfahl:
Der Kopf Jarl Hakons und der Kopf seines Bauern.
Die Leute sie jubeln von Fenstern und Mauern . . .
Und allein in der Kammer
Liegt die schönste der Frauen, liegt Thora im Jammer.



Der Fischmarkt in Drontheim.

Longfellows Verse beziehen sich auf den Sieg Olafs im Jahre 995. Singende Priester gab es damals auf der Insel noch nicht, denn die von Kanut von Dänemark und England hier begründete Benediktinerabtei bestand erst seit 1028. Die ersten Mönche waren Angelsachsen, wie überhaupt die ersten Vikingerchristen ihr Christentum aus Britannien brachten. Nach der Reformation verfielen die Klostergebäude und wurden 1658 zu Festungswerken umgewandelt. Von der früheren Abtei ist nur der untere Rundturm geblieben.

Munkholm wurde später wie der Tower und die Bastille als Staatsgefängnis für politische Vergehen benutzt. In dem Rundturm saß unter der Regierung Christians V. der dänische Staatsminister Graf

Peter Griffenfeld 18 Jahre lang gefangen. Victor Hugo beschreibt die Insel in Beziehung auf diese politischen Vorgänge in seinem Roman Han d'Islande.

Wer auf der Rückkehr von Munkholm über die Bratörenbrücke kommt, betritt auf der Nordostecke der Landzunge, da, wo sich das Zollhaus und das Geschäftshaus der Bergenschen und Nordenfjeldschen Schiffahrtsgesellschaft erhebt, klassischen Boden.

Es war den Drontheimern ganz in Vergessenheit geraten, daß in alten Zeiten auf diesem Eckplatze das alte Örething tagte und über zwanzig Könige vorschlug und daß diese alle, nach ihrer Bestätigung durch das Thing, auch hier auf Bratören gekrönt wurden. Als König Karl Johann 1835 Norwegen besuchte und am Tage vor seiner Abreise von Drontheim die Feste Munkholm besichtigen wollte, verließ er kurz vor dem Zollamt seinen Wagen und ging mit abgezogenem Hute nach der Landestelle der Barke. Hier war heiliger Boden für den König. Kaum einer verstand, was der Landesfürst tat, und erst später wurde bekannt, warum er dieser Stätte solch ehrfurchtsvollen Gruß geboten hatte[1]).

Ich glaube indessen nicht, daß die Altertumsforscher, welche Bratören in diesen Nordostwinkel der Halbinsel verlegen, recht haben. Da das Örething im Tal abgehalten wurde, erschien ihnen diese Ecke unter Lade[2]) die gegebene Stelle für die Volksversammlungen. Die Aufführung der ersten Gebäude der Stadt, des Kongsgaard und der Clemenskirche, geschah mehr landeinwärts und sicherlich deshalb, weil das Delta selbst damals noch morastiges Schlammgelände oder ein Steintrümmerfeld war, durchflossen von den zahlreichen seichten Mündungsbächen der fächerartig auslaufenden Nid. Erst nach und nach ist dann — hier wie anderswo bei dem Wachsen der Stadt und ihrer zunehmender Bedeutung als Hafenplatz — das zwischen Altstadt und Meer liegende Schlemmland trockengelegt und als Ansiedelungsboden gegewonnen worden.

⁂

Die Morgenstunden von neun bis eins waren wie in Bergen zu einer Spazierfahrt bestimmt, die in ebenso feinen Landauern vor sich ging.

Wir sollten einen Blick in das Binnenland werfen und den 561 m hohen Graakallen besteigen, der eine umfassende Aussicht weit über

---

[1]) Siehe Seite 105.

[2]) Siehe Seite 236, 239.

Fjord und Meer und landeinwärts bis nach den schwedischen Bergen hin gestattet.

Wir kamen an Skandsen, der alten Barrikade, vorbei, waren bald aus der Stadt und fuhren in leichtem Anstieg eine Straße hinan, deren Bergseite stattliche Landhäuser schmückten.

An der Felslehne traten deutlich die alten Strandlinien hervor, die man vielfach an der Fjordküste bemerkt. An der Gebirgsseite im Osten der Bucht zogen sich die entsprechenden Parallellinien entlang. Diese Strandstufen, welche in der Ferne wie eine gigantische Treppe



Das Fjeldsaeter-Touristenhotel (am Graakallen).

aussehen, sind nach der landläufigen Ansicht durch die Hebung des Landes und die Tätigkeit des Flusses entstanden, der sich durch den schon in früheren Zeitaltern abgesetzten Sinkstoffboden ein allmählich tiefer und enger werdendes Bett gegraben habe. Drygalski erklärt sie neuerdings, und wohl mit mehr Recht, als einfache Brandungserscheinungen. Man beobachtet diese Linien auch in Deutschland an Berglehnen, die an weite Alluvialebenen ansetzen, und in ganz kleinem Maßstabe findet man sogar die gleiche Bildung an den Rändern der neuzeitlichen Talsperren, welche die Höhe ihres Wasserstandes ständig ändern. —

Prall beschien uns die heiße Sonne. Kein Wölkchen fleckte den strahlenden Himmel. Wir atmeten auf, als Waldesduft und Waldeskühle uns umfing.

Wir vermeinten im deutschen Walde zu sein. Fast alle heimatlichen Bäume, Tanne, Fichte, Wacholder, Birke, Pappel, Esche, rauschten ihren Gruß.

Die Wagen hielten am Fjeldsaeter-Sanatorium auf dem Lille Graakallen, wo wir von der müßigen Schar der Dauergäste neugierig gemustert wurden.

Ein zahmes Renntier kommt herangelaufen und stellt sich starr gerade an den Punkt, der den Kodakkanonieren das beste landschaftliche Bild mit dem Nordlandhirsche im Vordergrund abgibt. Wie die Hotelgäste erzählen, ist das Tier so oft hierher zum Knipsen hingestellt und durch Füttern zum Stillstehen gebracht worden, daß es jetzt von selbst beim Nahen von Fremden heranläuft und zuckerlüstern unbeweglich an seiner Stelle verharrt.

Der nordamerikanische Vizekonsul von Drontheim, ein ‚Repräsentant' der Nordenfjeldschen Linie, wie er sich bezeichnete, zog mich in ein Gespräch und machte mir in leidlichem Deutsch mancherlei wertvolle Mitteilungen. Er wollte, wie ich recht wohl merkte, nebenbei erfahren, ob wir uns auf dem Schiffe zufrieden fühlten.

Nach kurzer Erfrischung schlugen wir den nach dem Gipfel des Graakallen führenden Touristenweg ein. Wie so oft täuschten uns die angegebenen Entfernungen. Der hastig schnelle Norweger hat Siebenmeilenstiefel an und braucht zu allen Gängen nur halb soviel Zeit wie wir lässigen Mitteleuropäer.

Es war heiß, und manch einer blieb halbwegs zurück.

Es zeigte sich noch Baumwuchs, der aber immer spärlicher und verkrüppelter wurde. Doch lockten überall, wie auf den Vorhöhen der Alpen, Wald- und Preißelbeeren. Riesige Farne streckten lichtdürstend ihren Blätterkreis der Sonne entgegen. Der ziemlich gute Weg führte über weichen, verfilzten Torf oder über den verwitterten Schorf von Glimmerschiefer, dessen glitzernder Staub blendete und unser Schuhwerk silbern deckte. Leider mußten wir noch einmal wieder in eine moorige Schlucht hinab, bevor das letzte Gipfelstück erklommen werden konnte.

Die Aussicht lohnte aber doch die Mühe. Der Blick auf die nahen leuchtenden und die fernen matten, aber von wallender Schneedecke überflossenen Berge, auf den weitläufigen, weit hinten von Schären eingesäumten Throndhjemfjord, dessen blaue, spiegelnde Wasserfläche

einem großen Binnensee glich, war des Schweißes der ungewohnten Bergsteiger wert, die ihr Wohlleben auf dem Hotelschiff zu Recht büßten. Wir Faulen freuten uns wohl alle, als wir nach dem sonnigen Abstieg am Fjeldsaeter die bequemen Wagen wieder besteigen konnten.

An einer Stelle hatte ein seltsames Brettergerüst unter dem Fahrweg schon auf der Hinfahrt unsern Blick gefesselt. Niemand ergründete seine Bestimmung. Es zeigte in der Mitte eine große, vorspringende Holzplattform und zu beiden Seiten nach unten hin in stufenförmigem Gefüge eine große Zahl von Sitzbänken. Der eine riet auf ein Freilufttheater, der andere auf eine Stätte für Waldgottesdienst, bis wir



Der Lerfos bei Drontheim (I. Sturz).

in Drontheim erfuhren, daß hier im Winter die Wettsprünge des ‚Throndhjem Ski-Club' unter großer Beteiligung veranstaltet würden.

Ich hatte mir von diesem berühmten Ausflug, den eine Reihe gekrönter Häupter, wie Kaiser Wilhelm und König Haakon, wiederholt unternommen haben, mehr vorgestellt. Ich fand die Umgebung Bergens reizvoller. Vielleicht hinderte auch die glühendheiße Sonne den vollen Genuß.

❧ ❧ ❧

Wer auf einer Nordlandreise keinen großen Wasserfall in der Nähe sah, besucht gern die 8 km von Drontheim stürzenden Wasserfälle des

Nidflusses, die sogenannten Lerfälle, welche eine gewisse Ähnlichkeit mit den Rheinfällen bei Schaffhausen bieten. Aus dem Gebirgsgelände wälzt sich der hurtige Strom zwischen den üppigen, mit dunklen Tannen und hellen Silberbirken bestandenen Ufern hervor und springt zuerst in einem 32 m hohen Fall, den eine Felswand in zwei Teile teilt, und sodann in einem Sturz von 23 m tobend in die Tiefe, um darauf tödlich verwundet, in zögerndem, sterbensmüdem Schleichen seiner baldigen Auflösung entgegenzugehen.

Aber da, wo die Nid ihre Todesstunde nahen, ihr Versinken im All des Weltmeeres vor Augen sieht, hat immerdar daseinsfrohes, gesund schaffendes Menschenleben pulsiert.

Solange das Nordland von Menschen bevölkert ist, muß ein Nidaros, eine Ansiedelung an der Mündung des Nidflusses bestanden haben, müssen sich hier die wichtigen Begebenheiten des Landes abgespielt haben. Es war eben diese Stätte der von Natur gegebene Treffpunkt der Buchtmänner von Süd und Nord mit den Insassen des Binnenlandes.

Die früheste Geschichte der alten Vikingerhauptstadt ist in Dunkel gehüllt. Die Sagas erzählen, daß die kraftvollsten der heidnischen Jarls hier gesessen, hier ihre Fehden ausgefochten, daß die ersten großen Volksberatungen hier getagt haben. In ihrer Burg auf dem steilen Vorgebirge Ladehammer (im Osten der Stadt) hausten die Grafen von Lade in der gleichen selbstherrlichen Unbeschränktheit wie Odin und Thor über die nordischen Fjelds und Dals. Hier feierten die alten Vikingergroßen ihre wilden Feste und wüsten Trinkgelage; und von dem steilen Felszahn flammten die Bergfeuer, um das Drontheimland von dem Nahen des Feindes zu benachrichtigen. Hier spielten sich die Dramen ab, von denen all die norwegischen Sagen vermelden. In haltloser Vermessenheit vergriffen sich die Jarls an ihrem Volk und schonten nicht Hab und Gut, nicht Weib und Tochter ihrer Untertanen. In blutigen Aufständen suchten sich die freiheitdürstenden Nordländer der Gewalttätigkeiten zu erwehren.

Hier ereilte endlich das Geschick Haakon, den ‚großen Jarl‘, der mächtiger und tyrannischer als ein König gebot, während Olaf Tryggvason, der rechtmäßige Herr, verbannt in der Ferne irrte. In seiner Wildheit und Todesverachtung, seiner Mannhaftigkeit und der erblichen Schönheit seines Geschlechts ist der große Haakon eine der fesselnden Gestalten der norwegischen Königsdramen, ein Held, der in seinem Fehlen und Irren, wie seine Geschichte beweist, aller Frauen Herzen in Bande schlug.



Der Lerfos bei Drontheim (II. Sturz).



Der erste König, dem die Vereinigung der Kleinreiche gelang, hatte in Drontheim seinen natürlichen Sitz: Als Harald Schönhaar 872 durch seinen Sieg bei Stavanger die Kleinherrscher überwunden und die Einigung des Landes erreicht hatte, erklärte er Nidaros zu seinem „echten und rechten Heim", obwohl sich noch keine Stadt auf dem Nid-delta erhob. Hier, in des „Landes Kraft und Kern", tagte das Öre-thing, wurden die späteren Könige gewählt und gekrönt. Der Herrschersitz blieb die Königsburg Lade auf dem steilen Vorgebirge im Osten des Fjords.

Die Stadt unten in der fruchtbaren Schwemmebene entstand erst



Fossestuen am Lerfall.

etwa hundert Jahre nach der Einigung und wurde 996 von Olaf Tryggvason gegründet, der hier einen Kongsgaard und eine dem heiligen Clemens geweihte Kirche erbauen ließ.

Dieser kraftvolle Königssohn kam als Vertriebener von fernen Vikingerfahrten zurück, hatte draußen gläubig das Christentum angenommen und wollte nun seinen väterlichen Thron beanspruchen und seinen Landsleuten die Lehre des Nazareners bringen.

Olaf Tryggvason ist eine der ersten, aber auch der männlichsten Gestalten der norwegischen Geschichte. Carlyle nennt ihn „the wildly beautifullest man in body and in soul that one has ever heard of in the North, den wildschönsten Mann an Körper und Seele, von dem man je im Norden hörte."

Die Talansiedlung erweiterte sich schnell, wurde aber mit Königs-

hof und Kirche von Olafs grimmem Feind, dem Jarl Svend, verbrannt. Olaf Haraldsön, später Olaf der Heilige genannt, den wir um 1015 auf dem norwegischen Thron sehen, baute sie 1020 wieder auf, vergrößerte sie und wurde so der eigentliche Gründer der Stadt.

Olaf war ein eifriger Christ und wollte das Bekehrungswerk Olaf Tryggvasons fortsetzen. Seine Untertanen, besonders die Jarls, hingen aber so fest an dem alten nordischen Volksglauben, daß der kriegerische König dazu überging, die Annahme der neuen Lehre mit Feuer und Schwert zu erzwingen. Diese kurzhändige Art der Übermittlung der Heilsbotschaft hatte das Ergebnis, daß die Nordländer Kanut den Großen, der ins Land gezogen kam und den norwegischen Thron verlangte, als Tyrannenbefreier begrüßten und im Örething zum König ausriefen.

Olaf gab seine Sache nicht auf. Er floh nach Rußland, kehrte mit einem kleinen Söldnerheer durch das Gebirgstal vom Bottnischen Busen nach der Drontheimbucht zurück und besiegte seine aufrührerischen Untertanen im Jahre 1030 auf dem Schlachtfelde von Stiklestad.

Olaf fiel. Sein Tod entfachte in seinen Getreuen solche Wut, daß der Sieg ihrer wurde[1]).

Sie brachten den Leichnam nach Drontheim und begruben ihn an der Stelle, wo die niedergebrannte Holzkirche gestanden hatte und heute der Dom ragt.

Der Tote wurde mächtiger, als der Lebende gewesen war. Die Legende umspann seine Person und seine Todesstunde. Wunderbare Dinge waren denen zugekommen, die seinen Leichnam berührt hatten. Dem Soldaten, der ihn durchbohrt und erfaßt hatte, war Blut aus des Königs Wunde über die aussätzige Hand geflossen und augenblickliche Heilung widerfahren; ein Blinder, der seinen Finger auf den Körper gelegt und dann zufällig über die Augen gestrichen hatte, war sehend geworden. Aus der Grabstätte war plötzlich ein Quell hervorgesprudelt, dessen Wasser von dem Wesen des Gefallenen aufgesogen hatte und alle körperlichen Gebrechen heilte.

Die Empfindungen des Volkes wandelten sich, aus dem Tyrannen wurde ein Heiliger. Olaf mußte ein Erwählter des Höchsten sein. In Jahresfrist war das Christentum allgemein angenommen. Kanut wurde aus dem Lande verjagt und Olafs Sohn Magnus, später der Große genannt, zum König erwählt.

---

[1]) Siehe Seite 98, 101.

Der Leichnam des getöteten Königs wurde dem Grabe entnommen und ohne jede Verwesungsspur, wie im friedlichen Schlummer vorgefunden. Er wurde in einem Silberschrein über dem Hochaltar der von Magnus neu errichteten Clemenskirche aufgestellt und von den herbeiströmenden Scharen der Anbeter des heiligen Königs verehrt. Über dem ursprünglichen Grab und dem Wunderquell wurde eine Holzkapelle erbaut, an deren Stelle später der Drontheimer Dom trat, dieses herrliche Bauwerk, das noch in seinen Trümmern alles verdunkelt hat, was die Gotik im Nordland hervorbrachte. Der Schrein mit den Gebeinen des Märtyrers wurde in den Dom überführt.

Olaf der Heilige wurde der Schutzpatron des Volkes. Seine Verehrung machte Drontheim bald zur größten und wohlhabendsten Stadt des Landes. Außer dem Dom entstanden hier im Mittelalter vierzehn Kirchen und fünf Klöster. Seit 1152 war die Stadt Sitz des Erzbischofs des Reiches, der alte Kongsgaard hinter dem Dom wurde der erzbischöfliche Palast.

Im zwölften und dreizehnten Jahrhundert residierten in Drontheim auch häufig die Könige, und seit der 1299 hier erfolgten Salbung Hakons V. haben noch sieben Könige in der Domkirche die Krönungsweihe erhalten.

Das Grundgesetz von 1814 verlangt die Königskrönung im Drontheimer Dom.

Die Reformation machte den Pilgerfahrten ein Ende. Der Schrein Sankt Olafs und die übrigen Kostbarkeiten wurden nach Kopenhagen abgeführt und die Gebeine an unbekannter Stelle, wahrscheinlich aber im Dom selbst, beerdigt. Kirchen und Klöster verschwanden. Die Glanzzeit Drontheims war dahin.

Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hatte die Stadt, welche heute wieder ein halbhunderttausend Seelen zählt, nur noch 7000 Einwohner.

❦ ❦ ❦

Der heiße Nachmittag wies uns in die kühle Domkirche.

Wir trennten uns schwer von dem erhabenen Bauwerk und beschlossen, uns auf der Rückreise noch einmal in seine machtvolle Schönheit zu versenken.

Noch ganz im Banne der aufgenommenen Eindrücke, wanderten wir in die Stadt zurück. Die schier unerträgliche Hitze lockte meine Frau aufs Schiff zu einem Erholungsstündchen im wohligen Rohr-

sessel und mich zu einem Bade in den erquickenden Fluten der blauen See.

Nach dem Abendbrot in der Freimaurerloge machten wir einige Einkäufe in den Läden, die in jeder Großstadt zu Ehren bestehen können, verbrachten eine Stunde in einem Gartenrestaurant bei einem Glase guten Bieres und legten uns noch vor der Abfahrt des Schiffes, die auf die mitternächtliche Stunde gesetzt war, zur Ruhe.

Kapitel 17.

Der Drontheimer Dom.

Baustil und Bauzeiten — Verfall und Wiederaufbau — — Der Gang der Besichtigung der Kirche: Kapitelhaus, Kuppelachteck (Hochchor), Olafschrein, Olafquelle, Kleristerium, Triforium, der Chorbogen zwischen Hochchor und Chor, die Altarwand, der Chor, die Säulen, Glasfenster, Transepte, Querschiff, Turm, Hauptlangschiff, Westportal, Säulenreihen — Der Eindruck von außen.



Blick auf den Drontheimer Dom von der Stadt aus.

Der über der ersten Grabstätte Sankt Olafs gegründete Dom ist der einzige Zeuge der längst dahingegangenen Größe der alten norwegischen Königsstadt. Die nordische Baukunst des Mittelalters hat in diesem erhabenen Denkmal ihren stolzen Triumph gefeiert.

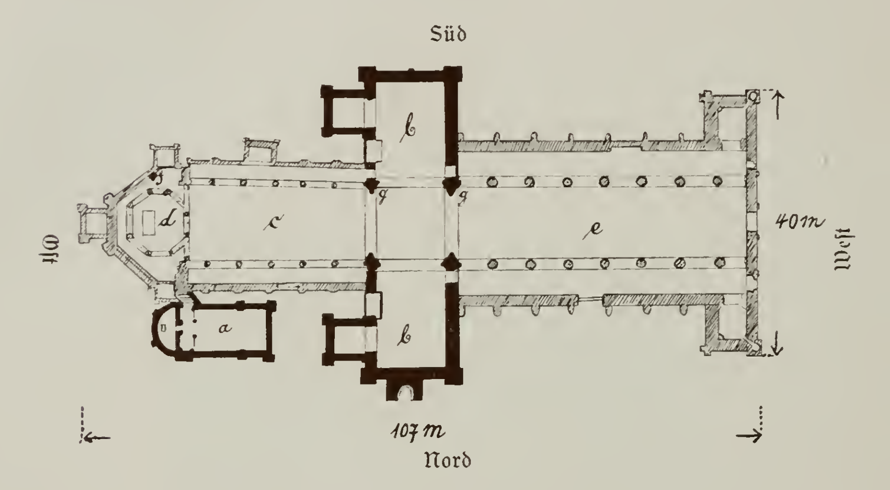
Der Dom, die größte Kirche in den drei nordischen Reichen, ist in dem gemischten Stil der gotischen und sächsisch-normannischen Architektur aus bläulich-grauem Chloritschiefer (Saponit oder Seifenstein, norwegisch Klaabersten) in Kreuzform errichtet und zeigt Ähnlichkeit mit den englischen Kathedralen.

Seine Länge beträgt 107 m, die Breite der westlichen Stirnseite 40 m.

Er verdankt sein Entstehen vier verschiedenen Bauzeiten.

(1) Im Jahre 1066, dem Jahre der Eroberung Englands durch die Normannen, bestieg ein dritter Olaf, Olaf Kyrre, von dem wir in

Bergen hörten, den norwegischen Thron und begann in der Königsstadt über dem ursprünglichen Grabe des Märtyrers den Bau eines Doms „zum Ruhme Gottes und zum Andenken Sankt Olafs". Dieses Gotteshaus wurde nach der Errichtung des Erzbistums Drontheim bedeutend erweitert, ist aber bis auf die Grundmauern verschwunden. Sein Schiff nahm den Raum zwischen den heutigen Chorpfeilern, dem Chorbogen und dem Fuß des Turms ein.



Grundriß des Drontheimer Doms.

(Er steht den Himmelsrichtungen nach umgedreht, weil dem von der Stadt kommenden Besucher die Nordseite des Gotteshauses zugewendet ist.)

I. Bauzeit: Nur Grundmauern;
II. „ Romanisches Kapitelhaus (a) und romanisches Querschiff (b).
III. „ Gotischer Chorbau [Östlicher Langbau (c) mit Kuppelachteck (d)];
IV. „ Gotisches Hauptschiff [Westlicher Langbau (e)];
f Olafsbrunnen;
g die vier zusammengesetzten Säulen, welche den Mittelturm tragen.

(2) Der dritte Erzbischof Eisteinn, der norwegische Augustin, fügte in den achtziger Jahren des zwölften Jahrhunderts das heute noch stehende Kapitelhaus (*a*) im älteren Spitzbogenstil, der die Übergangszeit von der romanischen zur gotischen Bauweise darstellt, hinzu und an Stelle des ehemaligen Langhauses das heutige Querschiff (*b*), dessen Mitte schon damals ein Rundbogenturm einnahm. Auch dieses ist ein charakteristisches Denkmal des Übergangs aus der romanischen Schlußepoche in die Frühzeit der englischen Gotik.

Beide Bauten sind aber als Ganzes noch dem Spätromanischen,

nicht dem Frühgotischen zuzurechnen, während die übrigen und späteren Teile der jetzigen Metropolitankirche gotisch sind.

Wer sich mit dem mittelalterlichen englischen Kirchenbau beschäftigt hat, wird am Drontheimer Dom, wie in Norwegen überhaupt, allerwärts den englischen Einfluß erkennen. Zugleich mit dem Christentum kamen die Muster für die gottesdienstlichen Stätten aus England, wo ja auch Nordmannen, die Nachkommen der Vikinger herrschten, die als Sieger von den besiegten Nord- und Westfranzosen die Gesetze feiner Lebensgestaltung erlernt hatten.



Der Drontheimer Dom.

Auch Erzbischof Eisteinn hatte drei Jahre als Verbannter in Britannien gelebt und war mit dem Gelübde zurückgekehrt, dem Heiligen seines Landes ein ebenso prächtiges Denkmal zu setzen, wie die Engländer ihrem Thomas à Becket in Canterbury errichtet hatten.

(3) Unter dem Nachfolger Eisteinns war der Sieg der Gotik besiegelt. Der unter diesem vierten Erzbischof errichtete Chorbau, welcher aus einem Langbau (*c*) und dem herrlichen Kuppelachteck (*d*) besteht, zeigen ausgesprochen gotische Bauart. Dieses

Kuppelachteck wölbte sich über dem Hauptschatz der Kirche, dem Silberschrein des königlichen Märtyrers.

(4) Das mächtige westliche Hauptschiff (*e*) wurde in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts von Erzbischof Sigurd und seinen Nachfolgern ebenfalls im gotischen Stil aber mit noch stärkerer Nachahmung englischer Muster vollführt. Der ganze Bau war 1430 vollendet. Die westliche, später durch Feuer zerstörte Stirnseite dieses Flügels war die Krone des ganzen Baues.

Der Dom ist im Wandel der Zeiten schwer heimgesucht worden. Feuer und Kriegsgetümmel, Glaubenswut und Unwissenheit haben im Verein ihr Schlimmstes getan, dies Denkmal schönen und edlen Menschenschaffens zu vernichten. Siebenmal wurde der Dom von Feuersbrünsten mitgenommen, im Jahre 1328 schon so sehr, daß fast der ganze Chor erneuert werden mußte. Der heftigste Brand, der Kirche und Stadt zugleich zerstörte, wütete 1531.

Die 1537 eingeführte Reformation beschränkte die Wiederherstellungsarbeiten auf das Notwendigste. Sie wurden auch bei dem herabgeminderten Wohlstand und der Abnahme des Kunstsinns nicht stilgerecht durchgeführt.

Jetzt ist aber eine glückliche Zeit für das hehre Bauwerk angebrochen. Seit 1869 wird es unter der kundigen Leitung des Baumeisters Christ. Christie wieder aufgebaut und unter tunlicher Benutzung oder Nachbildung noch vorhandener alter Teile wiederhergestellt.

Der östliche Teil mit Kapitelhaus, Chor und Kuppelachteck sowie der große Mittelturm sind vollendet, noch nicht das große westliche Langschiff, dessen Wiederherstellung noch Jahrzehnte beanspruchen wird. Es dient augenblicklich als Werkstätte.

Zu den Kosten, die jährlich über 100 000 Kronen erfordern, steuern der Staat, die Drontheimer Sparbank und viele Einzelpersonen opferwillig bei. Unser Kaiser, der auch die Statuen an der Fassade geschenkt hat, leistet ebenfalls jährlich einen namhaften Beitrag.

❦ ❦ ❦

Bei der Besichtigung der Domkirche beginnt man mit dem spätromanischen Kapitelhaus aus dem zweiten Bauzeitalter. Es hat die Gestalt einer kleinen Kirche im englisch-normannischen Stil mit Anfängen des Gotischen im inneren Teile des Daches.

Von hier treten wir in den östlichsten Teil der Kirche, das herrliche, in reicher Gotik ausgeführte Kuppelachteck. Der Reichtum der spätgotischen architektonischen Verzierungen dieses Hochchors wirkt überwältigend.

In der Mitte des Hochchors, der eine große Apsis im Osten des Langchors darstellt, steht der Hochaltar und um ihn ein achteckiger Umbau mit acht Pfeilern, auf welchen der Überbau ruht. Diese Pfeiler sind von oben bis unten von zartem, sich herabschlängelndem Blätterwerk umkränzt, die Kapitäle von Rosen und Lilien idealer Schönheit umgeben. Der natürlich warme Farbenton des Steins tritt hier um so überraschender hervor, als die Baukünstler verstanden haben, mehrere ungleiche Steinarten zu harmonischer Wirkung zusammenzustellen.

Inmitten des Hochaltars war der Olafschrein aufgestellt, der aus reinem Silber gearbeitet und reich mit Edelsteinen ausgestattet war und hundert Kilogramm wog. Zur Reformationszeit ist er nach Kopenhagen gebracht worden. Der neue Altar ist aus norwegischem Marmor gefertigt, der in den Brüchen von Almenningen[1]) gewonnen wird; auf ihm steht der erste Gipsabguß von Thorwaldsens Christusbild, den der Künstler selbst der Kirche geschenkt hat.

Zwischen dem Pfeilerachteck und der Außenmauer führt ein schöner Umgang mit drei kleinen Kapellen, in deren nördliche wir gelangen, wenn wir aus dem Kapitelhaus in das Kuppelachteck treten. Aus dem Umgang führt eine Nebentür zur St. Olafsquelle (*f*), die gerade an der Stelle entsprungen sein soll, wo der Leichnam des Heiligen nach seinem Märtyrertode begraben wurde, und worüber die älteste Kirche aufgebaut wurde[2]).

Eine Treppe leitet hinauf zum Kleristerium und zum Triforium[3]), die einen schönen Blick von oben in die Kirche gewähren.

Der Hochchor scheidet sich durch eine Säulenwand von der übrigen Kirche ab. Der Chorbogen zwischen Hochchor und Chor ist eine der bewunderungswürdigen Schönheiten der Kathedrale und wird mit Skulpturen des großen norwegischen Bildhauers Gustav Vigeland ausgeschmückt. Die Altarwand, welche sonst bei Bauten im englischen

[1]) Die Insel Almenningen liegt nördlich von Drontheim und südlich von Ramsö.

[2]) Siehe Seite 240 und 241.

[3]) Eine Arkade mit mehrfacher Öffnung, die in älteren Kirchen häufig in der Wand des Mittelschiffes angebracht ist und diese an der Stelle künstlerisch verschönt, wo das Dach des Nebenschiffes die Einlassung von Fenstern unmöglich macht.

Stil die Perspektive abschließt, dient hier nur als wirkungsvoller Durchlaß noch größerer Schönheit. Sie ist nämlich von luftigen Bogenstellungen durchbrochen und gleicht einem großen Schleiernetz, durch das man von der eigentlichen Kirche in das Kuppelachteck mit dem Hochaltar hineinblickt. Diese Wand mit ihren Bogenöffnungen ist reich mit ornamentaler Bildnerei, eigenartigen Figuren und lieblichem Blumenwerk geschmückt. Die Schönheit des Hochchors mit seinem Umgang, gefälligen Pfeilern, seinem prachtvollen Triforium und seinen drei mit Bildhauerarbeiten reich ausgestatteten Kapellen ist von machtvoller Wirkung.

Der Chor selbst, oder der östliche Langbau, der sich an das Kuppelachteck des Hochchors anschließt, ruht auf den Grundmauern der Kirche Olaf Kyrres. Dieser ebenfalls gotische Teil, in dem zurzeit der sonntägliche Gottesdienst stattfindet, ist von dem unvollendeten westlichen durch Zwischenwände abgeschlossen.

Die Kapitäle der Säulen, die das Mittelschiff halten, verdienen Bewunderung. Der hellere Ton dieser Marmorsäulen hebt sich gegen den blaugrauen Saponit der Wandmauern wirkungsvoll ab. Vor den Wiederherstellungsarbeiten steckten diese schönen Säulen ganz in dicken, rauhen Wänden, zu deren Aufführung alte Skulpturen mit als Bausteine verwertet waren.

Die farbigen Glasfenster sind ein Geschenk König Oskars II. und stammen aus England.

Die Transepte sind älter als Chor und Schiff und wie das Oktogon in spätromanischem Stil mit Anklängen an das Englisch-Normannische. Das Querschiff ist ohne Flügel; das Triforium und Kleristerium oben haben ziemlich enge, in die Mauern gelegte Gänge.

Auf den vier zusammengesetzten Säulen (*g*) inmitten des Querschiffes erhebt sich der gotische Turm. Sein Triforium und Kleristerium können durch Wendeltreppen erreicht werden. Vom Parapet hat man einen sehr schönen Blick.

Das noch unfertige Hauptschiff (*e*), welches zum Schluß noch gezeigt wird, ist der jüngste Teil der alten Domkirche. Es stammt aus dem Jahre 1248 und hat vierhundert Jahre in Trümmern gelegen. Es ist immerhin so weit hergestellt, daß es 1906 bei der Krönungsfeierlichkeit benutzt werden konnte.

Es wird gesagt, daß die Kirche erst zu einem Drittel fertig sei und daß die unfertigen Teile des Doms die schönsten zu werden versprechen. Der Blick von dem Westportal durch die beiden langen Säulenreihen

und den Chorbogen bis nach dem Kuppelachteck wird besonders eindrucksvoll werden.

Das Hauptlangschiff, welches jetzt noch im neuen Werden ist, war in drei Schiffe mit zwei Säulenreihen, jede von sieben Pfeilern, geteilt. Der Chor (d. h. das östliche Langschiff (*c*), welches gleichfalls mit zwei Seitenschiffen versehen war), besaß auf jeder Seite fünf



Der Kongeindgangen (Königseingang) am Drontheimer Dom.

Pfeiler. Zu diesen insgesamt 24 einfachen Pfeilern kamen die vier zusammengesetzten (*g*) in der Mitte des Querschiffs (*b*), welche den Hauptturm trugen.

Außer diesem Mittelturm erhoben sich zu beiden Seiten des westlichen Haupteingangs zwei kleine Türme.

Welch Schauer mag dereinst die einfachen Pilger des steinigen Fjeldes durchzittert haben, als sie durch das glanzvolle Westportal hineinschritten in die Wunderpracht dieses gewaltigen Gotteshauses!

Während der nachmittäglichen Hitze — wir hatten 28° C im Schatten — saßen wir stundenlang auf den verschiedenen schattigen Bänken, welche auf dem wohlgepflegten Kirchhof, der den Dom umgibt, angebracht sind, und nahmen die Gesamtwirkung und die wunderbaren Einzelschönheiten des äußeren Domes andachtsvoll in uns auf.

Das Gemisch der verschiedenen Stile, das phantastische Vielerlei infolge der Umbauten des sechzehnten Jahrhunderts ergab durchaus keinen Mißklang, sondern bewies den Adel dieses ehrwürdigen Baus, der wie alles Edle lange Zeit zur Entwicklung und Reife gebraucht hat. Die normannischen Weltfahrer hatten von überall her Ideen mitgebracht und das, was sie in der Ferne sahen, an ihrem Ruhmesbau verwandt. Selbst orientalischer Einfluß war erkennbar.

Besonders malerisch wirkten auch die prachtvolle Königstür an der Nordseite, die kleinen Pfeiler mit den aufsitzenden Figuren, der seltsame Zierat an Kapitälen und Portalen, die echt norwegischen Zickzacklinien an den Spitz- und Rundbogen, die hier ebenso charakteristisch hervortreten wie an der Kirche von Stavanger. Innen wie außen konnten wir nicht ein einzigesmal die Wiederkehr des gleichen Ornaments feststellen, und diese unendliche Mannigfaltigkeit im Einzelnen und Kleinen fesselte das Auge immer aufs Neue.

Der Drontheimer Dom macht den Beschauer bewegt. Er ist der Widerhall der norwegischen Volksseele.

Kapitel 18.

Dem Eismeer entgegen.

I. Müßige Gedanken eines Müßigen.

Die trübe Stimmung in der Natur weckt die Lust zu boshaftem Urteil. Allerlei unfreundliche und freundliche Beobachtungen über die Schiffsgäste und ihre Volkszugehörigkeit — Die Freude der alten Sünder und Sünderinnen an den frischen Jugendgestalten — Romane und Germane, Franzose und Französin, Mann und Weib — Die Mahlzeiten in der Frimurerlogen — Der Schwarzbärtige — Die Entfaltung des Kleiderreichtums auf einem Nordlanddampfer — Ein Witzwort des Kaisers — Die Hotelschiffe, der Lieblingsschauplatz des nordischen Gesellschaftsromans — Die österreichische Wittib — Die Familie des Kapitäns — ‚Sie findet' — Geplante Lustbarkeiten — Das Schießen auf die dem Schiff folgenden Seevögel.

Ich hatte acht Stunden ununterbrochen geschlafen. Die Hitze hatte nachgelassen. Die Luft wehte feucht und schwer.

Norwegen hatte Italien verjagt.

Der Ufersaum, kahles, verwittertes Randgestein, hauchte trübe Schwermut. Düstere Schären zogen in starrem Ernst an uns vorüber, die Spitzen von schweren Wolken verhangen.

Alles grau in grau. Auch das Meereswasser deckt ein fahler, graulicher Ton. Der Himmel in härenem Büßergewand. Und da, wo sich der Blick in die Weite eröffnet, ein breiter, aschgrauer, finsterer Streifen, in dem sich die Trennungslinie des fernen Himmels und des fernen Meeres verliert.

Die Felsen sind etwas einförmig und nicht so hoch und zerschrundet, wie wir sie vorher geschaut. Sie zeigen kümmerlichen Pflanzenwuchs und erscheinen dadurch noch düsterer und farbloser.

Das Drontheimgebiet liegt eben in einer breiten Gebirgsfurche, und erst nach und nach werden die Felsen wieder höher und vielgestaltiger. —

Auf Deck tauchen neue Gestalten auf. Junges Blut, französische Polytechniker, die, unter Leitung eines Professors auf einer Studienreise begriffen, bis Lödingen mitfahren und von da aus die nördlichste Eisenbahn der Welt, die Ofotenbahn, erreichen wollen, um die großen

Erzbergwerke Kirunavara und Luossovara, welche Erzadern von 90% enthalten, zu besuchen.

Die arme Russin. Ihr wurde das Schiff ein Ithaka. Um zwanzig erhöhte sich die Zahl ihrer Anbeter. Ich habe aufrichtig bewundert, mit welcher Freundlichkeit und Unbefangenheit das junge Menschenkind all die Annäherungsversuche hinnahm und wie anmutig sie mit dem Schwarm der sie ewig umgebenden Jünglinge zu scherzen verstand, ohne daß jemals in den Beobachtern der Gedanke an Liebeständeln aufkommen konnte. Sie bewegte sich unter ihnen wie eine Königin unter Höflingen und überragte auch die meisten nicht nur an Gestalt, sondern auch an Wissen, wenigstens an Sprach- und Literaturkenntnissen, die im Weltbürgertum eines Hotelschiffes besonders in die Erscheinung treten.

Wenn sie im Eßsaal erschien, blickte männiglich auf, um sich ihrer Jugend und Schönheit zu erfreuen; und wenn sie auf dem Promenadendeck wandelte, konnte man sicher sein, daß selbst die greisen Sünder über ihre Zeitung hinweg einen langen Blick auf die königliche Gestalt warfen oder ihr auf den Rundgängen unauffällig zu begegnen trachteten. Sie hat die vier Wochen lang viel Sonnenschein um sich verbreitet.

Das Frühstück war wie immer vorzüglich. Auf den sauberen weißen Gedecken leuchteten üppige Sträuße Drontheimer Blumen. Ich sprach dem Haushalter, unserm Tischgenossen, meine Anerkennung aus. Er berichtete mir, daß allein 1500 Servietten auf dem Schiff in Gebrauch wären. Die Reinigung geschähe nicht an Bord, sondern an bestimmten Landeplätzen, wo die schmutzigen Wäschestücke zurückgelassen und durch reine ersetzt würden.

Auf den Tischen lockte wie immer in reizender Aufmachung die ganze Auslage eines feinen Delikateßwarengeschäfts. Dazu ein trefflicher warmer Gang, frische Eier und Obst.

An unserem Tisch bediente ein hübscher, kräftiger neunzehnjähriger Steward, der in seinem tadellosen blauen Seemannsanzug und seiner blendendweißen Wäsche wirklich gut aussah und der Liebling der Damenwelt wurde. Die Mannsleute entschädigten sich und ließen ihre Blicke auf den ganz in weiß gekleideten Stewardesses ruhen, von denen einige mit ihrer hohen, schlanken Figur, ihren feinen, frischen Gesichtern und ihrem goldigen Blondhaar sich wohl sehen lassen konnten.

Unser freundlicher Jüngling wurde von meinem schlemmerhaften Ich durch eine Zigarre täglich neu bestochen und sorgte für meine Frau und mich mit rührender Sorgfalt. Er kannte bald die Sonder-

wünsche meines leckerhaften Gaumens und ließ uns häufig unsere Lieblingsspeisen zum Frühstück besonders herrichten. Nahm ich bescheiden nur ein Ei, so hielt er mir bravem Schweppermann die Schale so lange hin, bis ich zum zweiten griff; gab es frischen Hummer, so ordnete er, wenn die Reihe an uns kam, vorher unauffällig die Schüssel, so zwar, daß die besten Scherenstücke ganz vorne lagen. Dabei zeigte er immer den englischen Bedientenernst und verzog nie eine Miene. Seine Genossinnen hatten nach der Richtung hin nicht alle eine so straffe Schule durchgemacht. —



Abendstimmung an der Küste des hohen Nordens.

Ich liege wohlig in meinem Deckfaullenzer. Die Morgenzigarre ist der Importkiste entnommen, für meine Frau immer ein Beweis, daß der Gestrenge trefflich geschlafen und gut gefrühstückt. Die blauen Ringelwölkchen ziehen rückwärts. Meine Gedanken folgen ihnen und schweifen nach Drontheim zurück und den Wahrnehmungen des vergangenen Tages.

Es tauchen allerlei Gestalten auf.

Wir waren zum erstenmal mit den Neptünern zusammen; in Bergen hatten wir in verschiedenen Sälen gesessen. Es waren durchweg Franzosen, unruhige, redeselige Menschenkinder. Unter den Damen viele reizvolle Gestalten; nur in der Mehrzahl zu wenig zweckdienlich gekleidet — selbst auf Spitzbergen kletterten sie später in engen

Humpelröcken und hohen Hackenschuhen über Fels und Firn —, aber immerhin, verführerisch sahen sie aus, diese jungen, üppigen Süd-länderinnen mit ihren Schwarzaugen und Glutblicken.

Die gallischen Männer hatten meistens etwas Weiches, fast Weib-liches.

Die romanische Kultur ist älter als die germanische, der Romane im Niedergang, der Germane im Aufsteigen, sehr bald aber auch wohl und vielleicht überschnell auf der Höhe angelangt, von wo nach ewigem, eisernem Naturgesetz das Zurückschreiten erfolgt.

Ein Auf und Ab, ein Werden und Vergehen, ein Frühling und Herbst allüberall. Alte Kultur macht feingliedrig, zartnervig, ver-feinert die Gesichtszüge, verweicht die Sprache. Dieser Werdegang erhöht den Reiz der Frau, gibt ihr ein Mehr in dem, was sie an-mutig macht; dem Manne aber nimmt er sein Ureigenes, raubt er seine Männlichkeit, die herbe, kraftvolle, ernste Männlichkeit, die der anschmiegenden Natur der echten Frau im letzten Grunde doch mehr zusagt als die Weichheit und Feinheit des dekadenten Hochkultur-mannes.

Dieser Typ des Mannes kommt eben dem selbsteigenen Wesen der Frau zu nahe, als daß sie ihn schätzen könnte. Das Weib liebt im Mann die Kraft, der Mann im Weibe die Zartheit. Das Fehlen dieser Eigen-schaften bedingt die vielen unglücklichen Ehen der Neuzeit.

Wie hoben sich die reckenhaften Kraftgestalten unseres Kapitäns und unseres Rittmeisters von den zartgebauten und schwächlichen Romanen ab! Das ewige Zusammensein mit den Damen, dies unauf-hörliche Tändeln, Liebeln und Feinreden machte sie noch unruhiger und zappeliger. Sie hatten gewiß alle Kinderstube und waren brave, gehorsame Söhne und zuvorkommende, wenn auch nicht immer treue Gatten; aber eins fehlte ihnen zumeist, was den Mann erst zum Manne macht, die Männlichkeit.

Wir hatten geglaubt, daß die gemeinsame Mittags- und Abend-mahlzeit in der Frimurerlogen durch ruhige Tischgespräche mit den Nachbarn und die Darbietungen der einheimischen Tafelmusik — den beiden Schiffskapellen war ein Ruhetag gewährt — genug Unter-haltung bieten würden, war man doch durch die Besichtigung der Stadt immerhin müde geworden; die Franzosen meinten ihnen aber ein besonderes festliches Gepräge geben zu müssen und hielten in ihrer Sprache, ungeachtet der Mannigfaltigkeit der vertretenen Völker-schaften, eine Rede nach der anderen, eine sogar auf die bezahlte Tafelkapelle. Jedem Trinkspruch ließen sie dann unter Beobachtung

eines besonderen Rhythmus ein langdauerndes Händeklatschen folgen. Mir wurde gesagt, daß dies taktmäßige Klatschen eigentlich russisch wäre und von den Franzosen nur aus ‚Courtoisie‘ für die ziemlich zahlreich auf unserem Schiff vertretenen Russen geübt würde. War dies wirklich der Fall, was ich nicht recht glauben mag, so war uns Deutschen gegenüber die Geschmacklosigkeit eine doppelte.

Ein im übrigen sehr höflicher und zuvorkommender Franzose mit langem, schwarzem Bart, den wir nur den ‚Schwarzbärtigen‘ nannten, hatte sich in Bergen und Drontheim an eine feine französische Familie unseres Schiffes angeschlossen und tauchte nun plötzlich auf dem Kong Harald auf. Die größere Ruhe auf unserem Dampfer mißverstehend, schien er in bester Absicht ‚Leben in die Bude bringen‘ und die Schiffsbürger zu allerlei verdauungsfördernden Bordbelustigungen anregen zu wollen.

Eine Schar junger, mittelalterlicher und alter Leute hüpfte plötzlich, der Schwarzbärtige an der Spitze, in Gänsereihe mit zusammengebundenen Beinen wie Känguruhs über das Promenadendeck, doch verringerte sich recht bald die Zahl, so daß beim zweiten Umlauf der Veranstalter ohne Gefolge dahintobte. Allerdings hatte ein süddeutscher Herr seine langen Beine vom Sessel aus fast bis an die Reeling vorgestreckt und dieses unsinnige Springen am frühen Morgen einen Unfug genannt. Mich und andere hatte die gespaßige Springprozession, besonders das possierliche Gehüpfe einer älteren, sehr starken Dame, recht belustigt, aber das Vordrängen des französischen Herrn gleich am ersten Tage seines Auftretens auf unserem Schiff nicht sonderlich angenehm berührt.

Er verfügte über einen unglaublichen Kleiderreichtum. Noch vor der Frokost kamen wir auf eine kurze halbe Stunde ins offene und ziemlich bewegte Meer, so daß sogar einmal an der Luvseite ein leichter Spritzer auf Bord klatschte. Das war für den Schwarzbärtigen eine willkommene Gelegenheit, über die helle Promenadengewandung Wasserstiefel, Ölanzug und Südwester zu ziehen. Die Frühmahlzeit wurde in einem blauen Seemannsanzug eingenommen. Nachmittags lockte die helle Sonne einen weißen Tropenanzug hervor, und abends prangte er in tadellosem Weiß und Schwarz.

Der große Rittmeister von der Wasserkante, den niemals jemand auf dem Verdeck hat sitzen sehen, wandelte an mir vorbei und warf mir die Worte zu: „Hören Sie, Doktor, den Schwarzbärtigen habe ich heute schon dreißigmal in mein Gebet eingeschlossen.“ Er mochte die Gallier des Neptun überhaupt nicht. Nach der Hauptmahlzeit in der

Drontheimer Loge schenkte er mir eine Import, und als ich ihn, der den ganzen Abend schon halblaut über das Gebaren der Neptüner gewettert hatte, aufforderte, doch seinem lieben französischen Nachbarn auch eine anzubieten, meinte er mit soldatischem Beiwort: „Das wäre! Die können ja nur halbe Zigaretten vertragen. Meine Import würde ja alle umschmeißen, und . . . wie heißt's doch gleich in der Vulgata? . . . ex abundantia ventris os loquitur."

Nirgendwo ist wohl soviel Gelegenheit zur Entfaltung des Kleiderreichtums geboten wie auf einer Nordlandreise. Ob deshalb die Damenwelt und die welschen Herren so stark vertreten sind? Man macht in den kurzen Wochen alle Jahreszeiten durch und ist einmal in tropischer Hitze und das andere Mal in sibirischer Kälte.

Der Herr kann in hellen Sommeranzügen erscheinen, sich gelegentlich im weißen Tropengewande, im ölgetränkten Fischeranzuge, in modischer Touristenkleidung, in Jagd- und Wintersportkostüm zeigen, abends im vollen Gesellschaftsanzug und gelegentlich sogar im Maskenkleid glänzen. Auch Pelzmantel und Pelzmütze finden Verwendung.

Und erst die Damen. Ich war oft stumm und starr vor Staunen, was sie in den engen Schiffskammern zuwege brachten. Das holde Geschlecht ist der äußersten Selbstverleugnung fähig. Aus den draußen stehenden Koffern mußte alles mühsam hervorgelangt werden und das Ankleiden zuweilen bei unruhigem Wasser in dem winzigen Behältnis geschehen.

Als der Kaiser mal auf einer Nordlandreise einen deutschen Vergnügungsdampfer besuchte und von der Damenwelt in höfischer Festaufmachung empfangen wurde, hat er überrascht einer Schönen gegenüber die Äußerung getan: „Ich hätte nicht geglaubt, daß man in so kleiner Kabine so große Toilette machen könnte."

Den Dampfern der norwegischen Linien wird noch große Einfachheit in Bekleidungsdingen nachgerühmt; die Lustreisen der Hapag und des Lloyd sollen aber in der Ausschmückung des äußeren Menschen das Denkbare leisten. Man sagt, daß sie ein gut Teil ihrer Beliebtheit diesem Vorzug verdanken und deshalb bei verspäteten Mädchen und mittleren Junggesellen, die zu Hause den Anschluß versäumten, in hohen Ehren stehen.

Da es bei solchen Vergnügungsreisen weniger auf Schnelligkeit als auf Behaglichkeit und Prunk ankommt, hat die Hapag jetzt auf einem ihrer großen Hotelschiffe einen überflüssigen Dampfkesselraum zu einem Tanzsaal herrichten lassen.

Während vor kurzem die Hochgebirgswelt der Alpen ein Lieblingsmilieu der Romanschriftsteller war, wird letzthin der nach dem Nordland fahrende Hoteldampfer der bevorzugte Schauplatz des modischen Gesellschaftsromans. Welch dankbares Feld, welch lockende Aussichten sich da dem Dichter öffnen! In welch erstklassigen Kreis, welch glanzvolle Umgebung er den staunenden Leser führen kann! Wie können Prunkmähler, Prunksäle, Prunkkleider und nebenbei auch die Prunknatur beschrieben werden! Da müßte Clauren auferstehen. —

Flugs hebe ich das auf meinem Schoß liegende Buch. Es naht die österreichische Wittib Frau v. P. Sie macht die Runde. Man wird erfinderisch in den Mitteln sich ihrer zu entledigen. Sie ist eine gute,



Felsgestalt an der Fjordküste.

opferfähige Seele, aber schwerhörig und redebeflissen. Sie versteht wenig von dem, was man ihr sagt und hält sich unaufhörlich am Reden. Dies beständige Sprechen und Erzählen ist nervös und macht nervös. Schon ihr wunderliches Lispeln geht an die Nerven.

Sie hat alles anderswo viel schöner gesehen. Sie reist viel und immer allein und hat kein rechtes Heim. Ein weiblicher Ahasver. Draußen heftet sie sich überall, weil zu Hause wohl niemand sie erträgt, an die Fersen armer, erholungsbedürftiger Reisenden.

Sie merkt, daß alles vor ihr flieht, kann aber nicht ewig allein auf dem Schiffe stehen und auf den Landausflügen nicht immer allein einherziehen. Sie will sich drum durch anregendes Erzählen angenehm machen und läßt andere, die sie nicht versteht, nicht zu Worte kommen.

Besonders stürzt sie sich auf die Neuankömmlinge.

Gestern in Drontheim brachte der Kapitän Frau, Tochter und Schwiegersohn mit zur Abendmahlzeit. Frau v. P. bemächtigte sich ihrer sofort, setzte sich zu ihnen und gab die Armen nicht wieder frei. Nachher eisten wir die bedrängte Familie von ihr los.

Eine Frau des alten, festen nordischen Schlages, die Frau Kapitän. Sie paßt zu diesem Enakssohn. Aus ihrer Ehe leben zehn Kinder. Es muß eine gute Zucht sein, voll gesunder Säfte und kräftiger Triebe. Die verlobte Tochter war siebzehn, der Bräutigam einundzwanzig Jahre. Sie liebten sich und vertrauten gläubig der spendenden Zukunft.

Ein Sohn des Kapitäns war jüngster Schiffsjunge auf unserm Dampfer, was nur wenige erfuhren. Er mußte die niedrigsten Dienste verrichten und wurde von seinem Vater kaum angesehen. Ich wurde immer an das Wort meiner verstorbenen Mutter, die als Witwe acht Kinder aufzuziehen hatte, erinnert: „Kinder dürfen gar nicht merken, wie lieb man sie hat." Nicht die kleinste Bevorzugung duldete der Vater, wie die Schiffsleute versicherten, aber auch für ganz selbstverständlich hielten. Der Junge unterschied sich nur durch die feineren Gesichtszüge von seinen Genossen. Er hatte gestern in Drontheim nicht mal nach Hause gedurft und seine Mutter nur kurze Minuten an Bord gesehen.

Ich fragte diese, ob sie schon in Spitzbergen gewesen wäre. Sie verneinte und sagte, sie könnte nicht reisen, „sie hätte ein so großes Haus". — „Sie meint Haushaltung", verbesserte sie lächelnd der bescheidene Kapitän. Sie erzählte uns dann leuchtenden Auges von ihren zehn gesunden und wohlgeratenen Kindern, und ich mußte dabei immer die tändelnden Franzosen und Französinnen ansehen und auch rings im Saale herum die Ehepaare unseres Schiffes, von denen nur wir und zwei andere Kinder zu Hause hatten. Wie mochte in diesem Saale des Krösus Frage an Solon zu beantworten sein?

Der ewig bewegliche Rittmeister kommt an mir vorbei und ruft mir zu: „Retten Sie Sich, sie ist wieder am Finden." Das war das Unerträglichste an Frau v. P. Ihr „Finden Sie nicht auch . . .?" verlangte keine Antwort, sondern leitete eine Nörgelrede ein.

Gestern abend hatte es in mir gekocht. Meine Frau und ich sowie der Rittmeister und der kleine Doktor waren nach Tisch zu ihr und der Kapitänfamilie getreten. Als die letztere sich verabschiedete, drückten sich auch die beiden Herren, und uns blieb die dicke Österreicherin. Wir gingen zusammen in ein Restaurant, wo meine Frau von heftigen Magen=

schmerzen befallen wurde. Frau v. P. fand, daß das die Folge des schlechten Logenessens wäre. Ob ich nicht auch fände, daß man dort reingelegt worden wäre? Derselbe Bordeaux derselben Firma, welcher auf dem Schiff mit 1,60 Kronen berechnet würde, hätte dort 2,75 gekostet, in Bergen im Hotel Norge 2,50. Sie fände, daß die Fremden in Norwegen überhaupt überall beschwindelt würden. Diese Drachenbrosche hier hätte sie zuerst 6 Kronen gekostet, wäre aber in einem anderen Geschäft für 5 Kronen ausgestellt gewesen; da wäre sie in den ersteren Laden zurückgegangen, wo man sie ihr endlich auch für 5 Kronen gelassen hätte.

Auf dem Nachhausewege mußten wir der Schmerzen meiner Frau wegen häufiger stehen bleiben. Frau v. P. fand, daß die Landestelle überhaupt viel zu weit von der Stadt entfernt läge. Als wir der Kai- und Eisenbahnanlagen wegen kleine Umwege machen mußten, fand sie, daß die Drontheimer ihre Stadt und Straßen unrichtig angelegt hätten. Ich bat sie wiederholt, sich doch nicht durch uns stören zu lassen, ich wäre überzeugt, man täte ihr nichts. Sie wollte uns aber nicht allein lassen und zwängte meiner Frau Pillen in den Mund. Ich fand nun auch allerlei. Meine Frau machte mir tadelnd Zeichen, unnötig zwar, denn die Dame verstand sowieso nicht, was ich fand.

Solches und anderes vom gestrigen Tage ging mir durch den Sinn, als ich Frau v. P. auf mich lossteuern sah. „Ob ich nicht auch fände, daß die Leute auf dem Fjeldsaeter-Hotel Spitzbuben wären? Der Ober hätte ihr für ein Glas Milch und zwei Zwieback eine Krone abverlangt."

Mich hatte der weltmännische Frackträger allerdings auch begaunert. Ich hatte nach der Rückkehr vom Graakallen eine Flasche Selters, auf der Karte mit 50 Öre verzeichnet, getrunken und dem Kellner, wie ich sicher wußte, eine Krone gegeben. Dieser steckte sie ein und kam nicht wieder. Als ich ihn beim Aufbruch erinnerte, rief er heftig, es wäre nur eine halbe Krone gewesen, er hätte sich schon gewundert, daß ich kein Trinkgeld gegeben, die Fremden unterschieden die norwegischen Münzen noch nicht und verdächtigten die Kellner. Alle Welt sah auf mich, der ich der doppelt Hereingefallene war.

Trotzdem regte sich Frau v. P. gegenüber mein Widerspruchsgeist. Ich erwiderte ihr, daß derartige Ausflugsorte nur durch hohe Preise bestehen könnten, die man am besten als eine Art Eintrittsgeld ansähe. Frau v. P. zog starr weiter. Ich hörte, wie sie überall anfragte, ob man auch wie ich fände, daß eigentlich für die Besteigung des Graakallen ein Eintrittsgeld erhoben werden müßte.

Sie trug immer einen altmütterlichen, langen, grauen Kragenmantel und wurde, je näher wir Spitzbergen kamen, immer dicker, während andere eine Abmagerung an sich feststellen wollten. Ihr körperliches Anschwellen kam daher, daß sie mit jedem Breitengrad ein Kleidungsstück mehr anzog und schließlich oben am Packeis nahezu alles an sich trug, was ihr Koffer barg. Die geschwätzigen Zungen der Damen, denen sie von diesem allmählichen Mehr in allen Einzelheiten Bericht erstattete, trugen es weiter, und bald wurde ihre fast tägliche Zunahme allerseits wie bei einem Säugling getreulich beobachtet und sie selbst, die an sich schon recht stattlich war, ewig beglückwünscht, wie trefflich ihr die nordische Luft bekäme.

Überhaupt bot während der ganzen Fahrt der Reisende dem Reisenden viel Anlaß zu harmloser Freude. Es gab mancherlei Gestalten, die den Spott herausforderten. Difficile est satiram non scribere, doch bescheide ich mich schon deshalb, weil ich meiner nicht schonen dürfte und auch nicht weiß, wie ich es anstellen soll, daß solche nichtswürdigen Ausfälle dem Blaustift meiner Frau entgehen.

Man spricht von einem Wohltätigkeitskonzert. Mehrere Damen lechzen, sich hören zu lassen. Eine singt, die andere spielt Klavier, eine Französin leiht sich schon häufiger vom Kapellmeister die Geige; die Huldigungen, die man einzelnen Schönen entgegenbringt, die Lorbeeren der Malerinnen, denen man beim Pinseln gerne zusieht, lassen manche nicht ruhen.

Mir und anderen machte die Schiffskapelle, so gedämpft sie auch ihre Weisen erschallen ließ, schon zuviel Lärm und störte oft die andachtvolle Weihe, die über der hehren Einsamkeit ausgebreitet lag; die Bearbeitung des Deckpianos seitens der Schiffsgäste wirkte aber häufig wirklich erregend. Der Rittmeister hatte nur den einen Wunsch, eine Spritzwelle möchte die Drahtkommode voll Wasser laufen lassen.

Man plant auch einen Verkleidungsball, aus Wohltätigkeitssinn natürlich. Die eine will sich vermittels der schweren Tür- und Bettvorhänge der Kabinen zu einer Chinesin umgestalten, die andere aus Lappen ein Lappenmädchen zuwege bringen, und einer der Kölner Junggesellen erklärt: „Ich mach' mich 'ne Ritter." — „Ich halt' still", seufzt der Rittmeister. — „Wenn ich dann ein paarmal im Tanze die Russin umfangen kann, soll's mir schon recht sein", meint der kleine Doktor.

Vom Heck und Oberdeck aus beginnt auch schon das leidige Schießen auf die unschuldigen Seevögel, die dem Schiffe folgen. Glücklicherweise werden sie mit den kleinen Winchesterrepetierbüchsen nur

selten getroffen. „Ich finde, daß die Russen sehr grausam sind", klagt Frau v. P. — „Ich finde, die Deutschen," antwortet die Russin, die diese Worte hört, „die Kölner haben angefangen."

Die Reisenden sollten dies Schießen auf die possierlichen Vögel unterlassen.

II. Der Schärenhof von Drontheim bis zum Polarkreis.

Namsos, Lekö, Gutvik — Erdrückende Einsamkeit — Der Torghatten — Seine Entstehung in Theorie und Sage — Mythische Erklärungen der Entstehung des Nordlands — Der Brönnösund — Der Ranenfjord — Heringsflotten — Die Syv Söstre — Der Svartisen und seine Schneefelder — Der Polarkreis und die Feier seiner Überschreitung — Beteiligung der Natur an dem Feste — Nächtliche Helle — Die Insel Rödö — Der schnelle Wandel von Nacht zu Tag — Bodö.

Unterdes trägt uns der Dampfer weiter hinauf.

Wir sind auf der Höhe von Namsos und des Namsenfjords, einem der üblichen Ausgangspunkte für Elchjagden.

Wir lassen zur Linken die Insel Lekö, deren südliche Felsspitze Lekömöen, das Mädchen von Lekö, einer Riesenjungfrau gleicht.

Gegen eins erreichen wir die Station Gutvik, die letzte im nördlichen Amte von Drontheim, und gelangen in das Amtsgebiet Norland mit seinen 40000 qkm Bodenfläche und 90000 Einwohnern. Eine kleine Insel mit einem Steinvaarden deutet die Grenze an.

Allerwärts eine fast erdrückende Einsamkeit. Was man sieht an der Küste, erinnert an Fischfang[1]).

Nur hie und da erscheint auf dunkler Schäre ein rotes Wohnhäuschen. Farbenprächtige Blumen leuchten auf seinem Rasendach, Hafer- und Kartoffelfelder von zwei Quadratruten Größe umgeben die winzige, aber malerische Wohnstätte.

Mehr und mehr erheben wir uns aus der Gebirgseinsattelung. Die Landschaft gewinnt wieder an Größe. Zerrissene Felsen, immer trotzigere Formen annehmend, starren in den grauen Himmel. Breite, scharf abgeschnittene Nebelstreifen haben sich vor sie gelegt und lassen Fuß und Gipfel frei. Das Gestein ist nackt und finster. Spärliches Grün verkümmert in den Spalten. Andere steile Hänge sind so dicht mit Gras und Moos bewachsen, daß sie in gelblichem Grün erscheinen. Weißgraue Schneeflecken auf den Felsendächern und in den Gipfelfurchen vollenden die ernste Stimmung des großen Bildes.

---

[1]) Siehe das zweitnächste Kapitel, Seite 293—315.

Es naht die Insel Torgen mit dem berühmten Torghatten, zu deutsch ‚Markthut‘, einer abgerundeten, 250 m hohen Felsenerhebung, die dem Eiland das Aussehen eines auf dem Wasser schwimmenden Hutes gibt.

Was diese Steinbildung so berühmt gemacht hat, ist der natürliche Tunnel, der von Ostnordost nach Westsüdwest in 125 m Höhe und gerader Richtung quer hindurchführt. Die Länge des Gewölbes, dessen Seiten zum Teil lotrecht und so glatt sind, als ob sie abgemeißelt wären, beträgt 163 m, die Breite 12—20 m, die Höhe 20—75 m.



Der Torghatten.

Über die Entstehung dieses Felsenloches ist man noch nicht klar. Es sieht fast so aus, als ob in einen Riesenspalt ein ungeheurer Felsblock gefallen und in der Verengung stecken geblieben wäre. Einige erklären, daß die Höhle eine Bildung nach Art der Tropfsteinhöhlen darstelle und vor der vollständigen Erhebung aus dem Wasser von durchbrandendem Meereswasser glattgewaschen sei.

Man blickt durch das ‚Hullet‘[1]) wie durch ein Riesenfernrohr und gewinnt von der südlichen Öffnung her einen hübschen Blick auf die See mit ihren vielen kleinen Schären und Fischerbooten. Am Nordostende weitet es sich nach oben und unten.

---

[1]) Vergleiche das niederdeutsche ‚Hulloch‘.

Die Sage weiß viel von dieser seltsamen Bildung zu berichten. Wir werden gleich weiter nördlich einer dritten Insel von sonderlicher Gestalt begegnen, der Hestmandö (hest = Hengst, mand = Mann, ö = Insel), in der man die Form eines vornübergebeugten Reiters im langen, faltigen, über das Pferd hinwegwallenden Mantel zu erkennen geglaubt hat.

Die Schiffsmannschaft erzählt jedem Reisenden von den drei Inseln Lekö, Torghatten und Hestmandö die folgende Geschichte.

Die Insel Hestmandö war von einem Riesen Jutul in Besitz



Im ‚Hullet' auf der Insel Torghatten.

genommen, der eine am Südufer der Insel Lekö wohnende Jungfrau liebte, aber keine Erhörung fand. Verschmähte Liebe wandelte sich auch früher in Haß. In seinem Grimm schoß der riesenhafte Reitersmann einen Pfeil auf das Mädchen ab, der den Markthut des ihr zu Hilfe eilenden Bruders durchbohrte und aufs Wasser niederriß, dadurch aber auch seine Kraft verlor und zu den Füßen der Jungfrau vor Lekö niederfiel, wo er noch heute in Gestalt einer langen, schmalen Schäre zu sehen ist. Die soeben aufgehende Sonne, nach anderer Überlieferung gegenseitige Zauberei, versteinerte Reiter, Hut, Jungfrau und Pfeil.

Von der Insel Hestmandö berichtet eine andere Sage, daß Allvater Odin vor dem neuen Geschlecht, das ihn nicht mehr anerkennen wollte, geflohen, in seiner Verzweiflung in gewaltigem Satz mit seinem Rosse Sleipnir ins Meer gesprungen und von den kalten Fluten zu Stein erstarrt sei.

Die Zauberwandlung in Stein spielt nicht nur in der Mythenwelt der alten Völker am Gestade des mittelländischen Meeres, sondern naturgemäß besonders in den Steinwüsten und Felsklippen des Nordlands eine große Rolle.

Wenn ich als Junge in der Edda las, daß aus den Knochen des Riesen Ymir, dessen Glieder untereinander Kinder zeugten, die Erde



Die Hestmandö aus der Ferne gesehen.

gebildet wäre, fragte ich mich: warum nicht aus Fleisch und Blut? Erst bei meinem ersten Besuch Norwegens verstand ich, warum die Einbildungskraft der alten Nordländer das starre Felsgebilde ihres Landes aus den Knochen und nicht aus dem Fleisch eines Riesen entstehen ließ.

Die Ure, diese überall von den steilen Höhen herabgestürzten und über die Täler und Hochebenen zerstreuten Felsbrocken, werden meist als Steinwürfe erboster Riesen erklärt. Die um Kirchen herumliegenden Steinblöcke wurden nach fast jeder örtlichen Vorstellung von den unserm Christengotte feindlichen Riesen auf das Gotteshaus geschleudert, ohne die vom Höchsten selbst behütete heilige Stätte zu schädigen.

Eine alte Sage erklärt noch in besonderer Weise die Entstehung



Kahnstation zum Besuch des Svartisen.



des nordischen Landes. Der über die Pracht der Erde erzürnte Teufel schleuderte aus der Höhe einen gewaltig großen Felsblock auf sie herab, um das Werk des Schöpfers zu vernichten. Der Block fiel ins Meer; Tausende von Stücken sprangen ab, die jetzt noch aus der See hervorragen. Nackt und starr ragte die große Steinmasse aus dem Weltmeer in die Luft. Der Schöpfer konnte die ruchlose Tat des Teufels nur dadurch mildern, daß er eine Handvoll Erde über das tote Gestein streute, die in dünner Schicht in den Spalten und Furchen lebenspendend haften blieb.



Gletscherzunge des Svartisen.

Die Sonne bricht hervor. Es ist erstaunlich, wie sie gerade im Nordland die Stimmung des Naturgemäldes zu wandeln vermag. Mit einem Schlage war der Norden wieder Süden.

Die Welt um uns verdiente die Huld des Tagesgestirns.

Wir steuern durch den Brönnösund. Ganz enge ist die Durchfahrt, so schmal zuweilen, daß man sich wundert, wie das Schiff sich durchwinden kann. Fast greifbar nahe treten die Steilklippen an uns heran. Überaus lieblich sind die Ufer, da wo sich der Blick in ein kurzes Seitental öffnet oder wo ein schmaler, begrünter Küstensaum sich zwischen Meer und Felswand schmiegt.

Die eisengrauen Felsen sind bläulich überhaucht und sehen in diesem zarten Schleierflor aus wie aus hartem Stahl gemeißelt.

Die See ist wie ein Spiegel von metallischem Glanz; farbenreiche Quallen wunderlicher Gestalt leuchten in der durchsichtigen Flut, kleine Nachen mit hohem Vorder- und Achtersteven träumen auf dem Wasser.

Ein schmuckes Kirchlein blinkt auf grünem Plan. Hellgestrichene Holzhäuschen sind an das Gestein geklebt, daneben ragen Fahnenmasten mit der stolzen ‚reinen‘ Flagge. Vor dem einen stehen unbeweglich nebeneinander in Parade aufgepflanzt Vater, Mutter und fünf Kinder. Auf spitzem Felszahn ein schlankes Mädchen, dessen Rock sich im Winde straff um Hüften und Beine spannt und dessen flatterndes



Eiszipfel des Svartisen.

Blondhaar in der Sonne schimmert wie gesponnenes Gold. Wie Johanna Sebus auf dem bekannten Bilde.

Ich ermunterte meine Frau, die nach der Frokost im Rohrsessel eingenickt war; sie öffnet die Augen und fällt aus einem Traum in den anderen. „Warum hast du mich nicht eher geweckt,“ sagt sie, „das ist ja wie im Märchenland.“

Immer gewaltiger und grimmer werden die Bergriesen. Bis an tausend Meter starren sie unmittelbar aus dem Meere, oben in vielgestaltige Gipfel auslaufend, die in ihrer Zerrissenheit an die Nadeln der Mont-Blanc-Gruppe erinnern.

Besonders wird der Blick gefesselt durch eine Gruppe mächtiger Felsspitzen, die auf der Insel Alsten emporstarren. Es sind die charak-



Die ‚Sieben Schwestern‘ auf der Insel Alsten.



teristischen Zinnen der Syv Söstre, der Sieben Schwestern. Eigentlich sind es nur sechs nackte Gipfel, von denen der letzte in zwei Spitzen ausläuft und eine Art Zwillingspaar darstellt. Sie sind oben mit Schneehauben bedeckt und senken sich gen Osten nahezu tausend Meter steil in den Vessenfjord hinab, den die Geographen als die Nordgrenze der Drontheimer Gebirgsfurche ansehen.

Am Fuße des höchsten der sieben Gipfel, des Digertind, befindet sich die Kirche, woran der erste norwegische Dichter Peter Daß[1]) von



Die ‚Sieben Schwestern' im Geiranger.

1689—1708 Pfarrer war. Vom zweiten Offizier wurde mir ein Steindenkmal gezeigt, das einem Geistlichen gesetzt wäre, der um 1700 viel für die Fischerei getan hätte. Es war zweifellos ein Peter Daß gesetzter Denkstein.

Die Syv Söstre boten mir, der ich sieben Schwestern besitze und jahrelang jeden Samstag und Sonntag in Nord-London in Seven Sisters fröhlich verbrachte, besonderen Gruß.

Ein Engländer warf die Frage auf, zwischen welchen zwei Gipfeln der Abstand am größten wäre. Es wurde hin und her geraten, bis der

---

[1]) Siehe Seite 143.

Streit endlich von dem Pfiffikus dahin entschieden wurde: „Zwischen dem ersten und letzten.“ Einer ging mit dieser Scherzfrage sofort hausieren und hatte sie in zehn Minuten über das Schiff verbreitet.

Im Geirangerfjord führen sieben Wasserfälle ebenfalls den Namen Syv Söstre, die aber auch nur ganz oben in der Siebenzahl erkennbar sind und weiter unten zu vieren zusammenfließen.

Der Siebenzahl begegnet man im Norden in geographischen Begriffen wie in der Sagenwelt allüberall, nur ist das Zählgeschäft wie bei unserem Siebengebirge nicht immer ganz einfach[1]).

Oberhalb Alsten öffnet sich der Ranenfjord, der holzreichste Norwegens. Aus seinen harzreichen und harten Fichten werden Tausende von dauerhaften Häusern und Schiffen gebaut. Die Vikingerform der ‚Ranenboote‘ mit ihren hoch und spitz auslaufenden Steven gilt als die nationale und ist für Luxusfahrzeuge im ganzen Nordland beliebt. Der Hauptsitz dieser Holzindustrie ist Mo am Endpunkt des Fjords.

Im Dunderlandsdal, der nordöstlichen Fortsetzung des Fjords, sind reichhaltige, von Engländern betriebene Eisenerzgruben und eine Wegstunde nördlich von Mo die ziemlich ergiebigen Schwefelkiesgruben von Bosmo. Es zeigt auch Kalksteinschichten mit Tropfsteinhöhlen.

Das Dunderlandsdal wird von einem rauschenden Elv durchflossen, welchen der seine Westseite flankierende Svartisen, das ‚schwarze Eis‘, mit reichlichem Wasser speist.

Wiederholt begegnen wir Heringsflotillen. Die kleinen Boote sind die Fangboote, die größeren die Beförderungsschiffe. Häufig liegen die kleinen Flotten traumhaft im Schärenhafen, eine Staffage zur Vervollständigung des reizvollen Landschaftsgemäldes.

Sie warten auf die Kunde von dem Eintreffen eines Heringszuges. Zeigt sich irgendwo ein Stim, so benachrichtigt man sie telegraphisch oder telephonisch, führt sie durch kleine Schlepper an den Schwarm heran und bringt Salz und Tonnen auf besonderen Dampfern herbei [2]).

Lange bleibt der Svartisen, der sich in ungeheurer Entfaltung an mehreren Stellen fast bis ans Meer hinabsenkt, unser treuer Begleiter zur Rechten. Er bietet den schönsten Anblick bei der Insel Grönö.

Ernst mahnen die düsteren Schneeflächen da droben die schönheitstrunkenen Erdenkinder, über die sich, wie Björnson sagt, eine

---

[1]) Siehe Seite 215.

[2]) Siehe das zweitnächste Kapitel, Seite 311.

„Sintflut von Sonnenlicht", ergießt, daß es neben Muspelheim ein Niflheim, neben der goldenen Sommerlust einen herben Winterernst gibt.

Wie das Riesenlaken der Frau Holle breitet sich der Svartisen über die gewaltige Hochfläche. Aus diesem Schneefeld, das sich 55 km lang und 16 km breit in einer Durchschnittshöhe von 1200 m dahinstreckt und mit der Folgefond[1]) und dem Jostedalbrae[2]) die größte Firnfläche Norwegens darstellt, ragen nur vereinzelte ‚Klumper' bis zu 1900 m Meereshöhe hervor.

Es erscheint in der Helle auf den ebeneren Flächen wie ein wogen-



Die Hestmandö.

des weißes Meer und auf den Kuppen wie das gewellte Silberhaar eines Greises.

Jetzt brauten dichte Nebelmassen über der Firndecke des Svartisen; die das Schneefeld tragenden Steilwände ließ die Sonnenglut oben hellrosa erglänzen.

Es wallte und kochte da oben. Es war, als ob ein riesenhaftes Fanale angezündet würde und seine ersten mächtigen Rauchwolken zum Himmel hinauftriebe. Oder als ob die Asen und Thursen[3]) auf un-

---

[1]) Siehe Seite 186.
[2]) Siehe Seite 52.
[3]) Die Worte bedeuten ursprünglich ‚Esser' (vgl. unser ‚asen') und ‚Dürster'.

geheurem, erglühendem Herd ein Arkanon kochten, dessen weiße, schmelzende und verdampfende Masse Riesenwolken in den Äther entsändte und überkochend weiße Güsse an den aschgrauen Flanken des Steinherdes hinunterströmen ließ.

Anderes bannte unsere Aufmerksamkeit und brachte manchem sichtliche Aufregung.

Es nahte die Überschreitung des Polarkreises, der Eintritt in das arktische Gebiet, ins nördliche Eismeer.

Alle Orte, welche auf dem nördlichen Polarkreise liegen, sehen einmal im Jahre, am 21. Juni, die Sonne den nördlichen Punkt ihres Horizontes berühren und dann nicht unter diesen hinabsinken, sondern sofort zu neuem Tageslaufe emporsteigen. Je weiter man nach Norden kommt, um so länger wird dieser Sonnentag, um so öfter beschreibt die Sonne am sichtbaren Himmel ihren Tagesbogen und geht nicht unter.

So bleibt sie in Bodö — ein Breitegrad nördlich vom Polarkreis — vom 30. Mai bis 12. Juli, in Hammerfest vom 13. Mai bis 29. Juli, am Nordkap vom 11. Mai bis 1. August, auf Spitzbergen vom 20. April bis 23. August ununterbrochen am Himmel sichtbar [1]).

„Am Polarkreis sei ein rotes Seil durch die Luft gespannt", belehrte der Rittmeister eine Dame, die ertappt war, daß sie das Vorhandensein von 100 Breitengraden annahm. „Glaub's schon", erwiderte die Ungläubige. — „Ob sie denn nicht wüßte, daß von hier aus die berühmte Gradmessung gemacht wäre, das rote Grenzseil sei davon übrig geblieben; sie hätte doch von der Meridionalsäule in Hammerfest gehört." — Sie war nun voller Erwartung, sprach halb überzeugt halb scherzend von dem roten Seil und war nachher tagelang mißgestimmt, als sie erkannte, daß man sie zum besten hatte.

Die abendliche Hauptmahlzeit war reichlicher und von festlichem Gepräge. Der Kapitän hielt eine Rede — die offizielle Sprache war auf dem Schiff die deutsche —, und der Champagner perlte.

Um 9 Uhr 20 war der wichtige Augenblick gekommen. Der Puls des Schiffes stockte. Alle standen an Deck.

Der Kapitän kam mit vier Fahnen, stellte an die vier Schiffsböller je eine deutsche, französische, norwegische und russische Dame und gab ihnen den Strick in die Hand, womit im gegebenen Augenblick die

---

[1]) d. h. in den ersten und letzten Tagen nur mit ihrem obersten Rand; die auf Seite 66 angegebenen Daten geben die Sichtbarkeit der ganzen Sonnenscheibe an. Für das Zentrum sind die betreffenden Zeiten: Bodö 1. Juni bis 10. Juli, Nordkap 12. Mai — 31. Juli, Spitzbergen 21. April — 22. August.

Kanonen abzuziehen waren. Jede Dame wurde wieder von einem Herrn angefaßt, der in der anderen Hand die Flagge des betreffenden Landes hielt.

Wir erreichten die Höhe der Insel Threnen.

Die Schüsse krachten. Wir waren in der Arktis.

Die Schiffskapelle spielte die vier Nationalhymnen. Vom Neptun tönte lauter Jubel und Becherklang zu uns herüber.

Die Natur stellte das Feuerwerk zu der Festfeier. Überall Glut und Glast. Als ständen Berge und Meer und Himmel in Flammen. Die Wolkenballen, die sich wie ein schützender Schirm vor den Feuerball der Sonne geschoben hatten, waren von einem flutenden Purpur



Die Insel Threnen, durch die der Polarkreis geht.

übergossen. Das stille Wasser widerstrahlte in goldigem Rosa. Die Hestmandö, die sich in ihrer seltsamen Form und scharf gemeißelten Spitze vor uns aus dem Meere erhob, war eine einzige rotglühende Masse, wie wenn sie eben aus dem flüssigen Erdinnern, aus Hephästons Reich, hervortauchte.

Unser sonst mit seinen Worten sehr vorsichtiger Kapitän erklärte, daß er den Polarkreis noch nie in so herrlicher Beleuchtung überschritten hätte.

Gewiß wirkte auf uns alle die Einbildungskraft, das Gefühl der geographischen Bedeutung dieses Ortes, doch war in der Tat die landschaftliche Erhabenheit der Gegend ihrer astronomischen Wichtigkeit durchaus würdig und angepaßt.

Der Eintritt in das Eismeer wurde sogar zu einer Huldigung St. Veits, die ihren Höhepunkt in einem russischen Nationaltanz fand.

Um 11 Uhr trug ich bei natürlichem Licht am stillen Bug noch meine Eindrücke ins Tagebuch; ein junger Matrose las neben mir einen norwegischen Hintertreppenroman, in dem es, nach den Abbildungen und den Gesichtszügen des Lesenden zu urteilen, nicht wenig grausig zuging.

Es zeigte sich noch eine andere durch ihre Form auffallende Inselgestalt in diesem Archipel, das Eiland Rödö, die Rotinsel, welche heute nacht ihrem Namen besondere Ehre machte und in ihrer Abgrenzungslinie gegen das tiefe Firmament die Löwengestalt ganz deutlich zeigte.

Die Sonne versank. Ihre Glut entzündete den Horizont.

Und welch eine wunderreiche Naturerscheinung. Links glühten Abendwolken, die Grabredner versunkener Herrlichkeit, rechts lohte ein feuerflammendes Frührot, der Prophet nahender Pracht.

Es kam die Nacht, wenn man sie so nennen mochte, eine flüchtige Nacht, die nicht Nacht und auch wieder nicht Tag war, eine zaubervolle Nacht, die in schnellem Wandel von brennendem Gold ins Lichtgelbe und dann in ein glänzendes Silberweiß hinüberblaßte und die Schneedecke des Svartisen wie einen strahlenden Heiligenschein auf der breiten Bergmasse ruhen ließ.

Noch lange blieb der Svartisen, der Beherrscher dieser großen Landschaft, unser Begleiter zur Rechten. Erdrückend schwer lagen zuletzt die Firn- und Gletschermassen auf dem mächtigen Felssockel.

Dies Bild wirkte auch auf mich und ließ mich gen Mitternacht die Koje aufsuchen. Ich träumte von Eisschollen und Eisbären.

Viele blieben die ganze Nacht auf, um die aufblühende, heute etwa 6000 Einwohner zählende, durch Heringsfang bedeutende Stadt Bodö, in welcher der Amtmann von Norland seinen Sitz hat, zu sehen und hier in aller Frühe den ersten Blick auf die weite Inselkette der Lofoten zu gewinnen. Sie waren nachher ganz begeistert von dem Gesehenen.

Es kostet im Zauber der silberbleichen Dämmernächte oft große Überwindung, sich ins Bett zu zwingen. Es bedarf immer der Lebenskunst und des wägenden Gedankens, daß sich durch kräftigen Schlaf die Empfänglichkeit und Aufnahmefähigkeit voll erneut.

Kapitel 19.

Die Lofoten.

Die Lofoten, der Glanzpunkt des Schärenhofes — Ihre Gestaltung — Vergleich mit Dolomiten und Tatra — Die einzelnen Inseln und ihre Natur — — Der erste Eindruck des Archipels auf die Reisenden — Der Raftsund — Digermulen und der Digermulkollen — Ein loser Scherz unseres Kaisers — Die Fahrt durch den engen Raftsund — Der Troldfjord — Seevögel, die einzigen Boten des Lebens — Die Endbucht — Ausflug nach dem Troldvand — Die Troldtinder — Der verkrüppelte Franzose und seine Kindereien — Rückfahrt — Lödingen — Die Ofotenbahn — Harstad und Throndenaes.

Die Annäherung an die Lofotenkette über den Vestfjord nennen viele das erhabenste und überwältigendste Landschaftsbild, das die Erde aufweist.

Auch der besonnen urteilende Weltreisende, der an einem hellen, warmen Sonnentage von Süden her durch den Vestfjord sich dieser verwitterten und wildzerrissenen Inselreihe nähert, wird das Bild, das sich seinen Augen entrollt, den schönsten und hehrsten zuzählen, die er je schaute.

Das Lofotengebiet ist zweifellos der Glanzpunkt des Schärenhofes.

Die Inselkette erstreckt sich nahezu durch zwei Breitengrade; sie bildet einen weit geöffneten Bogen, welcher an die dem Festlande vorgelagerte Inselgruppe Vesteraalen ansetzt und sich noch hundertfünfzig Kilometer lang gegen Südwest in das Weltmeer hineinzieht.

Man vergleicht die Inselreihe am besten einem Rückgrat mit immer kleiner werdenden Wirbeln. Die größeren dieser Eilandstücke liegen so eng aneinander, daß man nirgendwo hindurchzuschauen vermag; nur die letzten lösen sich mehr und mehr von der Kette los.

Das Gewirr der zerklüfteten, kahlen und senkrechten Felswände erinnert im Rosaschimmer der Morgenbeleuchtung an die Dolomiten; die vielfach kraterähnliche Gestaltung der Berggipfel erweckt den Gedanken an die Tatra. Aber beide, die Dolomiten wie die Tatra, ins Meer eingetaucht, die Erhabenheit und Größe des Hochgebirges in ergreifender Schöne vereint mit der Unermeßlichkeit und Hoheit des Ozeans; beides nebeneinander, die Großheit der himmelragenden Alpenwelt und die Großheit des unendlichen Weltmeeres.

Von den Lofoteninseln sind durch den engen Raftsund die sogenannten Vesteraalen Örne abgetrennt, welche aus den vier Inseln Langö, Ullvö, Andö und Hindö bestehen. Die letztere ist die größte unter diesen Felseneilanden und wird an der westlichen Küste meist zu den Lofoten gerechnet.

Auch die Lofoten bestehen, wenn man von den südlichen Inselchen absieht, aus vier großen, durch enge Sunde getrennten Inseln. Sie haben alle ähnliche Natur, insgesamt einen Flächeninhalt von



Svolvaer (Lofoten).

4000 qkm und eine Bevölkerung von rund 25 000 Menschen, welche zum Stift Tromsö und zum Amte Norland gehören.

Gegen Süd und West sind die Inseln den Stürmen des Weltmeeres ausgesetzt, besonders einige, die ganz ungeschützt ins Eismeer hinausgeworfen erscheinen und sogar den furchtbaren Oststürmen trotzen müssen.

Die großen Inseln bestehen aus hohen, klaffenden Gebirgen und einigen Schluchttälern und sind ostwärts von einer Reihe kleiner Eilande und Klippen umgeben.

D'e beiden höchsten Berge, die sich über 1000 m hoch unmittelbar aus dem Meere auftürmen, sind der Vaagekallen und der Himmeltinder.

Die Inselreihe schließt mit dem Festland den durch den Fischfang bekannt gewordenen Vestfjord[1]) ein und bildet in Form eines weit geöffneten Bogens eine granitene Schutzmauer gegen die fürchterlichen Wogen des Weltmeeres, die seit Jahrtausenden tobend heranstürmen, an den Inselklippen brechen und in Gischt zerstieben.

Die meisten Inseln sind ohne Baumwuchs, nur um Lödingen auf Hindö, das durch den hohen Gebirgsstock gegen Nord- und Weststürme gesichert ist, wachsen Fichten, Birken und Erlen. Die düsteren Felsen



Phot. Atelier Schaul, Hamburg.

Digermulen (Lofoten).

sind meist nackt, zuweilen mit Schnee bedeckt und an den geschützten Seiten und in den Spalten mit Moos bekleidet, das in goldbraunen, smaragdgrünen und lichtgelben Tönen schillert und bei Regenwetter ein eigentümliches, phosphoreszierendes Leuchten zeigt. Unten wächst überall ein saftiges Gras, das großen Schafherden reichliche Nahrung bietet.

Das Klima dieser im Eismeer gelegenen Inselgruppe ist so milde, daß die Schafe während des Winters nachts im Freien bleiben. Die Bewohner nähren sich fast durchweg vom Fischfang. Ein längerer Auf-

---

[1]) Vgl. das nächste Kapitel.

enthalt auf den Lofoten zum Wandern, Bergsteigen, Fischen oder Jagen ist sehr lohnend.

❧ ❧ ❧

Die helle, milde, die freundliche Sonne weihte den Morgen, der uns an die Lofoten brachte.

Wir traten immer näher an die kühngezackte, vielgestaltige Bergkette heran. Atemlos ließen wir die Wandelbilder der wunderbaren Landschaft an uns vorübergleiten.

Die goldbraunen Dolomitwände fielen von schwindelnder Höhe steil ins blaue Wasser, die tiefeinschneidenden Fjorde gestatteten kurze Einblicke in das zaubervolle Innere; das reizvolle Farbenspiel auf dem Wasser, die Spiegelungen der Gebirgslandschaft brachten unaufhörlich neue Überraschungen.

Immer großartiger, wunderbarer, immer überwältigender wurde die Welt um uns.

Der Ostküste sind überall kleine Inselchen vorgelagert, die mit dem Felsgestade schmale Sunde bilden. Durch diese engen Kanäle winden wir uns hindurch. Oft frage ich mich, wie das geschmeidige Schiff durch das Steinlabyrinth hindurchkommen wird. Große Schiffe können sich nicht in diese Enge wagen.

Die Sonne weckt das finstere Gesteinsland zu frohem Leben; vielfarbig leuchtet das Moos, weiß schimmert der Schnee, blau glitzert das Eis, blaugrün glänzt das Meer.

Auf den saftigen Wiesengründen der tiefen Quertäler weidet das Vieh. Winzige Holzhäuschen, rot und gelb gestrichen, sind auf den harten Fels aufgesetzt, daneben Gruppen zarter Bäume und Kartoffelfelder von sechs Quadratmeter Größe. Blauer Herdrauch steigt in den reinen Äther hinauf. An hohen, leuchtenden Masten flattert das Rot-Weiß-Blau der reinen Flagge. Unbeweglich stehen die Bewohner neben ihren Behausungen, schauen die Eindringlinge schweigend an und bieten sich stillergeben dem Schnellfeuer der Kodakschützen dar.

Es öffnet sich vor uns der Raftsund, der sich zwischen die Inseln Hindö und Ostvaagö zwängt und die nördliche Gruppe der Vesteraalen von der südlichen Inselreihe, den eigentlichen Lofoten, scheidet.

Auf der Südwestspitze der Insel Hindö, der größten der Gruppe, liegt inmitten einer großartigen Felsenlandschaft die Dampferstation Digermulen, von der aus man den 350 m hohen Digermulkollen besteigt, der eine der lohnendsten Aussichten des Nordlands bieten soll. Das

Der Digermulkollen (Lofoten).

Phot. Atelier, Schaul, Hamburg.



berühmte Berliner Nordlandpanorama der Maler Krieger und Heine ist von hier aus gesehen.

An den Besuch des Gipfels durch unsern Kaiser im Jahre 1889 erinnert ein Vaarde. Wilhelm II. hatte, wie man erzählt, sämtliche Herren seines Gefolges, die durch das Schlaraffenleben auf dem Schiffe recht bequem geworden waren, in seiner frischen Art zu der Besteigung angetrieben und in flotter Gangart den Berg hinaufgejagt. Durch das Keuchen und Pusten der endlich oben anlangenden wohlbeleibten Höflinge belustigt und vielleicht auch etwas verärgert, hatte er dann den Aufbau eines Vaarden angeregt, selbst tüchtig mit angefaßt und die



Der Raftsund.

feisten Herren mächtige Steinblöcke im Schweiße ihres Angesichtes heranschleppen lassen.

Der Raftsund[1]) ist der erhabenste und wildeste der Lofotenströme. Seine senkrechten Wände, seine Eisstürze, seine fast bis ins Meereswasser tauchenden Gletscherzungen bleiben dem Beschauer unvergeßlich. Schier überwältigend ist die Landschaft bei Löksund, wo sich im Hintergrund des engen Troldfjords die vielgipfeligen, schneebedeckten Troldtinder auftürmen.

Die großen Vergnügungsdampfer wagen sich bei widrigem Wind nicht hinein und fahren die Reisenden auf Tendern oder auf Booten, die von Motorpinassen geschleppt werden, in diese starre Wildheit.

[1]) Ein Sund ist ein schmaler Kanal zwischen Insel und Festland oder zwischen zwei Inseln, wodurch das Meereswasser hindurchfließt.

Der Wasserweg hat oft kaum die Breite eines Drittels des Rheins.

Stundenlang sind wir in dieser Enge.

Es wird immer starrer und lebensfeindlicher. Durch die Seitentäler erblickt man in der Ferne gewaltige Schneeberge. Die Küstenfelsen zeigen seltsam zerborstene Formen. Gletscher drängen sich durch die Spalten. Ihr Eis flimmert in allen Farbenabstufungen vom zarten Weiß bis zum tiefdunklen Blau. Im mäßigen Gefälle entströmen ihnen die Gletscherfluten und stürzen unten als Wildbäche brausend hernieder in den blaugrünen Sund. Wasserfälle tosen



Landschaftsbild aus dem Raftsund.

in grimmer Wildheit über das schwarze Gestein und versprühen wallende Riesenschleier, in denen die Sonne ihr Farbenspiel treibt.

Jetzt treten an Stelle der unwirtlichen Striche wieder fruchtbare Gründe.

Jetzt erscheinen die zackigen Nadeln der Savoyer Alpen, die kein Moos, keinen Schnee auf sich dulden. Und nun plötzlich auf Meer und Berg, auf Eis und Schnee ein Hauch lieblichen, rosenroten Lichtes, das wie auf den Wink eines Zauberers die Landschaft in das Feenreich versetzt.

Raubmöwen und Kormorane fliegen von den Felsen auf, einige der taubengroßen Eissturmvögel folgen dem Dampfer und streichen dicht über den aufgeworfenen Wellen. Ketten von Eiderenten, kleine,

fette Alken tummeln sich sorglos auf der Flut und erheben sich erst auf zwanzig Schritt, wenn das Schiff in bedrohliche Nähe kommt. Wir beobachten das gewandte Tauchen der Enten, die ihre aus Muscheln



Am Troldfjord.

und kleinen Fischen bestehende Nahrung aus Tiefen bis zu vierzig und fünfzig Meter holen sollen und oft minutenlang unter dem Wasser ausharren.

Wir freuen uns, daß das Schiff sich in so langsamer, vorsichtiger Fahrt durch diese Schmalbuchten hindurchschlängeln muß.

Der Troldfjord erbreitert sich zuletzt etwas und läuft in ein wildes und doch wieder liebliches Becken aus, das im ganzen Rund von Bergthursen umwallt ist. Die schmale Einfahrt in dieses runde Binnengewässer bewachen zwei steilwandige Felsriesen.

Mit verhaltenem Herzschlag gleitet der Dampfer in dieses Gestade der Vergessenheit.

Die Natur feiert an diesem Erdenfleck einen ihrer stillen und schönen Triumphe.



Im Troldfjord.

Kein Lüftchen kommt an uns heran. Warme, fast heiße Strahlen entsendet die Sonne. Sie taucht den felsumsäumten und gletscherumstarrten Bergsee in flutendes Licht. Ihr Widerschein aus der blauen Wasserfläche ist so stark, daß er blendet.

Matrosen fahren mit einer Landungsbrücke ans Ufer, legen sie an und bringen dann auf den Motorbooten, die noch Rudernachen ins Schlepptau nehmen, die harrenden Reisenden an Land.

Meine Frau wird mit ihrem Malgerät auf den Sand des Buchtendes gerudert, wir übrigen steigen zu einem Bergsee hinan, der in 250 m Höhe einen besonders lohnenden Blick auf die sich noch 1000 m darüber erhebenden und fast senkrecht auftürmenden Troldtinder und ihre Gletscher gewähren soll.



Blick in den Troldfjord.



Wir folgten dem Lauf des dem See entflossenen Gebirgsbaches. Mit manchem Schweißtropfen mußte der Boden getränkt, manch ein Ure mußte überklettert, mancher Morast übersprungen oder durchwatet werden, bis die Schlemmerschar oben anlangte. Birken, Weiden und Ebereschen deckten die Felswand in lichtem Wald. Auf dem Boden wuchsen Farne, Wald- und Preißelbeeren und mancherlei duftige Blumen. Die reifen Waldbeeren erquickten die schnell ermüdeten Steiger. Auf halber Höhe standen unbeweglich wie Bildsäulen zwei barfüßige halbwüchsige Mädchen, Multebeeren feilhaltend. Wie kamen sie in diese Verlassenheit?



Das Troldvand.

Auf dem Hochtal eröffnet sich ein überwältigender Rundblick. Ein Eid hat die Talstufe vorn abgedämmt und einen See entstehen lassen, der wie der Mürgelnsee bei Eggishorn ganz mit kleinen Eisbergen bedeckt ist. Um ihn herum starren die mächtigen Steilwände der schnee- und gletscherbedeckten Troldtinder[1]). Wasserfälle stürzen von ihren Hängen. Auf Felsplatten aufstoßend, prallen sie jach zurück und lösen sich, vom Winde entführt, in feine Nebel auf, auf denen zahlreiche Regenbogen tanzen.

Während die übrigen sich niedersetzen oder versuchen, die Landschaft auf den armseligen Film zu zaubern, oder auch ihre Flinten knallen lassen, steige ich noch weiter hinauf, um einen Vorgipfel zu erreichen.

[1]) Trold bedeutet Kobold.

Das Steilfeld war wie beim Adamello mit ungeheuren Felsbrocken übersät. Die Zwischenstellen deckten üppige Gräser, Moospolster und mancherlei Blumen unserer deutschen Heimat. Das Überspringen der Ure machte mir viel Spaß, flott kam ich weiter.

Das Echo der Gewehrschüsse von unten hallte mir donnernd entgegen. Es machte fünfzehn Gänge von mir eine Kette Schneehühner auf, die etwa hundert Meter weiter wieder einfiel und sich unseren Feldhühnern gleich flach auf den Boden drückte. Die Hühner trugen das hübsche Herbstgewand; Unterleib, Schwingen und Tritte waren schneeweiß, Kragen und Kopf graubraun. Ich glaubte auch ihren Lockruf „Ryp, Ryp" zu hören, der ihnen den Namen Ryper gab. Hätte ich wie die unten eine Flinte zur Hand gehabt, so würde ich leicht mehrere zur Strecke haben bringen können.

Eine Gletscherzunge mit steilem Abfall setzte meiner Wanderung ein Ende. Mein Hypsometer wies 650 m Meereshöhe. Ich war den starren Tindern doch recht nahe und konnte ihre Hoheit auf mich wirken lassen. Die beiden Dampfer sahen auf der blauen Flut wie Nußschalen aus, die Boote wie Mücken.

In hurtigen Sätzen eilte ich wieder hinab, war bald am Troldvand und kurz darauf am Seeufer, wo ich auf das Boot wartete, das mich zu meiner Frau hinüberbringen sollte.

Die Wartezeit vertrieb mir ein verkrüppelter Franzose, der mir schon wiederholt durch sein gesuchtes und knabenhaftes Wesen aufgefallen war. Er trug Alpenkleidung mit Kurzhosen, womit er scheinbar dartun wollte, daß seine bei jedem Schritt stark nach innen einknickenden Beine sonst doch normal gestaltet wären. Er wurde von seinen Gefährten, die mit ihm auf das Fährboot warteten, wegen des mitgeführten Eispickels gefoppt und aufgefordert, eine Steilwand, vor der sie standen, hinaufzukraxeln. Er gab sich daran, in sichtlicher Erregung fortwährend den Ruf: „Je le fais!" ausstoßend. Als er etwa acht Meter hinaufgekommen war, verlor er den Halt und ruschte hinab, Kleider, Hände und Gesicht aufreißend. Der Spott blieb nicht aus. Er rief immerzu: „Ça ne fait rien" und trat auf die Landebrücke, sich dort abzuwaschen. Um seinen Reinfall auszuwetzen, stieß er dann die auf zwei Felsblöcken aufliegende Brücke ins Wasser und suchte sie als Floß zu benutzen. Sie sank aber unter ihm, er selbst fiel kopfüber in das etwa ein Meter tiefe Wasser und mußte von den schmunzelnden Matrosen an Land gebracht werden.

Halb sieben wurden die Anker gelichtet und die Rückkehr in zauberischer Beleuchtung angetreten. Der liebenswürdige Kapitän ließ

noch einmal zurückfahren, weil ein Reisegenosse durch das Glas bemerkte, daß meine Frau ihren Mantel am Strande liegen gelassen hatte.

❧ ❧ ❧

Wir durchfuhren bald andere Sunde und Meeresengen.

Zur Linken gewahrten wir auf einer hohen Kuppe ein rotes



Vor den Troldtindern (am Raftsund).

Häuschen mit zwei Fahnenstangen. Es war die Kaiser-Wilhelm-Hütte, die zur Erinnerung an die Besteigung unseres Kaisers erbaut worden ist.

Der Abend verglomm in einem Rausch von Schönheit.

In Lödingen, einem aufstrebenden Touristenplatz an der Südostspitze von Hindö, wurden die achtzehn französischen Studenten, liebenswürdige und fröhliche Jünglinge, abgesetzt und unter den Klängen der Marseillaise verabschiedet. Auf ein Zeichen des rücksichtsvollen

Kapitäns folgten hinterher, wie immer bei solchen Gelegenheiten, die Nationalhymnen der anderen größeren Völker.

Die Bergbeflissenen wollten mit dem Dampfer von Lödingen durch die nördliche Fortsetzung des Vestfjords, den Ofotenfjord, nach Narvik oder Viktoriahavn, dem Endpunkt der Ofotenbahn, um von hier nach den schwedischen Eisenbergwerken im Gellivaragebiet zu fahren.

Die Ofotenbahn[1]) ist die nördlichste Eisenbahn der Welt. Sie führt von der Westküste, von Viktoriahavn, in einer Länge von 278 km nach der Reichsgrenze (Riksgränsen) und ist besonders zur Beförderung des Erzes an die Küste gebaut. Je drei Züge fahren wöchentlich in zwölf Stunden hin und her, neuerdings, wie mir gesagt wurde, im Sommer täglich ein Zug in jeder Richtung. Die 1903 vollendete Ofotenbahn ist eine Fortsetzung der Gellivarabahn.

Von der Mannschaft eines Kohlendampfers, der unmittelbar von Spitzbergen kam, hörten wir zu unserer Freude, daß allen Zeitungsmitteilungen zu Trotz das Land unserer Sehnsucht frei wäre.

Wir fuhren weiter.

Die Wildheit der Felsenwelt bleibt bis Tromsö. Die Gipfel erreichen eine Höhe von 1000 bis 1500 m. Doch zeigen sich auch friedliche und heitere Landschaften.

Erst von Tromsö ab ändert sich der Charakter der Küstennatur. Die Berge werden niedriger und abgerundeter, auch langgestreckte Hochflächen begleiten das Meeresufer. Die kleinen Schären zeigen sich seltener; statt ihrer legen sich große Inseln vor die Küste.

Es regnete einige Tropfen, trotzdem leuchteten die Wolken über uns in Purpurrot.

Nachdem ich noch das freundliche Harstad, das im Nordosten der Hindö sich an eine Berglehne anschmiegt und vielen Reisenden als Ausgangspunkt zum Besuch eines nahen Lappenlagers dient, gesehen hatte, und nachdem ich einige Minuten hinterher die steinerne, turmlose Kirche von Throndenaes, die von den Norwegern für die älteste Kirche ihres Landes gehalten wird und im Mittelalter die nördlichste der Welt war, an meinem entzückten aber schließlich doch ermüdeten Auge hatte vorbeigleiten lassen, stieg ich zur Kabinenruhe in unsere Kammer hinab.

---

[1]) Siehe Seite 86.

Kapitel 20.

Der nordische Fischfang.

I. Allgemeines.

Der Norweger ein Ichthyophage — Die Geschichte des Fischfangs — Das Interesse der norwegischen Fischerei für den Nordlandreisenden — Ackerbau und Fischfang — Der Gesamtertrag des Fischfangs.

Norwegen wendet sein Gesicht dem Weltmeere zu.

Der Drang des Nordländers geht nach der See: auf großen Schiffen in die Ferne, wo im Wettbewerb dem Kraftgestählten goldener Lohn winkt, auf kleinen Booten in die Nähe, wo das Wunder des apostolischen Fischzugs ein alltäglicher Vorgang ist.

Der Segen kommt dem Norweger von unten.

Norwegen ist das Land der Fische, der Nordmand fast ein Ichthyophage wie der Bewohner des alten Belutschistan, von dem Nearchus berichtet.

Der Fischfang wird im ganzen Norden, an der Küste wie auch im seenerfüllten und flußreichen Binnenland mit einem einzigen Eifer betrieben. Jeder Norweger befaßt sich mit ihm, sei es gewerbsmäßig, sei es zum Vergnügen.

Die Fischerei in den vielen Flüssen und Landseen des Oplands dient mehr dem täglichen Hausbedarf, während die besondere wirtschaftliche Bedeutung des Fanges in der Küsten- und Hochseefischerei liegt.

Das wichtigste Gebiet für den Fischfang sind die Lofoten.

Es steht fest, daß seit der geschichtlichen Epoche, also schon vor tausend Jahren, zu Harald des Schöngelockten Zeiten, von den Bewohnern der Küste von Bergen bis nach dem Nordkap hin an den Lofoten, dem besten Fischplatz Europas, der Fang des Fisk, d. h. des Dorsch, in ausgedehntem Maße betrieben wurde. Zuerst kannte man nur getrocknete und geräucherte Fische; das Verfahren der Einsalzung wurde nicht vor dem fünfzehnten Jahrhundert geübt. Bis ins achtzehnte Jahrhundert gebrauchte man nur Angeln und Leinen, nachher mehr Netze.

Schon im Mittelalter erschienen Deutsche und Engländer an den

Lofoten, um die Erträgnisse des mühsamen und gefährlichen Erwerbs einzuhandeln. Die geschäftsunklugen Buchtmänner hatten die Arbeit, die Fremden den Nutzen. Glücklicherweise wußten sie nicht, wie der erste norwegische Dichter, der alte Peter Daß, in seiner ‚Nordlands Trompet' zum Ausdruck bringt, wie sehr sie übers Ohr gehauen und mit welchem Wucherzins der Lohn ihres Schweißes im Fremdlande abgesetzt wurde, sonst hätten sie in kurzem Prozeß einen einzigen echten und rechten Robbenschlag an der ganzen Lumpenrotte vollführt.

Bekanntlich war auch der Fischhandel die Veranlassung zu den Niederlassungen der Hansa in Bergen, welche bald alle Mitbewerber völlig verdrängte, bis sie selbst zu Fall kam und im achtzehnten Jahrhundert das Feld ganz räumen mußte.

Aber erst seit der Lostrennung Norwegens von Dänemark und der damit einsetzenden mächtigen Entfaltung des Landes trat in der Fischerei und besonders in der eigenen kaufmännischen Verwertung des Ertrags eine durchgreifende Wandlung und großzügige Entwicklung ein.

Heute ist der Fischfang die eigentliche Erwerbstätigkeit und nach der Lohnschiffahrt die Haupteinnahmequelle des Landes.

Der Fremdling, der, bequem im Decksessel liegend, die herrlichen Landschaftsbilder des Schärenhofs vorbeiziehen läßt, erblickt überall kleine Boote, träumend sich auf dem Wasser wiegend, verlassene Holzhäuschen, malerisch an den Felsen klebend. Sie sind ihm Staffage, eigens für ihn zur Belebung des lieblichen Naturgemäldes auf die weite Wasserfläche und den einsamen Ufersaum gesetzt.

Achtlos gleitet er an ihnen und all den kleinen, seltsamen Dingern, die in langer Reihe auf den Wellchen tanzen, vorüber.

Er würde ihnen größere Aufmerksamkeit zuwenden, wenn er etwas von ihrem Sinn und Wesen kännte.

Wenn die Mehrzahl der Reisenden — ich meine die Spielart, welche Oberländer als homo nomadensis vulgaris Baedekerii bezeichnet — wüßte, mit welch anderem Genuß man die Welt durchschweift, wenn man über Land und Leute, über Entstehen und Bedeutung dessen, was man schaut, unterrichtet ist, sie würden allesamt die so überreichlich lohnende Mühe, sich vorher durch ein verständiges Buch zu belehren, nicht scheuen. Tugend ist Wissen, behauptet Sokrates; Genuß ist Wissen, sagen die Wenigen, die das Reisen verstehen.

Ein Sonderkapitel über den nordischen Fischfang erscheint mir nicht überflüssig. Ich schreibe es zu Nutz und Frommen späterer Nordlandreisenden, weil es mich überraschte, daß unsere Weggenossen so verständnis- und interesselos an dem, was sie sahen, vorüberzogen. —

Im Ackerbau steht Norwegen auf sehr tiefer Stufe kultureller Entwicklung. Die Landwirtschaft ist zum Teil darum so vernachlässigt, weil der Erwerb auf dem Meeer lohnender ist und in seiner Unruhe, Nervenanspannung und Anforderung an Mut und Kraft die Vikingernatur mehr anspricht. Der Ackerbau ist dem unsteten Abenteurersinn des Norwegers zu geruhsam. Sein Element ist das Wasser, nicht die Erde. Ein guter Fischer ist kein guter Bauer.

Wenn das sturmgepeitschte Meer den Nordmand zu verschlingen droht, dann wird er lebhaft und tatenlustig; wenn die Gefahr vorüber, versinkt er in Schwerfälligkeit und Gleichgültigkeit. Der Knabe lauscht mit aufgerissenen Augen den Erzählungen des Vaters und sehnt



Ein norwegisches Fischerboot.

die Zeit herbei, wo er auch hinaus darf ins gebrechliche Boot, aufs schaukelnde Meer, die gleichen Gefahren zu bestehen wie Vater und Ahne.

Besonders an der Westküste wird die Landwirtschaft nur nebenbei, sozusagen aus Not, betrieben. Wenn immerhin etwa die Hälfte der Bewohner, und zwar besonders diejenigen des Oplandes, den Haupterwerb in der Bodenbearbeitung findet, so tritt der Ackerbau doch gegenüber der Bedeutung des Fischfangs völlig in den Hintergrund. Erzeugnisse der Landwirtschaft müssen in weitem Umfange eingeführt werden, während diejenigen der Fischerei die wichtigste Ausfuhr des Landes darstellen. Norwegen ist der Fischlieferant Europas.

Nahezu hunderttausend Menschen dient der Fischfang als ausschließliche Erwerbsquelle. Die gebirgigen, ungastlichen Landstrecken

nördlich des Polarkreises, wo nur noch vereinzelt Ackerbau betrieben werden kann, wären unbewohnbar, wenn die dort zerstreut lebende Bevölkerung nicht verstände, dem Meer einen Teil seiner Schätze abzuringen.

Die Angaben über den Gesamtgewinn, den Norwegen aus der Tiefe seiner Meere hervorholt, gehen sehr auseinander. Die meisten Aufstellungen in der Literatur beruhen scheinbar auf älteren Jahresberechnungen. Sie geben durchschnittlich den Gesamtertrag auf 50 Millionen Kronen an. Es ist anzunehmen, daß er beträchtlich zurückgegangenen ist, da die Statistik der letzten Jahre zumeist von einem Wert von beiläufig 30 Millionen spricht.

II. Die Dorschfischerei.

Der Dorsch, der wichtigste Fisch des Nordlands — Die Frühlingsfischerei des Kabeljau an den Lofoten — Die Loddefischerei — Der Fang das Jahr hindurch an der ganzen Fjordküste — Die drei Arten des Dorschfangs: mit Schnüren, Leinen und Netzen — Die Zurüstung der erbeuteten Fische: der Rogen, der Lebertran, die Verwendung der übrigen Teile des Dorsches; Stock- und Klippfisch, Rotscheer — — Das Leben der Fischer in Boot und Hütte — Obrigkeitliche Maßnahmen — Alkoholgenuß — Der Gewinn und die Beteiligung daran — Die Gefahren des Fischfangs — Veraltetes Verfahren in der Fischerei.

Der wichtigste Fisch ist der Dorsch oder Kabeljau, der zur Familie der Schellfische gehört und bis 1,5 m lang und 50 kg schwer wird.

An der Luft getrocknet heißt er Stockfisch, gesalzen und getrocknet Klippfisch, bloß gesalzen Laberdan. Letzteres Wort ist wahrscheinlich verderbt aus Aberdeen, dem früheren Haupthandelsplatz für den isländischen Kabeljau.

Gerade so wie in anderen Sprachen die Allgemeinbezeichnung ‚Lebensmittel' vielfach den Sinn der wichtigsten Nahrung angenommen hat (vgl. franz. viande [= lat. vivenda], engl. meat [eig. ‚Speise' und in sweet meat noch in der ursprünglichen Bedeutung gebraucht], ostelbisch ‚Speise' [auf Speisekarten im Sinne ‚Mehlspeise']), wie das Wort ‚Korn' die Hauptgetreideart, und zwar in Süddeutschland Weizen, in Norddeutschland Roggen, im Nordlande Gerste bedeutet, wie das Wort ‚Tier' engeren Sinnes in mehreren Sprachen das Hochwild, im Westfälischen auch das Rehwild bezeichnet (engl. deer, norw. dyr [Renntier], deutsch Tier [z. B. in dem Worte Tiergarten], so ist in Norwegen der Dorsch einfach der ‚Fisk'.

Er ist des Nordländers tägliches Brot.

Wenn der Norweger die Unrast der Julzeit überstanden hat, beginnt für ihn eine neue Zeit hoher Erregung: Myriaden von Fischen aller Art treten im Nordmeer mit dem jungen Jahre ihre Minnefahrt an. Besonders ist es der Dorsch, der Ende Januar den nordischen Küsten seinen jährlichen Besuch abstattet.

Es ist eine Hochzeitsreise, die er an das milde Gestade des Nordlands macht.

Die Liebe will Wärme. Das Eismeer ist ihr zu frostig. Der Golfstrom ist auch dem Fisch eine Segnung, und das nahe, von seinen warmen Fluten umspülte Küstengelände des hohen Nordens, das durch einen dichten Inselwall Sturm und Wogenprall abhält und auf seine flachen Untiefen nur das lauwarme Oberwasser gleiten läßt, ein Dorado für Honigmond, Mutterschaft und Jungvolk.

Das Erscheinen des Dorsk im Januar versetzt die Küstenbewohner von Stavanger bis Tromsö in förmliches Fieber. Der elektrische Strom, der im Nu die Nachricht seines Nahens von Ort zu Ort kündet, durchzuckt auch jeden Buchtenmann. Tausende und aber Tausende rüsten sich zu seinem Empfange.

Die wonnigste Stätte bietet den Fischen für ihre Liebeslust der Vestfjord, die Bucht zwischen den Lofoten und dem Festland.

An dieses geschützte Küstengebiet ziehen zur Laichzeit im Anfang eines jeden Jahres Millionen und aber Millionen von Dorschen, die den Namen Skrei führen und eine Länge bis zu 1 m erreichen. Und hierher strömen dann auch, sobald Telegraph und Telephon mit Blitzesschnelle ihr Kommen allüberall gemeldet haben, viele Tausende von Küstenfischern mit Frau und Kind.

Das warme Oberwasser auf den seichten Meeresbänken wimmelt so von diesen Bewohnern des Ozeans, daß oft Erhebungen auf der Wasserfläche zu bemerken sind. Aus diesen unerschöpflichen Fischgründen schöpft im Januar, Februar und März der Nordländer mit seinen Netzen die kostbare Beute wie der neapolitanische Makkaronijunge die Nudeln aus dem Speisetopf.

Der Vestfjord ist der beste Fischplatz Europas, vielleicht der Welt. Im Jahre 1906 wurden in der Frühlingsfischerei allein 18 Millionen[1]) Dorsche von 30000 Fischern mit 6000 Booten gefangen. Der Wert der hier erbeuteten Fische betrug 6—7 Millionen Kronen.

Die ersten Züge der Dorsche zeigen sich schon im Dezember.

---

[1]) 1875 waren es 23 Millionen.

Das Laichen findet gewöhnlich Ende März statt, aber nicht, wie fast alle Reisebücher sagen, innerhalb der seichten Buchten, sondern auf hoher See mitten im Wasser, so daß dieses von Rogen und Milch oft trübe erscheint.

Diese Entdeckung machte im Jahre 1864 der norwegische Forscher Sars, der die reifen Dorscheier frei im Meere schwimmen sah und das Laichen im offenen Meere später auch für die meisten anderen Seenutzfische nachwies.

Der Skrei kommt auch nach dem Laichen nicht unmittelbar an die Küste heran, sondern nur bis an den sogenannten ‚Egg', diejenige Stelle, wo der Meeresboden von der 1—200 m tiefen Vorstufe[1]) unvermittelt in die tiefe Schlucht des Weltmeeres hinabsinkt. In Lofoten befindet sich der Egg eben in dem breiten Vestfjord.

Diese so harmlos und sicher aussehende Bucht ist in Wahrheit während der Wintermonate ein sehr tückisches Gewässer. Es kommt vor, daß die gesamte Fischerflotte bei bestem Wetter aufbricht und plötzlich innerhalb weniger Minuten von einem furchtbaren Sturm erfaßt wird, der die Fischer zwingt, sich eilig ans Ufer zu retten und den Fang auf einen mächtigen Stim ganz aufzugeben.

Anfang April treten die Fische meist den Rückzug ins weite Weltmeer an und werden noch weit verfolgt.

Von Ende April ab schwinden dann die Tausende von Booten, welche den Vestfjord so füllten, daß auf eine Quadratmeile 1000 bis 1500 Kähne kamen. Von dieser Zeit an stehen auch die meisten Fischerhütten — die Roboder[2]) — leer, welche der Reisende allenthalben an der Nordküste erblickt. Der Sommer findet die Fischer, soweit sie sich nicht an der Loddefischerei beteiligen, wieder in ihrer Heimat.

Von großer Bedeutung ist auch der Sommerfang des Kabeljaus in Finmarken, die sogenannte Loddefischerei.

Sie wird besonders an der russischen Grenze bis zum Nordkap hinab betrieben, wohin sich ebenfalls ganze Fischzüge zum Laichen begeben.

Mitte Februar meldet das Erscheinen von Myriaden Möwen am Gesichtskreis und das Gewühl und Spritzen zahlreicher Wale an der Meeresoberfläche, daß die kleinen Lodde (mallotus villosus), die beliebteste Nahrung der Dorsche, sich der Küste nähern, denen der Fisk

[1]) Siehe Seite 49.
[2]) Siehe Seite 304.

in ungeheuren Mengen nachstellt. Der Dorsch kommt so mit stattlichem Gefolge und meldet sich gebührend durch Vorboten an. Man bemächtigt sich der Lodde, welche ihrerseits den zahlreichen Seekrebsen nachjagend hierher kommen, in den Buchten durch Sperrnetze und benutzt sie als Köder zum Fange des Kabeljaus mittels Leinen und Schnüren.

Zur Loddefischerei finden sich nicht nur die Fischer aus Finmarken ein, sondern zu Mitte April nach Beendigung des Lofotenfischfangs diejenigen des ganzen Nordlands.



Phot. Atelier Schaul, Hamburg.

Fischerboote (und Dampfer) im Hafen von Hammerfest.

Man fängt hier alljährlich 10—18 Millionen Dorsche, 1905 waren es sogar 20 Millionen. An der Küste des Amtes Romsdal werden ebenfalls 3—5 Millionen Dorsche (1905 sogar 6 Millionen) erbeutet.

Auch sonst wird an der ganzen Fjordküste von 64—69°, und nicht nur während der Laichzeit und der Verfolgung der Lodde sondern das ganze Jahr hindurch, wenn auch in beschränktem Maße und mehr für den Tagesbedarf der Bauern und der nächsten Städte, der Dorschfang betrieben.

Man schätzt diesen Ertrag auf 3—4 Millionen Stück; ältere Aufstellungen geben 6—7 Millionen an.

Die Fischerei der Küstenbewohnerschaft geht außer auf Dorsch besonders auf Flunder, Hering, Seeforelle, Aal und andere Seenutztiere[1]).

Der so alljährlich gefangene Kabeljau bildet das Hauptnahrungsmittel der Bewohner; die zerstampften und gekochten Köpfe und sonstigen Überbleibsel dienen als Viehfutter.

Insgesamt werden jetzt durchschnittlich 40—60 Millionen Winter-, Frühlings- und Sommerdorsche im Werte von 13—19 Millionen Kronen gefangen, wobei in allem etwa 70000 Fänger mit 16000 Booten beschäftigt sind.

Der Dorschfang wird auf dreierlei Weise betrieben, mit Schnüren, Leinen und Netzen.

Die Schnüre werden nur von den ärmeren Leuten benutzt, die nur ganz kleine Boote besitzen. Als Köder dienen ihnen Hering, Stücke von Dorschen und deren Rogen. Es werden mit einer Schnur täglich bis zu 50, ja 70 Fische gefangen.

Die Angel besteht aus einem fischförmig ausgeschlagenen Stück Nickel- oder verzinnten Eisenblechs mit zwei groben Haken darunter, das an einer kräftigen Schnur tief ins Wasser gelassen und durch leises Auf- und Abziehen in Bewegung gehalten wird. Wer die Angelfischerei kennt und weiß, wie kunstvoll z. B. der Flußforellenfang bei uns geschehen muß, wundert sich, daß die Dorsche auf ein so grobes Werkzeug anbeißen. Sie kommen eben unschuldvoll aus der Tiefe des Weltmeeres und achten in ihrem Ungestüm und Heißhunger nicht der menschlichen Tücke. Einer unserer Reisegenossen, der noch nie eine Angel ins Wasser gesenkt hatte, fing beim ersten Versuch in kaum zwei Stunden acht schwere Dorsche.

Wenn man von einem Boote aus fischt, so gebraucht man auch einen feineren Angelhaken, befestigt daran ein Stück Dorsch und bewegt ihn unter Benutzung eines Korkstücks auf der Oberfläche des Wassers hin und her.

Viel ergiebiger und üblicher ist der Fang mit Langleinen, woran beköderte Angeln hängen. Die mit ihnen Fischenden haben gewöhnlich in ihrem Boot 6 Back oder 24 Leinen. An jeder dieser durch Glashohlkugeln gehaltenen Liner befinden sich bis zu 120 Angeln an frei hängenden Schnüren. Die Gesamtlänge der Schnur pflegt 1500 bis 2500 m zu sein, woran im ganzen 800—3000 Angelhaken angebracht

---

[1]) Siehe Seite 313—315.

sind. Als Köder dienen neben Dorschstücken Heringe und die kleinen, übelriechenden Loddefische, worauf der Dorsch versessen ist.

Die Zeit des Auswerfens und Aufziehens wird behördlich festgesetzt. In der Regel geschieht das erstere nachmittags und das letztere folgenden Morgens.

Durchschnittlich erbeutet man in jedem Back täglich 50 bis 60 Dorsche.

Zur Minnezeit vergeht der Appetit. In den Laichmonaten schießt der Dorsch nicht so gierig auf den Köder, ist aber dafür sehr ungestüm und achtlos und geht leicht ins Garn. Der Hauptfang geschieht deshalb durch Netze. Sie bestehen aus Hanfzwirn, der früher meist im langen Winter von den Fischerfamilien gesponnen und geknüpft wurde. Heute werden sie gewöhnlich fertig aus den Fabriken bezogen. Das einzelne Garn pflegt 25—30 m lang zu sein, mit 60 Maschen in der Breite. Jede Masche ist etwa 8—9 cm lang und breit.

Als Senkgewicht dienen Steine; das Versinken verhindern Holz- und Korkstücke und besonders grüne Glashohlkugeln. Der während der Liebeszeit sehr unruhige Dorsch stößt gegen die Netze und verfängt sich mit dem Kopfe in den Maschen.

Die Netze werden gewöhnlich nachmittags ausgesetzt und am folgenden Morgen gehoben. Man fängt oft über 500 Fische, so daß die Mannschaften der nächsten Fangboote herangezogen und weitere Förderboote besorgt werden müssen. Die Garnboote sind meistens zehnrudrige Fembörings mit einer Besatzung von je 6 Fischern.

Die Zurichtung der Fische ist nicht weniger interessant als ihr Fang.

Die Beute wird an Land gebracht, ausgekehlt und der Rogen entweder frisch an die Kaufleute verkauft oder in den mitgebrachten oder gekauften Tonnen gesalzen. Man bringt in Fässer, die man fein durchlöchert hat, damit die Salzlake abfließen kann, abwechselnd im Verhältnis 4:1 Rogen- und Salzschichten, schließt die Tonne und füllt sie später wieder auf. Der Rogen dient als Fischköder und geht zum Sardinenfang besonders nach Nord- und Westfrankreich.

Die Leber wird in Fabriken durch ein Auslaug- und Klärungsverfahren zu Medizinaltran verarbeitet. Sie wird zunächst gewaschen, getrocknet und sorgfältig von etwa anhaftender Galle befreit. Dann bringt man sie in einen großen Eisentopf, der wieder in ein größeres eisernes Gefäß gestellt wird. In den Zwischenraum läßt man aus einem Dampfkessel Dampf einströmen, der das allmähliche Absetzen des Trans aus der Leber veranlaßt. Dieser wird abgeschöpft, wiederholt durch Filterpapier durchgelassen, geklärt und in Tonnen gefüllt.

Die sich nicht lösenden Bestandteile der Leber werden von neuem ausgekocht, bis sie ein dunkelbraunes Öl absetzen, das zum Gerben benutzt wird. Der auf dem Boden des Eisentopfes zurückbleibende Satz gilt getrocknet als vortreffliches Düngmittel.

Sind keine Transiedereien in der Nähe oder die gefangenen Mengen gering, so stellen die Fischer den Tran auch selbst her, indem sie die Leber des Dorsk in Kübel oder Tonnen geben und in sich selbst allmählich auflösen lassen, dann den Tran durch feine Leinentücher und Löschpapier filtrieren und an der Sonne klären.

Die Rückgrate und Köpfe werden getrocknet, in Fabriken zerstampft und als Guano oder als Futtermehl für das Vieh vernutzt.

Man findet an der Küste des Nordlands oft ganze Berge von Dorschköpfen, worauf die Reisenden gerne klettern, um auf diesem hohen Sockel den Bildjägern als Zielscheibe zu dienen.

Die Dorschzungen gelten als Leckerbissen. Haben sie beim Einbringen der Beute an Frische gelitten, so verarbeitet man sie mit den Fischblasen zu Leim.

So kommen alle Teile dieser wertvollen Meeresbewohner zu überlegter Verwendung. —

Der Rumpf des Kabeljau wird getrocknet, wobei man zwei Verfahren, das Stock- und das Klippverfahren, anwendet.

Man bindet beim ersteren je zwei Dorsche am Schwanze mit Bindfaden zusammen und hängt sie gleich in den Fischereihäfen auf ein ‚Hjeld', ein Gerüst, das aus aufrecht gestellten und oben kreuzweise miteinander verbundenen Hölzern besteht, die miteinander durch wagerechte Sparren verbunden sind. Die Fische müssen aber so hoch hängen, daß sie dem Fuchse saure Trauben sind, und auch an trockenen Orten der Luft ausgesetzt werden, damit die Bodenausdünstung keine schwarzen Flecken an ihnen absetzt. Auch dürfen sie sich nicht berühren, weil sie sonst verderben würden. Auf diesen Stangen bleiben sie bis Mitte Juni, in Finmarken bis Juli, der austrocknenden Luft ausgesetzt und werden dann in Voger, Bündel von je 18 kg, verpackt und zumeist nach Bergen zur Messe gebracht. Solche Voger sieht man in Norwegen an allen Hafenplätzen aufgestapelt und als Ladung auf vielen Schiffen.

Der Name Stockfisch kommt also von dem Aufhängen des Dorsches an Stöcken, nicht aber daher, daß er so hart wie ein Stock ist.

Das zweite Verfahren besteht darin, daß man die Fische ganz aufschneidet, reinigt, einsalzt und auf nackte Felsen zum Trocknen hinlegt.

Man ist sich nicht einig, ob der Name Klipfisk, Klepfisk von diesem Kleppen, d. h. Aufschlitzen herrührt oder von dem Ausbreiten auf die Klippen. Wahrscheinlich ist die erstere Ableitung.

Aus allen Städten der Fjordküste strömt die Schar der Klippfischsalzer von Januar bis März auf 800—1000 Fahrzeugen nach dem Nordland, um den Fischern ihren Ertrag gleich vom Schiffe aus abzukaufen. Die Dorsche werden dann gleich an Bord aufgeschnitten und, nach Entfernung des Rückgrats bis zum dritten Wirbel, im unteren Schiffsraum gut gesalzen in Schichten aufgestapelt. Wird der Kabeljau



Holzhäuschen mit Stockfischhjelde am Jaegervand (Ultsfjord).

vor dem Einsalzen noch tüchtig gewaschen, so bekommt er ein besseres Aussehen und reineren Geschmack.

Da die Luft in Finmarken und an den Lofoten im Winter zu kalt und im Frühling zu feucht zum Trocknen der Fische ist, bringt man die hier gefangenen Dorsche auch in die Fjorde des Bezirks Nordland, wo sie noch einmal sorgfältig gereinigt, auf kahlen, trockenen Klippen ausgebreitet und am Abend in Haufen zusammengelegt werden, um das Wasser auszupressen. Bei trockener Witterung sind die Klippfische meist nach 10—12 Tagen zum Versand geeignet. Sie stehen im Werte höher als die Stockfische.

Da, wie erwähnt, in den Gebieten oberhalb der Lofoten Ende April die trockenen Winde aufhören, bestimmt das Gesetz, daß Fische, welche nach Mitte April gefangen werden und zum Trocknen ohne Einsalzung bestimmt sind, zu Rotskjär (Rotschar, Rotscheer) bereitet werden müssen. Der Kabeljau wird dann bis zum Schwanze gespalten, das Rückgrat herausgelöst und der Fisch getrocknet, bis er hart wie Holz wird. Die sogenannten Russenfische werden so gespalten, daß die beiden Hälften am Schwanz und am Kiefer zusammenhängen.

Der spätere Fang in Finmarken ist mühseliger als der frühere an den Lofoten. In den nördlichsten Gebieten sind die Wetterverhältnisse ungünstiger und die Häfen schlechter, so daß die Fischer die Nächte nicht an Land in den Roboder verbringen, sondern oft die ganze Woche hindurch auf See bleiben müssen. Früher übernachteten sie in ihren kleinen Booten, jetzt werden sie gewöhnlich von größeren Fahrzeugen mit Verdeck begleitet, auf denen sie Schlafplätze und Beköstigung erhalten. Sie kommen dann gewöhnlich nur von Samstag abend bis Sonntag nachmittag an Land. Das Gesetz verlangt strenge Feiertagsruhe. Besondere Prediger sorgen für Gottesdienst.

Die Lofotenfischer verbringen die Nächte durchweg auf festem Boden.

Überall sieht man an den Lofoten die sogenannten Fiskevär, die mit Schuppen und Hütten umbauten kleinen Häfen, in denen die Fischer Unterkunft finden. Die einstubigen Holzhäuschen, Roboder oder Rorboder, zu Deutsch ‚Boot-Buden', werden an sie vermietet und sind für 1—2 Bootsmannschaften oder für 12—14 Fischer sehr einfach eingerichtet. Es sind kleine, mit Torf bedeckte, äußerlich recht malerisch aussehende Hütten mit einem kleinen, festen Fenster, einem Dachloch für den Rauch und einem steinernen Feuerherd in der Mitte des Innenraums. Wird die Hütte nicht von den Mitgliedern einer einzigen Fischerfamilie bewohnt, lassen die Inhaber meist Küche und Reinigung von einer Frau oder einem Mädchen besorgen, die zu einer der Familiengemeinschaften gehören oder auch eigens gemietet und mitgebracht werden, und die sich zu den anderen Zeiten vielfach auf den Fischerflotillen des arktischen Meeres als Köchinnen verdingen. Der gefangene Fisch gibt das Hauptnahrungsmittel, für die übrigen Bedürfnisse sorgt der Landhändler.

Da auf engen Raum und kurze Zeit von Nord und Süd viele Tausende zusammenströmen, sind zur Aufrechterhaltung der Ordnung besondere Gesetze notwendig geworden. Um ihnen Beachtung zu verschaffen und Streitigkeiten in schnellem Verfahren auszugleichen, sind

an allen Hauptplätzen Vogt und Sorenskriver („geschworene Schreiber", sk wird wie sch gesprochen) zugegen [1]).

Als gutes Fischen gilt es an den Lofoten, wenn an einem Tage ein Garnboot 3—400, ein Leinenboot 200 Fische erzielt. Der Skrei wiegt 4—9 kg und wird meist mit 5—6 Öre, d. h. 6—7 Pf., das Kilogramm bezahlt.

Der Gesamtertrag, den die einzelnen Fischerboote erzielen, beträgt 10—20000 Stück und ergibt für den Mann einen durchschnittlichen Gewinn von etwa 500 Kronen.

Früher spielte, wie heute noch bei den deutschen Hochseefischern,



Ein Fischereihafen an den Lofoten.

der Schnaps eine Hauptrolle, doch ist durch besondere Verordnungen der Möglichkeit, dem Alkoholgenuß zu frönen, ein Ziel gesetzt. Die Verhinderung der Alkoholzufuhr hat sehr wohltätigen Einfluß auf die Gesittung der rauhen Fischer geübt.

Es soll früher auf den Hauptsammelplätzen beinahe zugegangen sein wie auf den einstigen Walfischstationen an Spitzbergens Nordwestküste. Besonders wüst war das Treiben der jungen Fischer, die wie weiland die debandierten Landsknechte nach der Auszahlung des reichlichen Lohnes und den entsagungsvollen Mühen das Land beunruhigten und den ganzen Gewinn vertaten, bevor sie die Heimat erreichten.

[1]) Siehe Seite 124.

In den Fischereihäfen, die an den Lofoten etwa in der Zahl 40 vorhanden sind, geht es auch heute noch, besonders an den Sonntagnachmittagen, recht fröhlich zu; doch artet die Lustigkeit selten in Rohheit aus, und schon deshalb nicht, weil ja der Branntweinausschank polizeilich verboten ist.

An den Wochentagen segeln und rudern in aller Frühe, sobald die Signalflagge des Fischereiaufsehers gehißt wird, sämtliche Boote auf einmal ab, und zwar ein jedes nach der besonderen, ihm vom Aufseher zugewiesenen Stelle. Dieses Ausfahren von Tausenden von Booten gewährt einen interessanten und großartigen Anblick.

Oft besitzt ein Einzelner das Boot als Eigentum, oft sind mehrere Netzfischer daran beteiligt. Sie bilden dann eine Genossenschaft, ein Notebrug, häufig mit verschiedenen Anteilen, und wählen den Tüchtigsten zum Führer, der unbedingten Gehorsam zu fordern hat, dieses Amt aber als Ehrenstelle versieht und nicht mehr erhält als die übrigen. Mietet eine Genossenschaft ein Boot, so beansprucht der Besitzer meist ein Sechstel des Ertrages.

Die Bootsmannschaften betreiben den Fang fast durchweg auf eigene Rechnung und verkaufen die tägliche Beute sofort an die Händler, die in Scharen herbeigeströmt sind. Es wird sogleich bezahlt und dadurch für die Wochen des Fischfangs so viel bares Geld benötigt, daß die Bergener und Drontheimer Banken vor Beginn der Fangzeit besondere Vorkehrungen treffen müssen.

Auch Tonnen und Salz werden in großen Mengen an die Fischplätze befördert und dort gegen bar verhandelt.

Dieses Fischerleben ist nicht nur mühselig, sondern auch mit großer Gefahr verbunden, wenn der Stim, d. h. der Fischschwarm, nicht nahe an die Küste kommt, sondern weiter ab durch die offene See sich bewegt. Gerade in diesen hohen Breiten, zumal am gefürchteten Malstrom, treten während der Wintermonate, d. h. der Zeit des einträglichsten Fischfangs, oft ganz plötzlich orkanhafte Stürme auf, die das Wasser aufpeitschen und die Nußschalen zum Kentern bringen. Es werden zuweilen umgestürzte Boote an Land geworfen, in denen die Tollknive, die Gürtelmesser der Fischer, stecken, welche die Ertrinkenden tief in die Planken eingehauen haben, um sich daran festzuhalten. Die Geschichte der Nordlandsfischerei meldet von den ältesten Zeiten bis heute von zahlreichen Verlusten an Menschenleben und von ebenso vielen Beispielen wahren Heldentums.

Der Dorschfang ist auch darum so gefährlich, weil den Fischern nur selten neuzeitliche Fahrzeuge, wie Motorboote und Dampfer, zur

Verfügung stehen. Meist werden die kleinen Nordlandsboote von 2—3 Tonnen Gehalt benutzt, ziemlich häufig auch Segelschiffe, die acht- und zehnrudrigen ‚Ottringer‘ und ‚Femböringer‘. Sie sind alle zu klein, den Orkanen siegreich zu widerstehen.

Es ist zu erstreben, daß der Fang nach dem Muster der Nordseefischerei betrieben wird, wodurch auch ein größeres Ergebnis gewährleistet würde. Man nimmt an, daß 200 Dampfer, die mit dem ‚Trawl‘ arbeiten müßten, in den drei Fischereimonaten doppelt soviel Dorsche heraufbringen würden, als jetzt unter all den Mühsalen 50—70000 Fischer in nahezu 20000 Booten erbeuten.

Die wenigen Dampfschiffe, die jetzt in Benutzung sind, werden von den Bootfischern mit scheelen Augen angesehen, und die norwegische Regierung hat, wie China gegenüber den europäischen Maschinen, Maßnahmen treffen müssen, um die kleinen Fischer gegen den Wettbewerb der modern eingerichteten Fischereifahrzeuge zu schützen. Sicherlich werden aber die einfachen und weltfernen Nordlandfischer nicht mehr lange gegen die neuzeitlichen Errungenschaften ankämpfen können. Sie werden sich zum Erwerb von Motor- und Dampfschiffen zusammentun müssen, wie sie jetzt schon in ihrer Art ein Notebrug, eine Bootsgenossenschaft bilden.

III. Der Heringsfang.

Bedeutung und Ertrag der Heringfischerei — Die Menge und Vermehrung der Heringe — Das zeitweilige Ausbleiben der Züge und seine Erklärung — Das Meer, eine unerschöpfliche Vorratskammer — Die gewöhnlichen Laichplätze der Heringe — Möwen und Wale auf ihrer Verfolgung — Der Fang mit Sperrnetzen in den Buchten und mit Treibnetzen im offenen Gewässer — Die Verarbeitung der Heringe — Der Hering, ein sehr empfindliches Tierchen — Der Frühlings-, Fett- und Nordhering — Ausfuhrländer für Dorsch und Hering — Die Abnahme des Verbrauchs an gesalzenen und geräucherten Fischen.

Von nicht so großer Wichtigkeit wie die Dorschfischerei, aber doch hervorragender Bedeutung für das norwegische Erwerbsleben ist der Heringsfang.

Er wird in den nordischen Gewässern auch seit vielen Jahrhunderten in großem Umfang betrieben.

Der Ertrag der gesamten norwegischen Heringsfischerei schwankt jetzt jährlich zwischen $1\frac{1}{2}$ und 2 Millionen Hektoliter im Werte von 6—10 Millionen Kronen. Sie war früher weit ergiebiger und kam an Wichtigkeit dem Dorschfang ungefähr gleich. Der Rückgang in der

Ausbeute kommt daher, daß die früher überaus stark betriebene Fischerei auf den Frühlingshering, den Vaarsild, in den Monaten Januar und Februar sehr an Bedeutung verloren, ja in einzelnen Gebieten fast aufgehört hat. Dagegen ist zum gewissen Ausgleich der erst seit 1865 einsetzende Fang auf den Sommerhering, den sogenannten Fetthering, sehr wichtig geworden.

In den ersten Monaten des Jahres nähert sich der Hering in Zügen von Milliarden Fischen den vom Golfstrom erwärmten Wasserschichten, um seinen Laich in der Umgebung der flachen Küstengründe abzusetzen.

Das Heringsweibchen laicht mehrere Male und spritzt jedesmal 40—65000 Eier (das des Dorsches sogar 9 Millionen), die natürlich zum weitaus größten Teile zugrunde gehen. Es wird gesagt, daß das silberglitzernde Heringsmännchen, um die Milch abzugeben, sich in der Laichzeit unaufhörlich um sich selbst drehe und einen possierlichen Anblick gewähre.

Das Zusammensein des Fisches in solch unendlichen Mengen, daß mächtige Dampfer sich oft schwer durch die Züge, die in einer Länge bis zu 15 km auftreten, durcharbeiten und daß er oft mühelos mit Schaufeln in die kleinen Boote hineingeschöpft wird, scheint ein ewiges Wandern zum Auffinden ausreichender Nahrung zu bedingen. Dies Umherziehen des Herings beschränkt sich indessen auf bestimmte Gebiete. Er bleibt in den Meeren des nördlichen Europas; und zwar bewohnt er die Nordsee und die Atlantik zwischen Nordkap und Biskayabusen bis nach der nordamerikanischen Küste hinüber, ferner die Ostsee und das Weiße Meer, während er in den mittleren und südlichen Zonen des Atlantischen Ozeans fehlt. Man nimmt an, daß ‚King Herring‘ gewöhnlich in der Tiefe des Meeres lebt und nur zur Liebeszeit und in der Verfolgung der kleinen Seekrebse zeitweilig an die Küste und ans Oberwasser kommt.

Der Fisch scheint seine Laichplätze zu ändern. Bekanntlich sind die Heringszüge im Nordlande häufig längere Zeit ausgeblieben. So ließen sie sich in den Jahren 1650—54 und 1784—1808 vergeblich erwarten, und letzthin zeigte sich zu Anfang der siebziger Jahre eine starke Abnahme. Der Hering blieb auch von 1904 ab der früher von ihm vielbesuchten Elbmündung fern und ist dort erst wieder vor kurzem aufgetreten. In gleicher Weise hat die Ostsee-Heringsfischerei schwere Enttäuschungen erfahren.

Das Verschwinden und Wiederkehren des Winterherings hat zu allerlei Vermutungen Anlaß gegeben. Einige sagen, daß nach gewisser

Zeit ganze Meeresteile durch die ungeheuren Scharen der gierigen Jäger von den kleinen Lebewesen so ausgeraubt seien, daß die Heringe andere Gebiete aufsuchen müßten, bis sich die früheren durch die längere Schonzeit genugsam wieder erholt hätten, daß also die Heringszüge an die nordische Küste überhaupt nur innerhalb bestimmter Zeiträume erfolgen; andere meinen, daß der Hering selbst wie der Maikäfer nicht gleichmäßig gut gedeihe; und die neueren Forscher erklären, daß er seinen Standort überhaupt nie verlasse und auch immer ungefähr gleich zahlreich vorhanden sei, daß er aber häufig weiter ab von der Küste in den ferneren Gewässern verbleibe, wo man ihn verfehle.



Kap Stat.

Mögen auch noch soviele Heringe gefangen, noch so viele von Raubfischen verzehrt werden, noch soviel Eier zugrunde gehen, das wohlschmeckende und oft begehrte Tierlein wird nicht sobald aussterben. Von den unermeßlichen Schätzen, welche die weiten und tiefen Weltmeere überhaupt bergen, vermag der Mensch sich auch nicht eine annähernde Vorstellung zu machen. Es ist einer späteren Zeit, wenn die Erträgnisse des Ackerbodens für die Menschenzahl nicht mehr reichen, vorbehalten, diese Reichtümer in ganz anderem Umfange und mit ganz anderen Mitteln, als heute geschieht, nutzbar zu machen. Diese Speisekammer wird schwer zu leeren sein.

Die gewöhnlichen Laichplätze des Herings sind die Küstenstrecken

zwischen Kap Stat und Kap Lindesnaes, d. h. zwischen 62 und 58°. In den Jahren 1805—30 laichte er hauptsächlich in der Nähe von Bergen, 1830—39 zwischen dem Flekkefjord und Farsund, in den siebziger Jahren zwischen 61° 40′ und 62° 30′. Heute zeigt sich der Vaarsild in größter Menge bei Stavanger und in den unerschöpflichen Fischgründen von Asvaer im Helgelande.

Der zwischen Bergen und Stavanger gefangene Vaarsild liefert einen Jahresertrag von ungefähr 600000 Tonnen.

Wie beim Dorsch ist das Anzeichen des Kommens der Heringszüge von Ende Januar ab das Erscheinen vieler Walfische, die ihnen nachstellen und sich durch die aufgespritzten Wassersäulen verraten, und das Auftreten gewaltiger Wolken von Möwenschwärmen, welche auf die Unzahl der Fische, sobald sie sich an der Oberfläche zeigen, herabschießen und wie die Bartwale leichte und reiche Beute haben. Auch in den Bäuchen der Dorsche und Seifische, welche zu dieser Zeit außerhalb der Küste gefangen werden, findet man viele Heringe.

Dringt der Hering zum Laichen oder auf der Flucht vor Walen und Möwen in die Fjorde, so wird er hier mit Sperrnetzen gefangen.

Das Netz wird an der einen Seite der Bucht befestigt und dann das andere Ende vermittelst Nachen an das gegenüberliegende Ufer gezogen und dort gleichfalls befestigt, so daß der Heringsschwarm durch eine Art Wand abgeschlossen ist. Um das Zurückdrängen der Fische gegen das Netz zu verhindern, fahren die Fischer in ihren Booten an letzterem entlang und heben und senken im Wasser unaufhörlich weiße Bretter, wodurch sie die Tierchen fortängstigen. Durch kleinere, zwischen zwei Boote gespannte Netze werden die verschüchterten Fische dann immer weiter an das Buchtende getrieben und hier mit Sacknetzen, den sogenannten Catchern, wie Reis aus dem Suppentopf geschöpft und an Land geschleudert. Oft steht der Fisch hier so dicht, daß er mit Schaufeln an die Küste geworfen werden kann.

Diese Art des Fanges ist aber unsicher, da der Hering nicht immer so nahe an die schmale Bucht herankommt und bei unebener Bodengestaltung leicht unten durchschlüpft.

Gewöhnlich wird deshalb von Booten aus in weiter Bucht und offenem Küstengewässer der übliche Fang mit Treibnetzen statt Sperrnetzen betrieben.

Die für die Treibnetzfischerei benutzten Boote sind mehr zum Segeln als zum Rudern eingerichtet. Da die Fischer wegen der Unregelmäßigkeit der Stims ihren Standort oft ändern müssen, mieten gewöhnlich 4—5 Bootsmannschaften, ähnlich wie in höheren Breiten beim Dorsch-

fang, ein kleines Fahrzeug mit Verdeck, schlagen Betten auf und legen Lebensmittel und Kleidung hinein. Ein Fangboot hat eine Besatzung von 4—5 Mann und 20—60 Netze. Steine dienen als Senkgewichte, Kork gewöhnlich als Floß.

Wird ein Heringszug in der Nähe vermutet, so fahren einige hinaus und werfen die Treibnetze aus. Gelingt der Versuch, so kommen die anderen nach. In der Regel werden die Netze nachmittags und abends gelegt und am anderen Morgen gehoben. Häufig werden mit einem Netz über 1000 Fische gefangen. Flächen von einer Quadratmeile sollen früher von mehr als 1000 Booten bedeckt und Tausende mit der Hebung der Netze und der Löschung des Ertrages beschäftigt gewesen sein. Der Frühlingsfang allein soll früher gewöhnlich von 40000 Personen mit 8000 Booten vollführt sein.

Hunderte von kleinen Fahrzeugen bringen die Heringe von den Löschplätzen der Fischerboote nach den umliegenden Salzereien. Hier herrscht überall ein geschäftiges Treiben, ein Regen und Wegen von tausend kräftigen Händen.

Sobald der erbeutete Hering an Bord der Förderschiffe oder in den Salzereien ist, wird er mit einem Schnitt und einem Griff, meist von Frauen, ausgeweidet und schichtenweise mit Salz in Tonnen gebracht. Am nächsten Tage wird der leere Raum mit Salzlake ausgefüllt und das Faß zugemacht.

Ist der Ertrag sehr reichlich, wird der Fisch oft unausgekehlt gesalzen und so verschifft, nachher aber ausgekehlt und umgesalzen.

Eine Tonne Fettheringe wird an Ort und Stelle mit rund 20 Kronen berechnet. Es gehen etwa 400 Stück auf eine Tonne, der Winterheringe aber 500—560 Stück.

Es wird berichtet, daß es kaum ein eigenartigeres und fesselnderes Schauspiel gebe, als die Beobachtung des Heringsfanges im Februar und September.

Der Hering, den wir genießen, ist durch die Salzlauge entstellt. Kommt er im Netz unmittelbar aus der tiefen See, oder schnellt er über die Wasserfläche, so schillert er im Sonnenschein wie lauteres Silber. Er ist als Tiefseefisch ein sehr empfindliches Tierlein. Er stirbt gleich, nachdem man ihn seinem Elemente entrissen hat. In Aquarien geht er trotz sorgsamer Pflege immer bald ein.

Der im Februar und auch März gefangene Milch- und Rogenhering ist mager und wird jetzt fast ausschließlich von den östlichen Völkern, den Finnen, Russen und Polen, verspeist.

Viel fetter, schmackhafter und darum begehrter als der Vaarsild ist der Sommer- oder Fetthering, mit dessen Fang man sich deshalb heute weit mehr befaßt als mit dem des Frühjahrsherings, der zudem, wie erwähnt, nicht mehr so zahlreich auftritt wie vor Jahrzehnten.

Etwa um das Jahr 1865 zeigten sich im Spätsommer und Herbst an der Küste von Vesteraalen, der nordwärts sich an die Lofoten anschließenden Inselgruppe, mächtige Stims eines großen und fetten Herings, dem man anfangs wenig Beachtung schenkte. Als sich sein Erscheinen aber regelmäßig wiederholte und die Züge auch dem Festlande näher kamen, rüstete man sich zum Fange aus, der gleich so ergiebig war, daß im ersten Jahr ein Ertrag von 200 000 Tonnen erzielt wurde. Seitdem hat dieser Hering die Schärenküste alljährlich besucht, ohne daß man bis heute seine Laichplätze genau ausgekundschaftet hat.

Im November und Dezember kommt dieser Hering südlich bis zum 63.° hinab.

Im November, Dezember und Januar erscheint eine dritte Heringsart, der sogenannte Storsild oder Nordhering, an der norwegischen Küste. Sein Fang wird besonders in Norland und Südfinmarken eifrig betrieben. —

Während im Dorschfang etwa 70 000 Menschen mit 16 000 Booten tätig sind, beschäftigt die Heringsfischerei rund 40 000 Personen mit 8000 Booten. Insgesamt sind also im Fang auf Dorsch und Hering über 100 000 Personen tätig.

Der Stockfisch geht besonders als Fastenspeise nach den katholischen Ländern des Südens. Die wichtigsten Abnehmer sind Spanien und Italien, letzthin sogar Brasilien und China. Spanien soll in einzelnen Jahren 30—32 Millionen Kilo Dorsch aufgenommen haben. Die Heringe werden hauptsächlich nach Rußland, Polen und Deutschland ausgeführt.

Man darf wohl behaupten, daß bei den neuzeitlichen Verkehrs- und Lebensverhältnissen der Verbrauch an getrocknetem und gesalzenem Fisch abnimmt. Es gab früher Gegenden, ja ganze Länder, wo die breiten Volksschichten das Jahr über kaum anderen Fisch als in getrocknetem und gesalzenem Zustande genossen. Heute verlangt auch der kleinste Mann im Inlande allwöchentlich seinen frischen Schellfisch oder Kabeljau. Immerzu wird das Volk auf dieses billige und gute Nahrungsmittel hingewiesen und der Bezug mehr und mehr erleichtert. Je mehr der Verbrauch wächst, um so frischer wird der Seefisch überall zu erhalten sein.

Auch der Hering wird jetzt schon im europäischen Binnenlande vielfach in frischem Zustande genossen. Die kleinen Segler, die sogenannten Heringslogger, werden immer mehr von den Heringsdampfern verdrängt, die im Dienste der Großindustrie stehen und mit allen Errungenschaften der Neuzeit, besonders großen Kühlräumen, ausgestattet sind und die Fangbeute viel schneller an die Küsten befördern können als die Segelschiffe. Der alten, selbständigen Loggerfischerei scheint das Todesurteil gesprochen zu sein.

IV. Der Fang der übrigen Seenutztiere.

Seifisch — Lachs und Seeforelle — Hummer — Brißling — Makrele — Robbenschlag — Gesamtertrag.

Außer dem Dorsch und Hering wird an der norwegischen Küste auch der Seifisch in großer Menge gefangen. Er zeigt sich, dem Winterhering nachjagend, von Dezember bis März zwischen 60° und 62°. Die jährliche Ausbeute beträgt ungefähr 2—3 Millionen Stück. Seine Leber wird zu Tran verarbeitet, der Rumpf zu Rotskjär getrocknet, welcher hauptsächlich nach Rußland geht.

Sehr eifrig liegt man auch innerhalb der Schären, in den Fjorden, in den Flüssen und dem Meere selbst dem Lachs- und Forellenfange ob. Für den einen wie für den anderen sind ebenfalls besondere Gesetze erlassen. Lachs und Seeforelle dürfen von Mitte September bis Mitte Februar weder in den Flüssen noch im Meere gefangen werden. Jeder erbeutete Fisch, der nicht über 20 cm lang ist, muß wieder ins Wasser geworfen werden.

Der Lachs und die Seeforelle erheben sich im Frühling aus den Tiefen des Meeres, um im Süßwasser der Flüsse und in den zahlreichen mit dem Meere verbundenen Landseen zu laichen und dann im Herbste wieder in den Ozean zurückzukehren. Der Lachsfang der Flüsse ist zumeist in den Händen der Engländer, die das Fischrecht von den Besitzern der Ufer für auffällig hohe Summen pachten.

Der Lachs wird auch durch Anwendung von Fackeln, ja von elektrischem Glühlicht erbeutet. Er wird vom Licht angezogen, bleibt dann unbeweglich an der Oberfläche und läßt sich an der Gere aufspießen.

Man erblickt oft an den schwarzen Felswänden breite, weiße, senkrechte Striche. Man hat diese Farbstreifen angebracht, um den Seeforellen, die bekanntlich das frische, kühle, nahrungspendende Fließ-

wasser suchen, einen Wasserfall vorzutäuschen. Aber da, wo er scheinbar in die lauwarmen Golffluten hineinbraust, waltet wieder Menschentücke, harrt das Netz, in dem sie sich verstricken.

Man sieht auch unten an den steilen Felsen häufig schwarze und weiße konzentrische Ringe, die wie eine Zielscheibe aussehen, und grübelt über ihre Bewandtnis. Es sind ‚Marke', Zeichen, die den Fischer aufmerksam machen, daß in ihrer Mitte eiserne Ringhaken eingetrieben sind, woran die Boote befestigt werden können.

Eine ergiebige Erwerbsquelle für mehrere Küstenstriche ist auch der Hummerfang. Der Hummer hält sich im Winter meist in den tiefen Gewässern auf, nähert sich aber im Sommer der Küste, besonders von der schwedischen Grenze bis nördlich nach den Lofoten, wo er den steinigen und mit Tang bewachsenen Boden aufsucht.

Er wird in den bekannten tonnenförmigen Körben[1]) gefangen, deren Böden derartig geflochten sind, daß er durch die sich trichterförmig nach innen hin verengenden Löcher hinein-, aber nicht wieder hinauskommt. Als Lockspeise dienen Heringe und kleine Fische. Die Körbe werden mit Steinen beschwert und morgens gehoben. Der Fang, der jährlich rund 3 Millionen einbringt, ist vom 15. Juli bis 30. September verboten.

Die Hummer werden, wie auch viele Fische, in kleinen durchlöcherten Fahrzeugen, durch die das Meereswasser ein- und ausströmt, lebendig nach den Küstenplätzen des In- und Auslandes geschleppt.

Ziemlich beträchtlich ist der Fang des Brißlings, der, mit Sperrnetzen erbeutet, ein Hauptnahrungsmittel der norwegischen Bevölkerung darstellt und auch — etwa 50 000 Tonnen jährlich — ausgeführt wird. Von den frischen Brißlingen werden, besonders im Kristianiafjord, die Anchovis mit Salz, Öl, Gewürznelken, Lorbeerblättern und anderen Gewürzen hergestellt.

Auch der Makrelenfang ist recht bedeutend. In einem Boote werden mit Schnüren und Netzen oft 2—3000 in einer Nacht gefischt. Als Köder dient ein rotes Tuch, auf das der gefräßige und vielleicht neugierige Fisch wild losstürzt[2]). Etwa 2500 Boote befassen sich mit der Erbeutung. Das jährliche Gesamtergebnis ist 30—35 Millionen Fische, von denen ungefähr 7 Millionen, frisch in Eis verpackt, nach England gehen und dort gebraten als Frühstücksspeise dienen.

[1]) Die plattdeutschen Fischer nennen sie Tütebellen.

[2]) Auch andere Fische, wie der Kabeljau, fahren ungestüm auf grellfarbene Gegenstände los, die deshalb zum Fange viel gebraucht werden.

Endlich werden Lenge, Brosme, Heiligbutten und noch andere Nutzfische in den norwegischen Gewässern ziemlich zahlreich gefangen, aber nur wenig ausgeführt.

Der mühselige und abenteuerliche Robbenschlag wird mit etwa 20 eigens hierzu erbauten Dampfern und Segelschiffen betrieben. Die Schiffe haben schwere Planken und am Vorderteil mächtige Eisenpanzer, um durch das Eis brechen zu können. Jedes Fahrzeug hat 40—50 Mann Besatzung, 8—9 Boote und viele Büchsen und Keulen zum Schießen und Niederschlagen der Klappmützen. Der Speck wird abgeschunden und in großen Fässern oder Eisenkisten zum späteren Auskochen aufbewahrt.

Über den Walfischfang sind an anderer Stelle Mitteilungen gemacht[1]).

Der Robbenschlag und Walfischfang bringen dem Lande einen Gesamtertrag von 2½ Millionen Kronen, die gesamte Küstenfischerei, wie erwähnt, alljährlich über 30 Millionen; und zwar betrug in den letzten Jahren der Gesamtwert der norwegischen Küstenfischerei 15 Millionen Kronen Dorsche, 10 Millionen Kronen Heringe, ¾ Millionen Kronen Makrelen, 1 Million Kronen Lachse und 5½ Millionen Kronen andere Fische.

---

[1]) Vgl. den Abschnitt über Spitzbergen, Seite 401—416.

Kapitel 21.

Tromsö.

Ankunft in der Frühe — Lappen an der Kaimauer — Ihr Leben und Treiben — Besichtigung der zweitnördlichsten Stadt der Erde — Ihre öffentlichen Bauten — Ihre Bedeutung und natürliche Lage — Das Stadtbild und die Bauweise der Häuser — Markt, Straßen, Läden — Die Bevölkerung — Das Grand Hotel — — Der Handwerksmeisterkongreß — Die Jacht des Prinzen Heinrich — Feilschen mit den Lappen.

Ein knatterndes Stoßen weckte mich aus schwerem, unruhigem Schlafe. Andere, gewohnte Geräusche gesellten sich. Ich merkte, daß wir anlegten.

Unsere Kammer lag steuerbordwärts. Ich richtete mich in meinem behaglichen Bett auf und schaute durch das Bullauge. Das Auge blickte auf schwarzbraune, öl- und teerdurchtränkte, gesplitterte Balken.

Wir mußten in Tromsö angekommen sein, dem Ausgangshafen der arktischen Fischerflotten und dem Ausrüstungsplatz der nordpolaren Forschungsunternehmungen.

Romantische Bücher über nordische Entdeckungsfahrten hatte ich von Jugend auf, wo immer ich ihrer habhaft werden konnte, verschlungen. Tromsö spielte eine Hauptrolle in ihnen und hatte in mir das Sehnen erweckt, all seine Seltsamkeiten einmal mit leiblichen Augen zu sehen.

Es war sechs Uhr morgens. Ich zog mich flugs an, eilte aufs Verdeck und sah die nicht unansehnliche Stadt in schwerer Morgenstimmung vor mir liegen. Ein Hintergrund leuchtender Firnpracht hob sie wirkungsvoll ab.

Mehr noch als das Stadt- und Hafenbild fesselten mehrere sonderlich gebildete und gekleidete Gestalten. Dicht vor der Landebrücke standen winzige, krummbeinige Kerlchen mit starrem, dunklem Haar und breitem, knochigem Gesicht, allerlei Gegenstände aus Renntiergeweih und Seehundfell, wie Gürteldolche, Papiermesser, Löffel, Taschen, Mützen, Komager, feilhaltend. Die Hosen aus Renntierhaut waren unlöslich und eins mit den Schuhen um die dünnen Beinchen verschnürt, so daß die Krummbeinigkeit noch mehr hervortrat; den Oberkörper hüllte ein bunt eingefaßter Kittel aus behaartem See-

hundsfell; auf dem Kopfe saß eine Seehundfellmütze altphrygischer Form.

Wir hatten Lappen[1]) vor uns. Der kühle Morgenwind hatte ihr Antlitz gerötet, aber diese frische Gesichtsfarbe konnte nicht über ihr elendes Aussehen hinwegtäuschen. Ein Völkchen auf der Aussterbebahn, welches das Geschick der Indianer teilt, welches die Kultur immer mehr zurückdrängt und mindert wie das Renntier, das treu zu ihm hält und ihm selbstlos Nahrung und Kleidung bietet.

Rechts seitwärts vor einem Holzzaun unterhalb der schmucken



Tromsö.

Holzkirche, die ein spärlicher Birkenhain umrahmt, lagert eine ganze Lappenfamilie, kleine Kindertäschchen aus Seehundfell mit bunten Läppchen benähend und zum Verkauf anbietend. Aus einer winzigen, tragbaren, kunstvoll angefertigten Lederwiege mit Holzeinlage und Verdeck am Kopfende schreit, eng eingeschnürt, ein kleines Kind. Die ausgedörrte Frau, in der man eher die Großmutter als die Mutter des Kindes vermutet, schaukelt den Säugling. Da sie es nicht beschwichtigt, öffnet sie sorglos ihren Fellkittel und nimmt das blasse Geschöpf samt der Wiege an ihre vertrocknete Hängebrust. Dabei pafft sie behag=

[1]) Vgl. das besondere Kapitel über das Lappenvölkchen, Seite 485—503.

lich in schnellen Zügen aus einer kurzen Mutzpfeife, wirft diese aus einem zahnlosen Mundwinkel in den anderen und bringt es fertig, dabei die Schar der neugierig herbeigeeilten Fremdlinge gefallsüchtig anzulächeln und anzublinzeln. Sie war an Jahren vielleicht noch ein junges Menschenkind, dies ausgemergelte Nomadenweib, und eine begehrte Schönheit in den Augen der Lappenmänner. Sobald sie das kleine Kind von der Brust nimmt und in der Wiege wieder auf die Erde setzt, drängt ein Mädchen von zwei Jahren herbei und will jetzt als zweite die süße Muttermilch. Es erhebt ein lautes Geschrei, als es diesmal von der handelseifrigen Mutter beiseite geschoben wird, und läßt sich erst von uns durch ein Stück Schokolade besänftigen.

Ich kaufe den Männern zwei Papiermesser und der Frau ein Handtäschchen ab und muß, da ich das Feilschen noch nicht verstehe, für die ersteren je eine Krone und für das letztere anderthalb Kronen bezahlen.

Die Pygmäen waren in der Frühe aus dem etwa zwei Stunden entfernten Lappenlager im Tromsdal herbeigekommen, um ihre selbstangefertigten Gegenstände an die Schiffsreisenden zu verhandeln.

Nach dem Grenzkontrakt von 1751 haben die schwedischen Lappen das Recht, im Sommer nach der norwegischen Küste zu ziehen, und umgekehrt die norwegischen Lappen das Zugeständnis, im Winter nach Schweden zu wandern. Es gibt in beiden Ländern und Rußland insgesamt etwa 30000 Lappen. Sie sind die letzten Reste des großen Volksstamms, der einst ganz Skandinavien beherrscht haben soll[1]).

Nach dem Frühstück besichtigten wir die Stadt. Sie zählt jetzt 10000 Seelen und hat zwei Kirchen — eine evangelische und eine katholische —, Gymnasium, Lehrerseminar, Landgericht und ein ziemlich interessantes naturwissenschaftliches und völkerkundliches Museum, worin naturgemäß Fische und Fischfang besonders berücksichtigt sind.

Die Bewohner sind sehr rührig, unternehmend und mutvoll. Die kühnen Eislotsen haben in Tromsö ihren Sitz. Einige besitzen eigene kleine Dampfer oder Anteile daran und verdienen sich durch die Ausrüstung von polaren Forschungs- und Jagdunternehmungen ein gut Stück Geld. Auch die zahlreichen Nordmeerfischer haben hier ihre Wohnstätte. Sie wagen sich in weite Ferne und gelangen auf ihren Zügen bis in die gefahrvollen Gebiete von Ostgrönland, Nowaja Semblja und Franz-Josefland.

Wir sahen Tromsö nicht im besten Licht. Ein wolkenbehangener Himmel lastete auf der Stadt.

---

[1]) Siehe Seite 485 und 491, 492.

Sie liegt, wie schon der Name besagt, auf einer Insel. Ein eigentlicher Hafen ist nicht vorhanden. Der sehr enge Sund macht nach beiden Seiten hin gleich starke Biegungen und legt so die Reede von Tromsö in solchen Schutz, daß jedes Fahrzeug anlegen kann.

Kirchen und Häuser sind aus Holz gebaut, der erste stattliche Steinbau wurde gerade an der Hauptstraße, der Storgade, d. h. der Ladenstraße, errichtet. Die einen sagten mir, es wäre der Neubau der Sparbank, andere der Post und des Telegraph, die sonst im Norden, auch an kleineren Orten, in verschiedenen Gebäuden untergebracht sind.

Die Stadt lehnt sich sanft an den Abhang an. Im Hintergrunde



Tromsö mit dem Hintergrund der Firnberge.

zeigen sich auf den Höhen breite Firn- und Gletscherstreifen und mahnen an die Nähe der eisigen Gefilde. Tromsö selbst wird vom Golfstrom geheizt und hat so milde Winter, daß der Hafen niemals zufriert.

Vier bis fünf Längsstraßen laufen parallel übereinander hin und werden von einer größeren Anzahl kürzerer, nach dem Seeufer hingehender Querstraßen senkrecht durchbrochen. In den oberen neuen Straßen befinden sich ganz hübsche Holzvillen; auch bemerkten wir eine Fabrik mit ziemlich hohem Schornstein.

Die Häuser waren meist nach dem Blocksystem errichtet. Die Bauweise ließ sich am besten an den Neubauten erkennen.

Die Holzhäuser ruhten auf einem Unterbau von unbehauenem

Granit. Die Blöcke wurden mit einer Art Hanf verstopft, Latten auf sie geschlagen und hieran innen wie außen Bretter genagelt, deren Berührungslinien wieder durch Schmalleisten verdeckt wurden.

Höher am Berghang sahen wir recht reizende Landhäuser in norwegisch-schweizerischem Stil. Diese waren durch anmutige Erker und allerlei Schnitzereien und Zierrat verschönt und von freundlichen Gärten umgeben, worin unsere heimischen Gemüse, Möhren, Spinat, Stielmus, gezogen wurden und allerlei Blumen, Stiefmütterchen, Sonnenblumen, Astern und besonders eine große Bärenklaue, wie sie bei uns in Wiesen an sumpfigen Stellen wächst, unter fast 70° in frischer Pracht blühten. Die Freundlichkeit der Häuser wurde erhöht durch sauberen, farbenfreudigen Anstrich. Auf den Dächern sahen wir fast durchgehend Pfannen, selten Rasen, der sonst ja charakteristisch für das norwegische Holzhäuschen ist.

Auf dem Marktplatz an der Storgade wurden allerlei Früchte, Kartoffeln, Rüben, Blaubeeren, Preißelbeeren, feilgeboten und natürlich hauptsächlich Fische zum Verkauf gebracht. Ich fragte nach dem Preis des frischen Herings und wunderte mich, daß hier in dem so fischreichen Norden doch 2 Öre (2½ Pf.) für das Stück verlangt wurden. Vielleicht war es der Einzelpreis.

Unter den Läden fielen besonders diejenigen in die Augen, welche den Fremden allerlei nordische Artikel, Pelzwaren, Geschmeide und Raritäten, boten. Das größte und sehr empfehlenswerte Geschäft der ersteren Art war wohl das von Klaus Andersen, gleich links an der breiten Straße gelegen, die vom Landeplatz hinauf in die Stadt führt.

Mir fielen die zahlreichen Eisenwarenhandlungen auf, die auch Gewehre an die Polarfahrer verleihen. Sie erklären sich daraus, daß der Nordländer und zumal der Opsiddere in allem sein eigener Handwerker ist, dazu aber der eisernen Werkzeuge bedarf, die allein er sich nicht selbst herstellen kann.

Die Geschäftsschilder trugen viele deutsche Namen. Besonders häufig trat der Name Hansen auf. Man findet in Norwegen vielfach dieselben Familiennamen wie in Deutschland.

Der Feuersgefahr wegen sind die Straßen wie fast überall in Norwegen breit angelegt. Den Fußverkehr erleichtern zu beiden Seiten breite Bürgersteige, die mit anderthalb Meter langen Steinplatten belegt sind. Auf den Straßen fahren ganz niedrige einachsige Karren mit auffallend kleinen Rädern, meist von den falben Pferdchen gezogen.

Die Stadt macht einen wohlhabenden, ja modernen Eindruck. In ihrer Mitte zieht sich oberhalb und unterhalb eines Musikkiosk eine

von Rasenstreifen flankierte Birkenallee hin. Selbst ein Kinematographentheater, Zeitungstempelchen und Bedürfnisanstalten fehlen nicht.

Die Bevölkerung ist meist gut gekleidet und gut aussehend. Volkstrachten erblickt man nirgendwo an nordischen Küstenplätzen. Wir sahen allerdings auch einige Blödsinnige, darunter einen seltsamen Mann mit dickem Knabenkopf und einem großen Schlabberschurz unter dem Kinn.

Gegenüber der Post liegt das ‚Grand Hotel', das erste Gasthaus der Stadt. Da es noch nicht ganz sicher war, ob meine Frau die Spitzbergenreise mitmachen würde, sah ich mir seine Wohn- und Gastzimmer



Phot. Atelier Schaul, Hamburg.

Blick auf den Hafen von Tromsö.

an. Ich fand es nicht gerade unfreundlich, aber doch nicht ganz behaglich nach unseren deutschen Gewohnheiten. Die Ausstattung der großen, aber nur wenig Möbelstücke enthaltenden Räume, die niedrigen Betten muteten etwas fremd an. Die Preise entsprachen ungefähr den deutschen Gasthofpreisen; man forderte für das Bett 2,50 und für die Hauptmahlzeit 2 Kronen.

Ich nahm dann ein Schwimmbad; doch erschien mir das Wasser viel kühler als in Bergen und Drontheim. Es wurde mir indes gesagt, daß in letzter Nacht eine plötzliche Abkühlung erfolgt wäre und das Thermometer gestern noch im Schatten 24½° C gezeigt hätte.

Nach dem Bade wanderten wir auf einer der Straßen den Berghang hinauf und hatten oben von einer neu erbauten Schule aus einen hübschen Blick auf Stadt, Hafen, Meer und die Höhen der gegenüberliegenden Inseln, die bis tief unten mit Neuschnee bedeckt waren.

Wir bemerkten hier oben auch Ebereschen neben den spärlichen Birken. Vor den Häusern flatterte an spiralig gestrichenen Fahnenmasten das norwegische Banner. Ich glaubte zuerst, daß diese festliche Beflaggung der sommerlichen Helligkeit gälte, wurde aber belehrt, daß heute mittag von Drontheim aus der Besuch der Teilnehmer an einem Handwerksmeisterkongreß erwartet würde.

Als wir wieder an den Hafen zurückkamen, fuhr auch gerade der reich bewimpelte Dampfer Andenaes ein. Helle Musikweisen erklangen, Hurrarufe erschallten von Bord und wurden von der Tromsöer Bevölkerung, die sonntäglich gekleidet sicher zum Halbteil zusammengeströmt war, lebhaft erwidert.

Wir bemerkten hier wie auch sonst in norwegischen Küstenstädten auffallend viel Mitglieder der Heilsarmee mit dem Worte ‚Trelsesarmeen' an der rotrandigen Mütze.

Das Hochrufen und Begrüßen wollte kein Ende nehmen. Man merkte, wie abgeschlossen von der Welt die Tromsöer sonst sein müssen. Hier ging der Nordmand einmal aus sich heraus.

Im Hafen lag auch die Jacht Carmen des Prinzen Heinrich[1]), ein schmuckes Fahrzeug, worauf die preußische und deutsche Fahne wehte. Auch unser Dampfer führte, weil seine Fahrt von Hamburg ausgegangen war, nach altem Schiffsbrauch am Achter die deutsche Flagge.

Vor dem Kong Harald vollzog sich wieder ein unterhaltsames Feilschen mit den Lappen. Es war weniger der Wunsch, in den Besitz der Verkaufsgegenstände zu kommen, als die Spaßhaftigkeit dieses Kuhhandels, was uns alle in dieses Schachergeschäft hineinzog.

Es waren kaum noch Touristenschiffe zu erwarten, der Nomadenzug der Lappen ging auch bald wieder landeinwärts; und so suchten sie nun im letzten Augenblick alles an den Mann zu bringen.

Für Papiermesser, die sie anfangs zu einer Krone ausriefen, wurden 10 Öre geboten. Sie antworteten mit einem ewigen, verachtungsvollen „ikke, ikke", gingen aber schließlich bis auf 25 Öre zurück. Überaus belustigend waren die deutschen Brocken, über die sie verfügten, und die Unruhe, die sich ihrer um so heftiger bemächtigte,

---

[1]) Siehe Seite 365 und 391.

je mehr die Abfahrt herannahte. Sie glühten und zappelten vor Erregung, vergaßen aber ihren Vorteil nicht.

Ich erstand, als das Schiff schon abgestoßen war, für meine Frau noch ein Paar warme Komager für 2 Kronen statt der anfänglich geforderten 5 Kronen. Das kleine Männchen hielt sie aber zurück, mir durch Zeichen kundgebend, daß er sie über die Reeling werfen würde, sobald das Geld in seinen Händen wäre. Ich wickelte die 2 Kronen in Papier und forderte das Männlein gleichfalls durch Zeichen auf, mit mir zugleich den Wurf zu wagen. Ich mochte schon all der be-



Hauptstraße in Tromsö mit neueren Bauten.

lustigten Zuschauer wegen nicht der Gefoppte sein und mir von dem pfiffigen Lappen nach Empfang des Geldes keine Nase drehen lassen. Die Tromsöer nickten und winkten mir aber ermutigend zu, so daß ich doch das Geld an Land warf in der Hoffnung, nun auch sofort die Komager zugestellt zu erhalten. Der mißtrauische Zwerg hütete sich aber, hob das Paketchen auf, öffnete das Papier, und erst nachdem er sich überzeugt, daß ich ihn nicht beschwindelt — es war auch bei ihm vielleicht mehr die Furcht vor dem etwaigen Spott als vor dem Geldverlust — warf er geschickt in weitem Bogen die Pelzschuhe auf das schon ziemlich weit entfernte Schiff.

Kapitel 22.

Ein Sturm im Skjaergaard.

Abfahrt von Tromsö — Ein steifer Nordost — Die wunderbare Stimmung der Natur nach dem Sturmwind — Seltsame Gestalten auf der Deckbühne — Eine erfreuliche Mitteilung des Kapitäns — Ein prächtiger Abend.

Unsere Abfahrt erfolgte gegen Mittag. Die Schiffskapelle spielte frohe Weisen, und mit Zuruf und Tücherschwenken ließen die Tromsöer uns scheiden. Die Norweger verleugneten ihre Natur.

Man vermeint, Tromsö liege an einem schmalen Fluß, so eng ist der Sund. Auf dem gegenüberliegenden Berge liegt bis tief hinab schillernder Neuschnee. Das große Schiffsthermometer zeigt $5\frac{1}{2}^{0}$ Réaumur. Ein schneidender Nordost fegt über Deck.

Zwar versucht die Sonne an den minder dichten Stellen der Wolkenwand einen Durchschlupf zu finden — weiter hinten gelingt es ihr auch wohl durchzukommen und einen in ihr helles Licht getauchten Felsrücken in wirksamen Gegensatz zu der nahen, schwarzen Steinmasse zu setzen —, aber bald gibt sie ihr Mühen auf und wendet sich hilfesuchend an Boreas, der die stahlblauen Wolkenballen mächtig dahinjagt, aber immer neuen Ersatz ins Feld geführt sieht.

Er gibt seinem Unmut auf Wogen und Schiff heftigen Ausdruck. Die Masten ächzen, das Schutzsegeldach flattert, grimme Wellen schlagen gegen die Planken und branden selbst über das Promenadendeck. Spritzer platschen an die nahe, finstere Felsküste zur Rechten und zergehen in Myriaden Schaumperlen. Zu weißem Gischt zerstiebt die Brandung an dem Leuchtturm zur Linken. Ein Segelschiff taucht auf, einmal hoch auf den Wogen thronend und dann fast bis zur Mastspitze hinter ihnen versinkend. Vögel huschen wie graue Schatten über die bleifarbenen Wasserberge dahin.

Ich hatte nie gedacht, daß der Skjaergaard so vom Odem des Sturmwinds durchpeitscht werden, in solche Wallung geraten könnte.

Ich stelle mich in wasserdichtem Wettermantel an gesicherter Stelle vor die Reeling und beobachte den Kampf des Bugs mit den anstürzenden Wellen. Dies Schauspiel übt immer den gleichen Zauber, und der salzige Wasserstaub in der kräftigen Brise schützt fast untrüglich gegen

die Seekrankheit, besonders wenn die Kopfbedeckung abgenommen oder weit zurückgeschoben wird. Man darf sich nur nicht unterhalten.

Wie ein Stier gegen seinen Feind, so reckt sich der Schiffsrumpf hoch auf, um mit voller Wucht und Schwere von oben nach unten mit seinem scharfen Bug in die aufständischen Wogen hineinzuschießen, die so scharf zerschnitten werden, daß die Hälften im Todeskampf sich hoch aufbäumen und mit dumpfem Prall schwer auf die Planken auffallen.

In immer neuen Formen wiederholt sich der Kampf. Oft hebt sich bei dem Niedersturz des Schiffes auf die andringenden Wellenmassen das Heck so hoch, daß die Schraube aus dem Wasser heraustritt und, auf kurze Zeit des Widerstandes beraubt, in Windeseile sich surrend



Nordlandküste im Neuschnee.

dreht, als ob sie lebendige Kraft sammeln wollte für den nahenden Augenblick stärkster Kraftentfaltung.

Es ähnelt dieses ruckhafte, ungewohnt schnelle Bewegen der plötzlich aus der See gehobenen Schraube der schnurrenden Umdrehung der Räder einer Eisenbahnmaschine, wenn sie bei glatten Schienen im ersten Antrieb ‚auf der Stelle‘ um sich selbst schwirren.

Wir kamen auch für einen Augenblick, da schützende Klippeninseln fehlten, in das offene Meer und fanden noch schwereren Kampf. Welche Freude, als wir links wieder zwei größere Schären entdeckten, auf denen vier Häuser mit Holzschuppen in plötzlichem Sonnenlichte prangten. Eins war ein höheres, längeres, zweistöckiges Gebäude, das sich beim Näherkommen als eine freundliche Holzkirche erwies.

Noch brauste der Nordost und brachte schneidende Kälte, aber die Wogen schlugen nicht mehr auf das Vorderdeck, und die Sonne lachte glücklich ob des Sieges über das Wolkenheer.

Ich hole einen zweiten Mantel und eine Decke heran und stelle mir einen Rohrsessel ganz vorne an den aufsteigenden Steven neben die Dampfwinsche, die von ihrem Mühen in Tromsö her noch angenehme Wärme ausströmt. Die Schären schützen vor dem Wogenprall, die Reeling vor dem Sturmwind, Winsche, Mäntel, Kamelhaardecke und Sonne vor der Kälte, die Buganhöhung gibt den Blick nach hinten frei, und eine Havanna krönt das Behagen.

Es währt recht kurz. Frau v. P. tritt an mich heran. Sie sieht noch völliger aus als ich. Ich soll nun alles häßlich finden. Und es ist doch so schön jetzt und so wunderbar dies Ersterben des Kampfes zwischen Sonne, Sturm und Wellen, dies Verschwimmen der fernen Scheitellinie zwischen Wasser und Luft in dichtes, graues, geheimnisvolles Düster, dies feine Dämmern in der Weite, dies Farbenleuchten, das die Sonne weckt auf Fels und Firmament.

Mit welcher Freude hatte ich durch eine Lücke der Reeling dem wechselvollen Wogenspiel zugesehen, wie auf den zerstiebten Spritzern Regenbogen tanzten, wie die letzten kleinen Schaumkämme sich in weißen Kügelchen auflösten, welche gesellig über die tiefblaue Meeresfläche dahinrollten und leise erstarben.

Andere wunderliche Gestalten treten auf der Deckbühne auf. In seltsamer Gewandung wanken sie auf und ab. Früher, als man zu hoffen gewagt, haben Sturzwogen und Nordwind freundliche Gelegenheit geboten, all die in Tromsö für die eisige Spitzbergenfahrt erstandenen Herrlichkeiten der staunenden Schiffsgesellschaft vorzuführen. Man zeigt sich in funkelnagelneuen Südwesteranzügen und ölgetränkten Fischergewändern, man prangt im kostbaren Blaufuchs, in Seehundjacken, Fausthandschuhen, Pelzmützen und Komagern.

Einige gehen von Backbord auf Steuerbord immer durch den Gang an der Salontreppe, weil sie dann schnell und unbemerkt einen Blick in die großen Seitenspiegel werfen können. Mehrere sehen in ihrem Pelzwerk aus wie aufrecht dahintrottende Bären. Träfe man sie in Spitzbergen, so würden kurzsichtige Jäger auf sie schießen.

Der Kapitän lächelt mir vom Ruderstuhl aus belustigt zu und kommt bald hinunter, um zu berichten, daß ein von Spitzbergen kommender Fangdampfer ihm gerade signalisiert habe, es seien ein bis zwei Häfen Spitzbergens offen. Er erzählte mir auch, daß er in Tromsö gehört hätte, es wären in der Sassenbai viele Renntiere beob-

achtet worden; leider würden wir diese in Eis liegende Bucht nicht anlaufen können. So unangenehm mir als Jäger diese letzte Nachricht auch sein mochte, so überwog doch durchaus die Freude, daß wir das Land unseres Sehnens wirklich erreichen würden. Da der ‚Blücher' des Norddeutschen Lloyd vor Spitzbergen hatte umkehren müssen, waren wir trotz der Nachricht in Digermulen alle noch recht im Ungewissen darüber, wie unsere Fahrt auslaufen würde. Im Fluge verbreitete sich die Mitteilung über das Schiff und rief bei fast allen Jubel, bei einigen



Abendliches Stimmungsbild am Gestade des hohen Nordens.

allerdings, die sich vor dem Eise ängstigten und statt der Spitzbergen=fahrt lieber noch einige der harmlosen Fjorde besucht hätten, eine schlecht verhohlene Traurigkeit hervor.

Im Schutz der Schärenflur war es unterdes ganz ruhig geworden. Der Gong rief zur Hauptmahlzeit. Es war eine Lust, zu beob=achten, mit welcher Inbrunst die Armen, die noch vor einer Stunde vor Meeresweh sterben wollten, ein Mahl von sechs Gängen bewäl=tigten.

Es scheint die Seekrankheit die Folge eines einfachen Reflexes der Kopfnerven auf die Nerven des Magens zu sein, ohne daß der letztere selbst weiter angegriffen wird.

Der Abend ist prächtig.

Nach dem Sturm hat sich eine wohltuende, satte Ruhe über die Natur gebreitet. Mit Lust atmen wir die würzige, feuchtigkeitserfüllte Luft und schwelgen in dem Genuß der eigenartig stimmenden Landschaft, die zwar ernst und schwermütig, aber von tiefer, weihevoller Schönheit ist. Eine ganz leise, den meisten unbemerkbar bleibende Dämmerung legt sich auf die fernen Berggipfel, graue Wolken lagern vor ihren schwarzen Flanken, und auf ihren Häuptern ruht ein mildglänzender Neuschnee.

Der uns folgende Neptun belebt das Bild. Sein schwarzer Kohlenrauch legt sich schwer auf das unbewegte, blaugrüne Wasser. Weich klingen die ersterbenden Töne der Musikkapelle, die drüben an Deck zum Kaffee spielt, zu uns herüber.

Kein Baum, kein Strauch, nicht Feld und Wiese sind zu schauen, nur Gras und Moos, nur Fels und Schnee. In wilde, geheimnisvolle Seitenbuchten schweift gerne der Blick.

Eine ganze Reihe von Dampfern, die hoch mit Holz beladen von Archangel kommen, fahren vorbei; einmal sehe ich in dem schmalen Meeresarm ihrer fünfe zugleich.

Wir beobachten das Emporschnellen der uns begleitenden Delphine und das Spiel der dem Kielwasser treu folgenden Seevögel, auf welche die Flintenbesitzer ebenso emsig wie erfolglos schießen. Besonders interessant ist es zuzusehen, wie die Raubmöwen mit ihrem schrillen Kreischen die anderen, zarter gearteten Vögel so lange umkreisen, bis diese solchem Zusetzen nicht mehr standhalten können und ihre Beute endlich fallen lassen, welche dann von ihren Widersachern geschickt erhascht wird, bevor sie das Wasser berührt.

Im Daseinskampfe der Menschheit soll es ähnlich zugehen.

Kapitel 23.

Hammerfest, die nördlichste Stadt der Erde.

Die Lage, Größe und Bedeutung der Stadt — Ein nächtlicher Spaziergang durch die Straßen — — Ein goldsonniger Morgen — Die deutsche Krankenschwester — Besuch einer Lebertransiederei — Wanderung nach dem Felsvorsprung Fuglnaes — Wohlhabenheit der Bürger — — Ihre Holzhäuser — Das Landhaus des russischen Konsuls — Die Reisenden fühlen sich nach dem Süden versetzt — Kein Bettel in Norwegen — Kodakfeuer vor der Meridionalsäule; Vorteile und Nachteile des Photographierens auf Reisen — Die Gradmessung von 1816—52 — Die Säule und ihre Inschrift.

Mit einer kleinen, durch den Seegang hervorgerufenen Verspätung langten wir um elf Uhr abends in Hammerfest an.

Das freundliche und niedliche Städtchen mit seinen sauberen, neuzeitlichen Häusern, die sich im Viertelkreis um die runde Bucht gruppieren, liegt unter 70° 40′ auf der Westseite der Qualö, der Walinsel.

Der Name Hammerfest erscheint schon zu Anfang des Mittelalters in den Handelsannalen von Finmarken. Es bestand aus einigen Fischer- und Lotsenhäusern und blieb lange ein kleiner Anlegeort. Im Jahre 1810 hatte es 44 Einwohner, im Jahre 1840 400, heute nahezu 3000. Es ist jetzt die Hauptstadt von Westfinmarken und ein wichtiger Stapel- und Handelsplatz.

Der Hafen ist von Fischerbooten und anderen Fahrzeugen ganz angefüllt. In die Bucht hinaus springen viele geräumige Speicher, auf Pfählen errichtet, die Giebel dem Wasser zugekehrt und mit Kranen versehen. Hier lagern ungeheure Mengen von Stockfisch. Er wird von russischen Schiffen geholt, die dafür Mehl bringen.

Der Geruch, der von den nahen Dorschtrockenplätzen ausgeht, erfüllt oft die ganze Stadt.

Elf Wochen lang, vom 14. Mai bis zum 28. Juli, schwebt die Sonne über dem Horizont. In der langen Winternacht wird Hammerfest elektrisch erleuchtet. Im Dezember muß man sich um 12 Uhr mittags ganz nahe ans Fenster stellen, um bei natürlichem Licht einige Zeilen zu lesen. —

Wir wollen alle noch einen Spaziergang in diese nördlichste Stadt der Erde machen. Sauber gekleidete, freundlich und frisch dreinschauende Neugierige harren unseres Kommens. Ein schmucker kleiner Segler liegt dicht neben dem anderen. Mit dem Vordersteven berühren sie die Kaimauer. Es sind die polaren Fischerboote, die heute noch gebaut werden, wie es im Mittelalter geschah. Die Dampfer und größeren Segelschiffe liegen weiter zurück verankert.

Vom Kirchturm schlägt's gerade Mitternacht, als wir ausgebootet sind. Zwar scheint die Sonne nicht, doch ist es hellichter Tag. — Und doch nicht Tag, und auch nicht Nacht und auch nicht Dämmerung; es ist ein „seltsam Grauen", etwas, das wir nicht kennen und nicht beschreiben können. Die Beleuchtung während der mittäglichen Sonnenfinsternis des Sommers 1912 erinnerte wohl an diese Mitternacht.

Es hat stark geregnet vor unserer Ankunft. Die Straßen sind noch aufgeweicht.

Unsere männliche Jugend will die Höhe hinter der Stadt besteigen und in dem großen Restaurant oben, wo sich die Hammerfester beim Konzert vereinigt haben, zum Tanz auffordern.

In den nördlichsten Städten arbeiten die Handwerker in der nächtigen Helle vielfach bis 11 Uhr; einzelne Läden sind bis 12 Uhr offen, und zwischen elf und eins nachts zeigt sich regeres Leben auf den Straßen. Das Frühstück wird von den meisten Bürgern zwischen 10 und 11 Uhr eingenommen.

Wir übrigen machen einen Spaziergang durch die Hauptstraße, die Storgade, und betrachten die netten, frisch gestrichenen Holzhäuser, die auf däftigen Wohlstand schließen lassen. Vorhänge sind hier wie anderswo in Norwegen wenig üblich, aber fast vor jedem Fenster prangt eine blühende Topfpflanze.

Es wird doch still auf der Straße. Viele sind oben im Konzert, manche vielleicht noch am Hafen, die meisten doch wohl schon zu Bett gegangen. Auch wir wandern zurück, lassen uns, da größere Dampfer in dem kleinen Hafen nicht anlegen können, ans Dampfschiff rudern und legen uns zur Ruhe.

❧ ❧ ❧

Der andere Tag brachte schönes, sommerwarmes Wetter. Die polare Stadt erstrahlte in südlicher Pracht.

Hammerfest liegt so geschützt in seiner halbkreisförmigen Bucht, daß keinerlei rauhe Winde herankönnen.



Hammerfest.



Azurn leuchtete das unbewegte Meer, und hell schien die Sonne vom blauen, fleckenlosen Himmel.

Wir wähnen uns an der Riviera, nur wohltuender und erfrischender ist die nordische, feuchtigkeitsdurchtränkte Atmosphäre.

Die weißen Segel blinken. Eine Unzahl kleiner Boote, mit hoch auslaufendem Vorder- und Achtersteven, ein sichtliches Überbleibsel der alten Vikingerschnäbel, wiegen sich leicht in der blanken, blau schimmernden See.

In Jungschnee blitzt der Felsrücken, der den Eingang der Meeresbucht bewacht und, majestätisch aus der blauen Flut ragend, dem landschaftlichen Bilde einen schönen Abschluß verleiht.

In leichter Sommerkleidung und Strohhut machen wir unsern Morgenspaziergang. Noch ist's still auf den Straßen. Nur einzelne der schmallangen Bauernkarren, auch hier auf ungewöhnlich kleinen Rädern ruhend und mit flinken Falben bespannt, fahren durch die Stadt, Vorräte zu bringen. Ein Kinematograph und ein Musiktempel nehmen sich eigenartig aus.

Das Städtchen bietet sich in dem hellen Sonnenschein lieblich dar und macht einen jugendlich anmutigen Eindruck in seiner Frische und Sauberkeit. Da die nordischen Holzstädte alle paar Jahrzehnte einmal abbrennen, prangen sie in ewiger Jugend. Hammerfest wurde 1890 zum letzten Male ein Raub des Feuers.

Besonders fallen überall in Norwegen die breiten Straßen auf, die in Bergen und Drontheim bei einer Spannweite bis zu 36 m zum Teil fast boulevardmäßig aussehen. Sie sind so breit angelegt, um Feuersbrünsten Einhalt zu tun.

Weder hier wie in Tromsö war von dem üblen Geruch, über den so viele Schriftsteller, zum Teil recht humorvoll, klagen, zurzeit nichts zu verspüren; die Zeit des Dorschtrocknens war vorbei.

Auf der Straße begegnete uns eine katholische Krankenschwester, die sich uns als Landsmännin zu erkennen gab und allerlei interessante Mitteilungen machte.

Sie gehörte zum St. Vinzenz-Krankenhaus, woran insgesamt 20 Schwestern, 2 Ärzte und 1 Kaplan wirken. In 25 Krankenzimmern stehen 60 Betten. Das Hospital ist meist besetzt und wird von der ganzen Umgegend, in der viel Lungenschwindsucht herrscht, und besonders auch von erkrankten Fischern und Seeleuten in Anspruch genommen. Die täglichen Verpflegungskosten belaufen sich auf nur 1,25 Kronen, da das Krankenhaus vom katholischen Ausland reiche Unterstützung erfährt. Es belustigte uns die Bemerkung der Schwester,

daß jeder Arzt täglich zehn Stunden ‚Kontortid‘, d. h. Sprechstunden und Arbeitszeit hätte.

Sie führte uns auch in eine Lebertransiederei, deren Geruch sehr wohl auszuhalten war. Die Leber der Dorsche, welche fast das ganze Jahr hindurch in den nördlichsten Gewässern gefangen werden, wird in kleine Stücke zerschnitten, in großen Bottichen zerkocht und der Tran dann an der Sonne geklärt. Das Verfahren ist einfach und wird heute noch genau geübt wie vor Hunderten von Jahren[1]). Aus dem Speck der Seehunde und Walrosse wurde ebenfalls Tran bereitet und dieser, wie uns der Meister erzählte, auch zum Gerben und zur Herstellung von Seife gebraucht.

Unser Spaziergang ging dann weiter nach der Meridiansäule hin, die am nördlichen Ende der Bucht auf einem kleinen Felsvorsprung dicht am Meere aufgerichtet ist.

Der Weg führte rechts an einer größeren Anzahl hoher Schuppen vorbei, die an der anderen Seite ins Wasser hineingebaut waren und in mehreren Stockwerken eine Unzahl Stock- und Klippfische bargen.

Die Fische wurden vermittelst einer hydraulischen Vorrichtung zu Ballen (Voger) zusammengepreßt und zum Versand zurechtgemacht.

Zur Rechten standen freundliche Häuser, die alle, wie auch die solide Kleidung der Bewohner, von gediegener Wohlhabenheit zeugten. Zerlumpte Menschen habe ich überhaupt in Norwegen nie gesehen.

Vor den Häusern leuchteten Blumenbeete, und hie und da war an einem Stützholz eine ängstliche junge Esche angebunden. Werden sie hochkommen? Auf der anderen Seite des Städtchens, vor der evangelischen Kirche, sollen auch einige kleinere Birken stehen, ‚das nördlichste Wäldchen der Welt‘; wir kamen nicht nach dieser Richtung und sahen die Bäume nicht.

Die Schuppen und Sägemühlen zur Linken hörten auf. Der Blick auf das lasurblaue Meer war unbehindert. Zur Rechten ließen wir das stattlichste Haus des Städtchens, die neuerbaute Holzvilla des russischen Konsuls, deren Vorgarten in lieblichem Blumenschmuck leuchtete und mit jungen Ebereschen bepflanzt war. Dann kamen anspruchslosere, aber saubere Häuschen, mehrere mit Rasendach, worauf eine weiße Komposite, ein Mittelding zwischen unserer Kamille und Wucherblume, üppig gedieh.

Mit der sonnenhellen Pracht dieses nordischen Sommermorgens an der Hammerfestbucht kann sich kaum ein italischer See messen. Hier

---

[1]) Siehe Seite 301 und 302.

ist ein Farbenglanz, eine Luftreinheit, ein Stimmungszauber, die den Süden matt erscheinen lassen.

Und doch ist mir, als wandelte ich an einem goldsonnigen Frühlingstage an der Corniche entlang. Die ferneren Berge bilden einen Hintergrund leuchtender Firnpracht, die nahen Kuppen erglänzen im sonnenbeschienenen Neuschnee. Wir wandern über nackten, grauen Fels, vor uns die stille, saphirblaue See, über uns der reine Himmelsdom. Glockenbehangene Kühe kommen uns entgegen, vereinzelte Ziegen und Schafe grasen an der niedrigen Felsböschung zur Rechten.



Hammerfest, von der Vorhöhe aus gesehen.

Jungen lassen Papierdrachen steigen, die Besitzer der seltener werdenden Häuschen lehnen in Hemdsärmeln an den Türen und schauen uns neugierig an, kleine gebräunte Kinder stehen neben ihnen und bewegen wie Pagoden die Händchen zum Gruße im Handgelenke auf und ab. Nirgendwo Ärmlichkeit oder gar Bettel.

Ich bin niemals auf einer Nordlandreise angebettelt worden. Wenn man in einem Skyds über Land fährt, so sieht man allerdings an den Toren der Gatter, die die einzelnen Weidegründe absperren, Kinder, welche den vorbeifahrenden Wagen die ‚Grinde', öffnen. Die Norweger werfen ihnen dafür eine kleine Kupfermünze zu, was den Kleinen einen hübschen Spargroschen einbringt. Die Fremden, nicht vertraut mit diesem Brauch, fahren achtlos vorüber;

aber nie habe ich ein Kind eine Bewegung machen sehen, welche die Bitte nach einer kleinen Gabe ausgedrückt hätte. Der Skydsgut antwortet gewöhnlich auf die Frage der Reisenden, ob man den Kindern eine Münze hinwerfen solle, es sei unnötig, sie erwarteten von den Ausländern nichts.

An Straßen, die von Reisenden belebt sind, stehen auch häufig Frauen mit erfrischenden Getränken und Kinder, die Blumen und kleine Schüsseln mit Beerenfrüchten in der Hand halten; aber niemals fordert jemand durch Wort oder Zeichen zum Kauf auf; mit großen, fragenden Augen schauen sie die Fremdlinge an, die nicht ahnen, welche Freude



Die Meridiansäule bei Hammerfest.

sie den frischen, sittsamen Kleinen bereiten würden, wenn sie ihnen ein Sträußchen oder ein Schälchen Moltebeeren abkauften, deren Erlös sie stolz den armen Eltern heimbringen würden.

An einzelnen Stellen unseres Weges wurde am Abhang der Boden zu Neubauten ausgeschürft. Rundgewaschener Granitkiesel trat in ziemlicher Höhe zutage, neben vielen anderen ein Beweis, daß sich das Land aus dem Meere erhoben hat.

An der Meridiansäule hatten sich die Fahrgäste unserer beiden Schiffe wohl zur Hälfte versammelt. Einer mußte dem anderen vor dem Denkmal Platz machen, um den denkwürdigen Augenblick auf den Film zaubern zu lassen. Fieberhaft knackten die Kodakverschlüsse.

Die Sucht, auf den Bildern weltberühmter Punkte leiblich zu prangen, hielt viele Mitreisende ganz gefangen. Bei schönen Gegenden galt nichts als das Streben, die beste Angriffsseite für eine Photographie herauszufinden und für die eigene Person eine wirkungsvolle

Stellung zu gewinnen. Oft trat hierbei fröhlicher Scherz in sein Recht. So kletterten kühne Fexen auf die hohen Ure, nahmen eine spaßhafte Stellung ein und ließen sich, glanzvoll auf hohem Sockel stehend, als Denkmal photographieren. Einem erschien einmal ein Berg von Dorschköpfen ein würdiges Piedestal. Eine Reihe von Aufnahmen, die unsere Jünglinge mit alten Lappenweibern am Arm zeigten, haben uns viel Vergnügen gemacht.

Ich unterschätze die Freude nicht, die darin liegt, selbstangefertigte Photographien von schönen Gegenden zur bleibenden Erinnerung von einer Reise mitzubringen, und bin sogar der Ansicht, daß durch das



Zur Nacht auf dem Nordkap.

Streben, gute Aufnahmen zu erzielen, bis zum gewissen Grade das Auge für die Naturschönheiten geschärft wird; andererseits geht aber wieder der Blick für den Reiz des Gesamtbildes und besonders für die Stimmung einer Landschaft verloren. Man sieht nur in Ausschnitten, schaut nicht mehr das Naturgemälde als Einheit, erfaßt nicht mehr das Zusammenspiel und die Wechselwirkung der Gegenstände; man verliert den Sinn für das, was sich nicht auf die Platte bringen läßt, in Wahrheit aber das eigentlich Schöne ist.

Wir hatten einen Berufsphotographen an Bord, der überall vorzügliche Bilder aufnahm und für 50 Mark Bestellungen auf die ganze Reihe, etwa ebensoviel an Zahl, entgegennahm. Ich bin über=

zeugt, daß wir, selbst geldlich, besser daran taten, diese Sammlung zu bestellen, als uns und anderen den Vollgenuß der landschaftlichen Schönheiten durch ewiges eigenes Typen zu beeinträchtigen.

Die berühmte Meridionalsäule erhebt sich auf dem Kap Fuglnaes. Das umgitterte Denkmal besteht aus einer Säule aus braunem Granit, die auf einem Sockel des gleichen, aber unbehauenen Gesteins ruht. Auf der Spitze der Säule liegt eine bronzene Erdkugel.

Das Denkmal erinnert an die russisch-skandinavische Gradmessung der Jahre 1816—52 und hat auf der Ostseite die lateinische Inschrift:

Terminus septentrionalis
arcus meridiani 25°, 20
quem inde ab Oceano arctico
ad fluvium Danubium usque
per
Norvegiam Sueciam et
Rossiam
jussu et auspiciis
Regis augustissimi
Oscari I.
Imperatorum augustissimorum
Alexandri I. atque
Nicolai I.
annis 1816 ad 1852
continuo labore emensi sunt trium
gentium geometrae.
Latitudo 70°. 40. 11, 3.

Auf der Westseite befindet sich die gleiche Inschrift in norwegischer Sprache.

An der Stelle, wo wir standen, sind auch wiederholt berühmt gewordene Pendelversuche angestellt worden.

Kapitel 24.

Die äußerste Küste und das Nordkap.

Abfahrt von Hammerfest — Die Felsgestaltung — Der Vogelberg Hjelmsöstauren — Dorschfang an Bord — Ein weiblicher Gemütsmensch — Das Nordkap wird gesichtet — Die Gestalt und Natur dieses „Grenzsteins der Schöpfung" — Der Aufstieg — Der Gipfel des Kaps — Bei Champagner im Rundtempel — Zauberische Schönheit zur Zeit der dämmerigen Mitternacht — Farbenleuchten am Himmel und auf dem Meere — Der Rückweg — Weiterfahrt.

Wir lichten die Anker gegen Mitternacht.

Vom Nordkap trennen uns noch hundert Kilometer.

Wir vermeinen dem sonnigen Süden, nicht dem eisumstarrten Norden entgegenzufahren. Blau die See und blau der Himmel, lind die Luft und hell die Sonne.

Ohne jede wärmende Überkleidung genießen die Reisenden des Zauberbildes.

Bei einer schmalen Felsendurchfahrt entweicht Hammerfest dem Blick. Wir haben der Kultur Ade gesagt und fahren nun hinein in lebensfeindliches, todesstarres Gebiet. In eine Welt aus Wasser und Stein gefügt. Europa hört auf.

Stundenlang gleiten wir lautlos zwischen den kahlen, aus dunkler Flut auftauchenden Granitfelsen dahin, deren Gipfel leuchtender Jungschnee deckt. Manche Klippen zeigen blankgescheuerte Wandflächen, aber die gefälteten, greisenhaften Steingesichte walten vor. Grau, braun und schwarz sind die Farbentöne der Felsmassen. Auf die fernen Inseln legen Sonne und Luft tiefblaue Schatten. Die See erscheint von Stunde zu Stunde dunkelfarbiger, metallischer.

Die Sonne schwindet.

Man fühlt doch, daß man die Grenzen der Schöpfung verläßt, einer anderen, einer schauervollen Todeswelt entgegenkommt. Eine feierlich andächtige Stimmung bemächtigt sich der Reisenden. Selten angeschlagene Saiten erklingen in der Seele.

Bald dringt Leben in die herbe Einsamkeit. Ungeheure Mengen von Möwen werden von den Felsen zur Linken aufgestört. Sie sitzen auch weiß auf dem weißen Schnee und werden erst im Aufflattern bemerkbar.

Einige Steilklippen zeigen hier auch kurzes Gras und vielfarbiges Moos in den Altersfurchen.

An Bord taucht eine neue Gestalt, der Ismeester, d. h. der Eislotse, auf. Er paßt in Umgebung und Stimmung. Er ist ein kleiner, krummbeiniger, schmächtiger Mann von beiläufig sechzig Jahren. Gäben ihm nicht ein mächtiger Vollbart und die Altersfalten des braunen Gesichtes ein seemännisches Aussehen, so möchte man ihn für eine Kreuzung von Lappe und Norweger halten.

Er hat auf hundert Polarreisen das Eismeer fernhin durchkreuzt, so daß unter der Führung dieses mit Wind und Wetter, mit Eis und Untiefen vertrauten Mannes nichts von den Gefahren der Arktis zu besorgen ist.

Ich frage ihn, wie weit wir wohl kommen werden. Er erklärt zuversichtlich: „Bis 81°." Er spricht ein ziemlich fließendes Englisch und erzählt mir, daß er mit dem Engländer Pike[1]) auf Spitzbergen gehaust, 70—80 Eisbären, eine viel größere Anzahl Renntiere und eine Unmenge Walrosse und Seehunde geschossen habe. Seine Jagdabenteuer hören sich interessant an. Von den Seehunden würden nur Fell und Speck, von den Walrossen auch noch die Zähne genommen. Die Eisbärenjagd wäre durchaus nicht gefährlich, weil der Eisbär vor den Menschen fortliefe; alle Berichte von Kämpfen mit diesem Raubtiere wären Fabel; der Eisbär nähme ab und deshalb der Seehund zu; der Eisbär erjage eben eine ungeheure Menge von Seehunden, er lege sich bewegungslos auf die schneebedeckten Ränder der Eisschollen, verdecke mit der einen Brante seine schwarze Schnauze und schlage mit der anderen den arglos nahenden Seehund auf den Kopf.

Als ich ihm die Geschichte von dem Verdecken der Schnauze mit der Tatze nicht glauben wollte, ging er unwillig weg. Ein anderes Mal beleidigte ich ihn, als ich ihn scherzend fragte, warum er sich kein Bänkchen auf die Kommandobrücke stellte. Er mußte sich auf die Zehen erheben und den Hals recken, um hinüberschauen zu können. Er stellte eine wirksame Antithese zu der Riesengestalt des Kapitäns. Auf dem Ruderstuhl standen sie immer nebeneinander.

Der Ismeester war ein überaus frommer Mann, las allmorgentlich über eine Stunde im Neuen Testament und nahm auch keinerlei geistige Getränke zu sich. Er und Johannesen, von dem man letzthin viel las, sind wohl die berühmtesten Eislotsen. Der Stand der Ismeester erinnert an die Zunft der Alpenführer.

---

[1]) Siehe Seite 451, 452.



Vogelfelsen südlich vom Nordkap.



Der Kapitän nannte mir die Summe, die unser Söre Kremer für seine Fahrt erhielte. Ich habe sie niedergeschrieben, mag sie aber hier nicht wiedergeben, da ich wegen der Höhe des Betrages fürchten muß, mich verschrieben zu haben. Er ist Mitbesitzer von drei Fangdampfern und bot mir an, eine vierwöchige Jagdunternehmung von Tromsö bis Tromsö, woran sich sechs Jäger beteiligen könnten, für 6000 bis 8000 Kronen auszurüsten. Er verbürge ergiebige Jagd auf Eisbären, Renntiere und Robben. —

Die See bleibt ruhig, die Luft weht weich und mild.

Die nördliche Schärenflur zeigt nun ausgesprochen den Unter-



Annäherung an das Nordkap.

schied gegen den südlicheren Klippengürtel. Statt vieler kleiner Inselchen sind wenige größere Eilande der Küste vorgelagert.

Zuweilen sind wir sogar ganz im offenen Meere, welches das Schiff immerhin leicht bewegt. Es wird deshalb mit dem Frühmahl gewartet, bis wir gegen 2 Uhr wieder in ganz ruhigem Schärenfahrwasser sein werden.

Die Hüterin der Bar, die verlassene ‚schlesische Marie', nimmt schon ihr Essen ein. Sie saugt in ihrer geschützten Ecke eifrig an Hummerscheren. Ich glaube, sie hat sich von all den schönen Gerichten, die vor der ersten und nach der zweiten Hauptmahlzeit auf dem Schenktisch zur allgemeinen Benutzung aufgespeichert werden, in verschwiegenem Winkel eine geheime Speisekammer, eine ‚Murke', wie wir als Kinder unsere Stapelplätze stibitzten Obstes nannten, angelegt.

Wir sehen ihr hungrig zu. Aber auch uns ruft der Gong.

Wir fahren wieder ruhig und vermeinen in einem der nördlichen Fjorde zu sein; die Landschaft zeigt ganz das gleiche Bild.

Es ist schade, daß die Mahlzeit uns den Genuß des Bredsunds und des Magersunds raubt.

Das Schiff geht langsam, damit alle wieder auf dem Promenadendeck sind, wenn wir dem Vogelberg Hjelmsöstauren nahen.

Er ist von Myriaden von Seevögeln bevölkert, die mit vieltausendstimmigem, mißtönigem Geschrei auffliegen, wenn Böllerschüsse ganz in der Nähe losgehen oder Raketen gegen die Felsen zischen. Wenn die weißschillernden Vögel in dieser wirbelnden Unruhe umherflattern, wird der Gedanke an einen Aschregen oder ein Gestöber großer Schneeflocken geweckt. Man vermeint, es flögen nur wenige der auf den Klippen sitzenden Tiere auf, während viele sich selbst nicht durch die stärksten Geräusche aus ihrer Ruhe aufschrecken ließen. In Wahrheit aber schieben sich die eng in die Ritzen und Spalten hineingedrängten Vögel vor, sobald der Platz vor ihnen durch das Fortfliegen der ganz außen sitzenden frei wird.

Söre Kremer behauptet, es seien nur die dummen jungen, welche aufflögen, die alten kümmere das Menschengetue nicht.

Dem Schauspiel, das uns die Bewohner der Luft gaben, folgte bald ein solches der Insassen des Wassers.

In der Nähe des Nordkaps sind berühmte Fischbänke.

Die Matrosen brachten eine Menge kleiner Holzrahmen an Bord, um welche Kordeln von der Stärke einer Wäscheleine gewickelt waren, an deren Ende ein Bleigewicht steckte. Etwa anderthalb Meter über dem Blei hing an der Kordel wieder ein ungefähr dreiviertel Meter langer dünnerer Bindfaden und an dessen unterem Ende eine kräftige, plumpe Fischangel und gleich über ihr ein vielleicht zehn Zentimeter langes Stückchen Weißblech, in der Gestalt eines Fischchens ausgeschlagen.

Die Maschine stoppte, und die Reisenden ließen die langen Angelleinen ins Meer hinabgleiten, bis das Lot auf den Boden aufstieß. Die über die Reeling streifende Angelschnur wurde durch kurzes Auf- und Abziehen etwas in Bewegung gehalten.

An dieser Stelle der See streichen Mitte August große Züge von Kabeljau, auf den Heringsfang ausgehend, vorbei und lassen sich, hungrig und unwissend, wie sie sind, überaus leicht fangen.

Wir Passagiere, die wir zum Heranlocken der Dorsche nichts anderes zu tun hatten, als die Angelschnur bewegen, brauchten letztere auch nur anzuziehen, wenn wir durch einen Ruck merkten, daß ein Fisch



Vor dem Nordkap.



angebissen hatte. Sobald die Beute bis nahe an die Reeling emporgezogen war, bemächtigte sich ihrer schnell ein Matrose, schlachtete das Tier ab und warf es in einen der großen dieserhalb an Bord aufgestellten Bottiche.

Ich hatte auch gleich einen mächtigen Kerl von etwa fünf Pfund und fand wie die übrigen riesigen Spaß an der leichten und ergiebigen Fischerei; denn jeden Augenblick wurde neuer Fang emporgezogen. Ich hatte gerade die Schnur zum zweiten Male gesenkt, als eine ältere Dame, die meine gutmütige Dummheit kannte, seitdem ich ihr bei der heißen Besteigung des Graakallen den unnütz mitgenommenen schweren Mantel getragen hatte, in unruhvoller Erregung an mich herantrat.

„Ach, Herr Doktor, was für einen schönen Fisch haben Sie gefangen! Oh, ich möchte auch mal so gerne! Nicht wahr, gleich, wenn Sie es leid sind, leihen Sie mir doch auch mal die Angel; aber nur, wenn Sie selbst gar nicht mehr wollen!"

„Gerne", sagte ich bereitwillig.

Den gefangenen Fischen ähnlich zappelte sie nun um mich herum und kam schon nach einer halben Minute mit der kräftigeren Bitte wieder:

„Oh, Herr Doktor, ich möchte auch so gerne versuchen, haben Sie jetzt genug?"

Das hatte ich noch lange nicht; andere besaßen schon drei und vier Dorsche, und ich wollte nicht nachstehen. Aber ihrem erneuten „Bitte, bitte!" gab ich nach, stellte mich zur Seite, um der unruhigen Dame gegebenenfalls behilflich zu sein, und hörte sie auf einmal in aufwallendem Mutterstolz laut den Zuschauern zurufen:

„Oh, sehen Sie doch mal meinen Sohn, der hat da schon den dritten!"

Da gewahrte ich erst, daß ihr Sohn mit einer Angel neben ihr stand.

Ich ersuchte sie, mir jetzt meine Angel wiederzugeben. Die Bitte mußte zweimal wiederholt werden. —

Die Bottiche waren nach einer guten halben Stunde ganz mit schweren Dorschen angefüllt und wurden von den Matrosen in die Vorratsräume hinuntergetragen. Das Vorderdeck schwamm in dem roten Blute der Hingemordeten und mußte tüchtig abgespritzt werden. Die Fische gaben mehrere leckere Mahlzeiten.

Wir sahen plötzlich zur Rechten das Nordkap auftauchen. Jeder erkennt sofort von all den Abbildungen her das ehrwürdige Altersangesicht dieses äußersten Vorpostens unseres Erdteils.

Der ‚Grenzstein der Schöpfung‘, wie Tacitus das Nordkap nennt, ist ein ziemlich hoher, schwarzer, weit ins Meer vorspringender Fels, dem die Jahrtausende tiefe Runsen eingegraben haben. Da, wo er seine Flanke ins Wasser taucht, ist ein kleiner, spitzer Zahn in der Gestalt eines Rhinozeroshorns vorgelagert. Den gleichgeformten Vorsprung, den die alpine Sprache Gendarm nennt, bemerkten wir Tags darauf an der äußersten Südwestspitze der Bäreninsel.

Das Nordkap erweckt den Gedanken an den Loreleifelsen.

Das 295 m hohe Vorgebirge liegt auf der zerschrundeten Insel Magerö unter 71° 11′ 42″.

Die nördlichste Spitze des Festlandes ist Nordkyn, südöstlich vom Nordkap, unter 71° 6′ 45″; es liegt also 4′ südlicher als das stattliche und augenfällige Nordkap, dafür aber auf dem Festlande.

Der Schiffsverkehr geht nicht um das meist umbrandete Nordkap, sondern nimmt seinen Weg durch den geschützten und kürzeren Magerösund.

Wir fuhren um das Vorgebirge herum in das Hornvik, eine kleine Einbuchtung an der Nordseite des Kaps.

Gegen 6 Uhr lag das Schiff in ruhigem Wasser verankert. Sogar diese winzige Bai ist häufig von solchen Sturzwogen umschäumt, daß ein Anlegen und Anlandgehen unmöglich wird.

Es wurde die Hauptmahlzeit eingenommen und dann zum Aufstieg ausgebootet.

Gleich unten an der Landestelle der B. & N. Linie befand sich die winzige Behausung der Familie, die während der Sommermonate im Auftrage unserer Dampfschiffahrtsgesellschaften den Weg in Ordnung hält, die Bewirtschaftung der Rundbude auf der Felsspitze in Händen hat und unten allerlei Gegenstände aus Walbarten, Gartenhocker aus Grönlandwalwirbeln, Versteinerungen, Quarzkiesel und rundgeschliffene Seifensteine mit farbiger Aufschrift zum Verkaufe stellt. Auf einem Tischchen lagen Stempel und Stempelkissen, für 10 Öre konnte man seinen ganzen Vorrat an Ansichtskarten mit dem Stempel ‚Nordkap 12. 8. 10‘ versehen.

Da es seit Monaten im ganzen Norden kaum geregnet hatte, war der sonst etwas feuchte und sumpfige Weg ganz trocken und angenehm gangbar. Mit kräftigen Gebirgsstöcken bewaffnet, die das



Das Nordkaphorn mit der Mitternachtssonne.

Phot. Atelier Schaul, Hamburg.



Schiff zur Verfügung stellte, zog männiglich den gut angelegten Gebirgsweg hinan. Voran kraucht in voller Alpenausrüstung der ver-



Die Nordkapbucht.

krüppelte Franzose mit seinen spindeldürren, x-förmigen Knickbeinen. In der Hand schwingt er einen langen Bambusstock mit einem Gemshorn oben und einem Schneerad unten; Steigeisen bewehren die Füße,

und über dem Rücken hängt eine Flinte. Mit lautem Zuruf spornt er seine Getreuen an. Im Spiel der Phantasie hält er sich wohl für den Anführer einer tapferen Kriegsschar, die einen vom Feinde besetzten Berggipfel erstürmt.

Der Zickzackpfad geht zuerst durch eine geschützte, grünbewachsene Schlucht mit dicht wuchernden, fast meterhohen Pflanzen und Blumenstauden. Weiter oben zeigt sich zur Seite des Weges nacktes Schiefergestein oder mooriger Boden. Kein Baum, kein Strauch, nur Gras, Moos und Flechten, aber in den Spalten überall eine Fülle buntsprießender, lieblicher Blumen, von denen sich die Schiffsgäste große Sträuße mitnehmen.

Nach etwa Dreiviertelstunden war die Gesellschaft auf der ganz ebenen Hochfläche.

Der Weg zur vorderen Spitze des Kaps ist durch Stangen, an denen entlang ein Zaundraht gespannt ist, vorgezeichnet. Bei unsichtigem Wetter ist dieses wegweisende Drahtseil von unschätzbarer Bedeutung.

Nach einer Viertelstunde war der vordere Gipfelpunkt erreicht. Hier gedenkt ein Vaarde des Besuchs Kaiser Wilhelms II. im Jahre 1891 und ein etwa drei Meter hoher, auf breiten Sockel aufgesetzter Obelisk an denjenigen König Oskars II. Unser Begleitschiff Neptun, das neben dem Kong Harald tief unten auf dem blaugrünen Wasser verankert ruhte, brachte 1896 König Leopold von Belgien nach dem Nordkap, als er zur Besichtigung der Sonnenfinsternis nach Vadsö reiste, dort aber, wie alle die herbeigeströmten Gelehrten, kaum etwas von dem Phänomen zu sehen bekam.

Ein sechseckiger, rotgestrichener Rundtempel ladet die Besucher zum Eintritt ein. Inmitten ist eine kreisrunde Bar aufgestellt, ringsum an den Fenstern stehen kleine Tische, mit den kleinen Fahnenmasten aller Kulturvölker geschmückt. Es wird nur Champagner verabreicht, der nicht gerade billig ist. Wir hatten 20 Kronen für unsere Flasche zu zahlen. Dafür durfte er aber auch aus Dreizehntel-Gläsern getrunken werden. Es hat uns indes kaum je eine Flasche Schaumwein so gut geschmeckt wie an diesem äußersten Punkte unseres Erdfünftels.

Eine Spieluhr ließ laute Weisen erklingen und begeisterte einen weinfrohen süddeutschen Zolldirektor zu dem mehr kräftigen als wohlklingenden Sange: „Wenn ich einmal der Herrgott wär', mein Erstes wäre das, ich nähme diese Spieluhr her und würf' sie in das Naß."

Der reichliche Lärm trieb uns hinaus. Trotz des reichlichen Kodakgeschützfeuers war es draußen zauberisch schön. Es war lind und

mild, kein Lüftchen regte sich zu dieser nächtigen Stunde. Die Mitternachtssonne war zwar seit dem Ersten des Monats nicht mehr zu sehen, aber gerade die ganz leichte Dämmerung, bei der die besten Photographien gelangen, war in dieser lichten Nacht von seltsam ergreifender Schönheit.

Ein magischer Schimmer lag über das Meer gebreitet. Die Felsen des Nordkyn, das viele ja statt des Nordkap als die äußerste Spitze Europas ansprechen, leuchteten rosarot. In Rosenrot war auch der Horizont getaucht. Der Himmel darüber war purpurn. In sanfteren Tönen spielte der Widerschein auf dem leise gekräuselten Wasser.



Das Rundtempelchen auf dem Nordkap.

Wundersam wirkte das ganz allmähliche Übergehen vom satten Purpur in mildes Rosa.

Ich verstand, warum der Norweger das Rot so liebt, warum er diese Farbe zur völkischen erhob.

Dem Aufmerksamen wandelte sich das Farbenbild jede Viertelstunde. Wir wanderten von einer Seite der gefahrvoll steil abfallenden Felsspitze nach der anderen und schauten einmal nach West, dann nach Ost und dann nach Nord.

Zur Linken, südwärts, ist der Fels durch einen schmalen, ganz tiefen Riß gespalten. An der Berührungsstelle erscheinen die beiden Felswände dieser Schlucht durch ein weißes Quarzband wie zusammengekittet. Das Hinabschauen durch den senkrechten Spalt in die blaue Flut erregt Schwindel.

Jetzt wechseln am Horizont schmale Glutbänder mit tiefblauen Ätherstreifen; die Grenzlinie zwischen Luft und Wasser ist ganz in Purpur zerflossen. Der untere blaue Luftstreif widerscheint in gleicher Breite auf der See.

Zuweilen entsteht zwischen einem kurzweiligen Glutgelb des Gesichtskreises und dem blauen Himmel durch das Gemenge dieser beiden Farben ein tiefes und starkes Grün, wie ich es in unseren Breiten auch nicht in schwacher Andeutung beobachtet habe.

Jetzt schweben drunten am Horizont weiche Schleiernebel, die mit zartem Rosa überflutet sind. Die Wolken darüber sind in Glutpurpur getaucht, und über ihnen strahlt wieder das Ätherblau, mit einem Farbenton vermengt, den wir Fremdlinge nicht fassen; und hoch über uns stahlblaue und dann aschgraue Wolkenballen in düsterer Schwermut.

Manchmal legen sich auf das Feuer am Horizont hochragende Wolkenfetzen. Sie werden mit durchglüht und sehen aus, als ob sprühende Krater Rauch- und Feuerpinien emporwachsen ließen, als ob dort das Licht, das uns umfließt, in flammender Werkstatt hergestellt würde.

Die erste Stunde des Tages neigt sich, und die obere Kante der Sonne taucht in einem glutroten Segment empor. Viele Mitreisende brennen Feuerwerk ab; ob sie ihrer Freude Ausdruck geben wollen, auf dem Nordkap zu stehen, oder ob sie in Wettbewerb mit der Natur treten wollen?

Die meisten bedürfen der Beihilfe des Schaumweins, um in die gebührende Stimmung zu kommen; sie bechern in der Rundbude. Ein Russe macht eine Zeche von hundert Kronen; eine Flasche hätte nur drei Glas enthalten, klagte er in lustigem Deutsch. Auch die Matrosen, die bescheiden abseits standen, bekamen ihr Glas. Es war gewiß recht vergnüglich, all die Lust da drinnen zu beobachten, aber einige vergaßen darüber ganz der Herrlichkeit da draußen.

Wir empfehlen uns und treten den Heimweg an.

Wolken rufen am Firmament allerlei Farbenbilder hervor. Die Ränder duftiger Schleiernebel sind mit roten Rosen bestickt; am Horizont fährt ein langer, glutrot brennender Eisenbahnzug vorüber, im Wettlauf mit mehreren über ihm dahineilenden glastenden Zeppelinluftschiffen.

Das an Stangen befestigte Leitseil ist notwendig. Gar leicht könnte man sich im Nebel verirren und an den senkrechten Wänden abstürzen. Beim Abstieg macht ein wohlbeleibter Franzose einen Fehltritt und

bricht ein Bein. Er wird von dem schnell herbeigeeilten französischen Arzt und zwei Matrosen hinabgetragen.

Man ist auch zu leicht versucht, den Blick vom Wege ab auf Meer und Himmel zu wenden.

Glutrot steigt der neue Tag auf. Ist das dort Ost? Ich komme mit der Sonne und ihrem Stande nicht mehr zurecht. Scharf hebt sich



Der Felsspalt im Nordkap.

das dunkle Felsprofil gegen dieses Purpur ab. Das Meer ist eine Masse rotflüssigen Metalls.

Wir weilen noch eine Stunde an Deck, weltverloren über die Reeling gebeugt.

An der Bar ist viel Leben.

Um zwei Uhr werden die Anker gezogen. Allmählich legt sich die ermüdete Gesellschaft zur Ruhe, und das Schiff trägt die selig und unselig Träumenden in die arktischen Gestade. In die heilige Öde.

Kapitel 25.

In die Arktis.

Ruhige Fahrt — Der alte englische Arzt — Mitteilungen des Oberhaushalters — An der Bar — Stimmungsvolle Beleuchtung — — Sichtung der Bäreninsel — Walfische — Der übliche Nebel um die Bäreninsel und seine Erklärung — Ausbootung — Die Gestaltung der Insel — Eiderentenjäger — Grausames Vogelschießen — Die Bürgermeisterhöhle — — Weiterfahrt — In Eisschollen — Ihre sonderlichen Formen — Zickzackkurs — Eine Störung an der Maschine.

Als ich anderen Morgens ziemlich spät den Vorhang vom Kabinenfensterchen löste, lachte die helle Sonne hinein; als ich angekleidet auf Deck kam, hatte sie sich neckisch hinter Wolken versteckt.

Das Meer war ziemlich ruhig, das Deckthermometer wies 4°.

Man sah nur wenig Leute oben. Der alte graubärtige englische Arzt, der ganz wie unser Ismeester ausschaut und auch von Walfischfängern abstammen soll, läuft in Riesenschritten mit vornübergebeugtem Leib nach der Uhr auf und ab. Seine Züge sind angespannt, wie die eines Soldaten, der mit gefälltem Bajonett zum Sturmangriff vorgeht. Auf dem Körper trägt er eine Seehundjacke, auf dem Kopfe eine wollene Zipfelmütze und an den hastig hin und her pendelnden Händen lächerlich dicke Fausthandschuhe. Er macht so täglich zweimal seinen „constitutional" und uns viel Spaß, ist aber sonst ein feingebildeter, sprachkundiger Herr, allerdings ein rechter Einspänner, der seiner Vorliebe für die Blumen lebt. Die Reise bringt ihm sicher mehr Genuß und Erholung als denen, die ewig an der Bar bei Bier und Whisky stehen.

Ich plaudere etwas mit dem Oberhaushalter, der früher als Restaurateur auf dem ‚Sigurd Jarl' (Jarl ist das englische earl) fuhr. Er erzählt mir, welche erstaunlichen Mengen von Vorräten für diese Spitzbergenreise aufgenommen sind und wie sie an jedem größeren Landeplatz ergänzt werden. So sind allein in Tromsö für die Fahrt bis Hammerfest 350 Liter Milch und 150 Liter Sahne an Bord gebracht worden. Der Oberhaushalter gibt als Angestellter der Gesellschaft täglich die Vorräte an den Restaurateur ab, der nicht mehr wie früher, wo er für Person und Tag eine bestimmte Summe von

der B und N Linie erhielt, die Beköstigung selbständig in Händen hat. Die Gesellschaft hat sie infolge vieler Klagen und Unzuträglichkeiten selbst übernommen. Der Gast fährt sicherlich gut dabei. Die Bewirtung war überreichlich, und gar oft kam mir der Gedanke, ob es nicht etwas zu flott herginge und nicht etwas mehr Sparsamkeit walten könnte. Es wurden oft ganze Körbe und Kisten voller Reste aus einer unteren Luke zur Lust der Möwen und Fische ins Meer geschüttet; und wenn die Hausfrauen sinnend die schwimmenden Überbleibsel ansahen, sagten sie sich im stillen, daß sie mit ihrem Haushaltungsgeld nicht weit reichen würden, wenn sie gerade so wirtschaften wollten.

Der Verwalter erzählte mir, daß die gesamte Mannschaft — mehr noch als unsere heimischen Dienstboten — überaus ängstlich Resten gegenüber wäre und für sich nur frisch bereitete, reichliche und kräftige Kost verlangte; ganz zweifellos wären die Schiffsleute anspruchsvoller als die Reisenden und von allen am schwersten zu befriedigen die ‚Feuerleute', d. h. die Maschinisten und Heizer.

Ich kann verstehen, daß gerade diese Leute in den heißen Maschinenräumen nervös reizbar werden und sich nicht mit der gleichen Lust an ihr Mahl setzen wie ein frischer Matrose, dem die Seeluft ständig um die Backen pfeift. Die Reisenden klagen ja auch über das Essen, sobald sie überreizt sind.

Es ist feuchtkalt. Frau v. P. hat wieder zugenommen. Ich flüchte an das Plätzchen mit den eisernen ‚Scheuklappen'[1]) zu beiden Seiten und bin in sicherer Deckung. Gewiß fühlt sie sich vereinsamt, aber warum reist sie allein?

Der Kapitän ruft uns von der Kommandobrücke aus zu, daß er backbordwärts durchs Glas in der Ferne Eisschollen erblicke. Wir können sie nicht entdecken.

Die Spätaufsteher, die im Speisesaal und dann auch im Mittelsalon kein Frühstück mehr bekommen haben, sprechen dem Frühschoppenbüffet an der Bar eifrig zu und scherzen mit der flotten schlesischen Marie. Ich mische mich gern in den übermütigen Kreis. Die äußere Erwärmung durch die enge Menschenbedrängnis und die innere durch einen Toddie[2]) tut dem fröstelnden Körper gut. Kräftige Witze und spaßhafte Vexierworte fliegen hin und her, und oft schauen wir

---

[1]) Zwei den Ruderstuhl tragende breite Eisenträger, zwischen die sich gerade eine Person an die Reeling lehnen konnte.

[2]) Toddie nennt der Skandinavier jede Vermengung eines alkoholischen Getränkes (meist Rotwein) mit heißem Wasser und Zucker.

verstohlen seitwärts, ob auch keine Dame in Hörweite; die schlesische Marie ist viel gewohnt und hört unbekümmert mit philosophischer Ruhe zu.

Die vollen Züge aus der kurzen Briarpfeife schmecken köstlich in der salzigen, kalten Seeluft. Wunderbar gemütlich und schön ist's auch hier. Das eine tun, und das andere nicht lassen.

Nach dem Frühmahl verschwanden die meisten auf ein Stündchen oder zwei. Ich trete nach meiner Siesta den üblichen Spaziergang an. Die an Back- und Steuerbord nach dem Vorderdeck führenden Türen sind jetzt des Windschutzes halber geschlossen. Der Weg um das Hinterdeck von Tür zu Tür mißt 120 Schritt. Flottes Schreiten wärmt. Aber auch die Luft wird wärmer, und die tiefstehende Sonne dringt sieghaft durch die dunklen Wolkenmassen hindurch und ruft entzückende Farbenwirkungen am Firmament und auf dem Wasser hervor.

Dieser plötzliche örtliche und zeitliche Wechsel der Stimmung ist eine der Eigentümlichkeiten der nordischen Welt. Wiederholt habe ich meine Frau von einer Schiffseite auf die andere, von vorne nach hinten geführt, um ihr hier den Frühling, dort den Sommer, drüben den Herbst und in der Ferne den Winter zu zeigen. Wie oft wechselt wie auf einen Zauberschlag ein schweres, nebelverschleiertes Dämmerungsbild mit dem südländischen Gemälde klarster Mittagshelle. Wie schnell und unvermittelt macht ein düsterer Wolkenhimmel mit mürrischer Regenstimmung dem frohen Bilde der strahlenden Sonnenflutung Platz.

Hoch oben sind die Wolken milchweiß, am Gesichtskreis durch den Widerschein des Meeres dunkelblau. Die durchbrechende Sonne wirft einen breiten Silberstreif auf die Wellen. Er erscheint wie eine eilig gefügte Brücke, die der Festigkeit ermangelt, die ein leises Zittern und Wanken bewegt.

Deutlich hebt sich im Äther das Strahlenbündel ab, das die Wolkenöffnung durchdringt. Es sieht aus, als ob dort oben der Himmel sich öffne. Mir tritt ein Bild in unserer alten Hausbibel vor Augen, wo sich das Firmament vor einem verzückten Propheten auftut.

Immer weiter nordwärts geht die Fahrt. In erwartungsvoller Spannung steuern wir einer unbekannten, geheimnisvollen Welt entgegen, der Jahrtausende den Stempel der Todesstarre aufgedrückt haben. Ob es die Orte sind, von denen Ovid singt: Heu loca felici non adeunda viro, von denen der Glückliche besser fern bleibt?

Hoch über uns kreisen ein paar Seeadler. Papageitaucher, Sturm- und Silbermöwen folgen kreischend dem Schiff. Ihr Kommen meldet, daß Land in der Nähe ist.

Flott arbeitet der Kong Harald sich vorwärts. Nach der Angabe des Logs muß die Entfernung bis zur Bäreninsel durchlaufen sein.

Gegen 6 Uhr tauchen zwei nebeneinander liegende dunkle Kegel verschwommen vor uns auf. Es sind die beiden Erhebungen der Bäreninsel, der Vogel= und der 455 m hohe Elendberg.

Plötzlich ertönt der Ruf: Walfische! Alles stürzt an Backbord. In einiger Entfernung spritzt eine Herde von 4—5 Walen. Hohe, weiße Wassersäulen schleudern sie in die Luft, wenn sie nach kurzem Untertauchen zum Atemholen den Kopf über das Wasser heben. Oft wird auch der flachgewölbte Rücken und besonders die mächtige schwarze



Blick auf die Bäreninsel.

Schwanzflosse sichtbar; bald sind sie eine kurze Weile ganz verschwunden. Der Anblick dieser Seeungeheuer ist ein überaus seltsames Schauspiel für uns Neulinge.

❦ ❦ ❦

Bald sind die uns entgegenschwimmenden Wale dem Auge entschwunden, und aller Blick wendet sich wieder der immer schärfer hervortretenden Felseninsel zu. Sie erinnert in ihrer Gestaltung und Einzellage an Helgoland, ist aber beträchtlich höher. Hinter der weiten Einsattelung zwischen den beiden Erhebungen, von denen die westliche, wie das Nordkap durch einen verlorenen Felswächter gedeckt, als die höhere erscheint, steht das glühende Sonnenrad und taucht diese Ein=

senkung wie die ganze Insel und die darüber lagernden Wolkenstreifen in leuchtendes Rot, das sich in der Höhe ganz mählich in zartere Töne auflöst.

Kapitän und Eismeister erzählen, daß sie die Insel seit vier Jahren überhaupt nicht gesehen und früher nur in dichtem Nebel, nie aber auf allen ihren Fahrten in so herrlicher Beleuchtung erblickt haben. Überhaupt wird von fast allen Polarfahrern berichtet, daß das Eiland kaum je sichtbar sei.

An der Bäreninsel mischen sich die kalten Fluten des Polarstroms mit den warmen Wogen des nördlichen Ausläufers des Golfstroms[1]). An der Vereinigungsstelle bilden sich naturgemäß ständig Nebel.

Wir wissen schon von jedem Glase frischen Wassers, daß es im Sommer beschlägt. Die gleiche Erscheinung kennen alle Brillenträger, wenn sie im Winter aus der kalten Außenluft in ein geheiztes Zimmer treten. Dieser physikalische Vorgang erklärt sich daraus, daß die Stoffe in der Wärme sich besser lösen als in der Kälte. In der uns umgebenden Luft befindet sich stets gelöstes Wasser in Form von Wasserdampf. Er ist unsichtbar, aber immer vorhanden. In der warmen Luft kann sich nun mehr Wasserdampf — in dieser gelösten Form — halten als in kalter. Wenn wir deshalb einen kälteren Gegenstand in warme, mit Wasserdampf gesättigte Luft bringen, so scheidet sich unter der Einwirkung der Kälte ein Teil des gasförmigen Wasserdampfes als flüssiges Wasser in Form von Wasserbläschen und Wassertropfen aus. Die den Golfstrom begleitende warme Luft ist durchsättigt von Wasserdampf, der an der Berührungsstelle mit der kalten Luft des Polarstroms sich zu Nebelbläschen kondensiert. —

Die Bäreninsel liegt unter dem 74. Breitengrad, etwa 400 km vom Festland entfernt. Sie erhielt ihren Namen nicht, wie allgemein in den Reisebüchern steht, von einem Eisbären, den der Holländer Barents, welcher am 1. Juli 1596 diese Insel — und gleich darauf Spitzbergen — entdeckte, hier erlegte, sondern weil der Entdecker das Eiland mit seinem Namen, der meist ‚Bärents' geschrieben wurde, benannte. Auf alten Karten findet sich auch die Schreibweise ‚Bärentsinsel'. Vielleicht trug zu der Namensänderung das Bestreben bei, dieses kleine Felseneiland von der größeren Barentsinsel im Osten von Westsibirien zu unterscheiden.

Das Gebiet der Bäreninsel war in den ersten Zeiten nach ihrer Entdeckung ein Haupttummelplatz von Walen und Robben. Im Jahre

---

[1]) Siehe Seite 59, 60.



Südspitze der Bäreninsel mit Felshorn, Felshöhle und Felsentor.



1608 sollen auf der Insel einmal in sieben Stunden tausend Walrosse erbeutet sein. Wir bekamen nur eine einzige Robbe zu Gesicht.

Die Reisegesellschaft drängte den Kapitän zur Ausbootung. Er willigte ein, weil wir bei der ruhigen See Zeit gewonnen hatten.

Auch der Kleidung der Reisenden unseres Schiffes merkt man an, daß wir in kulturfeindliches Gebiet gekommen sind. Die Zweckmäßigkeit triumphiert über die Mode. Die Feinheit in der Kleidung ist gewichen. Der Siamese, der sich bis dahin nur in Lackstiefeln und hochfeinen Anzügen gezeigt hat, erscheint sogar in einem Pelzrock, dessen äußere schmutzige Leinwand in den Nähten ausgerissen ist. Die Leute, die hier ausgeschifft werden, sind andere als die in Bergen und noch in Hammerfest an Land gingen.

Die Insel zeigt mattschwarzen Schiefer- und Granitfels. Die nassen Steinmassen sind infolge des ewigen Nebels stark verwittert. Tiefe Runsen sind in die kahlen Wände eingerissen und geben dem düsteren Gebilde ein greisenhaftes Gepräge. Wie ein ernster Wächter aus grauen Eddazeiten ragt links am Wasserrand der spitze Felsvorsprung hervor.

Das Eiland hat nur im Süden eine kleine geschützte Bucht, in die wir einlaufen.

Wegen der ungünstigen Ufergestaltung können auch die reichen Kohlenlager nicht ausgebeutet werden; doch wurde mir von einem sachkundigen Mitreisenden gesagt, daß diese Kohle an der Luft schnell zerfiele und ziemlich wertlos wäre.

Pflanzenwuchs ist fast gar nicht vorhanden; nur einzelne scheue Blümchen wagten sich aus versprenkelten Grasfleckchen hervor. Der schmale Strand der Bucht war mit Vogelleichnamen und allerlei Antrieb, besonders Holz und Walfischgebein, besät. Wunderschön rund abgeschliffene Granitkiesel verschiedenartiger Färbung wurden gesammelt und später schockweise als billiges Mitbringsel mit norwegischer Flagge, Fundort und Datum bunt bemalt. Wir pflückten auch einen kleinen Strauß zarter Blümchen von mattweißer Farbe.

Auf der unteren Bergfläche in einer Höhe von beiläufig 75 m steht ein kleines Holzhäuschen, und daneben schauen drei Männer neugierig auf die Ankömmlinge herab. Es sind Eiderentenjäger, die von einem Spitzbergenkohlendampfer ausgebootet sind und bei dessen Rückkehr wieder aufgenommen werden.

Ein auf einer Schutthalde lose herabhängendes Drahtseil erleichtert den Anstieg zu der Hütte. Das Geröll hat sich unten so dicht aufgehäuft, daß man bis an die Knie einsinkt und kaum hinauf-

kommt. Ein Alpenfex ist jedoch bald mit Hilfe des Seils oben. Auch ich mache mich an den Aufstieg, habe mich aber mit der Fußbekleidung nicht vorgesehen und gebe den Versuch auf, so gerne ich auch gesehen hätte, was die einsamen Leute oben machten und wie sie in der Hütte lebten.

Der Winter hat einen schmutzigen Schneehaufen zurückgelassen, von wo aus eine lustige Schneeballenschlacht eröffnet wird. Einige Französinnen des Neptun haben sich angesichts der Majestät dieser hehren Einsamkeit geschminkt und trippeln schokoladeessend in Topfhüten, Humpelröcken und hochhackigen Promenadenschühchen auf dem scharfen Kieselstrand einher.

Viele Herren sind mit den Schrotspritzen, die sie in den nördlichen Hafenstädten geliehen oder vom Schiffsbarbier geborgt haben, bewaffnet und schießen gefühllos auf all die unschuldigen und arglosen Vögel los, die zu Tausenden in den Felsen hausen und deren Schwarz ganz weiß erscheinen lassen.

Es war ein sündhaftes Morden. Ein junger Franzose hatte bald soviel Möwen aller Art, vom Bürgermeister bis zur Seeschwalbe, soviel Alken, Stummler und Lummen zusammen, daß er sie zu einem Haufen um sich legen und seine Ruhmestat auf den Film zaubern lassen konnte. Wenn blindlings gegen die Felsen geschossen wurde, flogen die geängstigten Tierchen laut schreiend zu Hunderten auf, durchschwirrten wie Mückenschwärme kreischend die Luft und legten sich endlich auf die stille Wasserflut nieder. Manche fielen auch, von den Gewehrsalven getroffen, und lagen, oft nur an den langen Flügeln verletzt, hilflos und todesbange an der Erde. Die dummen Alken und Stummelenten blieben, ängstlich piepsend und hin und her wackelnd, allem Geknall zu Trotz auf den Felsvorsprüngen sitzen und entgingen so dem Verderben, weil immerhin nur der eine der Nimrode gegenüber so vielen Zuschauern wagte, auf anderes als flüchtiges Getier zu schießen. Es galt für diese Vögel das Bibelwort: „Den Klugen und Weisen ist es verborgen, aber den Schwachen und Unmündigen geoffenbaret.“

Bevor wir auf den Dampfer zurückkehrten, ließen wir uns noch auf der östlichen Buchtseite in eine Höhle, die Bürgermeisterhöhle[1]), hineinrudern, welche von der Brandung in die graugrüne Gesteinsmasse gewühlt ist und an die blaue Grotte auf Capri erinnert, aber weder deren Farbenzauber noch ihre Tiefe und geheimnisvolle Schönheit besitzt.

---

[1]) So benannt nach der hier stark auftretenden Bürgermeistermöwe.

Gegen elf Uhr nachts fuhren wir in ruhigem Fahrwasser nördlichen Kurses weiter. Es wurde kälter. In der Nacht konnte ich, trotzdem mein Plaid noch auf den beiden wollenen Decken lag, nicht warm werden.

Als ich in der Frühe durch das Bullauge blickte, sah ich zu meinem Erstaunen, daß das Meer voller Eisschollen war; als ich gegen neun Uhr auf das Verdeck stieg, war nichts mehr davon zu sehen. Das Wasser war so unbewegt, als ob wir durch einen Fjord führen. Das Thermometer zeigte + 3½°. Man holte an wärmenden Kleidungsstücken hervor, was der Koffer bot. Frau v. P. sah noch stattlicher aus als Tags vorher.



Der Kong Harald im Scholleneis.

Wir erfuhren, daß in der Nacht Prinz Heinrich und Zeppelin mit der ‚Mainz‘ und dem ‚Phoenix‘ an uns vorbeigekommen wären und durch Funkenspruch mitgeteilt hätten, daß ein Eisgürtel von 54 Meilen Breite das südliche Spitzbergen umgäbe und die Möglichkeit, in den Bellsund einzudringen, zurzeit ausgeschlossen wäre. Wenn der Kapitän auch zuversichtlich hinzufügte: „Irgendwo kommen wir rein“, so drückte doch diese Nachricht wie auch die Kälte — es fielen sogar dichte Schneeflocken — unsere Stimmung herab, welche die Schiffskapelle dann durch fröhliche Weisen zu heben suchte.

Bald waren wir auch wieder mitten in Eisschollen und vertrieben uns die Zeit mit der Betrachtung der seltsamen Formen dieser nur zu einem Siebentel aus dem Wasser aufragenden Blöcke, die oben meist von milchigem Weiß, weiter unten aber, wo das Wasser sie abspülte, von durchsichtigem Blau waren.

Wir vergnügten uns damit, sie mit allerlei Gegenständen zu vergleichen. Oft glaubten wir einen Torbogen, einen Schwan, der einen Muschelkahn zieht, einen Reiter, eine Ortschaft mit Kirche zu erkennen; vielfach trat die Form eines Tisches oder eines Riesenpilzes hervor, da das Aufschlagen der Wogen an den Teilen des Blockes, welche die Wasseroberfläche eben überragen, zernagend wirkt. Häufig haben die Wellen Löcher und Scharten durch die Gebilde gegraben, wodurch das Wasser nach einem Wogenanprall schäumend hindurchströmt und in kleinen Kaskaden plätschernd hinabgießt. Zuweilen zeigt sich auf einen Augenblick auch die Sonne und läßt die formreichen Eisthursen in Demantfarben erstrahlen.

Das Eis zwingt uns in Zickzackkurs und einmal sogar zu südwärts gerichteter Fahrt. Der kleine Eislotse muß die größte Vorsicht walten lassen, da es immer wieder vorkommt, daß ein Schiff von den Eismassen wie von einer eisernen Klammer umschlossen wird.

Die Jugend vertreibt sich bei diesem bald ermüdenden Kreuzen die Zeit mit den bekannten Bordspielen; die Älteren liegen, in Mäntel und Decken eingehüllt, in den Rohrsesseln oder laufen emsig auf und ab; mehr als die Hälfte weilt in den behaglich erwärmten Sälen, schreibt, liest, spielt bei Kaffee und Kognak Karten, Domino und Schach oder schläft.

Der Kapitän nimmt mich mit auf die Kommandobrücke und in den Beobachtungsraum und zeigt mir auf der Karte, wie wir, um dem Eise auszuweichen, immerzu hin und her gefahren sind, daß wir jetzt — um 4¼ Uhr — 75° 53′ 5″ Breite und 12° 44′ 8″ Länge haben, weitab westlich kamen und kaum über die Mitte zwischen Bäreninsel und der Südspitze von Spitzbergen hinaus sind. Programmäßig hätten wir schon im Bellsund vor Anker liegen müssen. Er zeigt mir auch die wissenschaftlichen Apparate und erklärt, wie die Messungen vorgenommen werden.

Dieses Hin- und Herfahren im Eise, das unruhiger werdende Meer, das unfreundliche und kalte Wetter machte manche doch unlustig und ängstlich, und das Furchtgefühl steigerte sich, als man sah, wie zwei Maschinisten eins der beiden Motorboote ausbesserten. Den Höhepunkt erreichte die Angst, als die Schiffsmaschine in der Nacht einen kleinen Schaden erlitt, zwei Stunden lang stoppte und der Neptun nach allerlei Signalen an uns herankam, um uns Leute zur schnelleren Ausbesserung abzugeben.

Niedrige Wolken krochen am südwestlichen Himmel, feines, lockeres Schneegeriesel wallte hernieder, und alles um uns lag grau in grau.

Die Fahrt wurde durch Dünung[1]) immer ungemütlicher, das Schiff schlingerte lebhaft und Triton erhielt manch Opfer, damit er mit seiner Muscheltrompete die empörten Fluten besänftigte; es war alles in allem keine sonderlich angenehme Nacht. Am anderen Morgen wurden Körbe voll Scherben ins Meer versenkt. Der Wellengang war zu plötzlich gekommen, als daß man sich hätte vorsehen können.



Seltsame Eisformen an der Küste Spitzbergens.

Das Zerschlagen von Glas und Porzellan an einem Polterabend soll Glück bringen.

Als wir an Deck traten, wurde unser ein herzbezwingender Anblick. Spitzbergen war erreicht.

---

[1]) Unter Dünung versteht man jene langen Wogen bei Windstille und blanker Wasserfläche, welche man als Ausläufer und Nachwirkung eines fernen Sturmes aus zweiter Hand empfängt.

Spitzbergen.

Allgemeines über die Inselgruppe.

Kapitel 26.

Die Natur des Landes.

Die Entdeckung des Inselgebiets — Der Walfischfang im 17. Jahrhundert — Smeerenburg und die Spuren der holländischen Ansiedlung — — Lage, Größe und Gestaltung von Spitzbergen — Die Fjordküste — Vereisung des Inlandes — Eisberge und Eisschollen — Gletscherströme und Eisabstürze — — Höchste Erhebungen — Die Wirkung der Gletscherwelt auf den Beschauer — Bergsteigerische Erklimmung der Gipfel — — Geologische Gestaltung des Bodens — Nutzbare Mineralien — — Das Klima (Der Einfluß des Golfstroms, Temperatur, Warme Sommertage, verhältnismäßig milder Winter, Niederschläge, Nebel) — — Das Tierleben (Landsäugetiere, Meersäuger, Vögel, Fische) — Der Pflanzenwuchs (Blütenpflanzen, Blütenlose Pflanzen, Die Spitzbergentundra, Zwergbirken und Zwergweiden).

Die Inselgruppe wurde im Sommer des Jahres 1596 von William Barents entdeckt, der von der Stadt Amsterdam beauftragt war, die Nordöstliche Durchfahrt zu suchen. Er kam auf seiner Reise bis 80° und nannte das entdeckte Land nach den scharf emporragenden Felszacken Spitzbergen.

Der Fischreichtum dieses äußersten Thule lockte bald Holländer, Engländer, Norweger, Dänen, Hanseaten und Russen heran, zwischen denen blutige Kämpfe um das Vorrecht des Walfischfangs und Robbenschlages ausgefochten wurden.

Besonders zahlreich und eifrig lagen die Holländer dem Fange ob. Auf dem ebenen Vorland der Amsterdaminsel im Westen des Sundes, der diese Insel von Westsibirien trennt, gründeten sie eine Niederlassung, in der sich im 17. Jahrhundert während des Sommers oft 18000 Fischer aufgehalten haben sollen. Diese Ansiedelung Smeerenburg war den Holländern so wertvoll, daß seinerzeit die Frage ernstlich erwogen wurde, ob dieser Platz oder Batavia auf Java für die Verteidigung wichtiger wäre. Es ist berechnet worden, daß in der arktischen Sommerstadt innerhalb eines Zeitraumes von sieben Jahren vierzig Millionen Gulden verdient wurden.



Blick auf die Stirn eines großen Gletschers mit seinen Zuflüssen (Liliehookgletscher in der Croßbai).



Es wird viel von dem wüsten Treiben der Fischer auf dieser polaren Niederlassung berichtet. Eine große Reihe von Schnapsschenken, Spielhöllen und Tingeltangeln fand reichen Verdienst. Totschlag war fast ein Tagesereignis. In der Liefde Bay, d. h. Liebesbai, der größeren Einbuchtung an der Nordküste von Westspitzbergen, sollen sich zahlreiche Freudenmädchen aufgehalten haben; doch haben wohl die Bezeichnung Liebesbai und der Name des Kaps an der Einfahrt in diese Bucht, Willkommspitze, diese Annahme später aufkommen lassen. Die 80 km lange Ruderfahrt von Smeerenburg bis nach der Liebesbai würde die Glut der holländischen Jünglinge doch wohl abgekühlt haben, bevor sie das Gestade der Wonne erreichten.



Ein Holländer-Massengrab auf Spitzbergen.

Die Sommeransiedelung Smeerenburg verfiel, als der Walfisch im Küstengebiet fast ausgerottet war.

Die Holländer haben viele Spuren von ihrem damaligen Leben und Sterben zurückgelassen. Hohes Interesse bietet der Begräbnisplatz. Die Gräber und selbst die Brettersärge sind zum großen Teil erstaunlich gut erhalten. Da auf Spitzbergen der Boden im Sommer nur etwa 15 cm auftaut, sind die Gräber nicht tief angelegt. Die Hälfte des Sarges schaut meist heraus. Die Deckel haben Füchse, Eisbären und Menschen zerstört. Die Gräber sind sauber in Reihen geordnet und liegen zumeist auf der dem freien Eismeer zugewandten Seite der Smeerenburghalbinsel.

Auf diesem Friedhof wie auf anderen Begräbnisstätten der Nord-

westküste hat man vor einigen Jahren die zerstreut umherliegenden Gebeine gesammelt und in Haufengräbern bestattet.

Die Leichname erhalten sich bekanntlich im hohen Norden erstaunlich lange. Sie gehen in der bazillenfreien Luft nicht in Verwesung über und trocknen nur aus. An der Virgobai sahen wir einen Hundekadaver, der nach der Inschrift des Halsbandes der Wellmanunternehmung zugehört hatte. Das Tier lag da, als ob es eben eingegangen wäre. Nansen erzählt, daß er auf seinen Fahrten das Fleisch eines Renntieres gegessen habe, das zehn Monate vorher seinen Tod gefunden und dann im Freien gelegen hatte.

Auch die Inschriften auf den Gedenktafeln der Gräber aus den Jahren 1623—25 sind so frisch und scharf, als ob sie gerade aus der Werkstatt des Steinmetzen kämen.

❦ ❦ ❦

Der Archipel liegt zwischen 76° 25′ und 80° 50′ nördlicher Breite und 11° und 28° östlicher Länge von Greenwich. Er wird bespült von der Barentssee im Osten und der Grönlandsee im Westen und setzt sich zusammen aus der Hauptinsel Westspitzbergen, dem von ihr durch die Hinlopenstraße getrennten Nordostland, der Barents- und Edgeinsel im Osten, dem König-Karl-Vorland im Westen und einer Reihe kleinerer Eilande, darunter im Nordwesten die Dänen- und Amsterdaminsel und im Norden die Sieben Inseln.

Das Inselgebiet umfaßt zusammen einen Flächeninhalt von 70000 qkm und entspricht an Größe Ceylon oder Bayern ohne Rheinpfalz.

Die Westküste Spitzbergens gehört wie diejenige Schottlands und Norwegens dem Fjordgebiet an. Sie wird durchschnitten von zahlreichen Buchten, von denen der Hornsund, der Glockensund[1]), der große und seinerseits wieder stark verzweigte Eisfjord, die Königs- und Kreuzbai[2]), die Hamburger- und Magdalenenbai die wichtigsten sind. Die beiden letzteren sind weniger tief.

Die ganze Inselgruppe stellt eine Landeserhebung dar, die sich südwärts bis zur Bäreninsel erstreckt. Die Meerestiefe zwischen Spitzbergen und dem letzteren Eiland geht nicht über 325 m hinaus, während sie nach Norden stark zunimmt. Schon unter 81° hat man

---

[1]) Gewöhnlich Bellsund genannt.

[2]) Gewöhnlich Kings- und Croßbai genannt.

Tiefen bis zu 2507 m festgestellt. Eine Reihe von Messungen im Polarmeere ergaben Tiefen zwischen 3400 und 3900 m, ja zwischen Grönland und Spitzbergen soll das Meer an einer Stelle 4800 m tief sein.

Das todesstarre Gebirgsland ist von eigenartiger Schönheit. Es stellt eine Hochgebirgslandschaft dar, die bis an die Grenze des ewigen Schnees ins blaugrüne Meer versenkt wurde. Die ganze Hauptinsel ist von Inlandeis bedeckt und bildet ein vielgegliedertes Hochland, eine weite, öde Firn- und Eiswüste von einer durchschnittlichen Höhe von 675 m Höhe. Aus der weißen und reinen Firndecke ragen zahlreiche



Ein Hochgebirgsbild von Spitzbergen.

Felsspitzen in Einzelgipfeln oder mannigfach zerschnittenen Ketten hervor, von deren Höhe viele und ausgedehnte Gletscher meist bis an die Küste hinabquellen.

Spitzbergen zeigt demnach keine einheitliche Vereisung wie Grönland, sondern Talbildungen mit Einzelgletschern, zwischen denen scharfe, teils felsige, teils vereiste Bergspitzen aufragen. Häufig erheben sich die Steilgipfel aus der ungeheuren Firnfläche wie eine Cheopspyramide aus grauem Wüstensand.

Die gewaltigen Gletscher bilden eine Haupteigentümlichkeit Spitzbergens. Sie übertreffen an Höhe, Breite, Ausdehnung und Reinheit die Eisströme der Alpen bei weitem.

Da der Druck des Inlandeises bei weitem nicht so stark ist wie auf Grönland und die Gletscher somit nicht mit solcher Schnelligkeit ins Meer getrieben werden, und da ferner der Golfstrom an der Westküste der Hauptinsel wirksamer abschmilzt, bilden sich auf Spitzbergen keine größeren Eisberge. Die in der Atlantik von den Schiffern so gefürchteten Eisberge kommen von Grönland, nicht von Spitzbergen.

Die Eisschollen, denen der arktische Reisende begegnet, sind meist sogenannte Eisfladen, die sich auf dem polaren Meere selbst gebildet haben, indem irgendein kleiner Gegenstand den Kern abgab, auf welchen Wassertropfen aufspritzten und gefroren. Durch diesen sich ständig wiederholenden Vorgang konnten sich schließlich stattliche und vielformige Eisblöcke gestalten. Diese in wissenschaftlichen Kreisen neuerdings häufiger gegebene Erklärung ist indessen nicht unbestritten.

Die Gletscher Spitzbergens zeigen sich für gewöhnlich nur an der Küste, wo sie vielfach in hohen, blaugrün schimmernden Steilwänden abfallen, stark zerschrundet; das flachere Binnenland rief keine größere Zerspaltung hervor. Einzelne der Inlandeisströme sind so eben und regelmäßig, daß man auf ihnen wie auf einer Kunststraße an die Flanken der Eisthurse gelangen kann.

Die ins Meer abfallenden Gletscherstirnen bieten ein eigenartig reizvolles Schauspiel.

Der riesenhafte Dickson-Gletscher erscheint wie eine gewaltige, aus der Flut aufsteigende Silbermauer. Im Hornsund will man einen Eisabbruch von 120 m Höhe und 20 km Länge beobachtet haben. Gletschersteilwände von 30—50 m Höhe sieht man häufiger, wie auch Eisströme von 8—10 km Breite keine Seltenheit sind.

Die in Seraks aufgelöste Eismauer blinkt und leuchtet stahlblau über der kristallklaren Flut.

Große Eishöhlen verlieren sich in schwarzblauen Tiefen. In sie hinein schäumt die Brandung.

Am Rande der Flut wimmelt es von Fischen, die das kühle Gletscherwasser und die von ihm mitgebrachte Nahrung lockt. Die Fische ziehen Seevögel und schnauzbärtige Seehunde heran, die letzteren holen den Amtmann Spitzbergens, den Eisbären, herbei. Das Knattern und Krachen der berstenden Eisstücke stört die zahlreichen Vögel nicht. Sie sind an diese lauten Geräusche gewöhnt; darum macht auch das Knallen der Flinten keinerlei Eindruck auf sie.

Oft gleiten die Gletscher nicht bis ins Meer hinein, sondern fallen unter dem Druck des nachschiebenden Eises stückweise über senkrechte Felswände hinab. Dieses Abbrechen erfolgt unter donneräh=

lichem Getöse. Mit Lächeln denkt man bei solchen Eisstürzen an die Lawinenfälle an der Jungfrau.

Das Abbrechen der Eisbarren von der Gletscherwand nennen die Norweger und Grönländer das ‚Kalben‘ des Ferners. Die Eisberge sind die verstoßenen Kinder der Gletscher.

Die höchsten Erhebungen der Inselgruppe sind die Newtonspitze unter 79°, die eine Höhe von 1750 m erreicht, und der Hornsundtind unter 76°, der 1430 m[1]) hoch aufragt. Der De Geers Pik am Ende der



Phot. Atelier Schaul, Hamburg.

Ein Berggipfel in der Adventbai.

Klaas Billen-Bai mißt 1250 m; Berge von 1200 m Höhe sind überhaupt nichts Seltenes auf Spitzbergen.

Da man die Felsgestalten gewöhnlich vom Meeresspiegel aus in ihrer ganzen Höhe übersieht, ist der Anblick dieses arktischen Hochgebirges von bannender Wirkung und zugleich von unvergleichlicher Schönheit. Auch der Blick von einem der Hochgipfel oder nur von einer Vorhöhe aus auf die gewaltige Firndecke mit den daraus ragenden Felsspitzen, auf diese Gefilde der endlosen Einsamkeit, des

[1]) Nach früherer Messung 1386 m. Dieser Pik galt bis vor kurzem als der höchste Berg des Archipels.

ewigen, todesstarren Schweigens ist überwältigend. Die zaubervolle Stimmung und Beleuchtung der arktischen Landschaft verstärkt den Eindruck.

Erklimmungen der Spitzbergengipfel im bergsteigerischen Sinne sind erst wenige vollführt[1]). Die Berge scheinen trotz ihrer schroffen Form doch allemal eine verhältnismäßig leichte Angriffsseite zu bieten. Im Jahre 1910 hat die Isachsenunternehmung[2]) von der Spitze vieler Hochgipfel aus über das Inlandeis hinweg trigonometrische Messungen angestellt. Auch die Teilnehmer an der norwegischen topographisch-geologischen Spitzbergen-Expedition des Jahres 1911[3]) haben eine Reihe der höheren Berge leicht ersteigen können.

Der Boden Spitzbergens ist mannigfaltig zusammengesetzt und bietet für die Geologen eine seltene Fundgrube.

Das Urgestein, Granit, Gneis, Schiefer, tritt im Norden, Nordwesten und an der Westküste gleich unten zutage, während sich ihm im Inneren und besonders im mittleren Teil Westspitzbergens paläozoische, mesozoische und tertiäre Sedimente aufgelagert haben. Das kristallinische Gestein Granit und Gneis zeigt sich hier gewöhnlich nur an den Spitzen der Gipfel, tiefer unten begegnet man vielfach Kohlenkalk mit Fossilien, Sandstein und Schiefer mit Pflanzenresten. Im Bereich des ursprünglichen Gesteins, das besonders in der Form des Heklahuk, d. h. glimmerschieferartigen Gesteins, auftritt, findet man stark geneigten und gefälteten Fels, kühne, vielgestaltige, spitzwinklige Gebirgsbildungen mit himmelanstrebenden Linien, Grate, Hörner, Zacken — Formen, die an die Alpen erinnern. Die jüngeren Ablagerungsformen, Trias, Jura, Tertiär, die wir südlicher, besonders im Eisfjord, finden, sind mehr wagerecht geschichtet. Sie geben den Erhebungen Plateaucharakter und schaffen Terrassenbildungen. Manche Gebirgswände im Eisfjord, der insbesondere in seiner Küstengestaltung jüngere Formationen zeigt, sehen in dieser stufenmäßigen Aufschichtung der verschiedenen Sedimente aus wie ein vielteiliger Auflegekuchen. In einer Höhe von etwa 500 m zeigt sich vielfach der sogenannte ‚Gipshuk', eine 60—80 m starke Horizontalschicht aus Gips, Marmor und Alabaster, die durch die ganze Wandflucht hindurchgeht

[1]) Vgl. in der Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins, Jahrgang 1909, die Abhandlungen von Hacker und v. Saar: ‚Die Berge um die Klaas Billen Bai', Seite 109—136.

[2]) Siehe Seite 396.

[3]) Siehe Seite 398.

und sich durch die auffallend lichte Färbung gleich verrät. Abgerissene Blöcke dieser Gesteinsarten liegen unten allenthalben umher.

Im Gebiet des großen Eisfjords zeigt sich als Untergrund meist ein rostbrauner Schiefer. Alle Abstufungen der Gesteinsarten vom klingend harten Fels bis zum zähen braunen Schieferton sind vertreten. Hyperit, abwechselnd mit Sand- und Kalkstein, ist eine sehr verbreitete Gesteinsart. Zahllose Granittrümmer, von Gletschern herangeschleppt oder von den Gipfeln hinuntergeschleudert, liegen überall an der Küste.



Bergformen mit wagerechter Schichtung des Gesteins in der Tempelbai.

Von nutzbaren Mineralien befinden sich in den Gesteinen Bleiglanz, Eisenerz, Graphit und Kohle.

Im Jahre 1904 wurden zum erstenmal 290 Tonnen Kohlen nach Norwegen ausgeführt[1]); auch Marmor wird gebrochen.

Spitzbergen hat für seine hohe Breitenlage ein recht mildes Klima.

Die Ostküste ist ganz vereist; die Westküste hält der lauwarme Golfstrom von Anfang Juni bis Mitte Oktober offen[2]).

---

1) Siehe Seite 421.

2) Siehe Kapitel 6, Seite 59–69.

Die Eisschollen, denen der Spitzbergenfahrer begegnet, kommen nicht aus der Grönlandsee, sondern aus der Barentssee. Sie werden im Sommer östlich von Spitzbergen durch die anhaltenden Nordostwinde und den damit in ursächlichem Zusammenhang stehenden Polarstrom südwärts getrieben und geraten an der Südspitze in den entgegengesetzt gerichteten Golfstrom, der sie in die südlichen Fjorde, den Horn- und Glockensund, treibt und durch seine Stromrichtung zugleich verhindert, daß Eisschollen vom Packeis her in niedrigere Breiten gelangen. Die nördlicheren Buchten vom Eisfjord einschließlich ab sind im Sommer fast nie durch Eis verschlossen. Die Fischer kommen gewöhnlich schon im Mai nach Spitzbergen, wo sie die Küste zu erreichen wissen. Anfang Oktober beginnt die Gefahr der Einschließung durch das Eis.

Die große atlantische Strömung beeinflußt selbst die Nordküste Spitzbergens und gibt dem Meereswasser dort im Sommer eine Temperatur von + 5° C.

Da zudem die Zugstraßen der großen Depressionen das nördliche Spitzbergen selten erreichen, trifft man ein im ganzen ruhiges und gleichmäßiges Klima an. Geringe Wolkenbedeckung, klare, windstille, sonnige Tage sind die Regel, heftige und anhaltende Winde die Ausnahme.

Im Winter ist das Klima unbeständig, aber durch den Einfluß des Golfstroms wie im Sommer verhältnismäßig mild.

Vier Monate lang, d. h. vom 20. April bis 23. August, ist die Mitternachtssonne sichtbar; an 124 Tagen zeigt sich das Tagesgestirn überhaupt nicht über dem Gesichtskreis. Auf Spitzbergen wird das Wort in Shakespeares Macbeth Wahrheit: Long is the night that never finds the day. Die Bahn der Sonne ist flach, selbst in den südlichen Teilen Spitzbergens übersteigt ihre Höhe nicht 37°.

Das Thermometer fällt im Sommer selten unter Null. Die höchste in Spitzbergen beobachtete Temperatur ist + 18° C, die niedrigste — 30 bis 35°[1]). Die mittlere Jahrestemperatur beträgt — 6°, die mittlere Monatstemperatur im Juni + 1° C, im Juli 5°, im August 3°.

Man macht sich gemeinhin von der Kälte auf Spitzbergen eine falsche Vorstellung. Daß es im Sommer angenehm warm in diesem

---

[1]) Die aus 6 Personen bestehende norwegische Familie, die an der Adventbai vor einigen Jahren überwinterte, beobachtete als niedrigste Temperatur —22° R; man muß aber bedenken, daß solche Kältegrade in der Winternacht lange andauern.

arktischen Gebiete ist, sollte man schon daraus schließen, daß die Sonne Tag und Nacht den Himmel umkreist und selbst um Mitternacht hoch über dem Nachthorizont bleibt. Auch die im allgemeinen vorherrschende Windstille trägt dazu bei, daß man auf dieser Inselgruppe schöne und wirklich sommerliche Tage erlebt.

Die Sommer bringen wenig Niederschläge in fester wie flüssiger Form. Sie treten meistens als leichte Staubregen auf, als ob der Nebel niederriesele. Wir hatten auf unserer Reise in Spitzbergen gar keine Niederschläge; die arktische Zeppelinunternehmung[1]) beobachtete während der ganzen Fahrt keinen Schneefall und sah nicht einmal Neuschnee auf den Felshöhen.

Die arktischen Nebel sind häufig, im Süden Spitzbergens aber wohl mehr anzutreffen als im Norden. Die Nebelschicht ist gewöhnlich nicht dick. In den Fjorden umhüllen diese Dunstschwaden oft phantastisch die Gipfel, während die Meeresfläche und der Küstensaum klar sind. In der offenen See liegt der Nebel häufig tief auf dem Wasser, lagert aber darauf so wenig hoch, daß der Schiffsrumpf vielfach in unsichtigem Dunste steckt und die Mastspitze frei ist. Auch aus diesem Grunde ist auf den Fangschiffen der Waljäger hoch oben der Ausguck, das sogenannte Krähennest, angebracht. Man beobachtet häufig, daß im Fjord die helle Sonne über einer heiteren Landschaft lacht, während ein schwerer Nebel das Meer draußen deckt.

Das Tier- und Pflanzenleben hat sich naturgemäß eigenartig entwickelt.

Das Merkmal der Fauna Spitzbergens ist die geringe Zahl von Tierarten, aber die Vertretung dieser wenigen Arten durch eine sehr große Anzahl von Einzelwesen. Das Meer ist bevölkerter als das Landgebiet.

Wir finden 16 Arten Säugetiere, 12 Meersäuger, darunter den Walfisch, das Walroß und den Seehund, und 4 Landsäugetiere, den weißen Bär, das Ren, den Blaufuchs und die Feldmaus.

Der Seehund ist in drei Arten vertreten. Im Winter hält er sich meist an den Löchern im Eise auf. Kommt er zum Atemholen hervor, so wartet seiner der Eisbär, der ihn mit seinen Pranken erfaßt. Gewöhnlich ist es die Bartrobbe, die sich auf dem Eise zeigt. Der sommerliche Reisende sieht den Seehund meistens an den Gletscherabstürzen.

---

[1]) Siehe Seite 391—395.

Die arktischen Vögel beleben das eisige Landschaftsbild in tausendfältigen Scharen. Man unterscheidet 28 Arten. Am meisten trifft man Alken, Lummen, Eiderenten, Schnepfenvögel und Möwen an, unter letzteren besonders Papageitaucher, Bürgermeister- und Raubmöwen. Gelegentlich werden auch Vögel, denen man sonst in der Arktis nicht begegnet, nach Spitzbergen verschlagen; so schossen zwei Russen unseres Schiffes ein Albatrospaar, eine Vogelgattung der südlichen Halbkugel, die man hier oben noch niemals beobachtet hatte.

Reptilien sind nicht vorhanden. Insekten sollen in 15 Arten vertreten sein, werden aber nur selten von Reisenden bemerkt.

Groß ist der Reichtum des Meeres an Fischen. Man fängt den Eishai, Dorsch, Schellfisch, Hering, Lachs und andere Seebewohner.

Es sei hier erwähnt, daß Nansen bis zum 86.° Tierleben festgestellt hat und daß man Eskimos noch unter dem 81.° findet.

Der Pflanzenwuchs muß auf Spitzbergen in kurzen Wochen zu erreichen suchen, wozu ihm in unseren Breiten über ein halbes Jahr zur Verfügung steht. Frühling, Sommer und Herbst dauern je etwa einen Monat, und in dieser Zeit muß Wachsen, Blühen und Reifen vollendet werden. Bei der kurzen Wachstumszeit und dem langen und finsteren Winter beschränkt sich die Flora auf eine Reihe kurzstieliger, zarter Pflanzen, die den Boden in der Gestalt eines niedrigen, farbenreichen Teppichs überziehen und besonders dem flachen, gletscherumstarrten Vorlande der Westküste einen eigenen Reiz verleihen. Man hat 122 Gefäßpflanzen entdeckt, von denen nur drei dem arktischen Europa fehlen. Außerdem sind etwa 200 Arten von Moosen und Flechten vorhanden, die den kahlen Fels farbenreich beleben.

Die zarten Blümchen sehen überaus lieblich aus. Man sieht besonders kleine Anemonen, den blaßgelben Bergmohn, Ranunkel, Knöterich und Steinbrech, alle kurzstielig und schüchtern aus dem Moos- und Grasteppich herausschauend.

Elf Pflanzen, die auf Alpengipfeln blühen, sind auch auf Spitzbergen heimisch.

Da die Sonne vier Monate lang unaufhörlich scheint, ist während dieser Zeit die Schnee- und Eisabschmelzung eine sehr starke. Das Wasser fließt in den Niederungen zusammen, weicht den Boden auf und schafft ein morastiges Gebiet, das beim Betreten wie Gallerte schwankt und wogt. Die unzähligen Wurzeln des Riedgrases, die hervorstehenden Rasenpflöcke und besonders die zahllosen gewölbten Moospolster bilden eine trügerische Decke. Eine solche öde, wasserdurchtränkte Moossteppe nennen die Naturforscher Tundra. Die Spitzbergentundra ist

meist leicht begehbar. Sie zeigt einen lebhaften, wenn auch niedrigen Pflanzenwuchs. Neben den artenreichen und vielfarbigen Moosen und Flechten findet man viele zarte, anmutige Blütenpflanzen, die zu dem anziehenden Farbenspiel lieblich beitragen. Der Grundton der Moossteppe ist entweder grün oder braun oder grau; im Herbst erfolgt ein Umschlag zu lebhaften Farbenklängen.

Wer beim Überschreiten der Spitzbergentundra oder an den unteren schneefreien Berghängen seinen Fuß auf die wie Maulwurfhügel hervorstehenden Rasenpflöcke setzt, um nicht in den durchweichten Boden einzusinken, wird kaum wissen, daß die vermeintlichen Rasenerhöhungen oft vieltausendfach verästelte Baumkronen von winzigen Zwergbirken und Zwergweiden mit ihren ganz kurzen Jahrestrieben sind. Spitzbergenfahrer machen sich gerne den Scherz, eine solche Polarweide in einem Brief nach Hause zu schicken.

Kapitel 27.

Der frühere halbtropische Pflanzenwuchs auf Spitzbergen und seine Erklärung. Der amerikanische Plan, durch Sprengung der Eisbarre die nordpolaren Gebiete wieder eisfrei und urbar zu machen.

Die Funde von Pflanzenversteinerungen und Tierknochen weisen auf ein weit milderes Klima der Vorzeit hin — Eiszeit und das vorangehende Tertiär — Pflanzenwuchs während der Tertiärzeit in den hohen und mittleren Breiten — Wie sich das frühere Pflanzenleben in den polumgebenden Gegenden erklärt — Der Wechsel in der Verteilung von Land und Wasser auf der Erde — Diese jeweilige Verteilung bestimmt das Klima — Die Vereisung der polaren Gebiete kein naturnotwendiges Merkmal dieser Regionen — Im Tertiär gab es nirgendwo auf Erden eine Vergletscherung — Die Annahme von den Polverschiebungen — Die meisten Pflanzen können die Polarnacht überstehen, es bedarf nur der Wärme — Diese Wärme kann früher der Arktis dadurch zugeführt sein, daß sie außer vom Golfstrom noch von anderen warmen Strömungen erreicht wurde — Die großen Festländer der nördlichen Halbkugel waren im Tertiär wahrscheinlich Inselgruppen, die eine Verbindung der drei Ozeane mit dem Nordpolarmeer ermöglichten — In der Antarktis liegen die Verhältnisse anders — — Der amerikanische Plan, die Eissperre zu sprengen und das Polarmeer zu erwärmen.

Jahrtausende haben Spitzbergen den Stempel der Todesstarre aufgedrückt.

Aber es war nicht immer das öde Eisgefilde. Es gab eine Zeit, wo Palmen und Zypressen an dieser nun gletscherumpanzerten Stätte auf fruchtbarem Erdreich kräftig gediehen.

Man ist geneigt, die Berichte von den Funden all der versteinerten Pflanzenreste und Tierknochen[1]) auf Spitzbergen in die Märchenwelt zu verweisen, bis man sie selbst im Gestein dieses Landes entdeckt. Als ich in einem Vortrage über Spitzbergen die von dort mitgebrachten Pflanzenabdrücke vorzeigte, wurde in der folgenden Erörterung von einem Teil der Versammlung die Anschauung vertreten, sie wären nach dem hohen Norden geschmuggelt und von den Bergleuten an die leichtgläubigen Reisenden um hohen Preis verkauft worden. Man meint, dieses polare

---

[1]) Siehe Seite 398.

Gebiet müßte seit unendlichen Zeiten das Reich des ewigen Todes gewesen sein.

Und doch hat hier einmal ein lebenswarmes Klima geherrscht, ein Klima, das einen Pflanzenwuchs hervorrief, wie wir ihn heute etwa in Südfrankreich und Norditalien antreffen. Es ist uns unfaßlich, doch stehen wir vor Tatsachen. Die zahlreichen Versteinerungen von Pflanzenresten, die wir nicht allein auf Spitzbergen, sondern auch westlich im nördlichen Grönland und östlich auf Franz-Joseph-Land antreffen, sind allein ein untrüglicher Beweis.



Phot. Atelier Schaul, Hamburg.

Eisfladen im Eisfjord.

Kein vernünftiger Mensch wird behaupten wollen, daß die Laubbäume und halbtropischen Pflanzenarten, deren Reste wir allenthalben hoch oben finden, aus Firn und Eis emporwuchsen. Die nordpolaren Gebiete müssen nicht allein eisfrei gewesen sein, sie müssen sich auch weit höherer Wärmegrade erfreut haben.

Die aus der Tertiärzeit herrührenden und aus Urwäldern entstandenen Schichten in der Discoverybai auf Grinnelland unter fast 82° nördlicher Breite weisen neben Sumpfzypressen und anderen Pflanzenarten alle unsere heimischen Laubbäume auf. Es sind also im Tertiär, dem der Eiszeit vorangehenden Zeitalter der Erdgeschichte, unter 82° Bäume gewachsen, welche, wie ihre heutige geographische

Verbreitung lehrt, an Lebensbedingungen geknüpft sind, die zurzeit 20—30 Breitengrade südlicher angetroffen werden. In den Gebieten, wo alle diese Pflanzen heute gedeihen, finden wir mittlere Jahrestemperaturen von nicht weniger als +5 bis 6° C. Wir dürfen daraus den Schluß ziehen, daß zu den damaligen Zeiten in diesen hohen Breiten ungefähr der gleiche durchschnittliche Jahreswärmegrad geherrscht haben muß, während er heute im nördlichsten Grönland — 18 bis 20° C beträgt.

In der Zeit, die dem Tertiär voranging, muß es noch weit wärmer im hohen Norden gewesen sein, denn in diesem Zeitalter der Geschichte unseres Planeten begegnen wir in der Arktis Resten und Abdrücken von Pflanzen, die nur im tropischen Klima fortkommen.

In Mitteleuropa war der Pflanzenwuchs zu Beginn der Tertiärzeit ein entsprechender. Man hat in den Ablagerungen dieser Periode in Südfrankreich Versteinerungen und Abdrücke von Fächerpalmen mit 1½ m langen Wedeln, von Sumpfpalmen, Bambus, Bananen-, Zimt-, Gummi- und Ebenholzbäumen gefunden. Für Nordamerika ist durch die gefundenen fossilen Tiere festgestellt, daß hier noch in der Mitte des Tertiär unter 40° ein Klima herrschte, das dem heutigen von Mittelamerika gleichkam.

Die Erscheinung ist so seltsam, daß es sich lohnt ihr nachzugehen. Begeben wir uns auf die Suche „nach dem vertrauten Gesetz in des Zufalls grausenden Wundern".

Wir müssen weit ausholen.

Die Gebirgserhöhungen und Talvertiefungen, die wir auf einem Globus sehen, sind aus schulmäßigen Gründen viel zu stark aufgetragen und eingelassen. In Wahrheit sind auf einem Globus die natürlichen Unebenheiten größer als die wissenschaftlich richtige Darstellung von Berg und Tal auf ihm ergeben würde; das will sagen: der Mensch kann kaum eine Kugel herstellen, die so glattrund ist wie die Erde selbst.

Der Durchmesser unseres Planeten mißt 1800 geographische Meilen, der Gaurisankar etwas über eine Meile. Die Höhe dieses höchsten Berges der Erde beträgt also nicht viel mehr als ein Zweitausendstel des Erddurchmessers. Auf einem Globus von einem Meter Durchmesser müßte also der Mount Everest die Höhe von etwas mehr als einem halben Millimeter erhalten, d. h. man müßte eine kleine Erhöhung in der Stärke einer Visitenkarte auflegen, um den höchsten Berg im richtigen Größenverhältnis darzustellen.

Nach dem Satze, den Heraklit und Aristoteles schon aussprachen, daß alles auf der Welt in ewiger Bewegung ist, verändert sich auch

unaufhörlich die Oberfläche der Erde. Das eine Gebiet hebt, das andere senkt sich. Man hat darüber in geschichtlichen Zeiten genaue Messungen veranstalten können. Nehmen wir allein das Gebiet der Nordsee, so wissen wir, daß sich Teile Hollands durch Deiche vor dem Hineinfließen des Meereswassers schützen müssen[1]), daß man in Norwegen durch Messungen ein allmähliches Heben des Landes feststellt[2]).

Wie leicht sich nun bei der in Anbetracht der Größe fein ausgearbeiteten Kugelgestalt der Erde und der andauernden Hebung und Senkung von Teilen ihrer Oberfläche die Verteilung von Starrem und Flüssigem ändern kann und muß, ist einzusehen. Und doch kommen bei diesen allmählichen Veränderungen, diesem Auf und Nieder, Zeitläufte in Betracht, von deren Länge wir uns kaum eine Vorstellung machen können. Zehntausende von Jahren sind eine kurze Spanne in der Erdgeschichte.

Die Sagen von einer Sintflut, d. h. einer großen Flut, finden wir bei vielen Völkern; sie fußen sicherlich auf einer solchen Hineinströmung von Meereswasser auf Landgebiet.

Wenn sich das Weltmeer an einer Stelle bewegt, so bewegt es sich notwendigerweise auf der ganzen Erde.

Die Erforschung der Erdgeschichte hat die Feststellung ergeben, daß wir überall wenigstens mehrere Male Wasser und Land gehabt haben. Am Himalaya finden wir die Beweise nur bis zu einer Höhe von etwa 5000 m.

Durch die jeweilige Verteilung von Land und Wasser wird aber das Klima bestimmt. Vom ozeanischen und festländischen Klima und der Beeinflussung der Wetterverhältnisse durch die Meeresströmungen haben wir schon häufiger mitgeteilt.

Es kann füglich die Behauptung aufgestellt werden, daß wir, wenn wir die Macht besitzen, Wasser und Land auf der Erde nach unserem Willen zu verteilen, zugleich auch das Klima nach Gutdünken zu bestimmen imstande sind. Könnten wir z. B. das wärmere Wasser der niederen Breiten dem Nordpolargebiet in reichlichen Mengen zuströmen lassen, so würden der Nordpol und seine Umgebung eisfrei werden.

An sich ist die Vereisung der polaren Gegenden kein naturnotwendiges Merkmal dieser Gebiete, so sehr sie auch durch ihre Lage zur Vergletscherung neigen mögen. Man nimmt sogar an, daß die

---

[1]) Die gefürchteten Goodwin Sands vor der Küste von Kent versanken nach Hunter vollständig erst i. J. 1097 und waren bis dahin ein ‚estate' der Grafen von Goodwin.

[2]) Siehe Seite 35.

eine warme Meeresströmung, die, vom mexikanischen Golf kommend, die Grönlandsee schon erreicht, allein für sich die nordpolare Region eisfrei halten würde, wenn letztere einmal eisfrei wäre.

Wie es Zeiten gegeben hat, wo infolge einer besonders eigenartigen Verteilung des Starren und Flüssigen nach Lage und Umfang ein großer Teil der Erdoberfläche vereist war, so hat es aus demselben Grunde auch Perioden gegeben, wo überhaupt kein Gebiet unseres Planeten mit Gletschern bedeckt war.

Die heutige Vergletscherung des Nordpols und seiner Umgebung stellt ein Überbleibsel der Eiszeit dar, während welcher das ganze nördliche Europa bis zum 53.⁰ vereist war. Die Eisdecke der Pole und ihrer Nachbarschaft ist, wie wir hörten, an sich kein naturnotwendiges und bleibendes Merkmal dieser Gebiete. Wir wissen, daß es Zeiten gegeben hat, wo die Pole eisfrei waren. In dem Zeitalter der Erdgeschichte, das der Eiszeit voranging, in der warmen Tertiärzeit, sind, wie wir aus den Spuren der Schichten dieser Periode deutlich wahrnehmen können, keine Stellen unseres Erdballs vergletschert gewesen. Sicherlich ist dies wenigstens in der ersten Hälfte dieser Zeit der Fall gewesen.

Man hat das Auffinden aller der Pflanzenreste in der Arktis durch die Annahme zu erklären versucht, daß sich die Pole im Laufe der Zeiten allmählich verschoben hätten, daß also die heutigen polaren Gebiete zu der Zeit, wo sich der reiche Pflanzenwuchs auf ihnen zeigte, nicht die polumgebenden Gegenden gewesen wären. Diese Annahme von den Polverschiebungen, die sich hauptsächlich auf das einstmalige Vorhandensein lebhafter Vegetation in den nordpolaren Gebieten stützt und von der Voraussetzung ausgeht, daß sich jedesmal da, wo jeweilig der Nordpol lag, auch eine Vereisung bildete, wird aber hinfällig durch die Tatsache, daß sich im frühen Tertiär überhaupt keine vergletscherten Gegenden nachweisen lassen, daß also zu dieser Zeit das Gletscherphänomen auf unserem Planeten überhaupt nicht auftrat.

Die Pflanzenphysiologie hat durch zahlreiche Versuche festgestellt, daß sich nicht nur die Pflanzen, die sich durch Samen alljährlich erneuern, die im Winter bis auf die Wurzel absterben oder die ihr Laub verlieren, sondern auch die meisten immergrünen Gewächse das Dunkel der Polarnacht wohl überstehen können; es kommt nur darauf an, daß genügende Wärme vorhanden ist. Daß sich auf der Westküste Spitzbergens und auf Grönland immer noch ein spärlicher Pflanzenwuchs zeigt, ist die Folge des Golfstroms, der diese Küstengebiete bespült.

Wenn wir die Möglichkeit der Polverschiebung ausschalten, wie war es angängig, daß sich einmal in den polumgebenden Gebieten eine so reiche Flora zum Teil halbtropischer Gewächse entwickeln konnte? Unter welchen Umständen war es möglich, daß der Nordpol und seine Umgebung einst eisfrei und warm waren?

Die Antwort liegt nahe. Wir brauchen nur anzunehmen, daß das, was jetzt vom Atlantischen Ozean aus der Golfstrom bewirkt, früher auch noch von verschiedenen anderen Richtungen aus geschah, daß noch andere warme Meeresströmungen das nordpolare Gebiete erreichten.



Phot. Atelier Schaul, Hamburg.

Ein Stück des Glockensundgletschers.

Wir sahen, wie leicht bei der fast regelmäßigen Kugelgestalt unserer Erde eine kleine Veränderung auf der Oberfläche, eine leichte Hebung und Senkung, weitgehende Verschiebungen von Wasser und Land hervorrufen müssen.

Man hat Grund zu der Annahme, daß vor der kalten Eiszeit und während der warmen Tertiärzeit die großen Festländer der nördlichen Halbkugel noch nicht bestanden, sondern daß diese Gebiete Inselgruppen waren, die ein allseitiges Hin- und Herströmen des Meereswassers und eine Verbindung der Ozeane mit dem Polarmeere ermöglichten. Wir müssen voraussetzen, daß, wie heute noch

der Polarstrom vom mexikanischen Golf her, damals mehrere Strömungen von verschiedenen Seiten her nach dem arktischen Gebiet gelangten, und zwar neben dieser großen atlantischen Strömung eine zweite vom Indischen Ozean über die Gegend des Kaspischen Meeres aus südlicher und eine dritte vom Stillen Ozean von Alaska her aus westlicher Richtung, die alle drei zur Erwärmung der polumgebenden Gegenden beitrugen.

Durch das Zusammenstoßen dieser wärmeren Fluten mit dem kälteren polaren Wasser fand zugleich allseitig eine starke Nebel- und Wolkenbildung statt[1]), die wiederum die — bei klarem Himmel starke — Ausstrahlung hinderte und die Eisbildung während der ewigen Nacht des langen Winters zurückhielt.

Wir wiederholen, daß der Wechsel zwischen Zeitaltern großer Kälte und großer Wärme in der Verschiebung der Gebiete des Starren und Flüssigen auf der Erde begründet liegt. Würden sich heute die großen Ebenen in Europa, Asien und Amerika senken und mit Meereswasser füllen, würden so Strömungsverbindungen zwischen den drei Ozeanen und dem arktischen Meer geschaffen werden, so müßte das Eis des Nordpols schwinden.

Die Antarktis hat andere Verhältnisse. Sie ist im Gegensatz zur Arktis, die eine ozeanische Polarregion darstellt, ein kontinentales Polargebiet, dessen Landmasse, durch ihre polumgebende Lage an sich ja zur Vergletscherung neigend, in ihrem Innern durch wärmere Strömungen aus mittleren Breiten nicht beeinflußt werden, aber auch ihrerseits diese niederen Gegenden nur wenig abkühlen kann, da die von ihr kommende Kälte von der gewaltigen Meeresoberfläche der südlichen Erdhälfte bald aufgenommen wird.

❧ ❧ ❧

Viele Forscher glauben, daß der Polarstrom allein durch seine Wärme zwar den schon vereisten Nordpol nicht eisfrei machen, aber den eisfreien Pol vor neuer Vereisung bewahren könnte.

Aus dieser Annahme heraus ist in jüngster Zeit in Amerika ernstlich der Gedanke an ein Riesenunternehmen aufgetaucht, nämlich das Nordpolgebiet künstlich von seinem Eise zu befreien und damit das Polarmeer zu erwärmen.

Dieser Plan klingt ungeheuerlich, ist aber doch nicht ganz so phantastisch, wie er dem ersten Blick erscheint. Die Gelehrtenwelt und die Ingenieurkreise beschäftigen sich lebhaft mit ihm.

---

[1]) Siehe Seite 360.



Ein Eisberg im Polarmeer. Phot. Atelier Schaul, Hamburg.



Man will die große Eissperre zwischen dem Polarmeer und der Atlantik sprengen und so den warmen Meeresströmungen einen Weg nach der Nordküste Kanadas und nach Grönland öffnen, wodurch ein schnelleres und vollständiges Abgleiten des Inlandeises dieser ungeheuren Gebiete bewirkt werden soll. Man hofft, damit Labrador, das in seinem mittleren Teile ungefähr auf der Höhe von Jütland liegt, und Grönland, dessen mittlere Gebiete den Höhen von Drontheim und Tromsö entsprechen, ein mildes, kulturfreundliches Klima zu geben und ihren Boden der landwirtschaftlichen Benutzung erschließen zu können.

Es wird beabsichtigt, die breite Eisschranke in der Richtung von Südwest nach Nordost zu zerstören und dazu im kurzen Abstande voneinander zwei parallel laufende Sprenglinien anzulegen und die zwischen ihnen sich ablösenden und abgelösten Eismassen abfließen zu lassen.

Man glaubt in fünf bis sechs Jahren dieses Riesenwerk zu Ende führen zu können. Ein bekannter Kanadier, Mac Conan, ist mit diesem echt amerikanischen, aber immerhin nicht ganz törichten Plan hervorgetreten. Er wird von den Regierungen der Vereinigten Staaten und Englands ernstlich erwogen. Der besonnene Deutsche steht ihm mit sehr starkem Zweifel gegenüber und hält zunächst schon mal bei den ungeheuren Entfernungen das Zeitmaß für viel zu kurz angesetzt.

Die Möglichkeit der Absprengung mag nicht von der Hand zu weisen sein; ob man aber damit wirklich die schnelle Abgleitung der gewaltigen Inlandeisgletscher erreichen und die Neubildung von Eis verhindern wird? Ob das eine Jahr nicht gleich wieder die Arbeit des vorigen zunichte machen wird?

Aber immerhin, die Neuzeit hat Werke vollbracht, an deren Möglichkeit unsere Großväter und Urgroßväter niemals gedacht hätten. Gelänge dieses Vorhaben, so hätte der Mensch die Aufgabe gelöst, das Klima nach seinem Gutdünken zu gestalten.

Es gibt ja Gelehrte, die glauben, daß die Marsbewohner durch Kanäle nach eigenem Willen das Starre und Flüssige, d. h. Landgebiet und die unserem Wasser entsprechende Flüssigkeit, verteilen und so das Klima ihres Planeten selbst bestimmen.

Ich meinerseits kann mich als Laie, wenn ich mir den Riesenplan des Amerikaners durch die Gedanken ziehen lasse, eines leisen Lächelns nicht erwehren, habe aber geglaubt, seiner Erwähnung tun zu sollen. — Wer leben wird, wird sehen.

Kapitel 28.

Die Besitzfrage und die Ergebnisse der letzten Forschungsreisen auf Spitzbergen.

Spitzbergen ohne Gesetze und ohne politischen Herrn — Die Spitzbergenkonferenzen in Kristiania 1910 und 1912 — — Die Zeppelin-Studienreise in die Arktis im Jahre 1910 — Die Filchnerunternehmung August 1910 — Die Expedition Isachsen und die Entdeckung der warmen Quellen — Die norwegische topographisch-geologische Forschungsreise im Sommer 1911 (Entdeckung von Saurierknochen und vielen Fossilien — Topographische und geologische Ergebnisse — Ein vergeblicher Versuch zu den warmen Quellen vorzudringen.)

Man hat in den letzten Jahren Spitzbergen allseitig lebhaftes Interesse zugewandt.

Es hat bislang keinen politischen Herrn und keine Gesetze.

Die Fischer und Reisenden stehen im Rechtsbann des Landes, unter dessen Flagge ihre Schiffe fahren. Die Bergleute in der Adventbai haben sich durch kontraktliche Unterschrift der Gerichtsbarkeit des Tromsöer Landgerichts unterstellt.

Solange nach den blutigen und ergebnislosen Kämpfen im 17. Jahrhundert dieses Freiland nur als Jagdgebiet und als Anlegeplatz für die Fangschiffe in Betracht kam, legte kaum ein Volk besonderen Wert auf seinen Besitz. Nachdem aber mehrere wirtschaftliche Unternehmungen ins Leben getreten sind und zumal nachdem begonnen wird, die ergiebigen Kohlenlager abzubauen, ist die Zugehörigkeitsfrage in die Erscheinung getreten; und schon im Sommer 1910 fanden sich in Kristiania norwegische, schwedische und russische Vertreter zur Vorbereitung einer demnächst einzuberufenden internationalen Spitzbergenkonferenz zusammen.

Am 15. Januar 1912 vereinigten sich wiederum Abgesandte dieser drei Mächte in der norwegischen Hauptstadt, um über das Schicksal des zukunftreichen Polarlandes zu entscheiden. Die Verhandlungen fanden unter dem Vorsitz des norwegischen Vertreters Hagerup[1]) statt und wurden am 26. Januar abgeschlossen.

---

[1]) Siehe Seite 109.

Man einigte sich über eine Reihe von Änderungen zu dem Konventionsentwurf, der von den Abgesandten der drei Länder im Jahre 1910 ausgearbeitet und darauf den übrigen beteiligten Mächten zugestellt worden war.

Die Abänderungen wurden durch Bemerkungen veranlaßt, welche verschiedene Mächte zu dem Konventionsentwurf geäußert hatten. Zu einem vollen Abschluß sind die schwierigen Verhandlungen bis heute nicht gediehen. Man erwartet mit Spannung, wie sich die Besitzverhältnisse gestalten werden.

❧ ❧ ❧

Das allgemeine Interesse, das man diesem eisumpanzerten Landgebiet neuerdings entgegenträgt, bezeugen auch die Forschungsreisen, welche in den letzten Jahren nach Spitzbergen unternommen wurden.

Mit besonderer Anteilnahme verfolgten wir Deutschen die Zeppelinstudienreise im Juli und August 1910.

Es kam dem greisen Helden der Luft darauf an, über die Frage Gewißheit zu erhalten, ob der Nordpol und seine Umgebung durch ein starres Luftschiff erreichbar wäre.

Wir wissen, daß Prinz Heinrich ein eifriger Verfechter dieses Gedankens war und Zeppelin und dessen Genossen Professor Hergesell auf dieser Fahrt geleitete. Auch Professor Miethe machte sie bekanntlich mit.

Man wollte die Geländeverhältnisse auf Spitzbergen und die klimatischen Bedingungen der Arktis erkunden und soweit in das Eis vordringen, bis man Schollen von solcher Größe fand, daß sie eine sichere Verankerung des Schiffes mit großen Eisankern und einen Fesselballonbetrieb vom Eise aus gestatteten.

Zeppelin und seine Gefährten fanden die Witterungsverhältnisse auf Spitzbergen genau so, wie sie sich vorgestellt hatten. Zwischen Mittag und Mitternacht zeigten sich nur geringe Wärmeunterschiede, das Thermometer hielt sich meist 2—3° über dem Gefrierpunkt und stieg nur ausnahmsweise in den beiden Monaten Juli und August bis auf 17° C. Diese Gleichmäßigkeit der Temperatur ist bekanntlich von großem Vorteil für die Luftschiffahrt.

Günstig erscheint es auch für das geplante Unternehmen, daß zur Sommerzeit in hohen Breiten Niederschläge in fester und flüssiger Form selten sind. Zeppelin hat während der sechs Wochen, die er in der Arktis verbrachte, nur ein einziges Mal einen dreistündigen Regen gehabt und auch kaum Neuschnee an den Berghängen beobachtet.

Die — nicht seltenen — Nebel hatten entweder nur geringe Höhe, höchstens bis zu 200 m, oder sie begannen erst in einer Höhe von 50—60 m. Ein Luftschiff konnte also gegebenenfalls entweder über oder unter den Dunstschichten dahinfahren. Fuhr man über dem Nebel, so wurde es allerdings schwer, sich auszukennen, da die Magnetnadel in hohen Breiten unzuverlässig ist, die Sterne unsichtbar sind und nur die Sonne mit ihrer ganz flachen Bahn zur Verfügung steht.

Stürme sind selten und immer nur von kurzer Dauer.

Man fand auch viele geeignete Liegeplätze für Luftschiffe. Besonders bevorzugt schien die Redbucht unter 79° 50′ an der Nordwestspitze Spitzbergens. Diese bleibt in den Sommermonaten gewöhnlich eisfrei, weil die große atlantische Strömung sich ja bis hierher geltend macht und der aus dem Sibirischen Eismeer nach Westen ziehende Eisstrom seinen Weg an der Ost- und Südküste und weniger an der Nord- und Westküste entlang nimmt.

Nachdem die Möglichkeit der Gründung von Luftschiffstationen festgestellt war, mußte herausgefunden werden, ob die zu Forschungsflügen ausgefahrenen Luftschiffe auch schnell und sicher auf dem Eise verankert werden konnten; denn nur bei mehrstündigem Aufenthalt an einer Stelle ließen sich die notwendigen wissenschaftlichen Untersuchungen vornehmen; auch konnten unvorhergesehene Vorkommnisse eine plötzliche Landung nötig machen. Alle diese Versuche auf dem Eise gelangen sehr wohl.

Zeppelin und Hergesell sind deshalb mit dem Ergebnis ihrer Forschungsreise recht zufrieden. Sie glauben, daß zwei betriebssichere Luftschiffe, die ihren Flug nach Nordwestspitzbergen genommen haben, ohne große Schwierigkeit und Gefahr das Gebiet des Nordpols werden erkunden können.

Zeppelin denkt sich die Ausführung seines Planes folgendermaßen:

„In Entfernungen von etwa 360 Kilometer untereinander werden in der gewählten Richtung Staffelplätze angelegt, die mittels wiederholter Rückfahrten zum Ausgangspunkt mit den nötigen Vorräten an Lebens- und Betriebsmitteln versehen werden. Die erste Eisstaffel wird dadurch als Hauptstaffel eingerichtet, daß sich von dem an der Eisgrenze verweilenden Eisschiff ein von einem Kraftschlitten mit Luftschraube gezogener Schlittenzug, beladen mit allen erforderlichen Vorräten und Dingen, dorthin begibt. Dieser Schlittenzug führt einen Funkspruchapparat mit, und er kann, wenn im Notfall gerufen, einem zurückkehrenden Luftschiff oder dessen Besatzung entgegenfahren. Ein zweites Luftschiff bleibt an dem Ausgangsort zur Ablösung oder Hilfe-



Vorgebirge und Küstensaum am Eisfjord.



leistung für das ausgeflogene bereit. Von einem ersten Forschungsunternehmen bis zur Entfernung von 1500 bis 2000 Kilometer könnte beispielsweise ein Luftschiff nach gründlichen Untersuchungen an vier Haltepunkten und Wiederaufnahme der gebildeten Staffeln am zwölften Tage auf Spitzbergen zurück sein. Mit gleichzeitig arbeitenden zwei Luftschiffen und Verwendung der doppelten Zeit ließe sich die erforschte Erstreckung außerordentlich verlängern."

❧ ❧ ❧

Im gleichen Jahr 1910 unternahm der bayerische Oberleutnant Filchner, der zurzeit auf seiner deutschen Südpolarexpedition unterwegs ist, eine Forschungsreise durch das Innere Spitzbergens.

Es sollte diese Gletscherfahrt eine Art Schultour für seine demnächstige Südpolarunternehmung sein.

Eine Reihe Teilnehmer an dem großen Geologenkongreß im August 1910 hatte nach den Verhandlungen auf dem Dampfer Aeolus eine Reise nach dem erdgeschichtlich so interessanten Spitzbergen unternommen. Die Expedition Filchner benutzte dieses Schiff und ließ sich in der Tempelbai, dem östlichsten Ausläufer des Eisfjords, ausschiffen, um von hier aus eine Übungs- und Forschungsfahrt über das Inlandeis zu unternehmen. Die Rückfahrt hatte ihnen der Direktor der Arctic Coal Co. in der Adventbai ermöglicht. Dieser bot ihnen Plätze auf dem kleinen Kohlendampfer Monroe an, der am 26. August von der Adventbai nach Hammerfest zurückgehen sollte. Um von dem Ostende des Eisfjords, wo die Gletscherfahrt ins Innere beginnen sollte, nach der Mine zurückzugelangen, hatte Filchner ein schweres Ruderboot gemietet.

Wie wir noch erzählen werden[1]), hat man sich um das Schicksal der Filchner-Unternehmung gesorgt und geglaubt, daß der Forscher vorgehabt habe, über Land nach der etwa 150 km entfernten Virgobai vorzudringen und dort im Pike- und Wellmanhaus[2]) die Ankunft der letzten dort anlegenden Dampfer ‚Farm[3])' oder ‚Thalia' abzuwarten.

[1]) Siehe Seite 464, 465.

[2]) Siehe Seite 451—454.

[3]) Nicht zu verwechseln mit dem Dampfer ‚Fram', dem Schiff Nansens.

❧ ❧ ❧

Die norwegische Regierung beauftragte in den letzten Jahren den Rittmeister Gunnar Isachsen mit der Vermessung und geologischen Untersuchung Spitzbergens[1]. Seine Reisen wurden von sehr glücklichen Erfolgen gekrönt.

Die Vermessungen verlangten auch die Besteigung einer großen Reihe der höchsten Berggipfel, welche die Forscher vollführten, ohne viele Worte über Mühsale und Schwierigkeiten zu verlieren. Nicht alle Bergsteiger sind so zurückhaltend in ihren Berichten.

Neben den Vermessungsarbeiten war wohl das wichtigste Ergebnis der Expedition Isachsen die Entdeckung eines Vulkans und warmer Quellen in der Nähe der Woodbai im August 1910.

Unterirdisches Feuer unter dem kalten Eise Spitzbergens sollte man nicht vermuten. Neben der Kratergestalt mancher Berggipfel hatte man aber schon länger allerlei Spuren vulkanischer Tätigkeit in diesem polaren Gebiete entdeckt. Als sich 1898 das deutsche Expeditionsschiff ‚Helgoland' an der Kings- und Croßbai befand, verbreitete der vom Schleppnetz zutage geförderte Schlamm einen starken Schwefelwasserstoffgeruch. Eislotsen wollen in dieser Gegend bei unbewegtem Meere das Wasser plötzlich wild aufbrausen gesehen haben. Solche Erscheinungen können nur als Seebeben gedeutet werden. Auf Spitzbergen selbst hatte man aber bisher keine Zeichen eines tätigen Vulkanismus angetroffen.

Der von der Expedition Isachsen entdeckte, allerdings längst untätige Vulkan ragt in der kennzeichnenden Kegelform 500 Meter über die Meeresfläche hinaus. Aus dem interessanten Bericht, den Gunnar Isachsen in der Kristiania Aftenpost (Abendzeitung) veröffentlichte, sei folgendes in Übersetzung wiedergegeben:

„Als wir während des Monats August an der östlichen Seite der Bockbai vor Anker lagen — in einem neuentdeckten guten Hafen —, fiel es uns auf, daß die Oberflächentemperatur im Innern der Bucht einige Grade höher als außerhalb der Bucht, in der Woodbai, war. Wie uns unser Eislotse erzählte, hatte er, als er von der Bockbai aus eine Renntierjagd ins Innere des Landes unternommen hatte, lauwarmes Quellwasser daselbst gefunden.

Unser Expeditionsgeologe, Dozent Hoel, untersuchte hierauf die Sache näher und kam eines Abends strahlend nach dem Hafen zurück; er warf einen Sack mit einem recht schweren Inhalt auf den Tisch und rief aus: ‚Vulkanische Asche! . . . Und warmes Wasser habe ich auch

---

[1]) Siehe Seite 410 und 411.

gefunden: 28 Grad Celsius . . . Die größte geologische Entdeckung, die in der letzten Zeit auf Spitzbergen gemacht worden ist!' . . .

In den nächsten Tagen untersuchten wir die Gegend näher und fanden im ganzen sechs warme Quellen. Wenn unsere Entdeckung näher bearbeitet, die vulkanischen Bergarten untersucht und die geologischen Karten gezeichnet sind, wird eine genaue Beschreibung von allem ausgesandt werden.

Heute will ich das wissenschaftliche Ergebnis ganz kurz wie folgt zusammenfassen: Der von unserer Expedition entdeckte, aus ausgeschleuderten ‚Lapilli' (kleineren Steinen) und ‚Bomben' bestehende Vulkan liegt unweit der Bockbai, und zwar unter 79 Grad 28 Minuten nördlicher Breite und 13 Grad 28 Minuten östlich von Greenwich. Die warmen Quellen liegen teils dicht neben dem Vulkan (nordnordwestlich von diesem), teils weiter vom Vulkan entfernt, und zwar südöstlich von diesem, nahe an der Bockbai. Der vulkanische Kegel selbst hat eine sehr regelmäßige Form, und wenn man am Kegel hinaufsteigt, ähnelt die Wanderung derjenigen an den Kegeln des Vesuv oder des Ätna. Nur sind die losen Steine der italienischen Vulkane schlackenartiger, während die großen Steine des Spitzbergenvulkans im wesentlichen aus Olivin bestehen; die kleineren Steine des Spitzbergenvulkans erinnern in ihrer Struktur, Form und Größe an die ‚Lapilli', die Pompeji bedecken.

Der Vulkan liegt an einer Fjordseite; seine ganze Lage und der Bau zeigen, daß der Vulkan jünger als die Eiszeit ist. Die Eruption fällt in die Quartärzeit. Der Kegel liegt isoliert und ist mit Gängen von Lava durchsetzt, deren mikroskopische Zusammensetzung noch nicht genauer untersucht ist. Der 500 Meter hohe Kegel zeigt an der östlichen Seite eine hufeisenförmige Vertiefung, die ich als den übriggebliebenen Teil eines Kraters auffasse. Aus den Gängen des Kegels sind große Lavaströme nicht ausgesandt worden; doch sowohl an der nördlichen wie an der südlichen Seite des Kegels findet sich einige Lava.

Die warmen Quellen liegen in einer geringen Höhe über dem Meeresspiegel. Die zwei nördlichen Quellen haben eine Wärme von 28 Grad. Das Wasser ist hier nicht reichlich. Es kommt aus Kalkstein heraus, der von den Quellen selbst allmählich kegelförmig abgesetzt ist. Interessanter sind die übrigen Quellen. Einige von ihnen sind sehr wasserreich und bestehen aus einer Reihe von winzigen Teichen, die stufenweise geordnet sind; sie ähneln auffallend den berühmten Quellen von Neuseeland und vom Yellowstone Park in Nordamerika. Die Becken sind nicht sehr groß, oft nur einige Meter lang, aber außerordentlich

schön, mit Tropfsteinen, als seien sie von Künstlerhand gebildet. Die Temperatur dieser Quellen ist noch etwas höher als die der vorgenannten. An einzelnen Quellen ist die Anzahl der Becken sehr bedeutend, 40, 60, ja, rechnet man auch die ganz kleinen mit, muß man sie nach Hunderten zählen. Die Temperatur kann nur an der Oberfläche gemessen werden. Es steigen fortwährend Gasblasen herauf. Die Quellen müssen zu den vulkanischen Nachwirkungen gezählt werden. Es geht hier eine recht intensive unterirdische Arbeit vor, die sich unter anderem auch daran erkennen läßt, daß ab und zu ein starker unterirdischer Lärm aus der Erde unter den Quellen vernehmbar ist."

❦ ❦ ❦

Sehr beachtenswert sind auch die Ergebnisse der topographisch-geologischen Spitzbergenforschungsreise, welche die Norweger Hauptmann Staxrud und Geologe Dr. Hoel im Juli und August 1911 ausführten.

Wenn man die Arbeit dieser Unternehmung mit derjenigen der Expedition Isachsen in den Vorjahren und besonders im Jahre 1910 zusammenlegt, so hat man die wesentlichen Hilfsmittel zusammen für eine geologische Übersichtskarte über den nordwestlichen Teil von Spitzbergen zwischen dem Meere im Norden und im Westen, dem Eisfjord im Süden und der Wijde Bai im Osten und überdies Sonderkarten in großem Maßstabe.

Auf einer Gletscherwanderung, die unter Leitung von Dr. Hoel von Green Harbour im Eisfjord aus in der Richtung auf den Glockensund unternommen wurde, wurden nicht nur eine Reihe Gipfel bestiegen und trigonometrisch bestimmt, sondern auch Saurierknochen in einem Triasrücken des Green Harbourgletschers gefunden. Westlich von Green Harbour sammelte man eine bedeutende Menge von Fossilien.

Das Ergebnis der topographischen Forschung des Sommers 1911 ist dahin zusammenzufassen, daß man, in Verbindung mit der im Vorjahre auf der Expedition Isachsens von Staxrud ausgeführten Arbeit, nunmehr genügende Grundlagen für eine so gut wie vollständige Karte über das ganze Gebiet zwischen Eisfjord und Glockensund, vom Meer im Westen bis zu einer Linie, die man sich zwischen dem Nordenskjöldgebirge und der Vanmijensbai zu denken hat, besitzt.

Die geologischen Erfolge waren nicht ganz so wertvoll. Die Eisverhältnisse verhinderten, auf dem Seewege bis zu den voriges Jahr entdeckten warmen Quellen und dem vulkanischen Gebiet an der

Woodbay vorzudringen. Ein Versuch, von der Landseite her nach diesen warmen Quellen zu gelangen, mißlang. Man kam nur bis zum Virgohafen. Es wurde dann noch eine Schlittenreise in die bisher völlig



Gebirgslandschaft in der Adventbai.

unbekannten und unerforschten Gebiete des Inneren von Nordwestspitzbergen unternommen. Diese Schlittenfahrt legte eine Strecke von 180 km zurück und ist die längste, die bis jetzt in diesem Polarlande ausgeführt ist.

— Es sei hier noch erwähnt, daß der Ruhm, den Südpol entdeckt zu haben, auch den Norwegern zugefallen ist. Anfang März 1912 lief die Nachricht ein, daß die Unternehmung Amundsen erfolgreich gewesen wäre und am 17. Dezember 1911 den Südpol erreicht hätte. Der Forscher fand Temperaturen bis zu —59° C. Man hatte in dem kontinentalen Südpolargebiet höhere Kältegrade erwartet, als sie in der ozeanischen nordpolaren Region vorkommen, aber doch nicht an Temperaturen gedacht, wie sie sonst nur im kältesten Monat in Nordostsibirien beobachtet sind.

Unsere Spitzbergenfahrt.

Im Eisfjord.

Kapitel 29.

Green Harbour und die Walfischstationen.

Ankunft in Spitzbergen — In starrer Eiswelt — Das Prinz-Karl-Vorland — Stimmungszauber — Die Green Harbour-Bucht — — Die Trankocherei an Land — Die Fabrikanlage — Die Verarbeitung der Riesenleiber — Die Verwertung aller Teile des Wals — Die Nahrungsaufnahme des Walfisches — Wie man ihn heute fängt — Die Zahl der Stationen und der jährlich gefangenen Wale — Das allmähliche Aussterben dieser Tritonen — Die heute in den Spitzbergengewässern erbeuteten Arten — Gespräch mit den Walfischfängern — Allgemeine Gewinnbeteiligung — Der Wert der Wale — — Die Post in Green Harbour — Das Zelt eines Mitglieds der Isachsenunternehmung — Kohlenschürfstellen — Eine Bergbesteigung — Ein Blick auf die Gletscherwelt des Binnenlandes und der Eindruck der endlosen Einsamkeit auf das Erdenkind — Der Besuch der schwimmenden Trankocherei — — Eine festliche Mahlzeit auf dem Schiffe.

Einen wundersamen Zauber wob der junge Tag, den die Dämmernacht in Schmerzen gebar. Ein stiller Friede war der schweren Unruhe gefolgt.

Ich trat auf das Verdeck. Es war der dritte Morgen nach unserer Abfahrt vom Nordkap. Es war noch früh. Das Schiff erschien verlassen, wie das Geisterschiff in Hauffs Märchen. Nach der herben Nacht lag alles noch in Schlafes Armen.

Keiner der Träume konnte schöner sein als die nahe Wirklichkeit.

Zu meinem Erstaunen und Entzücken sah ich zu beiden Seiten Land, Land in greifbarer Nähe.

Weihevoll und ernst und groß war der erste Gruß, den Spitzbergen bot.

Hohe, gletschertragende, steilwandige Felsgestalten standen salutierend zur Rechten und Linken. In scharfen Umrissen schnitten sie hinein in die blaue Unermeßlichkeit. Runsig und weißhäuptig ragten sie empor, diese steinernen Wächter aus altersgrauen Götterzeiten.

Das Meer wagte sich zu Füßen solcher ehrfurchtgebietenden Riesen nicht mehr zu rühren. Oder ob der weiße Tod auch die lebendigen Wogen in seine erstarrenden Bande zwang?

Die Felsmasse zur Linken erweist sich als eine eisumpanzerte Klippeninsel. Ein harter Ernst ruht auf dem greisenhaft durchfurchten Antlitz dieses Eilands.

Wir haben die schmale Südspitze der langgestreckten Insel Prinz-Karl-Vorland vor uns. Sie ist vom festländischen Spitzbergen durch einen schmalen und flachen Sund getrennt, der an einzelnen Stellen nicht mehr als zwei Meter Tiefe hat und nur kleinen Fahrzeugen den Durchzug gewährt. Das Prinz-Karl-Vorland und sein Sund sind das Dorado der Polarjäger.

Auf kurze Zeit schauen wir links wieder ins offene Meer hinein und fahren dann einer seltsam geformten Felsspitze, dem Dodmanden, dem ‚Toten Manns Ohr'[1]), entgegen.

Zu beiden Seiten haben wir wieder die eisigen und zerklüfteten Felsmassen, die sich gleich aus dem Wasser vielgestaltig zu steiler Höhe erheben. Wir sind in der Pforte, die in den großen Eisfjord führt.

Die Bucht blaut in seltsamem Licht. In der Ferne der Saum der Gletscherberge, von goldenem Licht umflutet.

Todeseinsamkeit, soweit das Auge reicht. Eisstarre allüberall, die der milde Sonnenstrahl vergeblich zu heben sucht.

Wir sind wie in einem breiten Strom, den eine winterharte Felslandschaft umgürtet.

Der Anblick ist von einer Großheit, welche die Seele bezwingt. Die wundersame Stimmung solcher schweigsamen, unberührten Eislandschaft will erlebt sein.

Die Bucht füllt ein seltsames Flirren, als ob Millionen kleinster Brillanten in der Luft verstreut wären, als ob ein flimmernder, vom leisen Zephyrwehen bewegter Märchenschleier hindurch gezogen wäre, als ob leuchtende Sonnenstrahlen ein ganz feines Schneeflockengewirre durchzitterten.

Der Fjord erweitert sich. Wir fahren näher am Südrande entlang, weil die Bai nach Norden flach und seicht verläuft. Auch die Berge an der Südseite sind gewaltiger, trutziger.

Das ganze Bild hat etwas seltsam Ergreifendes für unsern Neulingsblick. Es ist nicht gerade die Form der zerrissenen Zacken, der sanft gerundeten Kuppen und der flachen Tafelberge, auch nicht die fremdartige, wagerechte Aufschichtung vielfarbenen Gesteins mit seinen mattgrau schillernden Schutthalten, es ist nicht das unmittelbare Auftauchen der weißen und schwarzen Gipfel aus blauem, unbewegtem

---

[1]) Siehe Seite 450.

Meer, es sind selbst nicht die zwischen den Bergmassen liegenden zerschrundeten und hochgewölbten Gletscher mit den glatt abgeschnittenen breiten und hohen Abstürzen stahlblauen Eises gleich ins Meer hinein, — es ist die arktische Atmosphäre, die dünne, klare, im Sonnenlicht so eigenartig flirrende Luft, eine Art kräftigen, belebenden Ozonduftes, was den ganzen Menschen, seinen Geist, seine Seele so völlig bannt, daß er vermeint, im Traum in eine unirdische Welt gestellt zu sein.

Die Brust weitet sich, wenn die reine, würzige Polarluft mit ihrem reichen Sauerstoffgehalt hineinströmt. Daseinslust und Lebensjubel drängen sich in des Menschen Herz; er fühlt sich körperlich gekräftigt, seelisch gehoben. Die Ruhe, die ihn allenthalben umgibt,



Ein angeschwemmter Walkadaver (Green Harbour).

teilt sich seinen Nerven mit; er wird genußkräftig; er ist wie neugeboren.

Wenn Sonne, helle Sonne die arktische Alpenlandschaft durchglüht, dann ist sie von traumhafter Schönheit, dann ist sie wunderreich, dann ist sie der Gipfelpunkt dessen, was dem Sterblichen an Herrlichem zu sehen beschieden ist.

Ich spreche dies Urteil mit Besonnenheit und Überlegung aus und befinde mich mit ihm in guter, ja bester Gesellschaft; ich spreche es aus mit all den Weltreisenden und Forschern, die den ganzen Erdball durchstreift und die vom Flammengold der Sonne überflutete arktische

Eislandschaft für das Schönste erklärt haben, was unser Planet an Schönem bietet, für das Hehrste und Wundersamste, was je das Menschenherz in seinem Innersten aufrühren kann.

⁂

Wir biegen zur Rechten um und steuern in einen schmaleren Seitenfjord, die Green Harbour-Bucht.

Sie ist umsäumt von mächtigen, todesstarren Gipfeln, die sich teils wildzackig ins Firmament erheben, teils glatt geschliffen und mausgrau wie gewaltige Elefantenrücken emporwachsen; sie zeigen auch die Gestalt riesenhafter Maulwurfhaufen und sehen dann wieder wie regelmäßige, leicht abgestumpfte Kegel aus.

Das Ende der Bucht verläuft flach. Sie ist eben ein in Wasser getauchtes, oder, richtiger nach den neuen Ergebnissen der Wissenschaft, ein aus dem Wasser sich lösendes Gebirgstal.

Hie und da bemerken wir schon am Ufer einen angeschwemmten Walfischkadaver.

Das Schiff geht langsamer, als ob es sich scheute die hehre Ruhe zu stören. Bald stockt sein Pulsschlag ganz. Die Ankerketten rasseln.

⁂

Wir sind in Green Harbour, der berühmten Walfischstation, deren ‚Gerücht' weithin gedrungen ist.

Der sehr geschützte Hafen wird diesen Namen erhalten haben, weil nicht — wie sonst meist auf Spitzbergen — ein Rieseneisstrom mit steinigen Moränen den kurzen Talfortsatz füllt oder ein Gletscherbach durch ein breites Geröllbett schäumt und allen Pflanzenwuchs hindert, sondern weil das Tal und seine niedrigen Seitenhänge mit Flechten, Mosen und Blümchen bedeckt sind, welche in einem lebhaften Smaragdgrün und Goldgelb schillern.

Die Motorschüten brachten uns an Land. Die Damen hatten Riechfläschchen zur Stelle. Ein durchdringender Verwesungsgeruch empfing uns.

Eine Reihe von Schuppen und Holzhäuschen war hart am Ufer erbaut. Das Ganze machte den Eindruck einer mittelgroßen Fabrikanlage. Wir vernahmen das puffende Dampfausstoßen der Maschine, wir hörten das Schwirren der Treibräder und das Surren der Riemscheiben.

Die Leichname der mächtigen Wale, einzelne über 15 m lang, lagen halb im Wasser oder abgehäutet und abgespeckt in ihrem Knochengerüst am Ufer einher. Eine sanft aufsteigende, breite Balkenhalde führte aus dem Wasser auf eine ebene Holzbahn. Dahinter standen die hohen und breiten Trankessel und weiter zurück das Maschinen- und Kesselhaus.

Mit schweren Ketten und Maschinenkraft wurden die Wale hinaufgezogen und auf der schiefen Ebene verarbeitet. Auch das Wenden der Riesenkörper geschah durch Dampfkraft. Arbeiter standen



Das Bearbeiten der Wale an Land.

in verschmierten Ölanzügen geschäftig auf ihnen. Der eine häutete ab, ein anderer schnitt mit langem Krummmesser, das an einen Stiel von der Länge eines Spazierstocks angeheftet war, schmale Streifen von der 10—12 cm dicken Speckschicht ab, zwei Leute zogen diese Streifen an langen Eisenhaken auf die obere, ebene Holzfläche, der nächste zerschnitt hier die Längsstücke, ein anderer bürstete und wusch die einzelnen Speckwürfel sauber ab, und der folgende besorgte sie in mächtige eiserne Kessel, worin sie zu Tran ausgekocht wurden.

Auf anderen schon abgedeckten Kadavern standen Arbeiter, zerschlugen mit Äxten das Rückgrat oder rissen die Kinnbacken auseinander.

Beim Einschneiden und Einhauen in den aufgeblähten Balg des Wals entwichen die im Innern gebildeten Gase unter Zischen und Fauchen und entsandten erstickende Dünste. Überall auf dem Boden hatten sich Tümpel geronnenen Blutes gebildet, überall versank der Schuh in den Verwesungsstoffen. Um bei dem Rundgang, ohne den gleichen Weg zurückmachen zu müssen, am Ufer wieder auf die andere Seite zu kommen, war ein Überklettern der Kadaver nötig. Eine Dame wurde ohnmächtig dabei.

Die Maschine war nicht sehr sauber gehalten, auch die Schlosserwerkstätte sah schmutzig und verwahrlost aus. Wie konnte sich auch an dieser Stätte der Verwesung Sinn für Reinlichkeit und Ordnung ausbilden?

Die Kantine war indes keineswegs unfreundlich oder ungemütlich. Haufen von leeren Flaschen und Konservenbüchsen lagen vor ihr.

Am Ufer stand Faß an Faß, gefüllt und ungefüllt, wohl an die viertausend; hierneben erhoben sich ungeheure Berge von ausgekochten Knochen, die trockneten und im nächsten Jahre zu Knochenmehlguano verarbeitet werden sollten.

Man verwertet eben alles am Walfisch. Die Haut ist wenig nütze; das Wertvollste ist die Speckschicht zwischen Haut und Fleisch, die den Tran gibt. Das Fleisch des frischen Wals, besonders des Finwals, soll sehr wohlschmeckend sein und wie zartes Ochsenlendenstück munden. Es wird an den Stationen ebenfalls ausgekocht und ergibt die geringeren Transorten. Die im Kessel zurückbleibenden Reste werden zu Futtermehl zermahlen.

Wertvoll sind auch die Barten. Sie geben das Fischbein für die Frauenmieder. Seitdem man hierzu vielfach federnde Stahlstangen gebraucht, schickt man die Barten auch nach Paris und macht daraus etwas anderes für die Damenwelt — Straußfedern.

Der Wal hat bekanntlich statt der Zähne im Kiefer eine große Anzahl (290—344) dicht nebeneinander gereihte Barten, die ihm gewissermaßen als Filter oder Sieb dienen. Er schwimmt mit weitgeöffnetem Rachen durch das Meer, schließt nach einiger Zeit das Maul, stößt das Wasser durch die Barten und die Nasenlöcher, letzteres in hochaufspritzenden und verräterischen Säulen, hinaus und hält so all die kleinen Lebewesen, besonders Kleinkrebse und gallertartige Tierchen zurück, die er dann durch seinen engen Schlund verschluckt.

Letzterer ist übrigens nicht so enge, wie immer behauptet wird. Die Erzählung von Jonas ist, wie ernsthaft berichtet wird, vor etwa 25 Jahren in Amerika Wahrheit geworden. Ein Matrose ist nach

dem Kentern des Fangbootes von einem Wal verschluckt und durch Aufschneiden des getöteten Tieres wieder ans Tageslicht gezogen worden. Er ist bewußtlos gewesen, aber wieder zum Leben erwacht. Eine Zeitlang hat er allerdings in einer Irrenanstalt verbringen müssen, ist aber später geheilt entlassen worden.

Früher wagte man sich bekanntlich in kleinen Ruderbooten ganz nahe an den Wal heran, traf ihn geschickt mit der widerhakigen, aus der Hand geworfenen Harpune, zog sich an ihn heran und tötete ihn grausam. Verfing sich die über die Rolle surrende Leine beim Niedertauchen des verwundeten Wals, so wurde das Boot mit in die Tiefe gerissen. Der Fang gestaltete sich dadurch zu einem sehr gefahrvollen Unternehmen und verlangte manches Menschenopfer.

Später schoß man die Harpune durch ein schweres Gewehr ab. Als man dann in Indien eine besonders feine und feste Gewebefaser, die ‚Jute', entdeckte, konnte man den Wal auf weitere Entfernung und mit schwererer Harpune tief verwunden. Man schießt diese seitdem durch eine am Bugspriet stehende Kanone. Das Geschütz steht auf einer drehbaren Lafette. Die Harpune enthält eine Granate, die im Inneren des Tieres platzt und den Titanen tötet.

Man begegnet in den Spitzbergengewässern häufiger den kleinen eisernen Fangdampfern. Man erkennt sie sofort an dem Ausguck, dem sogenannten ‚Krähennest' am Topmast. Letzteres ist auch deshalb angebracht, weil die polaren Nebel oft nur niedrig auf dem Meere lagern und von der Mastspitze aus der Blick ins Weite frei ist.

Es gibt im Norden etwa 20—30 Walfischstationen, teils schwimmende, teils feste. An der norwegischen Küste dürfen sie des Geruchs wegen nicht mehr angelegt werden. Viel besucht wurde die Station auf der Insel Skaarö, nördlich von Tromsö, die auch unser Kaiser vor einiger Zeit besichtigte. Von den beiden in der Green-Harbourbucht ist die eine eine feste, d. h. auf dem Lande angelegte, die zweite eine schwimmende, bei der die Verarbeitung der gefangenen Wale auf einem großen Schiffe vor sich geht.

Der Wal scheint wie so manche der gewaltigen Tierformen dem Untergange geweiht zu sein. Er wird so selten wie der Elefant in Indien und wie das Bison in Nordamerika. Des Menschen Hab- und Mordgier hat ihm zu stark zugesetzt.

Durch das Ausstoßen der hohen Schaumsäulen und das Herausheben eines Teils seines gewaltigen Körpers verrät sich das Riesentier zu leicht. Im Laufe der Zeit hat er allerdings die Gefahr kennen gelernt und flieht jetzt, sobald er ein Schiff erblickt.

Walfische von 25—30 m Länge und 2000 Zentner Gewicht, wie man sie früher häufig antraf, werden kaum noch gefangen. Tiere von 6—8 m Länge gelten heute schon als ganz gute Beute. Während im Jahre 1680 14000 Mann auf 260 Fangschiffen viele Tausende fingen, wurden 1885 in den lappländischen Gewässern nur noch 1400 erbeutet, und heute werden alljährlich vielleicht 700 dieser gewaltigen Meersäuger erlegt.

Der wertvollste Wal, der sogenannte Grönlandwal, findet sich in den Gebieten Norwegens und Spitzbergens überhaupt nicht mehr. Heute werden hier vier Arten gefangen:

1. Der Blauwal, der massigste und wertvollste, indes auch seltenste; er wird vielfach mit dem Grönlandwal verwechselt.
2. Der Finwal, der schlanker und länger ist als der Grönlandwal und bis zu 30 m mißt, aber auch weniger Speck und kleinere Barten hat. Man machte deshalb früher überhaupt keine Jagd auf ihn. Sein Fleisch soll, wie gesagt, sehr wohlschmeckend sein. Man begegnet ihm häufig in der Umgebung von Spitzbergen.
3. Der kleinere Buckelwal und
4. der noch viel kleinere Seiwal.

Alle diese Walarten der Spitzbergengewässer sind Furchenwale und zeigen die charakteristischen weißschwarzen Rinnen auf der Bauchseite. Die Grönlandwale dagegen sind unten glatt.

Der Schrecken der Großwale ist der Zahnwal, der ihnen Speckstücke aus den Flanken reißt und in der Folterkammer der Natur das Seine tut.

An den toten Tieren besorgten dieses Herausreißen des Specks in der Green Harbourbucht Tausende von Möwen, die sich so gierig in den Fettmassen festbissen, daß Reisende, die sich in einem Ruderboote an den Kadavern entlang fahren ließen, die Vögel am Schwanze ergreifen konnten.

Wir freuten uns, dem unerträglichen Geruch und dem wenig appetitlichen Schauspiel entweichen und uns mehr landeinwärts wenden zu können, woher ein frischer Gletscherwind wehte.

Vor dem Kesselhause stand eine Gruppe Walfischfänger, die allerlei selbstgefertigte Gegenstände und die hübsch gebleichten Knochen von Walfischohren zum Verkaufe anboten. Auch sie sahen verschmiert und verwahrlost aus, machten aber einen gesunden und fröhlichen Eindruck. Ein klares, kühnes Auge leuchtete aus den Gesichtern dieser wetterfesten Gestalten. Ich kaufte ein solches Walfischohr, das meine Frau



Walstation auf Spitzbergen (Green Harbour im Eisfjord) Platz der jetzigen Station für drahtlose Telegraphie.



mit vielfarbigen Moosen und sinnigen Anemonen und Ranunkeln, die vor uns wuchsen, füllte. Diese vertrockneten Spitzbergenblümchen stehen in der eigenartigen Vase heute noch auf meinem Schreibtisch vor mir.

Während sie von meiner Frau gesammelt wurden, ließ ich mir von den treuherzigen Leuten allerlei erzählen. Ich hörte, daß sie dieses Jahr auf 3000 Faß Tran kommen würden, daß jeder Arbeiter an dem Ergebnis beteiligt wäre und zwei Öre für jedes Faß erhielte. Als ich meine Genugtuung über diese genossenschaftliche Einrichtung aus-



Eine schwimmende Walfischstation.

sprach, meinten sie, der Kapitän verdiene aber eine Krone an jedem Faß, worauf ich mit dem Scherzwort erwiderte:

‚Öre dem Öre gebührt, dem Verdienste seine Krone.‘

Sie erzählten mir denn auch ganz zufrieden, wie wichtig allerdings für den Walfischfang ein guter Kapitän wäre. „Der da — es war unter ihnen ein herkulischer Mann mit feurigem Auge, der die eine Hand verbunden hatte und sich hier im Hafen ausheilte — wäre der Kapitän der Wettbewerbsgesellschaft, die ihren Betrieb gegenüber auf den beiden Schiffen hätte; er hätte so viele Wale gefangen, daß jene mit ihren 2 Fangbooten schon 65 hätten, während ihre eigene

Ausbeute auf 4 Schiffen nur 71 in diesem Jahre betrüge. Die Kapitäne müßten gut bezahlt werden, weil das Ergebnis hauptsächlich von ihnen abhinge; sie, die Arbeiter, erhielten neben den 2 Öre für jedes Faß und neben freier Beköstigung auch noch 2 Kronen Tagelohn. Ein Wal stellte einen Wert von 3—4000 Kronen dar[1])."

Ich erfuhr auch zu meiner Verwunderung, daß man englische und nicht die nahe Spitzbergenkohle verstochte. Vielleicht war man an einen langfristigen Vertrag gebunden.

Die Transiedereien sind nur während der hellen Sommermonate in Betrieb. Im Herbst ziehen die Fänger in die Heimat zurück.

Etwas landeinwärts stand ein schmuckes, stattlicheres Holzhäuschen mit einer kleinen Veranda und wehender norwegischer Fahne am Mast, das in dieser Welt des Schmutzes besonders anmutete. Es war die Post, die einzige auf Spitzbergen. Zu dem alten, gemütlichen Postmeister, einem eifrigen Jäger, der die Wände seines Amtszimmers mit einer großen Anzahl von Rengeweihen ausgeschmückt hatte, strömte denn auch bald manch philatelistisches Männlein und Weiblein, um Legionen von Postkarten eigenhändig mit dem Stempel ‚Green Harbour' zu versehen. Es wurden hier, wie überall an den Postanstalten im nördlichen Norwegen, auch Ansichtskarten preiswert verkauft.

Die zweite Marke mit dem ‚Amtmann von Spitzbergen', d. h. dem Eisbären, die man häufig neben der eigentlichen norwegischen Marke auf Briefen und Karten aus dem hohen Norden sieht, ist privat, wird auf den Schiffen verkauft und nur als Seltsamkeit der Hauptmarke beigeklebt.

Neben der Post befand sich ein niedriges, durch Erdwall und Rasendach geschütztes Gebäude, es war das geräumige Flaschenlager.

Einige fünfzig Schritt weiter war auch ein kleines Zelt aufgerichtet. Von langer, schwanker Bambusstange wehte ein rotes Wimpel. Ein Paar gamaschenumwickelte Unterschenkel staken aus der Zeltöffnung hervor; kräftige Sägelaute drangen heraus. Schwarze Buchstaben auf dem Zeltleinen kündeten, daß der Insasse der ‚Expedition Isachsen' angehörte.

Wir hörten schon[2]), daß diese wissenschaftliche Unternehmung

---

[1]) In den naturgeschichtlichen Lehrbüchern wird der Wert des Wals gewöhnlich um das Doppelte zu hoch angegeben.

[2]) Siehe Seite 395—398.

überall auf Spitzbergen Geologen ausgesetzt hatte, die nachher von der ‚Farm', welche wir später in der Virgobai trafen, wieder abgeholt wurden. Das Schiff selbst stellte währenddes Tiefseemessungen in den grönländischen Gewässern an.

Allerlei Versuche, den Schläfer durch Kitzeln und Bespritzen des Gesichtes mit Wogen von Kölnischem Wasser zu ermuntern, gelangen den Damen nicht. Man begnügte sich endlich damit, seine Beine untereinander und mit den Zeltpflöcken fest zu verknoten und, um den Grimm des Erwachenden zu lindern, Gamaschen und Stiefel mit holden Spitzbergenblümchen zu umstecken.

An den warmen Sommertagen benutzt man im Polargebiet



Die schwimmende Trankocherei in Green Harbour.

gerne statt der hellen Nachtzeit die heißeren Mittagsstunden, um der Ruhe zu pflegen.

In einer Höhe von etwa 180 m sah man mehrere schwarze Schutthaufen und jedesmal daneben ein kleines Holshäuschen mit einem Firmenschild fast so groß wie dieses selbst; zur Seite lagen als Sitzgelegenheit mächtige Quadern schwarzer Steinkohle. Es waren Kohlenschürfstellen, zumeist amerikanischer Gesellschaften, die mit den Schildern ein vorläufiges Eigentumsrecht geltend machen wollen. Häufig schien hierzu ein einfaches Holzkreuz genügen zu sollen.

Ich wanderte auf den Jagdausflügen öfter nach solchen Kreuzen, um zu sehen, welcher Jüngling hier fern von der sorgenden Mutter sein junges, kühnes Leben in Verlassenheit und Not hatte hingeben müssen; häufig war es auch ein einsames Grab, ebenso oft aber ein amerikanisches Firmenschild. Meistens trugen sie die Aufschrift: A/S Spitzbergen Eiendom oder Ayer & Longyear, Coal Bay 1907.

Ich dachte an die eifernden Worte Rousseaus gegen die Menschen, die mit einem „Ceci est à moi“ zuerst Freiland als ihr Eigentum erklärten: „Gardez-vous d'écouter ces hommes, la terre n'est à personne!“

Man beachtet derartige Erklärungen auch nicht, denn das Land gehört hier in der Tat niemandem. Spitzbergen ist ein herrenloses Gebiet, auf dem das Faustrecht gilt. Verläßt man ein Holzhaus, das man sich erbaute, so kann man sicher sein, daß andere es sich samt dem Inhalt alsbald aneignen [1]).

— Während meine Frau an Bord zurückkehrte, um eine Farbenskizze aufzunehmen, gab ich mich daran, den nahen Vorberg zu besteigen, der einen lohnenden Blick auf das eisumstarrte Binnenland verhieß.

Wohl gaben die vielfarbenen Moos- und Graspolster, auf die mein Fuß aufsetzte, tüchtig nach, wohl sank ich tief in den verfilzten, wasserdurchtränkten Boden ein, doch gewann ich, durch die kräftigende, ätherreine Luft seltsam angeregt, schnell an Höhe.

Alles um mich war in lautloser Vergessenheit. Nicht ein einziges Mücklein summte in den Sonnenstrahlen. Selbst die vielen weißen, gelben und violetten Blümchen wagten nicht, fröhlich ihre Köpfe auszurecken; selbst die Gewässer getrauten sich nicht, mit lustigem Geplätscher talwärts zu hüpfen und zu sprudeln; mit halblautem Gurgeln schlichen sie zwischen den eisengrauen Felsmassen und den Moospolstern dahin.

Höher oben lagen zwischen Rippenstreifen schwärzlichen Gesteins mattsilbern schillernde Schneefelder. Immerhin kam ich in dem nachgebenden Schieferfels schneller vorwärts als in dem weichen Schnee.

Nach fünfviertel Stunden war ich oben auf dem Granitgipfel.

Mein Höhenmesser wies 550 m.

Die Schweißtropfen fanden ihren Lohn. Ich mag den Blick nicht vergessen, den dieser Thron der Einsamkeit mir bot.

Ich stand da, ganz überwältigt von dem demütigenden Gefühl, wie eng doch das Herz ist, solche Erhabenheit, solche Majestät und göttliche Ruhe zu fassen.

Von unirdischer Großheit war der Blick auf das Innere. Todeseinsamkeit, soweit das Auge reichte. Dies mußte die Heimat der überirdischen Geister sein, die fern von den Menschen walten, die in Licht und Glanz und seligem Schweigen wohnen.

---

[1]) Siehe Seite 390.

Unabgelenkt durch andere, menschliche Eindrücke versuchte die Seele, mit dieser fremdartigen Natur, dieser ungeahnten, fast unwirklichen Welt in ein vertrautes Verhältnis zu treten.

Die Sonne stand in Glut und Glast. Tief unten blaute der Eisfjord in seltsamem Licht. Wie ein Schwan ruhte der prächtige Leib des Kong Harald auf ihm. Das Innerste der Bucht, wo die Trankochereien und der Neptun lagen, war dem Auge entrückt. Fern im Nordwest fanden Himmel und Flut sich in einem langen Flammenkuß.

Es war dem Erdenkinde, als ob es die Hände zum Gebet falten sollte.

Das ganze, endlos weite Gletscherfeld war wie ein weißwogendes Meer. Todesstarre, wild zerhackte Felsriesen wuchsen aus ihm hervor wie majestätische Zaubergebilde. Zerschrundete Gletscherströme hingen im strahlenden Eisglanz zwischen den Thursen herab wie Zungen aus dem Rachen eines Ungeheuers. Einige der Steingestalten lehnten sich hintenüber, als ob sie ihres Daseins endlich müde geworden wären.

Eine Flut glanzvollen Lichtes strömte vom Himmel auf die Eispracht und überstreute Schnee und Firn mit buntem Gefunkel.

Und wenn sich die Flammenscheibe der Sonne einen Augenblick hinter einer Wolke verbarg, dann war es, als ob ein lindes, mattsilbernes Mondlicht über die eisige Welt der Todesgöttin Hel geisterte und Sterbeschleier wöbe. Eine träumende Weichheit umzitterte dann Fels und Meer, eine erschauernde Schwermut, eine süße Melancholie umrauschte dann das Erdenkind.

Und wenn die Hohepriesterin der Natur plötzlich wieder erschien, dann erglühten wie auf einen Zauberschlag Fels und Eis und Firn unter ihrem Rosenkuß, dann funkelte die kalte Pracht, als ob Milliarden sprühender Edelsteine darüber verstreut wären.

Das Wunderbarste aber war das seltsame Flimmern in der durchsichtigen, ätherreinen Luft. Als ob auch die Sonne durch einen duftigen, zitternden Gazeschleier bräche. Als ob lauter feine, silberne Fäden in der Atmosphäre hin und her schwämmen.

Dies Flirren zeigte sich aber nur in den unteren Luftschichten. Über ihnen tauchten voll hehrer Majestät die Leiber der Eisjungfrauen in den fleckenlosen Äther.

Die Seele wurde wundersam ergriffen. Mir war, als ob längst verklungene Skaldengesänge zu mir hinüberwehten. Ich sann, wie ich dies Flimmern deuten könnte . . .

Und plötzlich riefen in mir hell
Und deutlich tausend Stimmen:
Du weißt es nicht, woher so schnell
Die feinen Fäden schwimmen?

Heut ist der Isis heil'ge Nacht,
Wo das Gewand sie tauschet
Und mit des Leibes Wunderpracht
Des Sehers Herz berauschet.

Zerrissen fliegt der Schleier heut
Von Angesicht und Hüften;
Und seine Fäden sind zerstreut
In goldnen Ätherlüften. —

Ich sah die Göttin schleierlos
In ihrer Schönheit leuchten;
Doch was mein selig Herz genoß,
Das kann mein Mund nicht beichten [1]).

Ich mußte zurück. . . . Ich wußte damals noch nicht, daß mein Fuß, der die wie Maulwurfshaufen hervorragenden weichen Polster suchte, sich nicht auf Riedgrasbündel, sondern auf vieltausendfach verzweigte Baumkronen stellte [2])! —

Bevor uns die Boote an Bord unseres schwimmenden Palastes brachten, fuhren sie uns noch dicht an die andere Trankocherei heran, die ihren Betrieb nicht am Ufer, sondern vor und auf zwei Dreimastern hatte. Mächtige Wale lagen vor den beiden Schiffen. Die Riesenleiber schwammen auf dem Wasser wie gigantische Schweinsblasen. Sie lagen meist mit dem Bauche nach oben, der in der Mitte rot und zur Seite weiß war; noch weiter seitlich zeigten sie dann die charakteristischen weißen und schwarzen Streifen. In der Nähe erkannte man, daß über der weißen Haut parallele, schwarze Längsstreifen hinliefen, was so aussah, wie wenn über die Fugen einer weißen Bretterwand schwarze Latten genagelt sind.

Tausende von Möwen pickten auch hier an dem Speck herum und hatten ganze Löcher in den Leib hineingefressen. Sie waren so dreist

---

[1]) In Anlehnung an ein irgendwo einmal gelesenes Gedicht, von dem der Verfasser dieses Buches einige Zeilen behielt.

[2]) Siehe Seite 379.

und gierig, daß sie sich durch kein Schreien aufstören ließen und mit dem Ruder beiseite geschoben werden mußten. Die fette Nahrung hatte sie so feist und wanstig gemacht, daß sie kaum noch fliegen konnten.

Die Wale wurden im Wasser liegend abgespeckt, der weitere Vorgang vollzog sich auf dem einen Schiffe. Das zweite diente hauptsächlich als Wohnstätte für die Mannschaft, die hier vielleicht noch schmutziger aussah als auf der Landstation. Die Leute schienen frohgemut und zufrieden zu sein; denn heller Gesang tönte uns entgegen, solange wir in der Bucht waren. Kein Reisender ist angebettelt worden;



Walkadaver (vor ihnen Möwen, die ihnen Speck aus den Seiten picken).

niemand erinnerte sich, wie nachher bei der Tafel festgestellt wurde, um eine Zigarre oder Zigarette angegangen worden zu sein.

Die schwimmenden Betriebe haben gegenüber den Landkochereien den Vorzug der Beweglichkeit, aber den Nachteil, daß die Abdeckung und Aufteilung im Wasser vor sich gehen muß. Doch wurde auch hier das Wenden der Tiere durch Dampfmaschinenkraft vollzogen.

Diese Gesellschaft, die ‚Alpha-Beta', nach den Namen der beiden Schiffe so benannt, gehörte der Firma Sev. Dahl in Tönsberg, während die Uferstation im Besitz der Gesellschaft ‚Nimrod' in Larvik stand.

Die Dreimaster dienen nur zur Verarbeitung der Walfische. Zum Fange ziehen zwei besondere Schiffe aus, der Fangdampfer und das größere Begleitschiff. Der erstere ist klein, hat oben am Maste die erwähnte Ausgucktonne und an der Spitze die Kanone, woraus die

Harpunengranate geschossen wird. Der zweite Dampfer nimmt die getöteten Tiere ins Schlepptau.

Auch dieser Fang beginnt Anfang Juni, Mitte September zwingt der einbrechende Winter und die Vereisung zur Rückkehr.

Auf dem Schiff fand zur Feier unserer glücklichen Ankunft auf Spitzbergen eine Festmahlzeit von acht Gängen statt. Ein seltsamer Gegensatz, diese Pracht und Fülle in dem prunkhaften Speisesaal und die Todeseinsamkeit und Kulturfeindlichkeit da draußen! Kapitän Arnet, der uns trotz aller Schwierigkeiten durch das Eis nach diesem Gletscherlande gebracht hatte, wurde mit Beifallskundgebungen empfangen und durch eine Rede geehrt.

Kapitel 30.

Die Adventbai und das Kohlenbergwerk.

Abendliche Fahrt durch den Eisfjord — Ankunft in der Adventbai — Empfang durch die Bergleute — Die Erzählung des Thüringers — Die Verschiffungsanlagen — Adventcity — Das Bergwerk — Die Spitzbergenkohle — Ihr Absatzgebiet — Unmöglichkeit der Verschleppung während der achtmonatlichen Winternacht — — Errichtung einer Denksäule und die Einweihungsfeier — Gegenüberstellung der gleichen Rede in deutscher und norwegischer Sprache — Das frühere Touristenhotel auf dem Adventpoint — — Kohleneinnahme und Weiterfahrt am anderen Morgen.

Wir steuerten nach der Adventbai.

Nach Tisch bot das Deck den Blick auf eine Umwelt voll zauberischen Reizes. Es war alles so wundersam, so eigen, so unirdisch, daß man oft unwillkürliche Ausrufe des Entzückens vernahm. Der eine holte die Seinen an Backbord, der andere an Steuerbord; der eine bat: „Kommen Sie mal nach vorne und sehen Sie die prächtigen Farben," der andere rief: „Gehen Sie doch mal an Heck, da hinten brennt das Eis". Der sonst so vornehm gemessene Obmann der Russenschar rief wiederholt nach solchen Orgien der Sonne: „Das warr das Schönnste, was ich hap noch ge—se—hen!"

Man wünschte sich das Gesicht des Janus, und dies gedoppelt.

Man würde vielleicht versuchen können, das, was sich dem weitgeöffneten Auge bot, in einzelnen Ausschnitten zu malen, aber dies Gesamtspiel, das Zusammenwirken all der Lichterscheinungen an Himmel und Wolken, an Firn und Fels, in Luft und Wasser, dies silbrige Flimmern in der dünnen Atmosphäre, dies zarte, wie von Feenhand gefertigte Schleiergewebe kann kein Pinsel, geschweige das Wort wiedergeben.

Auf der einen Seite die unmerklich verklingenden Töne, auf der anderen satte, tiefgelb leuchtende Tinten, ein gleißendes Rot, wie wenn alle die Eisthursen in Feuersbrunst ständen; die einen Wolkenballen weiß, die anderen schwarz, die einen von der Sonne in ein liebliches Rosa getaucht, die anderen in schwerem, stahlblauem Dunkel. Hier schien die Sonne, dort nicht, und oft überlegte man, wo sie wohl stände im dichten Gewölk, bis man plötzlich breite Strahlenbündel die

Erde suchen sah, so scharf abgegrenzt wie ein heller Streif leucht-kräftigen Theaterlichtes.

In der Ferne erhoben sich hohe, zerhackte, steilwandige Gipfel, während die näheren Küstenberge zumeist eine ziemlich ebenmäßige Gestalt und einen regelmäßigen, stufenförmigen Aufbau zeigten. Unten wie oben zeigten sich vielfach hellgraue Schutthalden, in der Mitte eine große Zahl von wagerechten Lagen verschiedenfarbenen Gesteins und darüber lange Reihen mächtiger senkrechter Strebepfeiler. Man unterschied Erker, Nischen, Terrassen, Balken, Türme, Zinnen, Schieß-



In der Adventbai.

scharten. Zuweilen sah es aus, als ob Burgruinen aus dem Steilfels herauswüchsen.

Gegen neun Uhr abends langten wir in der Adventbai an, wo wir zur Besichtigung des Steinkohlenbergwerks ausgebootet wurden. Da die beiden Schiffe erst anderen Morgens weiterfahren sollten, zogen einige eine Besteigung des Augusta-Viktoria-Berges oder des Vogelberges, andere einen nächtlichen Jagdausflug vor.

An den Verschiffungsanlagen wurden wir von einer Reihe Berg-leute empfangen, die Feierabend gemacht hatten und allerlei Ver-steinerungen und Pflanzenabdrücke zum Verkaufe anboten, darunter Schieferstücke mit erstaunlich deutlichen Abdrücken großer Eichen-blätter.

Welch ein Wechsel im Laufe der Jahrtausende! Ein halbtropischer Pflanzenwuchs hat sich einstmals auf diesem hartvereisten Gefilde entfaltet[1]).

Die Förderer der schwarzen Diamanten sahen durchaus nicht aus, wie ich vermutet und wie unsere blassen Bergknappen im Ruhrkohlenbecken; sie boten durchweg einen frischen und gesunden Anblick.

Ein Thüringer sprach mich sogleich als deutschen Landsmann an



Die Verschiffungsanlage des Kohlenbergwerks in der Adventbai.

und erzählte, daß er schon im dritten Jahre hier wäre und gar kein Verlangen hegte wieder fortzugehen. Sie fühlten sich hier oben alle körperlich sehr wohl, hätten gute Verpflegung, ziemlich hohen Tageslohn und verhältnismäßig leichte Arbeit. Ich fragte ihn, ob es ihnen denn in der achtmonatlichen Winternacht nicht zu einsam würde. Er erwiderte, in deutschen Bergwerken müßten sie auch im Dunklen arbeiten und dazu tief unten in schlechter, dumpfer Luft, während das Kohlenhauen in den über Tag liegenden Stollen viel angenehmer, gesunder und gefahrloser wäre. Sie hätten gegen die Kälte reichlich Kohlen, gegen die Dunkelheit überall elektrisches Licht, sie pflegten angenehme

[1]) Siehe Seite 380.

Geselligkeit in besonderen Räumen, machten im Sommer weite und lohnende Ausflüge, und im Winter, nun, da wäre er auch zu Hause nicht weit von seiner Wohnung fortgekommen. Das Wichtige wäre, sie fühlten sich körperlich durchaus wohl, und das allein bedinge Frohsinn und Zufriedenheit. Dies Wohlbefinden wäre zum Teil auch eine Folge der vollständigen Enthaltsamkeit von berauschenden Getränken, jeder müßte sich hierzu vertraglich verpflichten; und auf meine Frage, ob nicht Branntwein und Bier heimlich von den Kohlenschiffen zugeschleppt würden, gab er die aufrichtig klingende Antwort: ‚Zuerst wohl, nachdem sie aber an sich erfahren hätten, daß sie ohne geistige Getränke besser dran wären, fühlten sie gar kein Bedürfnis mehr darnach‘.

Er war ein Philosoph im Arbeiterkittel, seine schlichte Art gefiel mir, und seine Worte gaben dem alten Sünder zu denken.

Vielleicht kommt es noch einmal dazu, daß auch die westfälischen und niederrheinischen Gewerkschaften auf Spitzbergen Kohlenminen anlegen und erholungsbedürftige Bergleute auf einige Zeit dorthin zur Arbeit statt in die heimischen Heilstätten zu Liegekuren schicken.

Gleich am Ufer waren nur zwei Holzgebäude, der angeschüttete Pier und die Drahtseilbahn zu sehen, welche die in etwa 180 m Höhe geförderte Kohle zu Schiffe bringt. Sofort hinter dem ersten niedrigen Hügel erhob sich dann die stolze ‚Adventcity‘, etwa zehn kleinere, aber solid gebaute Holzhäuser, von denen eins ein Kaufladen war.

Die amerikanisch-norwegische Gesellschaft, die Arctic Coal Co., hatte die ‚Stadt‘ gleich großzügig angelegt, die ‚Straßen‘ sehr breit gehalten und die Häuser in schnurgerader Fluchtlinie aufgebaut.

Ein schöneres Haus mit geschnitzter Veranda und Blumen an den Fenstern erwies sich als die Wohnstätte der beiden amerikanischen Ingenieure, deren Dienerin das einzige weibliche Wesen der Siedlung und überhaupt auf Spitzbergen war.

Die sehr gute und schlackenlose Kohle wird im Tagbau gefördert. Ein einziger Stollen, von welchem Querstollen ausgehen, führt ins Gebirge.

Wir hatten, wie schon erwähnt, einen der ersten Kaufleute Norwegens an Bord, Herrn Hiorth aus Kristiania, mit Frau und Tochter. Dieser sehr liebenswürdige Herr gab mir in anziehenden wie lehrreichen Gesprächen mancherlei Aufschlüsse über nordische Verhältnisse und auch über die Kohle Spitzbergens. Er ließ selbst seit drei Jahren schürfen und machte unsere Fahrt mit, um den Fortschritt der Arbeiten, die er in Koulde Herberg (Kalte Herberge) von 16 Leuten anstellen ließ,

in Augenschein zu nehmen. Er wurde von seiner Motorschüte abgeholt und traf tags darauf wieder zu uns. Er war mit dem Ergebnis seiner Besichtigung wohlzufrieden und sprach die Hoffnung aus, bald fördern zu können. An der Stelle, wo er gerade gewesen, hätte unter einem Kohlenflöz von 75 cm eine Schieferschicht von 30 cm und darunter wieder ein Flöz bester Kohle von 30 cm gelegen.

Ich hörte von ihm, daß die Leute, solange der unregelmäßige Betrieb noch keinen Akkordlohn zuließe, täglich bei freier Reise und freier Verpflegung 5 Kronen, also etwa 5,60 M. erhielten. Der Maschinist der Dynamomaschine in Adventcity hatte mir allerdings



Die Adventcity.

von der Arctic Coal Co. gesagt, daß hier von den 5 Kronen 1,50 für Kost und Wohnung abgingen.

Herr Hiorth hoffte, die Tonne zu 10—11 Kronen nach den nördlichen Häfen schaffen und 15—16 Kronen daraus lösen zu können (das hieße, an jedem Zentner rund 20 Pfg. zu verdienen).

Die Adventcitygesellschaft hätte in diesem Jahre schon 80 000 Tonnen gefördert, und die Nordenfjeldsche Dampfschiffahrtsgesellschaft allein für das nächste Jahr auf 60 000 Tonnen mit ihr abgeschlossen.

In Norwegen verspricht man sich viel von der guten Spitzbergenkohle. Die Förderung im Tagbau macht Balkenabstützungen und Pumpen unnötig.

Sie tritt am Fjordrande in mäßiger Höhe jedem Auge sichtbar gleich zu Tage und läßt sich mühelos in der sicheren Bucht durch Drahtseilbahn unmittelbar auf die Schiffe bringen. Die Winternacht selbst scheint der Förderung keinen Eintrag zu tun, wohl aber der Beförderung; und das ist meines Erachtens der wunde Punkt, denn der Eisfjord ist nur etwa ein Viertel des Jahres eisfrei, so daß ein Verschleppen nur während dieser kurzen Zeit erfolgen kann.

Ein gutes Absatzgebiet ist in Hammerfest, Tromsö und Drontheim vorhanden zur Versorgung der zahlreichen Schiffe und der vielen Erzbergwerke im lappländischen Nordgebiete, die durch Eisenbahn schon mit der Küste verbunden sind.

Als wir gegen 11½ Uhr von einer kleinen, aber genußreichen Bergbesteigung, welche sich an die Besichtigung des Kohlenbergwerks anschloß, an Bord zurückkehrten, rüstete man sich hier zu einer stimmungsvollen Feier.

Auf dem Felsvorsprung westlich von der Kohlenstation pflegen alle Spitzbergendampfer zur Erinnerung an ihre Fahrt eine Tafel mit entsprechender Inschrift aufzurichten. Der Platz sieht dadurch fast aus wie ein Friedhof. Merktafel reiht sich an Merktafel, alle an eisernen Stangen befestigt und diese in den harten Fels eingetrieben. Da sie im Laufe der Zeit vom Sturm umgerissen werden und die Aufschrift verwittert, hatte unsere Gesellschaft einen etwa zwei Meter hohen Metallobelisk anfertigen und auf dessen Seiten eherne Tafeln mit der Jahreszahl der jeweiligen Anwesenheit des Kong Harald in der Adventbai anbringen lassen. Es war eine stattliche Anzahl von Platten auf das Denkmal schon aufgeheftet worden, und Jahr für Jahr sollte nun eine neue hinzugefügt werden.

Diese Säule sollte in besonderer Feier genau um Mitternacht auf einem Steinsockel aufgestellt werden und war schon auf den Merkhügel hinausgebracht. Die Schiffsgesellschaft wurde gebeten, an der Feierlichkeit teilzunehmen, und ich vom Kapitän Arnet aufgefordert, das Weihewort zu sprechen.

Die Feier wurde durch das helle Leuchten der mitternächtigen Sonne besonders weihevoll.

Meine Rede wurde im ‚Trondhjems Adresseavis‘ in norwegischer Sprache abgedruckt. Ich lasse meine Worte und die Übersetzung hier folgen, da diese Gegenüberstellung einen Vergleich des norwegischen Idioms mit dem deutschen ermöglicht.

Meine verehrten Reisegenossen!
Meine Damen, meine Herren!

Wir haben uns hier in einem denkwürdigen Augenblick zusammengefunden. Wir sind hier, unter 78¼° nördl. Breite, zur mitternächtlichen Stunde, aber bei hellstem Tageslicht — die Sonne erhebt gerade ihre leuchtende Scheibe da drüben über den Küstensaum und lächelt uns freundlich zu, was wir gerne als ein günstiges Omen aufnehmen wollen — zu einer schlichten aber seltenen Feier zusammengetreten. Wir sind stolz darauf, Zeugen dieser Feier zu sein und werden die Erinnerung daran in uns bewahren.

Es gilt, eine eherne Obelisksäule, welche die Nordenfjeldsche Dampfschiffahrtsgesellschaft zum ewigen Andenken an die stolzen Spitzbergenfahrten des Kong Harald gestiftet hat, hier auf diesem Hügel, der schon so manches Wahrzeichen trägt, feierlich aufzustellen.

Herr Kapitän Arnet hat mich eben gebeten, das Weihewort zu sprechen.

Quod felix faustumque sit! Quod Deus bene vertat!

Ich inauguriere dies eherne Monument mit guten Wünschen für das mächtig aufstrebende Norwegen, die treffliche Nordenfjeldsche Dampfschiffahrtsgesellschaft, den stolzen

Aerede reisefaeller!
Mine damer! Mine herrer!

Vi mötes her i et mindevaerdig öieblik. Under 78¼ gr. nordl. br. er vi samlet til fest.

Ved midnatstid er vi kommet sammen for at feire en enkel, men sjelden höitidelighet. Ved midnatstid men i klareste dagslys. Netop nu haever solen sin straalende skive op over det flate fjeld der like foran os, — det er som om den vilde smile til os og gi godt varsel. Vi er stolte av at vaere vidner til denne höitidsstund, og vi vil altid bevare den i vort minde.

Paa dette fjeld som allerede för baerer saa mangt et sjömerke, skal der nu höitidelig reises en söile av jern, en obelisk skjaenket av Det nordenfjeldske dampskibsselskap til varig minde om „Kong Harald“s stolte fart paa Spitsbergen.

Kaptein Arnet har netop bedt mig at holde indvielsestalen.[1]

Jeg indvier da dette monument av erts med gode önsker for det maegtig fremadstraebende Norge, for det udmerkede Nordenfjeldske dampskibsselskap, for dets stolte

[1]) Die Fortlassung der lateinischen Worte ist für Norwegen bezeichnend. (Siehe Seite 90 und Seite 177.)

Kong Harald und seinen wackeren Kapitän Arnet[1]).

Die Säule trägt in metallenem Guß schon die Jahreszahlen der bisherigen Fahrten unseres Dampfers. Eine stolze Zahl! Mögen in ununterbrochener Folge Jahr für Jahr weitere Platten aufgelegt werden und von wohlgelungenen Polarfahrten des Kong Harald Zeugnis ablegen. Möge dies stolze Schiff noch manchen erholungsbedürftigen und schönheitsdurstigen Reisenden in die hehre Pracht der arktischen Gebiete hineinführen, noch viele einen erstaunten Blick in diese Wunderwelt, in diese ureigenste Werkstätte der schaffenden Natur tun lassen. Mögen alle vier Seiten dieser Säule mit sprechenden Platten bedeckt werden!

Das Denkmal sei aber auch ein Wahrzeichen von der Größe Norwegens und der Bedeutung dieses Landes für die Erschließung Spitzbergens. Kein Ausländer wird bestreiten, daß in der Erforschung der arktischen Gebiete die Norweger die Pionierdienste geleistet haben. Die aufgestellten Tafeln zeigen, daß andere Schiffe nur das eine oder andere Mal hier waren; die Säule, die wir jetzt weihen, gibt aber Kunde, wie oft schon der Kong Harald dankbare Fremdlinge hierher geführt hat. —

skib „Kong Harald", for dets dygtige förer kaptein Arnet.

Stötten baerer stöpt i metal aarstallene for de turer vort dampskib hittil har gjort. Et stolt tal. Maatte der nu aar for aar i ubrutt raekke stadig föres nye tavler til, med nye vidnesbyrd om „Kong Harald"s polarreiser, altid nye reiser og altid kronet med held! Maatte den tid ikke vaere fjern, da alle obeliskens fire sider er daekket med slike tavlers talende sprog. Gid dette stolte skib endnu i lang fremtid maa före mangen en rekreationstraengende, skjönhetsdyrkende fremmed ind i de arktiske egnes majestaetiske vaelde, og la dem faa se ind i denne vidunderverden, hvor naturens skaperkraft synes at ha virket fra fjerneste urtid.

Men denne stötte skal ogsaa staa som symbol paa Norges storhet, og vidne om dette lands betydningsfulde indsats i arbeidet for at laegge Spitsbergen aapen. Ingen utlaending vil bestride at det er nordmaendene som har gjort tjenesten som pionerer i utforskningen av de arktiske strök. Mindetavlerne viser os at andre skibe bare har vaeret her en og anden gang. Men det monumeut som vi nu vigsler, forkynder at „Kong Harald" har slaat rekorden med langt forsprang. Mange er

[1]) Auf einen Zwischenruf des Kapitäns wurde ein Satz zu Ehren der Bergenschen Gesellschaft, des Neptun und seines Führers eingefügt.

de reiser den har gjort, mange er de taknemmelige fremmede den har fört ind i al denne herlighet.

Meine Damen und Herren, wir haben viele gute Wünsche für Norwegen, die Gesellschaft, das Schiff und seinen Kapitän. Wir wollen ihnen gemeinsam Ausdruck verleihen und allesamt aus aufrichtigem Herzen in diese hehre Einsamkeit mit lauter Stimme hineinrufen:

Mine damer og herrer! Vi har mange gode önsker for Norge, for selskapet, for skibet, for dets kaptein. La os samle os i at gi disse önsker uttryk, og av oprigtig hjerte og med höi röst rope ut i dette vaeldige öde:

Norwegen, die Nordenfjeldsche Gesellschaft, der Kong Harald, Kapitän Arnet, sie leben hoch, hoch, hoch!

Norge, Det nordenfjeldske dampskibsselskap, „Kong Harald", kaptein Arnet — de leve! Hurra!

Nach meiner Rede spielte die Musik die norwegische Nationalhymne, und dann ließ Herr Hiorth unsern Kaiser, der sich bekanntlich bei den Norwegern allseitiger Beliebtheit erfreut, leben. Damit auch die gerade so zahlreichen Vertreter der anderen Nationen in etwa zu ihrem Rechte kamen, wurde wie gewöhnlich auch noch die französische, englische und russische Nationalhymne gespielt.

Für uns Deutsche wird bekanntlich im Auslande ‚Die Wacht am Rhein' gespielt, da die aus der Schweiz stammende Weise ‚Heil dir im Siegerkranz' von den Engländern in Anspruch genommen wird. Die Italiener haben für ihren Nationalgesang wie die Franzosen die Weise der Marseillaise. Unsere Schiffsmusik konnte so immer zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen, da wir gerade so viel Italiener wie Franzosen an Bord hatten.

Nachdem wir beim Schein der Mitternachtssonne an dem Erinnerungszeichen photographiert worden waren, besuchten wir noch das Zelt eines weißbärtigen Einsiedlers, der während der Sommermonate auf Adventpoint weilt und Ansichtskarten, Photographien, Versteinerungen und Gegenstände aus Walknochen feilhält.

Der Felsvorsprung Adventpoint ist dadurch bekannt geworden, daß hier im Sommer 1896 die Vesteraalen Dampfschiffahrtsgesellschaft ein Hotel einrichtete. Sie baute für Polarfahrer, Jäger und Erholungsbedürftige ein einstöckiges Holzhaus, gewährte den Gästen gute Unterkunft und Verpflegung und stellte ihnen eine Dampfschaluppe für Aus-

flüge zur Verfügung. Es fuhren sechsmal kleine Dampfer von Hammerfest und zurück. Man konnte sich acht Tage lang bis zur Wiederkunft des Dampfers in dem Touristengasthof aufhalten und bezahlte, alles inbegriffen, für Reise und Aufenthalt 360 Kronen. Da das Unternehmen wenig unterstützt wurde, hatte es nur eine einjährige Lebensdauer. Das Gebäude diente dann der amerikanischen Kohlengesellschaft zur Aufbewahrung von Dynamit.

Wir besuchten auch noch die Stelle, wo im Winter 1895 auf 96 eine aus vier Personen bestehende norwegische Familie, nachdem ihr kleines Schiff Ellida eingefroren war, zum Überwintern gezwungen worden war und alle Schrecknisse der harten Polarnacht durchgemacht hatte. Sinnend standen wir vor den sprechenden Spuren.



Das frühere Touristenhotel auf Adventpoint.

Die Motorboote führten uns dann an Bord zurück, wo die Weihefeier noch lange fortgesetzt wurde. Auch die Jagdgesellschaft und die zu weiterem Gange Ausgeflogenen kamen wassertriefend zurück, und jeder, die Renntiere, Eisbären, Seehunde und Polarfüchse eingeschlossen, war hochbefriedigt von dem Verlauf des langen Tages.

Gegen sechs Uhr morgens begann man allgemach die Kammern aufzusuchen.

Gegen eins gab es in den kleinen Gemächern ein hastiges Hin und Her, damit das um 1¼ Uhr beginnende Frühmahl nicht versäumt

würde. Mit der nötigen Eile gelang es auch vielen, mit einiger Verspätung an der Mahlzeit teilzunehmen.

Alle hatten bestens geschlafen und fühlten sich in der wonnigen Luft wieder ganz frisch.

Die beiden Dampfer hatten ihren Bedarf an Spitzbergenkohle eingenommen und hoben die Anker, noch während wir im Eßsaal tafelten.

Bei herrlichwarmem Sonnenwetter steuerten sie nordöstlich der Sassenbai, dem berühmten Jagdgefilde, entgegen.

Die beiden Stätten auf Spitzbergen, wo Menschen sich aufhalten, lagen hinter uns.

Kapitel 31.

Ein Jagdausflug in der Sassenbai.

Ausbootung — Verspätung — Der Gletscherbach — Eine Wanderung am Fuße der Küstenvorberge — Ein Stimmungsbild — Das von der voranziehenden Jagdgesellschaft aufgestörte Flugwild kommt dem einsamen Jäger — Ein Zwiespalt der Natur — Zwei Kormorane werden erlegt — Das Verschwinden dieser Jagdbeute — Die übrige Strecke — Vergebliches Anpirschen — — Rückkehr — Allerlei Strandantrieb — Grabkreuze — Eine verfallene Erdhütte — Sichtung von Renntieren — Vergeblicher Versuch sie zu erreichen — Empfang an Bord — Das Verzehren der Jagdbeute.

Wir sollten die Sassenbai nach drei Stunden erreichen und hier kurze Zeit zum fröhlichen Jagen Gelegenheit finden.

Die Sassenbai war früher das Dorado der Jäger, doch hat das schändliche Morden zur Erreichung hoher Schußziffern den Wildbestand stark verringert.

Zu schnell waren wir angelangt.

Es waren wohl dreißig Jäger und flintenbewehrte Männer, welche sich von den beiden Schiffen ausbooten ließen. Nach sechs Stunden, d. h. um zehn Uhr abends, sollten wir wieder zurück sein.

Ich hatte eine Sauerflinte mit auswechselbaren Läufen umgehängt und für den Fall, daß ich an Renntiere oder Seehunde herankommen sollte, das Einsteckpaar mit dem Büchsenlauf in den Rucksack geschoben.

Der Kapitän, der wohl ein zu weites Entfernen befürchtete — er hatte vorher geklagt, daß es immer so schwer wäre, die Jäger an das Einhalten der gegebenen Zeit zu gewöhnen — riet mir, den Rucksack nicht unnötig zu beschweren, da größeres Wild, wie schon mit dem Glase ziemlich sicher festgestellt sei, nicht in erreichbarer Ferne zu finden wäre.

Ich brachte deshalb den unnötigen Ballast meines Rucksacks und auch den Mantel in die Kabine zurück, verpaßte aber dadurch die Abfahrt der beiden Motorschüten und mußte in einem Ruderboote Platz nehmen, das die übrigen Reisenden, welche einen Spaziergang

nach dem nahen, kobaltblauen Riesengletscher und seinen vielgestaltigen Seraks unternehmen wollten, an Land brachte.

Die Hauptjagdgesellschaft schlug den Weg am Strande entlang buchteinwärts ein; ein kleiner Teil nahm die Gegenrichtung nach der Adventbai.

Ich wollte der ersteren Schar folgen, weil am Ende der Bai viele Schwarzköpfe — Eidergänse mit dunklen Köpfen — sich aufhalten sollten und weil sich dort auch die größere Aussicht, Seehunde und im Talfortsatz Vildren zu treffen, bot.

Für einen etwaigen Schuß auf größeres Wild hatte mir der Siamese zwei 16 mm-Patronen, die mit einer schweren Kugel gefüllt waren und für meine Schrotläufe paßten, geschenkt. Für den Notfall besaß ich selbst einige Patronen Nr. 0.

Wir legten in einer kleinen Taleinsenkung an, die ein wasserreicher Gletscherbach durchrauschte. Matrosen hatten ein Eichenbord über ihn gelegt und dieses, als alle Jäger hinüber waren, wieder fortgezogen, um den Besuchern des Gletschers weiter oben den Übergang zu ermöglichen.

Ich mochte durch den lebendigen Gletscherbach nicht hindurch waten und folgte seinem Laufe aufwärts in der Hoffnung, eine seichtere Übergangsstelle zu finden oder die Matrosen, welche das schwere Eichenbrett auf den Schultern trugen, zu erreichen.

Der junge Franzose, der sich auf der Bäreninsel inmitten seiner Jagdbeute photographieren ließ und nicht mehr jagen konnte, weil er alle seine Patronen verschossen hatte, gesellte sich ungebeten zu mir. Ich wollte in dieser hehren Welt der Einsamkeit lieber allein bleiben und befürchtete auch jagdliche Störung von dem gesprächigen Gallier, der im übrigen ein liebenswürdiger und feingesitteter junger Mensch war. Um ihn los zu werden, entschloß ich mich kurz, durch das ziemlich reißende Gewässer hindurchzuspringen, was ich bei meiner Fußbekleidung immerhin wagen konnte, dem Gefährten aber nicht gut möglich war, da er lange Beinkleider und gelbe Promenadenstiefel trug.

So war ich denn allein und wanderte in einem Glücksgefühl, wie ich es selten empfunden habe, über den weichen, vom fließenden Gold der warmen Augustsonne überstrahlten Moosrasen dahin.

Die Jagdgesellschaft zog in langer Reihe etwa anderthalb Kilometer vor mir an der flachen Küste entlang und gab Schuß auf Schuß auf Flugwild ab. Ich mußte annehmen, daß fliegendes Getier

sich kaum in die inneren Steinmassen verirren würde, das hatte am Strande Besseres zu schaffen; aber ich scheute doch die große Zahl der Jäger und fürchtete auch, daß an der Küstenlinie dem Nachzügler wenig jagdbares Wild übrig bleiben würde. Drum blieb ich, wo ich war, und hielt mich mehr landeinwärts.

Der Küstensaum verlief in einer Tiefe von beiläufig drei Kilometer ziemlich flach. Er war reich mit buntschillernden Moosen, verfilztem Torf und lieblichen, farbenreinen Blümchen bedeckt, von niedrigen, steinigen Moränenhügeln quer durchsetzt und von einer großen Reihe kleiner Gletscherbäche durchflossen, die sich ein Bett von ein bis drei Meter Tiefe gegraben hatten. Besonders an den Rändern dieser Bachufer prangten entzückende Blumen und gaben mit dem melodisch plätschernden Wasser in der unberührten Einsamkeit ein sehr anmutendes Stimmungsbild ab. Ich konnte den geheimnisvollen Stimmen der polaren Natur ungehindert lauschen; ich war an einer Stätte, „wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual".

Ich hätte ein frohes Lied singen, mit lauten Juchzern den Hut in die Luft werfen mögen, hätte mich nicht der heilige Ernst, der über diesem Zauberreich waltete, von jubelnden Gefühlsausbrüchen zurückgehalten.

Mir stehen diese Stunden als die schönsten der ganzen Reise im Gedächtnis; immer wieder kehren meine Träume in die einsamschöne Sassenbai zurück.

Alle fünf Minuten blieb ich stehen, um den trunkenen Blick rückwärts zu richten, wo die endlose Einsamkeit der harten Eiswelt in Glut und Glast stand, wo die Luft wieder so seltsam verschleiert schien, als ob ein silbriges, weitmaschiges Netz durch sie hindurchgezogen wäre, wo am Himmel die farbenwirkenden Kräfte der Natur alle auf einmal im Wettbewerb an der Arbeit waren und sich gegenseitige Übergriffe in ihr Gebiet erlaubten.

Spitzbergen in Sonne ist ein Festspiel der Natur.

Ich wünschte, daß es des Schönen etwas weniger gäbe. Auge und Geist fanden keine Ruhe.

Wiederholt flogen mir von der See aus schwarze Kormorane, zierliche Seeschwalben, Silbermöwen in ihrem lichtblauen Mantel, Eissturmvögel, Regenpfeifer und Schneeammern zu, die ich für heimatliche Sammlungen erlegen sollte, ich vergaß in meinem Träumen das Schießen.

Es dauerte eine Weile, bis der natürliche Mensch mit seiner Mordlust soweit wieder das Übergewicht gewonnen hatte, daß der

Jagdeifer einsetzen konnte. Ich bekenne, daß ein starker Gegensatz, ein schwer zu erklärender Zwiespalt der Natur darin liegt, einmal sich beseligten Herzens der schönen Gotteserde und der sie wunderbar belebenden Tierwelt zu erfreuen und dann in plötzlicher Abtötung seiner weichen Empfindungen diese unschuldigen, hübschen Tiere kalten Sinnes hinzumorden. —

An den ebenen Küstenstrich setzten etwa fünf- bis sechshundert Meter hohe Vorberge an, die verwitterten Schiefer, Kohlenkalk und Platten gefaltenen Quarzits aufwiesen und an den geschützteren Stellen mit farbig schillerndem Moos bekleidet waren. Oben schimmerte zwischen Rippenstreifen eisengrauen Gesteins mattweißer Zebraschnee im sonnenbeleuchteten Firnglanz.

In der Annahme, daß das von meinen Vorderleuten aufgestörte Wild seinen Weg landeinwärts nehmen und dann seitwärts an diesen Küstengipfeln vorbeistreichen würde, steuerte ich am Fuße dieser Berge entlang dem Buchtende zu. Mancher Bachlauf mußte dabei übersprungen, manche Moräne überklettert werden.

Zwei weit klafternde Kormorane flogen in Schußweite über mir. Ich hob das Rohr, und lotrecht fiel der eine Vogel tot zur Erde.

Schußgeräusche machen bekanntlich keinerlei Eindruck auf die arktischen Tiere, sei es, weil sie der Verderben bringenden Nähe des Menschen und seiner Mordwaffen ganz ungewohnt sind, sei es, weil sie in dem ewigen Bersten und Knattern der Gletscher fast unaufhörlich die gleichen Geräusche hören.

Während ich die Beute aufnahm und die grünschwarzen Schwingen ausbreitete, kreiste der Gatte immer über mir, nicht wissend, was sein Gefährte drunten wollte; und fast aus Mitleid holte ich auch den zweiten herunter.

Ich legte sie auf einem nahen kanzelförmigen und weithin sichtbaren Felsvorsprung auf Papier, das ich mitgenommen hatte, um meinen an Bord als Wäschebeutel dienenden Rucksack nicht durch Schweiß zu besudeln, nieder, schrieb meinen Namen auf den Bogen und gedachte die Beute bei meiner Rückkehr abzuholen. Ich merkte mir genau die Stelle; sie lag genau in der Mitte des ebenmäßig aufgebauten Tafelberges am jenseitigen Fjordufer, der mit seinen Erkern, Zinnen und Seitentürmen wie eine Riesenfestung aufragte.

Als ich am Abend wiederkam, war der eine Vogel verschwunden und dem anderen ein Flügel abgeschnitten. War er die Beute eines Polarfuchses oder eines Jägers vom Neptun geworden? Auf unserm

Schiff konnte ich später unter den Bälgen keinen Kormoran entdecken.

Ich wollte eigentlich keine Möwen schießen, da ich mich über das zwecklose Morden vom Schiffe aus, auf der Bäreninsel und in der Adventbai geärgert hatte, konnte mich aber doch nicht enthalten, eine prächtige Silbermöwe und eine schöne Mantelmöwe aus der Luft zu holen.

Von jetzt ab lag mir nur daran, Wildbret zu bekommen und unserm Tisch zu der versprochenen Abwechslung zu verhelfen.

Ich hatte in dem Jagdbuch von Roth und Zedlitz ‚Deutsches Weidwerk in der Mitternachtssonne' gelesen und mir vom ersten Koch bestätigen lassen, daß man als feinstes Wildbret in Norwegen die kleine Polarbekassine schätzt, die, knusperig gebraten, wie der Krammetsvogel bis auf Schnabel und Läufe ganz verzehrt wird.

Es kamen, durch die vorderen Strandjäger aufgescheucht, eine größere Zahl dieser niedlichen Vögel angeflogen, die sich durch unvorsichtiges Gepiepse ankündigten. In Dreiviertelstunden hatte ich ihrer zehn im Rucksack.

Ich hoffte immer noch auf Renntiere, denn überall sah ich im Moraste ihre breiten Spuren; allenthalben lagen Geweihe und Knochengerüste. Ich schaute immer wieder mit dem Feldstecher nach den Bergschrunden hin, konnte aber kein Tier entdecken.

Ich wandte mich drum mehr seewärts, weil ich durch das Glas beobachtet hatte, daß eine aufgegangene lange Kette von Enten oder Gänsen in einer kleinen Bucht eingefallen war. Ich schlich mich hinter eine von zischenden Wassern umbrandete Felsbank und sah eine Schar Schwarzköpfe keilförmig auf der leicht bewegten Flut schwimmen. Die Erlegten würden durch den Wellenschlag zweifellos bald ans Ufer gespült worden sein. Die Gänse blieben aber außer Schußweite.

Ich pirschte mich noch an den Gletscher heran, dessen blaublinkende Eiswand unmittelbar in das Buchtende abfiel; aber kein Schnauzbart sonnte sich auf den Abstürzen.

— Ich entschloß mich zur Rückkehr. Trotzdem ich gut drei Stunden gewandert war, stand ich immer noch der Mitte des breithäuptigen Kuppenberges genau gegenüber, ein Zeichen, wie sehr man sich in der klaren und dünnen Luft Spitzbergens, die alles näher gerückt erscheinen läßt, hinsichtlich der Entfernungen und Größenverhältnisse versieht. Von jedem Besucher Spitzbergens wird diese Beobachtung gemacht.

Ich hielt mich am Küstenrand, der schnelleres Fortkommen gewährleistete.

Ungeheure Mengen von Holz waren überall vom Sturm ans Land geworfen, Stämme, Balken, Bretter, Latten, alles ohne das geringste Zeichen von Fäulnis. Das Alter zeigte sich bei einzelnen bleichen Stämmen daran, daß Teile zu Staub zerfallen waren und daß große Stücke sich ablösten, wenn man mit dem schweren Stiefel dagegen trat.

Meine Phantasie spielte mit dem Gedanken, was geschehen würde,



Küstensaum und Vorberge an der Sassenbai.

wenn ich die Abfahrt des Dampfers versäumte und allein in diesem Totenreiche zurückbleiben müßte. Ich hätte mir von all dem Holz, das in einer Entfernung von einem Kilometer am Ufer lag, eine Hütte bauen und diese einen langen arktischen Winter hindurch behaglich warm halten wollen. Ich besaß noch sechzig Patronen und eine Schachtel Streichhölzer.

An einer Stelle fand ich einen Hauklotz mit Beilkerben und Spähnen ringsum. Allerlei Gegenstände, Türen, Kisten, Körbe, Fässer, Flaschen, waren angeschwemmt.

Zweimal fand ich ein kleines Grabkreuz. Andere Tafeln, die man in der Ferne auch als Grabkreuze ansprach, erwiesen sich

als Vorrechtsschilder mit Firmennamen, meistens mit der Aufschrift ‚Ayer & Longyear, Boston‘.

Ich kam auch an einer verfallenen Erdhütte vorbei. Neben ihr wölbte sich ein Grabhügel. Torfboden war an geschützter, trockener Stelle bis auf den Felsen ausgehoben und an den Seiten wieder aufgeworfen. Auf diese Haufen waren schwere Granitblöcke gerollt, die Lücken mit verfilztem Rasen verstopft und so durch Steine und Torf nach drei Seiten hin breite, etwa meterhohe Wände hergestellt. Darüber waren vom Meere ausgeworfene Baumstämme gelegt und diese mit Moospolstern und Steinen verdichtet und beschwert. Das Dach war aber eingefallen, auch nicht mehr sichtlich, wie der Türverschluß geschehen war. Torfhaufen deuteten noch die Schlafstätten und Kohlen und aufgeschichtete Steine den Herdplatz an. Allerlei zerbrochenes und verbrauchtes Gerät, Reste von Kleidungsstücken, Patronenhülsen lagen umher; draußen war ein Knochenhaufen aufgeworfen.

Ich betrachtete sinnend diese verlassene Stätte. Was mochte sie zu sagen haben? Ich dachte daran, wie Bernardin de St. Pierre auf Mauritius vor einer solchen verfallenen Erdhütte stand und sich von dem greisen Siedler die Geschichte von Paul et Virginie erzählen ließ. Das Geschick der beiden Armen zog mir durch die Gedanken.

Der Eislotse meinte später, es wäre vielleicht die Hütte von einer norwegischen Familie, dem Elternpaar und drei Kindern, gewesen, die vor einigen Jahren sich zum Jagen und Eiderdaunensammeln während der hellen Sommermonate hätte aussetzen lassen, durch frühe Vereisung des Fjords zum Überwintern gezwungen worden wäre und im nächsten Jahre bei ihrer Rückkehr in Tromsö aus dem Ertrag ihrer Beute 4600 Kronen gelöst hätte.

Ich fand auch an verschiedenen Stellen auf kleinen Erhöhungen ein Gebilde von Holzleisten, dessen Zweck ich mir nicht erklären konnte. Über zwei Längssparren von etwa einem Meter Länge waren drei Querhölzer in gleichem Abstande aufgenagelt, so daß eine kurze, breite, dreisprossige Leiter gebildet wurde. Wahrscheinlich stellte dieser Holzrahmen irgendeine Fangvorrichtung dar.

Während ich so in dem hehren Frieden der polaren Landschaft dahinwandelte, sah ich über mir auf der Höhe in einer kurzen Versenkung eine Reihe dunkle, sich bewegende Punkte.

Ich nahm mein Glas und entdeckte einen Trupp Renntiere.

Ich überlegte. Eilte ich spornstreichs hinauf, so konnte ich vielleicht nach 1½ Stunden im Schußbereich sein; eine halbe Stunde

Aufenthalt oben, dreiviertel Stunden hinab und die gleiche Zeit bis zur Landestelle ergab dreieinhalb Stunden. In zwei Stunden sollten wir aber alle wieder an Bord sein, und ich konnte allein den Kapitän und die ganze Gesellschaft nicht warten lassen.

Wohin auch mit einer etwaigen Beute? — Nun, der konnte ich schließlich mit meinem starken Lappenmesser einfach den Kopf vom Rumpfe trennen.

Der Anblick der Vildren, die ruhig auf der Moosfläche ästen, war zu lockend. Ich beschloß, wenigstens einen Versuch zu machen und zu sehen, wie schnell sich ein Anpirschen vollziehen würde.

Rucksack und Jacke warf ich ab und kletterte mit rasendem Eifer und klopfenden Pulsen nach Überspringung der Moränen den Steilabhang hinauf.

Aber nach dreiviertel Stunden gab ich mein Mühen auf. Ich war den Tieren wenig näher gekommen, aber immerhin auf einem Vorgipfel, der nach Ausweis meines Hypsometers sich fünfhundert Meter über dem Meere erhob und der einen lohnenden Blick in die herbe Unermeßlichkeit der starren Eiswelt bot.

Die dünne Luft hatte mich wieder getäuscht. Ich kehrte um mit dem Vorhaben, nichts von diesem letzten Erlebnis zu verraten, da ich doch nur ungläubigen Gesichtern und zuckenden Mundwinkeln begegnen würde.

Es standen noch einige Haralder am Ufer, mit denen ich bald in letzter Fahrt an Bord gebootet wurde.

Man hatte meinen wütigen Anstieg aber doch mit dem Fernrohre beobachtet und machte sich über meinen heißen Kopf und mein Don Quichote-Gebahren lustig. Da erzählte ich denn von der Renntierherde und wurde weidlich ausgelacht. Auch der Kapitän, den ich um Verschiebung der Abfahrt zur Ermöglichung einer Jagdunternehmung bat, meinte, ich müßte mich wohl geirrt haben, denn ein großes Rudel würden auch andere zu Gesicht bekommen haben.

Da ertönten plötzlich vom Neptun, der mehrere hundert Meter von uns seitlich lag, laute Rufe: „Rennes, rennes, un grand troupeau!“ Alles lag mit Gläsern bewaffnet über der Reeling. Wir konnten von unserm Standorte aus nichts sehen; aber ich war gerettet.

Die Kapitäne besprachen sich, kamen aber, zum Teil auch durch die ungeduldig gewordene Reisegesellschaft gedrängt, zum Entschluß, keine Verzögerung und keine Verschiebung des Reiseprogramms eintreten zu lassen.

Meine Jagdbeute schmeckte anderen Tages zum Frühstück meiner Tischgenossenschaft trefflich; alle kamen mit ihrem leeren Teller heran, um zu zeigen, daß sie die kleinen Schnepfenvögel mit den Knochen verspeist hatten. Wir waren ganz stolz, da unser Tisch allein Wildbret verzehren konnte. Die übrigen Jäger hatten ungenießbare Seevögel geschossen; nur oben im Rauchsalon, wo mehrere noch im hohen Norden an Bord gekommene Reisende speisten, wurde eine Eidergans verzehrt, die ein Rittmeister von den Bruchsaler Dragonern, welcher sich nach unserem Aufbruch von einem Motorboot an das Buchtende hatte fahren lassen, erlegt hatte. Mich hatte der Zufall den anderen Jägern gegenüber in Vorteil gebracht.

Der Amtmann von Spitzbergen war für niemanden zu sprechen gewesen, und auch der Schnauzbart hatte keinem der Fremden gegenüber Neugierde gezeigt.

Kapitel 32.

An der Westküste Spitzbergens entlang.

Durch den Eisfjord zurück — Die Gestaltung und Schichtung der Berge — Beleuchtungserscheinungen — Sichtung der ‚Ozeana‘ — Eine schöne Mitternachtssonne — Die übertriebene Vorstellung, die man sich gemeinhin von diesem Naturschauspiel macht — Seine immerhin starke Wirkung auf den denkenden und fühlenden Menschen — Ankunft in der Kreuzbai — Die südlichere Königsbai — Erfolgloser Jagdausflug — Die Sieben Eisberge — Der Nordlandgletscher, ein Bild des menschlichen Daseinskampfes — Nordland und Italien — Die Magdalenenbucht.

Am späten Abend lichteten wir die Anker und fuhren durch den Eisfjord zurück dem offenen Meere zu.

Wir sollten an der Westküste Spitzbergens hinauf bis nach der Kreuzbai fahren und dort wieder zu einer Jagd auf Seehunde oder zu einem Ausflug ins Inland ausgesetzt werden.

Da der Sund zwischen der Hauptinsel und Prinz-Karl-Vorland seicht und für größere Schiffe unfahrbar ist, mußten wir um das langgestreckte Felseneiland herum in die offene See, welche, wie der Kapitän aus allerlei Anzeichen wußte, unruhig geworden war.

Wir wollten drum die Abendstunde in dem herrlichschönen Eisfjord recht genießen und dann die eigentliche Meeresfahrt verschlafen.

Man schlief in den sonnigen Dämmernächten eben nur, wenn besondere Reizmittel fehlten. Es wäre für manchen besser, wenn es im Polarnorden des Schönen etwas weniger gäbe. Dem Menschen kann es ergehen wie der Pflanze, die zuviel des belebenden Wassers bekommt.

Es hätte keiner daran denken können, sich inmitten solcher Naturpracht und solchen Beleuchtungszaubers zur Ruhe zu legen. Das wäre eine Heiligtumsentweihung gewesen.

Wir fuhren ganz nahe an den Bergriesen vorbei, die einen im nackten, buntgeschichteten Fels, die anderen im gleißenden Firnhermelin; zwischen ihnen gewaltige Ferner mit ungeheuren Abstürzen glasharten Eises, durchrissen und zerspalten und in durchsichtiger, kristallener Bläue erglänzend. Kilometerlang verliefen einzelne Gletscherwände so gradlinig, als ob sie mit der Säge abgeschnitten wären.

In der Nähe boten sie aber ein vielgestaltiges Bild. Gewaltige senkrechte Spalten durchfurchten die Stirne, in denen das Meer unten weite und tiefe Höhlungen ausgewaschen hatte. Die Wölbungen dieser Höhlen sahen aus wie gefrorener Himmel. Kleine Eisberge, die das hebende Wasser von unten nach oben von den ungeheuren, in die See dringenden Gletschermassen abgebrochen hatte, schwammen umher. Sie schimmerten unter der Wasserfläche in zartem Blau und glitzerten über ihr im Sonnenlicht wie Riesendiamanten.

Die Berge selbst zeigten in der wagerechten Aufeinanderschichtung der verschiedenen Gesteinsarten allerlei zartabgetönte Färbungen. Der Gipshuk trat deutlich zutage.

Unten, wo vielfarbene Moose und Flechten den Fels deckten, trug er zuweilen ein geckig schillerndes Gewand. Ein zartes Smaragdgrün ging hier häufig in ein lebhaftes Violettgelb über.

Auf den wagerechten Schichten ruhte meist ein senkrechter Aufbau, der mancherlei seltsame Gestaltungen annahm. Oft meinte man lange Reihen lotrecht gestellter Balken zu sehen, die das Vordringen der herabrutschenden hellen Schuttmassen zurückhalten sollten. Oft sahen sie wie Orgelpfeifen aus mit breiten Pfeilern zur Seite, so daß man an die Rückwand eines Kircheninneren erinnert wurde. Oft erschienen Erker, ja ganze Burgen mit Türmen und Zinnen. Gerade die letzteren Bildungen waren zuweilen deutlich ausgesprochen.

Besonders auffallend war der Gegensatz zwischen den fast regelmäßig aufgebauten, breiten Flachgipfeln und den wildzerrissenen, steilaufragenden Felsnadeln. Die ersteren waren die Regel, zumal an der Küste.

Die kennzeichnende Form der mehr ebenmäßig gebildeten Uferhöhen war entweder der Tafelberg, eine Art tief unten abgeschnittener Kegel, oder die runde Bergkuppe.

Die obere Mützenrundung war hier eine elefantengraue Schutthalde; darunter ruhte der in treppenförmigen Absätzen gefügte Stufenaufbau oder die Balkenreihe, darunter zeigten sich die wagerechten Lagen und hierunter wieder helle Geröllhaufen, die sich oft in regelmäßigen Abständen an den Kern des Berges anlehnten, als ob Kegel von oben nach unten gehalbteilt und dann zur Stütze nebeneinander an die untere Bergwand gestellt wären.

Oft floß über die Gipfelrundung ein Schuttstreif auf das mattweiße, senkrecht aufragende Säulengestein hinab, glitt dann zweiteilig, eine Eiform bildend, um den hellleuchtenden Fels herum und vereinigte sich wieder, um weiter hinabzuströmen, bis es auf den wage-

rechten Lagerungen Halt gewann. Es sah dies aus, als ob durch Riesen-eier von oben nach unten Holzstäbe gesteckt und diese Gebilde neben-einander an die Mitte der Bergwand geheftet wären.

Der Strebepfeileraufbau war nicht gerade marmorweiß, blinkte aber doch in einem kräftigen Weißgrau.

Häufig waren die Einsenkungen zwischen gleichlaufenden Fels-rippen durch Schneefelder oder schmalere Gletscherzungen ausgefüllt,



Ein Eisberg in der Kreuzbai.

was diesen Bildungen den Namen Zebraberg und Zebragletscher ein-getragen hat.

— Die Beleuchtungserscheinungen wechselten von Augenblick zu Augenblick.

Der Abend brachte ein so lebhaftes Alpenglühen und Meeres-leuchten, daß man meinte, man wäre inmitten einer gewaltigen Feuersbrunst. Auch das Eis stand in glutroter Lohe.

Als die Farben allmählich verblaßten, waren die Schneefelder rosa umstickt, und die Bergspitzen rosa überhaucht. Hoch oben am ätherisch blauenden Himmel stand eine Herde winziger Lämmerwolken. Und sie leuchteten, diese Wölklein, wie in die Luft zerstreute Rosen.

Weitab, über einem langen, dunklen Bergzug, schwamm ein Glimmen und Glasten herauf, in dem alle Formen der Zinnen, Zinken und Grate mit doppelter Linie gezeichnet waren: die eine blauschwarz und die andere wie ein goldener Faden.

Fern in der Adventbai sahen wir in der Nähe des Kohlenbergwerks einen großen Dampfer vor Anker liegen. Es war die Ozeana [1]) von der Hapag, auf der wir einen Düsseldorfer Freund, den Maler Dr. Walther Jost, wußten. Er übersandte uns einen freundlichen Funkengruß. Ein Aquarell von ihm, Eisschollen vor der Glockenbai, ziert jetzt mein Arbeitszimmer.

Die Bucht verengte sich und gab uns kund, daß wir in dem schmaleren Eingangstor waren und dem offenen Meer nahe kamen.



Eisschollen im spitzbergischen Gewässer.

Bevor wir uns zur Ruhe begaben, genossen wir noch das Naturschauspiel einer schönen Mitternachtssonne.

Von der Strahlenwirkung und Farbenpracht der Mitternachtssonne macht man sich, wie schon gesagt, gemeinhin eine etwas übertriebene Vorstellung. Sie hat manchen enttäuscht, da man zu viel von ihr gehört hatte. Die Sonne bringt in der Arktis, ob sie nun im Norden oder in anderer Himmelsrichtung steht, immer auf dem nächtlichen wolkenbedeckten Himmel, am schweren Horizont, auf dem weiten Meer wunderbare Farbenbilder hervor; daß die Mitternachtssonne etwas ganz Besonderes an Lichtreizen schaffe, habe ich nicht bemerkt. Je höher die Sonne im polaren Norden nachts am wolkenlosen Firmament

[1]) Die Ozeana ging Mitte März 1912 im Kanal unter.

erscheint, um so weniger Farbenwunder wird sie gewöhnlich hervorbringen, da sich ja die in Glut zu setzenden Dunstschichten tief unten an der Trennungslinie zwischen Himmel und Erde befinden.

Was den Menschen beim Schein der Mitternachtssonne so bannt, ist das Naturschauspiel in seiner Eigenart, in seiner wissenschaftlichen Bedeutung, das Gefühl, die Sonne eben um Mitternacht mit ihrer vollen Scheibe am nördlichen Himmel leuchten zu sehen.

Doch auf den fühlenden Beschauer wirkt auch an sich der blaßgelbe Schein der nächtigen Sonne einen geheimnisvollen, bezwingenden Zauber. Die Dämmerungsstrahlen schaffen ein mildes, wundersam berührendes Grauen, Tag und Nacht fließen zusammen zu einer einzigen, silbermatten Helle.

Ich möchte das zauberische Dämmern, das die hellen Nächte wie Märchenschleier weben, beschreiben können. Nicht jeder empfindet, was es birgt. Wer diese eigenartige Verschleierung der nächtighellen Luft nicht sieht und fühlt, vergleicht die Dämmernacht gerne und nicht untreffend mit der Helle und Beleuchtungsstimmung eines bedeckten winterlichen Spätnachmittags. Mich erinnerte auch die mittägliche Sonnenfinsternis im Frühling 1912 an eine polare Sommernacht.

Allbekannt sind die Verse des schwedischen Dichters Tegnér:

> Midnattsolen på bergen satt
> Blodröd till adt skåda;
> Det var ej dag, det var ej natt,
> Det vägde emellan båda.
>
> Mitternachtssonn' auf den Bergen lag,
> Blutrot anzuschauen;
> Es war nicht Nacht, es war nicht Tag,
> Es war ein eigen Grauen.

Hat die Sonne ihren tiefsten Stand erreicht, so verweilt sie, bevor sie ihre Bahn weiter zieht, eine kurze Zeit an derselben Stelle.

Als sie in dieser mitternächtigen Stunde so nahe über dem träumenden Meere zu ruhen schien, dachte ich an den Schwimmer, der, am Uferrand stehend, sich zum Niedertauchen nicht entschließen kann und nach einigem Warten zurücktritt. Dann wieder erschien sie mir, als ob sie eine Weile eitel ihr bleiches Antlitz in dem blanken Meeresspiegel besähe und darauf glutübergossen zurückwiche.

In ein wunderschönes dichterisches Bild bringt die Edda dieses tiefe Hinabsteigen des Tagesgestirns nach der Erde und sein Einhalten

kurz vor der Berührung. In der Einleitung zu Schirners Heerfahrt heißt es, daß die Sonne sich im Minneweh nach der Vereinigung mit der Erde sehne, zu ihr herabkomme, aber im letzten Augenblick stutze und sich dann schämig zurückziehe.

ꝙ ꝙ ꝙ

Wir kamen ins Meer und ließen uns von seinen Wogen in süßen Schlaf wiegen.

Als ich gegen neun Uhr auf Deck trat, sah ich in fast greifbarer Nähe hohe und trutzige Felsnadeln und Eisriesen um mich. Wir waren in der Kreuzbai.

Es war kalt. Winterharte Eislandschaft umgab uns. Es war das Bild, welches das Gletscher- und Firngebiet der Alpen an einem sonnigen, frosthellen Frühmorgen dem Bergsteiger bietet.

Es war wie in den Hochalpen und doch wieder so ganz anders.

Rein und klar die ätherische Luft, fleckenlos der Himmel. Mit südlicher Kraft strahlt die Sonne und verstreut Milliarden kleiner Brillanten.

An Stelle des weißen Nebelmeeres, aus dem in den Hochalpen häufig die Eisgestalten aufwachsen, das azurne, stille Meer. Die Berghäupter ragen empor wie die Nadeln der Mont Blanc-Gruppe. Lange, scharfe, zackige Grate verbinden die Spitzen. Zur Rechten ein Berg, geformt wie das Matterhorn.

Wohl sind die Spitzbergengipfel nur bis 1700 m hoch, erwecken aber fast den Eindruck der Alpenriesen. Die Berge des Nordlands erheben sich eben gleich aus dem Meere, während diejenigen der Alpen meist von einem 17—1900 m hohen Sockel erschaut werden.

Die Thursen Spitzbergens sind Kämpen des Kampfes wert.

In dem südlichen Teil der großen Doppelbucht, der Königsbai, ragen mitten aus dem Binneneis drei schöne, gleichgeformte, gelbrote Pyramiden hervor, die sogenannten ‚Drei Kronen', bis zu deren Fuß Bergsteiger in einem Tage gelangen können und zwar vom Nordende des Königsgletschers aus. Wo dieser Eisstrom seine Stirn im kühlen Meereswasser netzt, zeigen sich gewöhnlich auch Seehunde. In der Nähe sind auch Kohlenlager entdeckt worden. Auf den vorgelagerten Lovéeinseln nisten auf unberührten Brutplätzen hunderttausende von Eiderenten und Möwen. Von dem größten dieser Eilande hat man einen herrlichen Blick über Gletscher und Gebirge.

Eine der kleinsten Buchten der Königsbai wurde von den Mitgliedern der Zeppelinunternehmung ‚Zeppelinhafen‘ getauft. Hier befinden sich auch die kärglichen Überreste eines verlassenen Kohlenbergwerks. Auf dem gegenseitigen Ufer sieht man einen von Engländern betriebenen Marmorbruch. Die darin beschäftigten wenigen Steinhauer sollen im Winter 1911 auf 12 ihre Arbeitsstätte nicht verlassen haben.

Wir fuhren dicht an einen ungeheuren, hochgewölbten Gletscher



Der Louis-Mayergletscher.

heran. An die 40—50 m hoch brach der Ferner mit einer breiten, in Seraks aufgelösten Eismauer unmittelbar in die Bai ab. Stufenförmig baute sich der Gletscherkern in einer ununterbrochenen Folge von Eisbrüchen wohl an die 500 m auf, und darüber starrte ein grimmer, steilflankiger Bergriese.

Die Randfläche der unteren Eismauer war durchsichtig blau. Tiefe Wunden waren ihr geschlagen. Das Meereswasser brandete schäumend in den Breschen. In der Gletschermasse krachte und knatterte es wie von Flinten- und Kanonenschüssen. Kleine Eisberge, diese verstoßenen Kinder der Gletscher, schwammen glitzernd in der Bucht umher.

Wir erblicken einen Seehund, der verständig das Weite sucht. Er bleibt der einzige, den wir zu Gesicht bekommen. Die 25 Jäger, die kühner Hoffnung mit Matrosengeleit zu einem fünfstündigen Jagdausflug auszogen, kamen leer zurück.

Nach dem, was ich von der Klugheit der Robben in Jagdberichten gelesen und von ihren Künsten in zoologischen Gärten gesehen habe, glaube ich, daß die Schlauen jetzt wissen, daß beim Herannahen eines Schiffungetüms Gefahr droht.



Eisschollen an der Westküste Spitzbergens.

Ich pirschte mit zwei Russen sogar bis an das äußerste Buchtende, bekam aber nichts zu sehen.

Die meisten Flintenträger vergnügten sich mit Möwen- und Scharbenmord. Das ganze Vorderdeck hing nachher voll von den Bälgen der erlegten Seevögel. Das Abbalgen besorgte ein geschickter Matrose, der pfiffige Timmermann, für ein kleines Trinkgeld.

Trotz scharfer Bemerkungen haben wir diesem zwecklosen Morden netter, possierlicher Vögel keinen Einhalt tun können. Eine ältere Dame, von deren Wesen ich sonst wenig erbaut war, gefiel mir durch ihr mutiges und offenes Verurteilen dieses unweidmäßigen Schießens.

Als ich mit leerem Rucksack wieder nahe an der Landestelle war, hörte ich aus einer verdeckten kleinen Bucht heraus unausgesetzt schießen. Ich ging leise heran in dem Glauben, daß ein Jäger Vogel auf Vogel herunterknallte, sah aber zu meinem Erstaunen den verkrüppelten Franzosen auf einem Felsblock sitzen und ziellos Schuß auf Schuß in die Luft abgeben. In der Sassenbai hatten wir ihn mit der in Tromsö erborgten Flinte an Land gehen und das gefährliche Werkzeug mit andächtiger Scheu betrachten und handhaben sehen; jetzt



Phot. Atelier Schaul, Hamburg.

Der Jean-Mayen.

war er schon einen Schritt weiter und gewöhnte sich an Stoß und Knall.

Da von den nahen Gletschern ein eisiger Wind wehte, waren den Zurückgebliebenen die fünf Stunden Wartens lang geworden. Es war $2\frac{1}{2}{}^{0}$ auf dem Verdeck. Ungeduldig drängten sie zur Weiterfahrt. Es dauerte eine Weile, bis alle wieder glücklich an Bord waren.

Die Kreuzbai ist seicht und kurz. Größere Schiffe können nicht hinein. Am inneren Ende ist sie zweizipflig wie der Bodensee an der Westseite. Sie wird nämlich in ihrem hinteren Teil durch das weit vorspringende Haakonsgebirge in zwei nahezu gleiche Einbuchtungen geteilt, die Möllerbai und die Lilliehookbai. Spitzbergenfahrer be-

suchen gerne die Ole Hansen-Kette, die Michelsen-Kette, den Louis Mayer-Gletscher, den Kollergletscher und den gewaltigen Supangletscher, welche sämtlich um die Möllerbai liegen. Auch ein hoher und ziemlich steiler Vogelberg am Signehafen, westlich vom Lilliehookgletscher, wird häufiger bestiegen, ebenso der Olafberg an der Möllerbai. Der Übergang vom Supan- auf den Lilliehookgletscher soll sehr lohnend aber recht beschwerlich sein.

Das ganze Gebiet ist für Gletscher- und Gipfeltouren wohl geeignet, die Palme mancher Erstbesteigung ist hier noch zu erringen.

Wir sollten eigentlich auch in die andere Endbucht hinein, weil sie schöner, wilder und von Seehunden bevölkerter ist, doch gebot eine hohe Eiskante den Schiffen Halt.

— Wir fuhren um Cap Mitra und waren bald wieder in offener See.

Auch von diesem Vorgebirge aus betreten Spitzbergenreisende gerne den ungeheuren Louis Mayer-Gletscher und das spaltenfreie Gletscherfeld des Supanferners. Der Blick von dem leicht zu erklimmenden Kap auf das Inlandeis soll sehr lohnend sein.

Wir erreichen die berühmten Sieben Eisberge, eine Folge von kühngeformten Gipfeln, die sich in gewaltiger Größe und einer Länge von 30 km an der Küste aneinanderreihen, sechs mächtige, von Inlandeis gespeiste Gletscher zwischen ihren Flanken ins Meer durchlassen und in leuchtendem Jungschnee und gleißendem Sonnenfeuer prangen. Sie erscheinen dem versonnenen Ankömmling wie ein Göttersitz der nordischen Sage.

Es wird kälter. Die Deckthermometer zeigen $1\frac{1}{2}{}^{0}$.

Mehrere Damen zeigen mir liebliche Blumensträuße, die sie auf den Moospolstern der äußeren Moränenränder der Kreuzbai gepflückt haben.

Die Sonne lacht. Sie weiß, wie schön ihr hier oben das Lachen steht.

Schwarze, senkrecht starrende Felsen, an den minder steilen Abstürzen von Neuschnee überpudert, wechseln mit breit aufgebauten, schön gewölbten, firntragenden Kuppen; dazwischen Riesengletscher mit ihren Zuflüssen, alle in scharfkantigem Abfall so gradlinig ins Meer abbrechend, als ob sie nach der Richtleine abgehauen wären.

Es kracht und krächzt und knattert in dem gewaltigen Eisgefüge — vom ewigen Daseinskampfe.

Ein Bild des Menschenlebens.

Das junge, reine, strahlende Eis drängt und stemmt auf dem beengten, eingedämmten Felswege in steilem, schnellem Sturz gegen

das alte, das auf der ebener gewordenen Bahn nicht mehr so schnell weiter kann und auch nicht mehr so schnell weiter möchte, da es sich schaudernd dem Versinken und Vergehen in der Unendlichkeit des Meeres nahe sieht. Ächzend bäumt es seinen gelben, faltigen, verharschten Leib gegen das drängende Neue auf. Aber es wird entweder aus der Bahn gehoben oder vorschnell in plötzlichem Sturz in die Tiefe der verschlingenden See geschleudert. Oder es läßt sich endlich stillergeben in dem alten Gleise weiterschieben, langsam dem Versinken zu .... Es stürzt, versinkt ...., taucht aber wieder hervor und leuchtet, von Schmutz befreit, in herrlicher Reinheit und Strahlenhelle hervor aus der Unermeßlichkeit des Meeres.

— Das Frühmahl rief in den Speisesaal. Aber die Hungrigen vergaßen das Essen, immer wieder sprangen sie an die Rundfensterchen, einen Blick von der Eispracht da draußen zu erhaschen.

Bald waren wir alle wieder oben, lehnten rauchend über die Reeling oder saßen bei $1\frac{1}{2}^{0}$ kaffeetrinkend in den Rohrstühlen.

Zur Rechten die Bergkönige im Hermelin, zur Linken treibende Eisschollen. Eine stellt eine kleine, hellgraue Wüstenfläche mit zwei einsamen Palmen dar, eine andere ein Stadttor mit runder Einfahrt, wodurch blaue, schaumgekrönte Wogen hindurchschlagen, eine dritte zeigt ein Feld, aus dem gezückte Schwerter emporwachsen.

Am blauen Himmel ziehen ganz lange, ganz schmale Wolkenstreifen, unten gekerbt wie Spitzengewebe oder gezackt wie eine Bandsäge.

Das Blau des polaren Himmels tut dem Auge wohler als das Italiens. Es ist durch den stärkeren Feuchtigkeitsgehalt der Luft gemildert. Das Azur des Nordens ist nicht so gesättigt, so aufdringlich wie das Ultramarin des italienischen Meeres und Firmamentes. Hier oben sind zarte Töne und lieblichere Vertönungen.

Der Himmel Italiens lacht immer, der Himmel des Nordens selten.

Ein Antlitz, das für gewöhnlich herb und strenge erscheint, dem Ruhe und Ernst einen besonderen Reiz, eine ehrfurchtgebietende Würde verleihen, wird wunderbar verschönt, wenn ein frohes Lächeln über seine Züge gleitet. Ein immer lachendes Gesicht gefällt dem ersten Blick, erweckt aber auf die Dauer den Eindruck des Flachen und Gehaltlosen. —

Um fünf Uhr haben wir $+1^{0}$.

Die Berge zeigen nichts mehr von der Ebenmäßigkeit der Vorberge in der Adventbai. Sie sind wild, zerrissen, als ob eine Riesenfaust die oberen 1000 Meter von den Zinken und Nadeln der Penni=

nischen Alpen abgeschnitten und an blauem Meeresrand niedergelegt hätte.

Um 6 Uhr steht das Thermometer auf dem Gefrierpunkt.

Auf einem vorspringenden Kap erhebt sich ein Gipfel, so edel gebildet wie die Königsspitze. Er bewacht die Magdalenenbucht und ihren arktischen Zauber.

Diese Bai ist besonders durch ihre gewaltigen und schönen Gletscher und ihre himmelragenden, zerborstenen Felsenketten bekannt. Vier große Ferner schieben ihre mächtigen Eisströme in die Bucht, der Adamsgletscher, der Gullygletscher, der oft bestiegen wird, der ungeheure Waggonwaygletscher, der die ganze Tiefe der Bai ausfüllt, und der zerklüftete Braganzagletscher, von dem aus man die sogenannten ‚hängenden Moore'[1]) besucht. Auf der Tundra dieser Moore blühen liebliche kleine Blumen, Bergmohn, Ranunkel, Steinbrech und Buschwindröschen.

Spitzbergenfahrer suchen auch gerne den sogenannten Begräbnisplatz auf, einen flachen Felsvorsprung im Grunde der Bucht zwischen Gully- und Waggonwaygletscher, wo sich hunderte von eindrucksvollen Grabstätten befinden. Die rohgefügten Särge sind von der Zeit zerstört. Die Gebeine liegen gebleicht oder von Moosen und Flechten bedeckt zwischen den Felsblöcken einher.

Von der Magdalenenbai aus macht man auch Ausflüge nach dem mehr südlichen, vollständig vergletscherten ‚Hamburger Hafen'.

Noch 1½ Stunden und wir sind im Dänengatt, der schmalen Meeresgasse, welche die Amsterdaminsel von der Däneninsel trennt und zum Smeerenburgsunde führt.

---

[1]) Zum Meere abfallende, von Moos bewachsene Abhänge, in deren weichem Boden der Fuß tief einsinkt. Ihre Erkletterung verlangt große Anstrengung.



Typische arktische Hochgebirgslandschaft mit großem in der See endendem Gletscher (Nordspitzbergen, Magdalenenbai, 79° 45').



Kapitel 33.

In der Virgobai.

Die Dänen- und Amsterdaminsel — Der Andreesche Ballonplatz, das Andree-Denkmal und die Todesfahrt des wackeren Schweden — Das Pikehaus — Die Wellmanschen Ballonaufstiege — Wellmanhalle und Wellmanhaus — Fröhliches und mutwilliges Treiben zur mitternächtlichen Stunde.

Wir fahren rechterhand, wo die Amsterdaminsel fast ganz an das Hauptland heranstößt, in eine kurze Bucht, die sich in drei Absätzen verengt.

Wir sind in der Virgobai, einem geschützten Hafen der Däneninsel, welcher durch Andree und Wellman und neuerdings auch durch Zeppelin in der ganzen Welt bekannt geworden ist.

Der vorspringende ebene Zipfel der Amsterdaminsel auf der anderen Seite ist die Stätte, wo sich einst die holländische Walfischstation Smeerenburg befand, wo im 17. Jahrhundert während der Sommermonate 18000 Menschen dem Fange oblagen[1]).

Man sieht hier noch die Erdwälle der früheren Trankochereien und den alten Begräbnisplatz. Die zerstreut liegenden Gebeine ließ Königin Wilhelmine im Jahre 1906 in einem Massengrab, das ein Denkmal schmückt, bestatten.

Um halb acht abends waren die beiden Schiffe nebeneinander verankert.

Dicht vor uns lag ein kleiner Dampfer, die Farm, welche zur Fortsetzung der Fürst Monaco-Unternehmung in der Grönlandsee die Beschaffenheit des Meeresrückens auszumessen hatte und, wie wir wußten, zugleich mit uns in der ‚Bai der heiligen Jungfrau' eintreffen würde.

Der winzige Dampfer hatte die Ausgucktonne der arktischen Fangschiffe am Mast und an Deck drei frisch erlegte Renntiere hängen.

Auf dem schmalen Küstensaum fiel sofort das hohe und lange Eisengerippe der Wellmanhalle in die Augen. Neben ihr befanden sich drei Holzschuppen und weiter rechts das Wellmanwohnhaus.

---

1) Siehe Seite 368, 369.

Linkerhand erinnerte an Andree nur noch ein Kreis eingetriebener Pflöcke und ein Vaarde, aus dem oben eine Eisenstange mit eherner Fahne herausragte und in den eine Tafel mit der Inschrift eingelassen war:

Här upstego 18 $\frac{11}{7}$ 97
Med Svenska Ballonen Oevnen
Foer at soka Norpolen

A. Andree
N. Strindberg
K. Fraenkel.

Wir standen sinnend vor diesem schlichten Denkmal und gedachten der wackeren Männer, die, von falscher Scham geleitet, wohl wider besseres Wissen von diesem Platze aus am 11. Juli 1897 die Todesfahrt angetreten haben. Mit Andree haben noch zwei treffliche Schweden, darunter der Neffe des im Frühjahr 1912 verstorbenen Dichters Strindberg, den weißen Tod gefunden. Ob je eine Kunde von den Verschollenen zu uns gelangen wird?

Ein Jahr nach der verhängnisvollen Fahrt wollten Walfänger in der Nähe des Dodmanden[1]) menschliche Rufe gehört haben. Ein Eisgürtel verhinderte die Landung. Die schwedische Regierung schickte sofort ein Schiff aus, das ein langes, erfolgloses Suchen anstellte. — Eine Möwenart soll Schreie ausstoßen, die menschlichen Rufen ähnlich sind.

Das Unternehmen Andrees war nicht so phantastisch, wie vielfach hingestellt wird. Der Plan war von vielen besonnenen Fachgelehrten gebilligt worden.

Der aus feinster chinesischer Seide hergestellte Ballon Oevnen[2]) enthielt 4500 Kubikmeter und war mit dem leichten Wasserstoffgas gefüllt. Die Reise war als eine sogenannte Schleppseilfahrt gedacht. Vom Ballon aus schleiften über das Eis drei lange Schleppseile von je 400 m Länge. Sie wogen insgesamt 1000 kg und sollten, da die Fahrt in einer durchschnittlichen Höhe von 250 m über der Erde vor sich gehen sollte, etwa 150 m lang am Boden nachschleifen. Ein derartiges Schleppseilende wurde von uns noch vorgefunden. Es lag auch ein kegelförmiger Anker neben dem Ballonplatz. Vier Widerhaken waren an eine langschmale Tüte mit schuppig gepanzerter Oberfläche geheftet und der Innenraum mit Vorräten gefüllt.

[1]) Siehe Seite 402.
[2]) Oevnen = Adler.

Die Ballonhalle war ein achteckiges Gebäude aus gehobelten Brettern, 24 m hoch und 20 m im Durchmesser. Das stützende Gerüstwerk befand sich außen.

Der Standort war trefflich gewählt. Er war nach Norden hin offen und bot nach Süd und West Schutz gegen die zur Sommerszeit im Polargebiet meist wehenden Süd- und Südwestwinde. Auch das Vorhandensein des Pikehauses trug dazu bei, daß Andree diesen Platz



Der Virgohafen im Nordwesten Spitzbergens.

aussuchte. Die Virgobai erhielt, wie man sagt, ihren Namen nach demjenigen des Schiffes Andrees.

Neben dem Andreeschen Ballonplatz befand sich das Pikehaus. Von Pike hatte mir unser Ismeester Sören Kremer mancherlei erzählt. Er war der ständige Begleiter dieses Sonderlings gewesen und hatte ihm auch mit sieben Leuten das kleine Holzhaus errichtet. Dieses war indes mit seinen nebeneinanderliegenden Räumen und seinem Erd- und Dachgeschoß bei weitem nicht so zweckentsprechend gebaut wie das Haus des praktischen Amerikaners.

„Pike was here for amusement and for his health; he was sunstruck in Newcastle", erzählte der Alte; er hätte mit ihm mehrere Sommer und auch einen Winter in der Virgobai verbracht. Sonst verlebte Pike die Winter in Tromsö.

Wellman hat bekanntlich 1908 und 1909 mit einem Mitteldíng zwischen Frei- und Lenkballon von der Virgobai aus den Nordpol zu erreichen gesucht. Die Geldmittel hatte der Chicago Record Herald bewilligt, und dieser Umstand erklärt den großen Tamtam, womit diese Unternehmungen ins Werk gesetzt wurden. Die Versuche scheiterten stets schon vor oder beim Beginn der Ausführung. Wellman wurde daraufhin von vielen nicht mehr recht ernst genommen. Im Herbst 1910



Blick auf die Amsterdaminsel.

hat er dann die Welt durch seinen abenteuerlichen Versuch, den atlantischen Ozean zu überfliegen, in neues Staunen gesetzt.

Nach seinem letzten mißlungenen Versuch in der Virgobai[1]) hat er alle seine und der Zeitung Habe wüst und regellos zurückgelassen; und da auf Spitzbergen alles Gut herrenlos ist, nimmt jetzt jeder Ankömmling mit, was ihm nur gefällt.

Auf die zwei Meter hohe Holzplattform seines Hallengerüstes konnte man nur mit Mühe gelangen, da die hinaufführenden Balken stark vereist waren. Auf dem geräumigen, mit einer dünnen Schneeschicht bedeckten Holzboden wiegte sich bald die Jugend unter den Klängen der beiden Schiffskapellen im fröhlichen Tanze.

[1]) Er kam auf dem nächsten Gletscher schon wieder zur Erde.

Vor der Halle, die in der Form der Zeppelinhallen, nur in kleineren Maßstäben, errichtet ist, lag ein langer Ballonkorb mit der Riesenaufschrift: ‚Welman Chicago Record Herald Polar Expedition America‘.

Rechts seitwärts stand das Gashaus, in dem sich auf hohen Gestellen ein mächtiger Metallkessel, zwei hohe Bottiche, Röhrenwasserleitung, kurz die ganze Zurüstung zur Herstellung von Wasserstoff aus Schwefelsäure und Metallspähnen befand. Draußen sah man noch eine ungeheure Menge von Schwefelsäurebehältern und viele Säcke mit Eisenfeilspähnen, deren Rost den Strand auf ein großes Stück rotbraun gefärbt hatte.



Die bedeckte Wellmanhalle.

Neben dem Gashaus befanden sich die Werkstätte und ein größerer Schuppen mit allerlei Gerätschaften und Ausstattungsstücken, Schläuche, Ballonhülle, wissenschaftliche Apparate, Haustelephon, Schlittschuhe, Schier, eine Reihe schwere, zugenagelte Kisten und über dem Sparrenwerk zwei Boote und mehrere Schlitten. Zur Seite des Wohnhauses stand ein kleines Hundehaus mit einer ebensogroßen Tafel darüber: ‚Hound's House';‘ es wäre Hunden und Menschen auch ohne dieses Schild als solches kenntlich gewesen. Über dem Eingangsvorbau des Wohnhauses ein Hufeisen und in großen Buchstaben die Aufschrift ‚Welman House‘. Nur die Hausnummer fehlte.

Das Holzhaus schien mir sehr zweckdienlich angelegt. Es ließ sich schon darin leben, selbst im nordischen Winter.

Es war gewissermaßen ein kleinerer Würfel in einen größeren hineingesetzt. Der erstere bildete ein quadratisches Wohn- und Schlaf-

gemach, das sein Licht von oben erhielt. In der Mitte stand ein großer Füllofen. An zwei gegenüberliegenden Wandseiten waren neun und sechs Schlafstätten wie auf Schiffen neben- und übereinander aus Holz angebracht, an der dritten standen Schränke und an der vierten der Schreibtisch und Schreibsessel Wellmans.

Der um diesen Innenwürfel laufende, etwa 1¾ m breite Raum enthielt hinten die schmale Küche mit einem großen Herd, der mit Warmwasserbereitung für die daneben liegende Badezelle ausgestattet war; die drei anderen Seiten bildeten eine Art Gang mit einigen Fenstern und wurden vom Küchenherd durchwärmt.



Die Virgobai mit dem Gerippe der Wellmanhalle.

Die Reisenden stöberten in dem Hause herum, öffneten Pakete, Kisten, Schränke und Schubladen und nahmen mit, was ihnen des Mitnehmens wert schien.

Einige holten Tische und Stühle aus dem Pike- und Wellmanhaus und ließen sich trotz der Kälte den Schaumwein, den der Restaurateur korbweise an Land gebracht hatte, in reichlichen Mengen munden und die Schiffskapellen dazu spielen.

Punkt zwölf Uhr wurden sämtliche Reisende, die sich vor und auf der Plattform der Wellmanhalle malerisch aufgestellt hatten, photographiert. Die verschiedenen Nationalflaggen, an Ruderstangen gehißt, wehten hinter den einzelnen Völkergruppen.

Nach der Aufnahme wandelten wir durchkältet noch etwas umher und bewunderten den verkrüppelten Franzosen, der eine leere Konservenbüchse auf einen Felsblock gestellt hatte und diese mit einem zweiten Schützen aus dreißig Schritt Entfernung mit Schrot beschoß. Sie stand fest wie der Fels im Meer.

Von dem Knallen dieser beiden und anderer Schießer hallten die kalten Felsen.

Wir mußten auf die Schiffe zurück.

Herzliches Gelächter und auch unwillige Ausrufe wurden laut. Die Ursprünglichkeit der arktischen Natur hatte auch den Urmenschen in seiner Mord- und Raubgier wieder erstehen lassen. Die Flintenmänner schleppten wieder Dutzende von niedergeknallten Papageitauchern, Seeschwalben, Silbermöwen und Kormoranen stolz mit sich; die übrigen schwangen triumphierend ihren Raub.

Der eine hatte einen langstieligen Besen, der andere einen Petroleumofen, der dritte eine Bratpfanne mitgenommen, der vierte das Hundehaus auf dem Rücken. Die meisten führten Sandeimer, die mit Geröll gefüllt in Haufen neben dem Andreeplatz lagen, mit sich. Auch wir hatten ihrer zwei mitgenommen, da anzunehmen war, daß eine spätere Luftschiffunternehmung keinen Anspruch auf die Säcke machen würde. Daß aber Sessel, Schlitten, Strickleitern, wertvolle Apparate, ja ein schönes kleines Boot fortgeschleppt wurden, ging doch zu weit.

Das Vorderdeck war ein wahres Museum und ein Räuber stolzer als der andere.

Der Kapitän ließ in den unteren Sälen Erfrischungen aufstellen, die Musik spielen und dann, als alle nach solchen Großtaten ihrem körperlichen Ich Stärke, Kraft und Nahrung zuströmen ließen oder an der Bar den Abenteuern des Kapitäns, des ersten und zweiten Offiziers der Farm lauschten, alle die Sachen, welche Schiffbrüchigen oder Verschlagenen noch einmal von Nutzen sein konnten, schnell und unbemerkt von einigen Matrosen wieder hinüberschaffen.

Kapitel 34.

Bis an die Grenze des Erlaubten.

Zurück ins offene Meer — Spitzbergen entschwindet dem Blick — Die Stimmung der Reisenden und allerlei Zeitvertreib — Der ‚Eisblick' — Wir kommen der Eiskante näher — Das Aussehen des Packeises — Das Anstoßen des Dampfers an den Rand des ewigen Eises — 80° 9'! — Der Eindruck, den der Augenblick auf die Schiffsgesellschaft macht.

Kurz vor ein Uhr wurden die Anker gezogen und die letzte Fahrt in nördlicher Richtung, die Fahrt nach der Schwelle des Unbekannten, angetreten.

Die Buchtausfahrt strahlte in sattem Purpur. Als ob sie durch eine rote Wand verschlossen wäre, als ob wir uns in einem Riesentheater befänden mit blutrotem Vorhang und weißem Flüsterkasten davor, den ein inmitten der Bai träumender kleiner Eisberg abgab.

Das Wasser der See war unbewegt. Der leise Wind strich von Nordost, und die nahe Eiskante hinderte Wellenschlag.

Der Eislotse hatte nach den Mitteilungen der Mannschaft der Farm vorausgesagt, daß wir in anderthalb Stunden den Rand des ewigen Eises erreichen würden. Es nahm aber drei Stunden glatter Fahrt.

Die letzten Eisgipfel blieben zur Rechten zurück.

Spitzbergen lag hinter uns. Wir waren im Endlosen. Die Phantasie fühlte sich von den Schauern des ewigen Todesschweigens angeweht. Uns war, als führen wir aus der Welt, als schickte sich die Seele an, im Nirwana zu zergehen.

Vor uns braute ein dichter Nebel. Es frieselte sogar. Das Thermometer wies —4° R.

Nebelhaft verschwamm die Küste hinter uns; wie das zarte, dunstige Bild einer Fata Morgana.

Von der Ankerwinsche auf Vorderdeck war ein Streif Kondenswassers hinabgelaufen, gefroren und als Eisgleitbahn zu benutzen. Wir schlinderten wie die kleinen Kinder, fielen mehr als die kleinen Kinder und lachten mehr als die kleinen Kinder.

Vom Achterdeck erscholl Gläserklang, von der Bar lautes Rufen und Lachen.

Es wurde immer kälter an Deck und etwas unbehaglich in dem feinen Nebel. Viele verzogen sich in die Säle, wo bei Punsch und Glühwein eine lustige Stunde verging. Man wartete auf das Packeis, wie zu Hause am Silvesterabend auf das neue Jahr.

Ein jeder suchte sich nach seiner Art in das Außergewöhnliche zu finden, viele auch mit Hilfe von Schaumwein.

Der Nebel vor uns teilt sich. Die Sonne saugt die letzten Dunstschwaden auf. Im blaßgelben Leuchten der nächtigen Sonne bahnt



Eisschollen vor dem Packeisrand.

sich der Kong Harald seinen Weg durch lockeres Scholleneis. In der Ferne erscheinen die Fladen wie weiße Pünktchen in mattem Blau.

Am nördlichen Gesichtskreis erscheint ein niedriger weißer Schimmer, der sogenannte ‚Eisblick'. Er zeigt sich als eine feine Silhouette gegen den Himmel abgezeichnet; als ob die Grenze zwischen Meer und Firmament durch einen grauen Strich kenntlich gemacht wäre.

Näher und näher kommen wir der immer dichter gepackten Masse des ewigen Eises.

Eine wachsende Bewegung bemächtigt sich der harrenden Menschenkinder. Weitgeöffnet schauen die Augen. Sie schauen dem Unfaßlichen, dem Ewigen entgegen, wie die der Pilger auf dem berühmten Bilde Peter Janssens.

Still ruht das Meer. Ihm gilt das Wort aus Hiob: „Hier sollen sich legen deine stolzen Wellen!"

Der weiße Streif erscheint jetzt erhöht. Hinter ihm liegt eine graue, unendliche Fläche mit wenigen kleinen Erhebungen. Die schwimmenden Eisschollen ragen jetzt höher aus dem Wasser und zeigen wieder ihre seltsamen Formen.

In weiter Ferne zur Linken erblicken wir auch einen niedrigen Berg, der wie eine kleine Schäre aus dem stillen Meer emporragt. Der Kapitän macht uns aufmerksam; wir richten unsere Gläser hin und erkennen einen Eisberg, den einzigen wirklichen Eisberg, den wir auf unserer Reise zu Gesicht bekommen haben. Er kam wohl von Grönland her. Wir begriffen, warum man diesen Riesengebilden ihren Namen gab.

Wir waren der Eiskante ganz nahe. Sie erhebt sich nicht hoch über das Wasser und taucht vielleicht anderthalb Meter in die See hinein. Der Rand erglänzt in reinem Blau. Die unermeßliche Fläche selbst ist weiß, von dünner Schneedecke überhaucht, ganz eben, soweit das Auge reicht; nur an vereinzelten Stellen erblickt man in der Ferne kleine, von zusammengepreßten Schollen gebildete Erhöhungen, hie und da auch dunkle Wasserrillen und kleine Tümpel, die schneefrei und von frischem, blauem Eis überzogen sind.

Auch zwei Bachläufe senden langsam dem offenen Meere ihre Fluten entgegen. Wir sehen unter ihrem etwa 25 cm tiefen Wasser das blaue Eis.

Eine wirkliche, volle Öffnung erblickt man nirgendwo in dem ziemlich glatt abgekanteten Eise.

Prinz Heinrich und Graf Zeppelin waren einige Tage vor uns weiter östlich gefahren, hatten dort eine Einbuchtung im Eise entdeckt und waren in ihr 3′, also 5 km, höher gekommen als wir.

Der Kapitän versichert, daß wir über den 80.° hinausgelangt sind. Der erste Offizier zieht sich zurück, um mit dem Sextanten die Breite zu bestimmen.

Durch den Einfluß des Golfstroms weicht die südliche Grenze des Packeises im Hochsommer nördlich von Spitzbergen soweit zurück wie nirgendwo sonst. Die englische Seekarte setzt die durchschnittliche Lage der sommerlichen Eiskante auf dem Meridian der Amsterdaminsel auf ungefähr 80¼° an.

Im Juli 1890 gelangte infolge günstiger Wind- und Wetterverhältnisse der norwegische Dampfer Erling Jarl bis 81° 38′ 8″.

Die Vergnügungsdampfer der deutschen Linien kommen nur bis zur Adventbai und fahren nicht bis ans Packeis. Erst 1911 und 12 hat der Große Kurfürst des Norddeutschen Lloyd seine Fahrt bis an

den Eisrand ausgedehnt. Im August 1912 war auch die Viktoria Luise der Hapag im Nordwesten Spitzbergens.

— Unser Dampfer stoppt und stößt in leisem Anprall an die Kante. Ein Krachen tönt durch die Stille, und ein Zittern fährt durch die starre Fläche.

Auch die gesamte Schiffsgesellschaft, am Vorderdeck versammelt, fühlt ein inneres Beben. Sie ist sich der Bedeutung des Augenblicks bewußt.

Selbst der Nüchternste wurde gepackt. Ein jeder verspürte den Hauch der Ewigkeit. In der Seele klangen nie gehörte Saiten. Über



Der Neptun am Packeis.

die bleiche, im leisen Dämmern liegende Eisfläche flog die Ahnung hinüber zum geheimnisreichen Heiligtum des Pols.

Es war ein Augenblick, der sich, wie's in Hamlet heißt, „mit stählernen Haken auf ewig an die Seele festklammert".

Alle die ruhigen Weltreisenden wissen keinen Eindruck mit dem wunderbaren Zauber zu vergleichen, welchen der Anblick des ewigen Eises im höchsten Norden auf Herz und Sinn ausübt. Immer wieder liest man in den Beschreibungen der Forscher, daß ihnen ein freundliches Geschick den Genuß so mancher ergreifenden Naturschönheit vergönnt habe, daß aber nichts unter all den Wundern der Welt sie so erfaßt, so bis ins Innerste aufgerührt habe, wie das Todesschweigen des ewigen Eiswalles.

Nansens ‚In Nacht und Eis‘ war eine Zeitlang mein Lieblingsbuch. Nie hätte ich gedacht, daß ich einmal fast an derselben Stelle weilen würde, wo die ‚Fram‘ vom Eise loskam.

Ein Bann lag eine Weile über allen Schiffsgenossen. Es herrschte eine feierliche Stille.

Da hebt einer die Mütze und bringt dem Kapitän auf dem Ruderstuhl ein dreifaches Hurrah!

Da stößt auch der Neptun rechts neben uns an den Rand. Ein dumpf donnerndes Halt gebietet die grollende Eisfläche.

„Neptun hat nachgeklappt,“ rufen unsere jungen Medizinstudenten.

„Wir sind auch drei Meter höher,“ rufen andere von uns hinüber.

Die Neptüner hissen sofort die bunten Festwimpel, schießen ihre Böller ab und rufen uns entgegen, daß sie uns hierin vor sind.

Auch unser Dampfer schmückt sich festlich und schickt sich an, donnernde Willkommgrüße in die lautlose Eiswüste hineinzusenden.

Eine einsame Möwe, die uns an die Grenzstätte der Natur, an das Gestade der Vergessenheit gefolgt ist, macht sich davon. —

Wir waren ‚an der Grenze des Erlaubten‘. „80° 9′“, berichtet der erste Offizier nach seiner Beobachtung.

Wir hatten gehofft, noch höher zu kommen, viele gedachten sogar bis zum 81.° emporzuklettern.

Das Eis drängte in diesem Jahre ungewöhnlich weit südlich, so daß mehrere Vergnügungsdampfer, wie der Blücher des Norddeutschen Lloyd, überhaupt nicht an Spitzbergen heran konnten.

Statt des sonst zu dieser Zeit üblichen Südwest hatte der Norden dieses Jahr zwei Monate lang ständig Nordwestwinde, die das Eis südlich und südöstlich auf Spitzbergen schoben.

— — —

Die Musik der beiden Kapellen spielte, der Champagner perlte, aus deutscher Kehle erscholl das Lied: „Nach Süden nun sich lenken“.

———

Rückwärts!

Kapitel 35.

Die dreitägige Seefahrt nach dem Festlande.

Sturm — Das Abschiedsfest der Mitternachtssonne — Allerlei kleines Ungemach während der dreitägigen Eisschollen- und Polarmeerfahrt — Max Raebel aus Eisenach — Seine Sorge um das Schicksal der Filchner-Unternehmung — In der Kabine des Kapitäns — Wohlbefinden der Reisenden — Wir sichten die ferne Küste Europas.

Die Maschine geht rückwärts, wir stoßen von der Eiskante ab, drehen und fahren mit südöstlichem Kurs.

Die Gefühle waren geteilt, die meisten empfanden herzliches Bedauern, einige auch aufrichtige Freude. Sechzehn Tage waren wir nordwärts gesteuert, vierzehn Tage nahm die Rückreise in Anspruch.

Drei Tage dauert die Polarmeerfahrt, bis wir die europäische Küste sichten.

Die See wird immer bewegter, je weiter wir uns von der Eisschutzwehr entfernen. Mächtige Spritzer schlagen über das Promenadendeck und zuweilen gar über Kommandobrücke und Oberdeck.

Mancher bringt im herben Meeresweh dem Flutengotte sein Opfer. Die meisten verschlafen drei Viertel dieser Zeit. Ruhe tut not nach all den Nachtwachen. Fast war es eine Erlösung, daß nur Himmel und Meer um uns gebreitet lag. Die unablässige Folge der Bilder und Erlebnisse war zuviel für Geist und Gemüt gewesen. Man fand Zeit, das Geschaute und Erlebte zu sichten und geistig zu verarbeiten.

Die zweite Nacht hatten wir einen gelinden Stürm. Der ganze Schiffskörper dröhnte. Um zwölf donnerte ein Kanonenschuß. Manche eilten furchterfüllt in nächtiger Gewandung an Bord, aber der Ruf galt einer besonders schönen Mitternachtssonne. Sie gab ihr Abschiedsfest.

Ich blieb liegen, um meine Frau nicht zu erschrecken, öffnete die Kabinentür und zeigte ihr, wie im Vorraum Lotsen und Musikanten auf unserm großen Koffer sitzend in aller Gemütsruhe Karten spielten.

Wir hörten nachher, daß das Bild dieser Mitternachtssonne herzbezwingend schön gewesen wäre. Der ganze Himmel, die ganze See hätten purpurrot gebrannt, und zur Seite des Flammenballs wären deutlich noch mehrere Nebensonnen sichtbar gewesen. Wenn meine Frau die Glutpracht hätte malen wollen, würde sie den Pinsel in lebenswarmes Blut haben tauchen müssen.

Am Morgen lagen mehrere zerbrochene Tische auf Deck. Der Sturm hatte sie erhoben und gegen die Reeling geschleudert.

Die See wurde wieder ruhiger, aber ein eisiger Wind wehte.

Eine Anzahl der Schiffsgenossen zeigte gleich ein unzufriedenes Gesicht. Eine Fahrt auf offener See wird vielen Reisenden bald ungemütlich und langweilig. Unsere norwegischen Gesellschaften erwählen sicherlich das Richtige, wenn sie Hin- und Rückreise an der Küste entlang machen und fast täglich an Land setzen.

Wie leicht doch der Mensch mürrisch und verdrossen wird, zumal auf einer Nordlandreise, wo er auf Kosten seiner Nerven vergessen hat, daß die Nacht, auch wenn sie tageshell ist, dem Menschen zum Schlafen gegeben wurde!

Man sah unzufriedene Gesichter auf dieser dreitägigen Seefahrt und dann nachher auf der stürmischen Reise von der norwegischen nach der deutschen Küste. Aber gehören nicht auch Strapazen und ein gewisses Maß von Unannehmlichkeiten zu einer Reise, die schöne Erinnerungen hinterlassen will? Ist die letzte Stunde einer kräftigen Fußwanderung angenehm, ist die Nacht auf der Pritsche einer überfüllten Alpenvereinshütte behaglich? Und erzählt man nicht nachher mit besonderem Stolz und innerem Genuß gerade von den Widrigkeiten und überwundenen Schwierigkeiten? Mit Essen und Trinken, mit Schlafen und traumhaftem Anschauen des linden Wogenspiels, mit Spiel und Tändeln und Plaudern schafft man sich einen kurzen Augenblicksgenuß, aber keine köstliche Lebenserinnerung.

Kapitän Bade, der bekannte Polarforscher und verdienstvolle Veranstalter der früheren Gesellschaftsreisen nach Spitzbergen, pflegte in einem kernigen Trinkspruch seinen Mitreisenden vorzuhalten, daß sie „etwas Exzeptionelles" schauen würden, das aber durch mannhaftes Ertragen von allerlei kleinem Ungemach erkauft sein wollte.

— Besonders anziehend sind für mich die Unterhaltungen mit dem Kapitän, dem Bergwerksbesitzer Hiorth und dem Komponisten, Maler, Schriftsteller, Naturforscher und Spitzbergenbürger Max Raebel aus Eisenach, den wir in der Adventbai mit all seinem Gepäck an Bord genommen haben.

Er ist ein prachtvoller kleiner Kerl. Wenn er zum Scherz sein Eskimokostüm anzieht, sieht er aus wie ein leibhaftiger Vertreter dieses edlen Stammes. Er ist klein, sehnig und bartlos und blickt aus lebhaften Augen klug und schelmisch in die Welt. Er spielt vorzüglich Klavier, seine Tonwerke sind in Musikkreisen geschätzt. Als er an Bord trat, empfing ihn die Schiffskapelle mit einer seiner Dichtungen. Er hat schon wiederholt die hellen Monate einsam im Zelt auf Spitzbergen verbracht und weiß fesselnd zu erzählen.

Der Vielseitige hat sehr schöne Aufnahmen des tiefinneren Naturlebens auf Spitzbergen gemacht; mir tritt eine wohlgelungene Photographie eines Büschels des zarten gelben Spitzbergenmohns immer



Eisschollen mit dem Packeis im Hintergrund.

wieder vor Augen. Die mitternächtliche Purpurglut, die zarten Farbenstrahlen des Nordlichts hat er auf der Leinwand festzuhalten gesucht; doch gefielen mir diese Bilder weniger. Solch feine Töne lassen sich nun einmal nicht hinpinseln; jeder Versuch einer Farbenwiedergabe des Nordlichts ist eine rauhe Beleidigung der Natur. Er hatte indes sein Bestes getan und war überhaupt ein Naturmensch und Naturfreund in des Wortes schöner Bedeutung. Ein Tier zu töten war ihm unmöglich, nur einen Revolver hat er für Fälle der Notwehr mitgeführt. In übergroßer Gutmütigkeit und der aufwallenden Freude, wieder unter Menschen zu sein, verschenkte er seine besten Bilder.

Er führte ganze Sammlungen mit sich. In einer großen Kiste vermuteten wir ein Boot; es enthielt den Bartenkiefer eines großen

Grönlandwals, den ihm die Walfänger in Green Harbour geschenkt hatten und den er dem Museum seiner thüringischen Heimatsstadt überweisen wollte.

Das Schicksal der Expedition Filchner lag ihm sehr am Herzen. Sie war seines Ermessens unzureichend und unzweckmäßig ausgerüstet, hatte in der Adventbai von der Kohlengesellschaft für ihr Vordringen ein Pferd zu kaufen gesucht, sich um niemanden und niemandes Rat und Erfahrung gekümmert und dann nordwärts gewandt, um Spitzbergen nach der Magdalenen- und Virgobai hin zu durchqueren. Es wären sechs Deutsche gewesen, die diese Gletscherfahrt als Studienreise für eine nächstes Jahr zu beginnende Südpolarexpedition unternommen hätten. Er hätte nur einen der Männer gesprochen, der wegen andauernder heftiger Kopfschmerzen vom Militär entlassen worden wäre und darum auch keine geeignete Persönlichkeit für eine schwierige Spitzbergenunternehmung sein könnte. Sie hätten sich am 5. August über die Adventbai übersetzen lassen und wären seitdem verschwunden. Da sie erst vierzehn Tage unterwegs wären, könnten sie noch nicht in der Virgobai sein. Es hätte geheißen, sie wollten mit der Farm der Isachsenexpedition zurückreisen; diese wäre aber schon am 17. August in der Virgobai und fahre am 7. September von der Adventbai endgültig nach Hause zurück. Das einzige Schiff, das dieses Jahr noch nach der Virgobai käme, wäre die Thalia aus Triest.

Raebel wollte nun unter einem bestimmten Steine vor dem Wellmanhause einen Brief zurücklassen und die Besatzung der Thalia bitten, falls sie die Expedition nicht anträfe, wenigstens zwei bis drei Tage auf sie zu warten. Sonst würde er eine Rettungsunternehmung ins Werk setzen.

Ich erwiderte ihm, daß Oberleutnant Filchner schon sehr erfolgreiche Fahrten hinter sich hätte, durch seine Reise durch China allgemein bekannt geworden wäre und doch wohl wissen müßte, was er täte; gewiegte Reisende vermieden überhaupt möglichst das Umratfragen unterwegs, und gerade ihre Zurückhaltung ließe auf zielbewußtes Vorgehen schließen.

Der Gedanke der Errettung dieser Verschlagenen beschäftigte aber sein gutes Herz unaufhörlich. Da er an den Kapitän mit allerlei unausführbaren Vorschlägen herantrat, bat dieser mich, Herrn Raebel auch zu beruhigen.

Er lud uns beide zu Bier und Zigarre in seine gemütliche Kabine und verschwand bald, Pflichten vorschützend. Ich hörte dem interessanten Naturmenschen immer gerne zu, selbst seinen etwas abenteuer-



Endmoräne und Moränensee eines arktischen Gletschers (Supangletscher in der Möllerbai).



lichen Rettungsplänen. Wenn er immer wieder hervorhob, daß Filchner weder ihn noch die Beamten des Kohlenbergwerkes je befragt hätte, so klang im Unterton seine etwas verletzte Eigenliebe durch; der Einsame würde sich so gehoben gefühlt haben, hätte er einer Forschungsunternehmung mit Rat und Tat beistehen können.

Die Expedition ist denn ja auch glücklich verlaufen. Wie ich nachher aus ihren Berichten las[1]), haben die Reisenden gar nicht vorgehabt, Spitzbergen bis zur Magdalenen- oder Virgobucht zu durchqueren, sondern nur eine „Eisfahrt ins Innere" mit Rückkehr nach demselben Orte zu veranstalten. Die Teilnehmer sind in einem schweren Ruderboot, das sie von dem Direktor der Arctic Coal Co., dem einzigen in die Pläne der Forscher Eingeweihten, gemietet hatten, in die



Am äußersten Norden Europas.

Adventbai zurückgekehrt und haben sich dann einer vorherigen Abmachung zufolge von dem Kohlendampfer Monroe, der am 26. August nach Hammerfest zurückfuhr, an Bord nehmen lassen.

Es war unmöglich, Raebel von seinen Gedanken abzubringen. Ich stelle auch fest, daß die Sorge um die Filchner-Expedition nicht der Wichtigtuerei sondern seinem gutmütigen Herzen entsprang.

In norwegischen Städten sahen wir nachher in illustrierten Blättern Artikel und allerlei Abbildungen von ihm und über ihn. Er selbst zeigte uns eine Reihe von Postkarten, die mit der kurzen Aufschrift: ‚Max Raebel, Spitzbergen' in seinen Besitz gekommen waren. Er war auch vom 17.—19. Juli mit Prinz Heinrich und Zeppelin zusammen gewesen, hatte verschiedene Photographien der beiden und ihrer Schiffe angefertigt und war von Zeppelin zur Tafel gezogen worden, zu

[1]) Siehe Seite 395.

dessen Rechten er gesessen hatte. Er war ganz voll von der Natürlichkeit und Leutseligkeit des alten Herrn.

Nach einer Weile kam auch der Kapitän zurück, der immer anziehend und fröhlich zu plaudern verstand. Er berichtete, daß wir auf der Herfahrt durch unser Queren im Treibeis 250 Seemeilen über das Übliche hinaus zurückgelegt hätten, und erzählte schelmisch, wie bei dem ersten Kreuzen durch die Schollen und dem Versagen der Maschine eine Dame angstvoll mit der Bitte zu ihm gekommen wäre, er möchte doch umkehren, sie hätte zwei kleine Kinder zu Hause, und wie er erwidert hätte: „Und ich habe zehn zu Hause". Es war nur eine Dame an Bord, die zwei kleinere Kinder besaß. — Als während der starken Dünung in der letzten Nacht zwischen dem Kong Harald und Neptun häufiger Schiffzeichen gewechselt worden und der letztere einmal ganz nahe herangekommen wäre, hätte ein bayerischer Herr ihn furchterfüllt gefragt, was denn los wäre. Er hätte ihm geantwortet, der Neptun besäße kein bayrisches Bier mehr und wollte für nächtliche Zecher ein Faß von uns haben. Da habe sich der Herr ans Schimpfen gegeben: Die Neptüner hätten besser vorsorgen sollen, wir hätten selbst schon kein Pilsener mehr und nur noch drei Faß Münchener; und über dem Donnerwettern habe er seine Furcht vergessen, er wäre dann an die Bar gegangen, um den Genossen von der beispiellosen Unverfrorenheit des Neptunrestaurateurs zu berichten und von dem kargen Rest sein Teil zu erwischen.

Ich erinnere mich mit großer Freude der gemütlichen Plauderstunden in der Kammer des Kapitäns und habe die darin hängenden Photographien seines schmucken Sommerhauses und seiner zwölfköpfigen Familie heute noch vor Augen.

Auch von Hiorth hörte ich viel, was mir wertvoll war. Er war von seiner liebenswürdigen Frau und seiner viel umschwärmten Tochter begleitet und muß einer der ersten Industriellen des Landes sein. Alle drei waren typische Norweger, hochgebildet und wahre Polyglotten. All die traulichen Abende in den Gesellschaftsräumen bleiben mir unvergeßlich.

Herr Hiorth erzählte, daß seit zehn Jahren kein so schöner, sonnenheller Sommer gelacht hätte wie dieses Jahr und daß er wiederholt geschäftlich längere Zeit in Düsseldorf geweilt und dort bei Geheimrat Ehrhardt gewohnt hätte. Gar manche seiner freundlichen Mitteilungen haben in diesem Buche Verwendung gefunden und nicht minder die des Bürgermeisters von Kristiania, der gleichfalls unser Schiffsgenosse war.

— Trotz des hohen Seegangs und gelegentlicher Seekrankheit fühlten sich alle Reisenden vortrefflich. Auf der ganzen Fahrt hat sich niemand eine Krankheit, nicht einmal einen Schnupfen zugezogen, trotzdem man tapfer sündigte und die Jäger wiederholt bis auf die Haut durchnäßt zurückkamen. Nur kleine Magenverstimmungen äußerten sich infolge der Seekrankheit und mehr noch der Tafelfreuden.

Männer, die auf der ruhigen Fahrt von Helgoland an die norwegische Küste schon krank geworden waren, rauchten jetzt während heftiger Schlingerbewegung eine kräftige Import; der junge Doktor, der bei Antritt der Reise ganz blaß und überarbeitet aussah, wird von Tag zu Tag frischer und dicker und läßt sich für die nächstjährige Spitzbergenfahrt als Schiffsarzt anwerben, weil er als solcher ja doch nichts zu tun bekomme. Frau v. P. schrumpft allerdings ängstlich zusammen. Der mächtige Hamburger Rittmeister steckt jetzt eine Zigarre an der anderen an; er ist trotz seines langen und schweren Körpers beweglich wie eine Gemse; außer bei den Mahlzeiten hat ihn keiner jemals sitzen gesehen.

Drei Tage nimmt die zum Teil stürmische Schollen- und Eismeerfahrt in Anspruch.

Mancher läßt manchmal etwas über Bord fallen.

Wir kommen dem Festland immer näher und erblicken endlich eifrig spähend in der Ferne die verschwommenen Umrisse felsigen Landes. Eine quecksilberne Unruhe bemächtigt sich aller. Man sehnt sich doch wieder nach Kultur und menschlichen Wohnstätten, man sehnt sich besonders nach zehntägigem Fernsein von allen Verkehrsmitteln, Nachrichten von Hause und dem Ergehen seiner Lieben zu erhalten.

Kapitel 36.

Eine Renntierjagd.

Vildren auf Renö — Große Beteiligung an der Jagd — Bootfahrt nach der Insel — Ausschaltung einer Anzahl Flintenjäger — Der erste Regen — Erstürmung des Felsgrats — Der Trupp wird flüchtig — Blindes Schießen — Wiederkehr des Rudels — Vergebliche Verfolgung — Ansitz an einem Felsblock — Ankunft des alten Italieners — Die halbe Herde kommt zurück — Zwei Hirsche werden erlegt — Warum der zappelige Franzose nicht schoß — Rückkehr nach den Booten — Die Strecke der zurückgebliebenen Vogelschützen — Ein Mißverständnis — Empfang an Bord — Jägerlatein — Der pfiffige ‚Timmermann' — Feier an der Bar — Eine Naturerscheinung — — Ankunft in Hammerfest.

Unsere Fahrt nach dem Festlande erfuhr zum tiefen Bedauern der einen, aber zur lebhaften Freude der anderen noch eine siebenstündige Unterbrechung.

Auf den zahlreichen Inseln, die dem nördlichsten Ende des europäischen Festlandes vorgelagert sind, befinden sich noch Herden wilder Renntiere. Wie ich in dem Jagdbuch des Grafen Zedlitz gelesen, war auch unser Kaiser auf einem dieser polaren Eilande vor einigen Jahren auf ein Vildren zu Schuß gekommen.

Der Sohn des Besitzers der äußersten Inseln war auf dem Neptun und wollte sich auf der Rückfahrt auf seinem Eigentum zum Jagen ausschiffen lassen. Er hatte einigen Schiffsgenossen eine Renntierjagd versprochen; und da der Neptun nicht nach uns in Hammerfest eintreffen durfte, war die Einladung auf die Jäger unseres Schiffes ausgedehnt worden.

Ein wahrscheinlich vom ‚Fremdenführer' verfaßter Anschlag besagte, daß angesichts der bisherigen „Mißresultate" den Hubertusjüngern noch einmal in dem erwähnten Jagdgebiete infolge der Liebenswürdigkeit des Inhabers Gelegenheit zur Jagd auf Vildren gegeben würde, daß aber nur der Abschuß von insgesamt vier Tieren erlaubt wäre, daß der Besitzer für jedes zur Strecke gebrachte Ren fünfzig Kronen beanspruchen müßte, der Restaurateur aber das Wildbret

für 15 Kronen übernähme, wobei Kopf und Decke dem Jäger verblieben[1]).

[1]) Die Jagd auf das Wildren wird von den Kennern für interessant, schwierig und mühsam gehalten. Brehm weist ihr einen der ersten Plätze zu. Natürlich muß man mit wirklich wilden Renntieren zu tun haben, die im Nordland nur noch im polaren Norwegen und auf Spitzbergen zu finden sind.

Leider ist ihrem Bestand von rekordgierigen Mordjägern stark zugesetzt worden. Mir sind die Schußzahlen, die sich oft in besonderen Zusammenstellungen am Schluß der Bücher über nordische — und andere — Jagden befinden: . . . 158 Kormorane, 112 Papageitaucher, 64 Scharben, 125 Silbermöwen, 74 Robben, 10 Renntiere, 3 Eisbären . . . (einem bekannten neuzeitlichen Jagdreisebuch entnommen), ganz unfaßlich. Wenn diese erbeuteten Vögel in die Küche wanderten, läge die Sache natürlich anders. Ich verstehe auch, daß man von den possierlichen Seevögeln des Nordens je ein oder auch zwei Stück schießt, um sie aufgestopft Sammlungen zu überweisen. Wie aber wirkliche Jäger sie zu Dutzenden, ja Hunderten niederknallen können, nur um mit hohen Schußziffern großtun zu können, geht über mein menschliches und weidmännisches Empfinden.

Es kommt hinzu, daß im hohen Norden die Vögel wie auch die Vierfüßer und Seesäugetiere leichter zu erlegen sind als bei uns, einmal weil sie unwissend und zutraulich die todbringende Nähe des Menschen nicht fürchten, und dann weil sie durch das Getöse abstürzender Lawinen an starke und plötzliche Geräusche gewöhnt sind und durch den Gewehrknall kaum aufgeschreckt werden, ja oft neugierig im langsamen Fluge und Zuge um den Jäger herumkreisen, bis sie endlich ein Schuß trifft.

Dem Hinmorden der Renntiere seitens der Ausländer haben die Norweger dadurch ein Ziel gesetzt, daß sie durch das Gesetz vom 20. Mai 1877 von Fremden die Lösung eines Jagdscheins im Betrage von 200 Kronen verlangten, während für die norwegischen Untertanen die Jagd frei blieb.

Dann gab man bis 1906 dem Rensdyr vollständige Schonzeit. Von dieser Zeit an kostete der Jagdschein 100 bis 120 Kronen. Diese Bestimmung ist durchaus zu Recht ergangen, so sehr die Fremdlinge darüber schelten mögen. Sie wurde seiner Zeit in erster Linie gegen die mordenden Engländer erlassen, die damals noch ziemlich als die einzigen das polare Norwegen aufsuchten und niederschossen, was ihnen vor den Lauf kam.

Ich las wiederholt und auch in ganz neuen Büchern, daß die Verfasser auf gewöhnlichen Landreisen durch Norwegen Büchsen und Flinten mit sich führten und vom Skyds aus nach den harmlos auf den Bäumen sitzenden Vögeln schossen. Was mögen die Norweger von solchem Gebahren denken? Man stelle sich vor, ein Ausländer fahre durch das deutsche Mittelgebirge und schieße vom Wagen und von der Landstraße aus auf jeden Vogel und jedes Eichhörnchen, das er auf den Bäumen sitzen sieht.

Übrigens verlangt man auch in Deutschland von fremdländischen Jägern, z. B. von den Franzosen, die in Elsaß-Lothringen jagen wollen, Jagdscheine von sehr hohem Betrage.

Es hatte gerade ein heftiger, prasselnder Regen eingesetzt, der erste auf unserer Reise, ein Regen, der die Stimmung sehr herabdrückte. Nur wenige schienen Lust zu dem Unternehmen zu haben, besonders da der erste Offizier, ein anerkannter Weidmann, sich bereit erklärt hatte, das Fleisch aller Renntiere, die wir schössen, roh zu essen. Man schreckte zurück, dem beliebten Offizier solch' schlimme Verdauungsbeschwerden zu bereiten.

Es war uns wenigen auch gar nicht darum zu tun, viele und gefährliche Weidgenossen zu bekommen. Wir waren gar nicht so unzuversichtlich, denn einer von uns erblickte mit seinem trefflichen Triëder oben auf dem Felsgrat einer der Inseln graue, sich bewegende Punkte, die nur Renntiere sein konnten. Wir hielten mit unserer Beobachtung zurück und standen nur zu viert am Fallreep, als die Maschine stoppte, um die Jäger und mehrere Matrosen als Begleitschaft nach der Insel Renö, worauf wir die Tiere erblickt hatten, auszubooten. Als aber vom Neptun ein großes, ganz mit Jägern angefülltes Boot abstieß, liefen noch eine ganze Anzahl Haraldleute in ihre Kammern, holten ihre eigenen oder geliehenen Schießwaffen und füllten das Boot so an, daß die letzten auf Geheiß des Kapitäns wieder aussteigen mußten.

Der Jagdbesitzer trat in unser Boot, um die Gesellschaft zu mustern. Er verwahrte sich gegen die große Zahl von Flintenträgern, denn etwa fünfzehn Gewehrläufe schauten empor, Tod und Verderben in der ‚Seele' tragend; er erhielt aber die Antwort, der Neptunleute wären fast ebensoviele. Er erklärte, daß diese sich zum größeren Teile nur ausbooten lassen wollten, um am Ufer Möwen zu schießen.

Der junge Herr, der sich in gebrochenem Deutsch mit den Vertretern all der Nationen schwer verständigte, wußte nicht recht ein und aus. Er hätte besser getan, für den gestreckten Hirsch weniger als 50 Kronen und für die Teilnahme an sich vielleicht 20 Kronen zu fordern. Wen sollte er aussondern? Er hatte in den beiden Ruderbooten, die aus der Bucht, worin die Schiffe Anker geworfen hatten, nach der Mitte des Inselufers geschleppt wurden, etwa dreißig flintenbewehrte Männer.

Er prüfte die Gewehre. Ein Russe hatte nur eine Browning-Magazinbüchse kleinsten Kalibers, aus der er vom Schiff aus unentwegt vergebliche Schüsse auf Seevögel abgegeben hatte.

‚Mit dem Ding könnte er die Jagd nicht mitmachen', erklärte der junge Norweger.

„Oh, das gett serr schönn", erwiderte der Slave, ‚er könnte damit

zehnmal gleich hintereinander schießen, er würde immer in den Kopf treffen, und dann würde das Ren fallen'. Er wurde aber doch wirksam zurückgewiesen.

Von denjenigen, die nur Schrotflinten hatten, erklärten die meisten, nur unten am Ufer Vögel erlegen zu wollen, während einige Patronen vorwiesen, in die statt des Schrots eine dicke Kugel eingelassen war.

Es regnete in Strömen. Ich beneidete fast den humpeligen Salonfranzosen in seinem norwegischen Ölrock und Südwester und seinen hohen Wasserstiefeln, die er durch Riemen an den Hüften hochhielt.

Wir landeten ungefähr in der Mitte der langgestreckten Renö und zwar da, wo wir die Tiere gesichtet hatten.

Das Eiland war etwa 15 km lang und 4 km breit. Gleich am Küstenrande erhob sich ziemlich steil ein etwa 250 m hoher Bergrücken, der nach der anderen Seite hin allmählich zum Meere wieder abflachte. Ungeheure urige Felsblöcke, unter denen mächtige Platten gefaltenen Quarzits hervortraten, schienen den steilen Aufstieg zu erleichtern und ein Springen von Stein zu Stein zuzulassen.

Nachdem zehn Vogelschützen abseits gestellt waren, verteilte der Norweger die übrigen zu einer Schützenreihe und wollte dann noch allerlei Anweisungen geben. Indes es galt das Wort Björnsons:

Jugendmut,
Jugendmut
Geht wie ein Raubvogel in das Blau,
Das muß jagen, das muß schlagen,
Will vor keiner Höhe zagen.

Wild stürmte alles hinauf, wie verfolgte Gemsen von Ure auf Ure springend.

Ich versuchte mit zwei anderen zuerst mehr seitwärts den Anpirsch durch eine schützende Einsenkung, die ein plätschernder Steilbach durchtobte. Der Boden war aber so weich und durchlässig, mit solch heimtückischen Tümpeln durchsetzt und derart mit Moospolstern bedeckt, aus denen beim Auftreten das Wasser wie aus nassen Schwämmen aufspritzte, daß wir uns mehr links den übrigen zuwandten und gleichfalls ohne jede Deckung über die Felsblöcke hinwegsprangen.

Jeder wollte als vorderster oben sein und den ersten Schuß tun. Die Jugendlichen hatten zuerst die Höhe erreicht und eröffneten ein Reihenfeuer. Als wir drei mit klopfenden Pulsen auf der Höhe anlangten, sahen wir den Trupp in einer Entfernung von etwa 800 m nach links flott hinwegtrollen.

Die angehenden Nimrode hatten auf die gleich flüchtig gewordene Herde in einer Entfernung von 300 m blindlings losgefeuert und mußten sich von seiten der weidmännischen Jäger scharfe Zurechtweisungen gefallen lassen, so daß zwei gekränkt den Rückzug zu den Vogelschützen antraten.

Die übrigen zogen über den Längsgrat den Tieren nach. Ich hatte mich in Brehms Tierleben und nordischen Jagdbeschreibungen etwas über die Renntierjagd unterrichtet und beteiligte mich nicht an dieser allgemeinen Verfolgung. Ich hatte nur noch wenig Vertrauen zu der Jagd und nahm an, daß die von so vielen Menschen verfolgten Tiere bis ans Ende der Insel setzen und dann auf die nächste hinüberschwimmen würden. Ich ging allein geradenwegs weiter und über das Trümmergestein den Abhang nach der gegenüberliegenden Uferseite wieder hinab, so die Schmalseite der Insel in der Mitte ganz überquerend.

Die sanft abfallende und zuweilen ganz flache Bakke war so aufgeweicht, daß ich oft bis an die Waden einsank. Das Gelände war weder Heide noch Moor, weder Sumpf noch Dünenland, nicht Moos und nicht Morast, es war ein Gemisch von allem diesem, es war eben jener Wüstenei zuzurechnen, die sich als breiter Tundragürtel um den Nordpol schlingt.

Ich hoffte Schneehühner oder interessante Moor- und Sumpfvögel hoch zu machen.

Noch war ich nicht weit abwärts vorgedrungen, als ich von rechts her auf einmal ein zweites Rudel Renntiere auf mich losstürmen sah.

Wie ich nachher erfuhr, hatte sich die aus beiläufig 25 Stück bestehende, etwas zerstreut äsende Herde bei dem unvorsichtigen Heraneilen der Jägerschar geteilt und nach rechts und links davongemacht. An das rechte Ende der Insel hatte sich aber der Kapitän des Neptun mit mehreren seiner Leute ausschiffen lassen; die Renntiere hatten diese erblickt und waren zurückgeflüchtet.

Es war mir entfallen, daß die Renntiere auch unbewegt stehende Menschen weithin sichten. Meiner Gewöhnung von der Rehbockpirsch getreu, blieb ich ganz ruhig stehen; aber etwa 250 Gänge vor mir machten die Tiere plötzlich Halt, sicherten nach mir hin und setzten dann in seitlicher Abbiegung weiter, in etwa 500 m Entfernung an mir vorbei streichend und immer wieder anhaltend, um nach mir und auch all den schwarzen Punkten, die weit oben auf dem Grat dunkel emporstarrten, zu äugen.

Ich gab mich in meiner Unvernunft daran, ihnen nachzustürmen. Ich habe in den letzten zehn Jahren meinen Körper nicht so angestrengt wie bei diesem Dauerlauf über Stein und Fels, durch Moor und Sumpf. Aber der Abstand wurde immer größer. Gelegentlich neckte mich der Trupp durch sicherndes Stehenblieben, so daß die Entfernung verringert und meine Hoffnung neu beseelt wurde; aber schließlich gab ich die nutzlose Verfolgung auf und konnte auch nicht weiter. Keuchend und bis auf die Haut durch Regen, Sumpf und Schweiß durchnäßt, setzte ich mich auf einen Stein.

Diese zweite Hälfte der Herde kam immer näher nach dem Inselende hin, wohin die andere ihre Flucht gleich gerichtet hatte. Es



Randfelsen an den dem nördlichsten Europa vorgelagerten Inseln.

waren wohl nur zwei Möglichkeiten vorhanden: entweder stürzte sich das Rudel ins Meer und schwamm nach der nächsten Insel, oder es suchte auf der anderen Seite des Höhenrückens an der Küste entlang ein Entkommen nach rückwärts zu finden. Hier traf es aber die Uferschützen und setzte dann wahrscheinlich denselben Weg zurück, um mir darauf noch einmal zu kommen.

Nicht weit von mir befanden sich nach dem Meere hin zwei runde Moorteiche, jeder von etwa 20 m Durchmesser und der eine vom andern ungefähr 30 m entfernt. Da, wo der nackte, abschüssige Fels der inneren Gebirgserhebung aufhörte und in ebenes, moorigsumpfiges Gelände überging, bemerkte ich den Teichen gegenüber einen breiten, meterhohen Felsblock, der gute Deckung verhieß.

Diesem Uren strebte ich zu. Flüchteten die Tiere vor den übrigen Jägern zurück, ohne nach der nächsten Insel hinüberzuschwimmen, so kamen sie aller Wahrscheinlichkeit nach an dieser Inselseite durch das flache Vorgelände zwischen Felsgestein und Meeresufer hindurch. Am Rande der See entlang zog sich ein Saum mächtiger Blöcke, inmitten deren die Gezeiten kein Erdreich duldeten. Zwischen diesem Felsenband, über das ein Fortkommen schwierig war, und dem nackten Gestein des inneren Längshügels lag die Tundrafläche von etwas über 220 m Breite, gerade vor meinem Ansitz von den beiden runden Moorteichen durchbrochen. Der nächste dieser Tümpel war etwa 100 m von mir entfernt, zwischen diesem und dem zweiten ein Abstand von ungefähr 30 m und dann zwischen dem zweiten Teich und den Uferblöcken wieder eine Entfernung von beiläufig 50 m.

Die Renntiere konnten also zwischen mir und dem ersten Teich oder zwischen den beiden Teichen oder auch zwischen dem zweiten Becken und der Felsmauer am Strande durchkommen. Überall waren, wie ich mit meinem Glase wahrnahm — ein Betreten des Geländes scheute ich wegen der Versumpfung —, unzählige der breiten Renspuren vorhanden.

Nahmen die Tiere den ersten Weg, so hatte ich sie auf höchstens 100 m vor der Büchse; setzten sie zwischen den beiden Tümpeln durch, so betrug die Schußweite 120—150 m; blieben sie hart am Meeresufer, d. h. jenseits des zweiten Gewässers, so konnte der Abstand bis zu 220 m betragen.

Ich hatte auf meinem Posten Zeit zur Überlegung und beschloß, falls der letzte Fall eintreten sollte, bei dem unsichtigen Regenwetter, wenn das Rudel gerade hinter dem zweiten Teiche wäre, eiligst vorzuspringen und im kürzeren Abstand auf ein Stück der sicherlich eine kurze Zeit stockenden Herde einen Schuß anzubringen.

Ich setzte mich hinter meinem Felsen nieder, der ein Anlegen gestattete, und legte ein zweites Mantelgeschoß auf ihn, um nötigenfalls ein zweites Mal schnell laden zu können.

Während ich so in aller Muße auf meine Beute wartete, hörte ich hinter mir Geräusch und sah einen Flintenbewehrten die Anhöhe hinab auf mich zukommen. Das war mir herzlich unangenehm, da ich mich allein in dieser Gegend vermeinte. Es war ein bejahrter Italiener von unserem Schiffe mit einem alten, schweren, langläufigen Militärgewehr, wie sie der Barbier verlieh.

Er kam heran und sagte, daß er oben auf dem Gebirgskamm inmitten all der Schützen wenig Hoffnung auf Erfolg gesehen, mich

mit dem Fernrohr hier unten beobachtet hätte und herkäme, „pour faire compagnie avec vous".

Ich machte ihm klar, daß die erste Notwendigkeit Ruhe und vollständige Deckung wäre, und bat ihn, rechts seitwärts hinter einem zweiten vorstehenden Block anzusitzen, wo er gegebenenfalls nach mir, aber so gut wie ich, zu Schuß kommen würde.

So warteten wir etwa eine Viertelstunde an diesem versteinerten Ende der Erde und lauschten den geheimnisvollen Tönen der Urweltnatur und der leisen Melodie der nahen Brandung.

Da bemerkte ich linkerhand in der Ferne graue, sich bewegende Punkte und erkannte bald durchs Glas, daß die Herde, wie ich vermutet, zurück und auf uns zu flüchtete.

Ich gab dem Genossen ein Zeichen und machte mich bereit.

Schnell kamen die Tiere näher, etwa zehn Stück in dichtem Haufen. Sie hielten sich nahe am Seeufer. Ich stellte das Klappvisier hoch.

Fast waren sie mir schon gegenüber und trollten auf die beiden Teiche los.

Mit dem Glase sprach ich das erste Ren als ein kapital geweihtes an und beschloß, dieses aufs Korn zu nehmen.

Als sich der Troß mir genau gegenüber zwischen den beiden Weihern befand, legte ich auf das Blatt dieses ersten Hirsches an, hatte aber versäumt zu entsichern, so daß sich der Schuß nicht löste.

Ich habe mich später vergeblich gefragt, warum ich nicht doch nach schneller Entsicherung die Kugel auf das erste Tier anbrachte.

Ich legte auf das zweite an. Da ich noch nie mit Kugel auf flüchtiges Großwild geschossen hatte, beachtete ich die Fortbewegung nicht ausreichend und kam ziemlich weit hinten ab.

Der scharfe, peitschenartige Knall brach sich jach an den hinteren Felswänden. Die Kugel faßte den Hinterlauf, das Ren brach sofort hinten zusammen und versuchte vergebens, die Vorderläufe steil aufgerichtet, wieder aufzukommen und den anderen zu folgen.

Kurz nach dem meinen hörte ich einen zweiten Schuß.

Ich lud von neuem, und als ich sicher war, daß der von mir getroffene Hirsch nicht wieder hoch kam, sprang ich auf, eilte etwa 50 Schritt näher und gab dem Tier, das mir seine volle Breitseite zuwandte, auf etwa 100 Gänge einen Blattschuß, der es wie ein Blitzschlag umlegte.

Ich eilte hin und sah, daß es ein schön ausgelegtes, aber doch bei weitem nicht so starkes Geweih hatte wie das Leittier.

Das Dyr war immerhin ein stark vereckter Neuner und im Wildbret vortrefflich.

Der erste Schuß hatte die Keule ganz durchschlagen, der Ausschuß hatte die Größe eines Zweimarkstückes. Der leichtere zweite Schuß war scharf aufs Hochblatt gekommen.

Manche sprechen etwas wegwerfend von dem unedlen Geweih des Ren. Das mehr knochige als hornige Geweih ist gewiß nicht so schön wie das des Edelhirsches oder das Gehörn des kapitalen Rehbocks, in ungefegtem Zustande sieht es aber recht stattlich aus.

Das Ren fegt bekanntlich erst im September, so daß auf unserer Jagd die Tiere noch den vollen und festen Bast trugen. Der Präparator läßt ihn auf dem Geweih haften.

Plötzlich hörte ich hinter mir lautes und wirres Sprechen. Ich blickte zurück und sah einen Jäger auf mich zukommen, aus dessen erregten französischen Reden ich nur die Worte heraushörte: „Moi... tiré... tué...", sodaß ich ihm kurz bedeutete:

„Je ne sais ce que vous voulez, c'est moi qui ai tué ce renne".

Er redete dann in schnellen Tönen weiter, ohne daß ich ihn besser verstand. Ich wiederholte, daß ich und nicht er das Tier geschossen hätte. Da sagte er denn:

„Je ne conteste pas ça",

und nun, als er langsamer sprach und ich ruhiger zuhörte, erfuhr ich, daß er sich, von mir unbemerkt, beim Herannahen der Herde auch von oben her herangeschlichen hätte, daß er gerade habe losdrücken wollen, als ich mich plötzlich hinter dem Felsblock erhoben hätte, daß ich genau in seiner Schußrichtung gestanden und auf ein Haar von ihm niedergeschossen wäre. In seiner Erregung hätte er dann unterlassen, auf die folgenden Tiere überhaupt einen Schuß abzugeben.

Ich hatte schon geglaubt, daß er den Schuß, den ich kurz nach meinem ersten in der Nähe hörte, getan und mir die Beute streitig machen wollte, und freute mich weniger über meine französische Lebensrettung als über den unbestrittenen Besitz des Neunerhirsches.

Ich verstand überhaupt nicht, wie der Franzose, von mir unbemerkt, so nah hinter mir sein konnte, daß er einen weidgerechten Schuß auf das flüchtige Wild hätte wagen dürfen, da ich selbst schon 135 m — was ich nachher an Schritten abzählte — entfernt war. Ich wurde aber später wiederholt auf die Gefahr, in der ich geschwebt, angesprochen und merkte häufiger, daß der Neptunfranzose seine Begleiter auf mich aufmerksam machte und ihnen das Begebnis mit gallischen Gebärden erzählte.

Bald kam auch der Italiener freudestrahlend mit der Meldung heran, daß er ebenfalls ein Ren, wenn auch ein schwach geweihtes, erlegt hätte. Es war ins Gescheide getroffen, noch einige hundert Meter getrollt und dann zusammengestürzt.

Von der Höhe sahen wir zwei Matrosen herankommen, die sich gleich daran gaben, mein Tier aufzuwerfen, und uns durch Zeichen bedeuteten, über die Höhe nach den Booten zurückzukehren.

Als wir dort ankamen, war die ganze Jagdgesellschaft schon versammelt. Drei schwere Renntiere lagen in einem der Nachen. Sie waren von den Schützen, die zum Vogelschießen am Ufer zurückgeblieben waren, zur Strecke gebracht worden.



Nächtliches Stimmungsbild am äußersten Gestade Europas.

Diese hatten einen leichten Erfolg gehabt. Der Teil des Trupps, der zuerst aufgepackt hatte und nach dem Nordende der Insel geflüchtet war, war an dieser Seite des Küstensaums zwischen den Randblöcken und dem Längshügel zurückgekommen, hatte die durch die Uren gedeckten Schützen, welche sich schnell versteckt hatten, nicht bemerkt und sich ihnen auf 30—50 Gänge zum Schuß dargeboten.

Ein Herr vom Neptun hatte eins der stockenden Tiere durch zwei Schrotschüsse zur Strecke gebracht, der Siamese in einen Schrotlauf schnell eine Patrone gesteckt, in der statt Schrot eine Kugel saß, und damit den besten Hirsch auf die Decke gelegt. Ein wohlbeleibter Kölner Herr, der mit der Begründung, er wäre zu faul, den steilen Berg hinaufzukriechen, unten geblieben war, hatte das dritte Ren mit dem Kugellauf seines Drillings erlegt. Insgesamt waren also fünf Tiere um=

gelegt; vier gehörten dem Harald, eins dem Neptun, was die Matrosen unseres Dampfers stolz feststellten.

Das Stehen in dem platschenden Regen war für die völlig Durchnäßten wenig gemütlich, und unsere beiden Leute ließen sich auf der Höhe noch nicht blicken. Da der Italiener erklärte, sich nicht auszufinden, erbot ich mich, mit zwei Matrosen den beiden zur Unterstützung entgegenzugehen, während die anderen Jäger schon auf der einen Motorschüte nach den Dampfern zurückgebracht wurden.

In artigen Sprüngen von Fels auf Fels stürmten wir den Berg hinauf und hatten oben bald die Stelle erspäht, wo die zwei Seeleute neben den Ren standen. Wir liefen zu ihnen hinab und hörten, daß die beiden uns durch ihre Geberden hatten kundtun wollen, wir sollten weitere Träger holen, während ich verstanden hatte, wir könnten zurückkehren, da sie das Weitere besorgen würden.

Es war ein schweres Stück Arbeit, die beiden gewichtigen Hirsche über den Berg und die steilen Felsen zu befördern. Aber endlich langten wir bei dem Motorboot an. Die beiden Tiere wurden zu den drei anderen in den Schleppnachen geworfen und die Rückfahrt angetreten.

Diese dauerte recht lange, da der Motor wiederholt aussetzte und schließlich die Ruder gebraucht werden mußten.

Man hatte auf den Schiffen lange warten müssen, empfing uns aber mit lautem Horido. Die fünf Renntiere wurden mit dem Kran an Vorderdeck gezogen und von der Schiffsgesellschaft bewundert.

Auf der hinteren Hälfte meines Hirsches lag ein anderes Tier, so daß nicht der Keulenschuß sondern nur der Blattschuß zu sehen war. Ich wurde zu dem weidgerechten Schuß beglückwünscht und machte dankbare Verbeugungen. Sogar als Tags darauf vom Timmermann, der mir wohlwollte, weil er früher mal für eine kleine Dienstleistung ein gutes Trinkgeld erhalten hatte, im Beisein der halben Schiffsbürgerschaft die Tiere abgedeckt wurden, wußte dieser so geschickt vorzugehen, daß die Keulenwunde unbemerkt blieb.

Bei einem anderen Tiere kam es aber zu einem fröhlichen Zwischenfall. Der Uferjäger, der das stärkste Ren erlegte, hatte überall stolz erzählt, er hätte bei dem plötzlichen Nahen des Rudels nicht so blindlings drauf losgeschossen wie seine Gefährten, sondern sich in aller Gemütsruhe das beste Stück ausgesucht und diesem dann eine Kugel in den Hals geschickt, so daß es wie vom Blitz getroffen hingesunken wäre. Dieser Jäger hatte aber den Matrosen kein Trinkgeld gegeben, und der Timmermann untersuchte beim Abdecken mit wissenschaftlicher

Genauigkeit und pfiffigen Augen mehrere kleine Löcher in Decke und Wildbret, die nur von einem Schrotschuß herrühren konnten. Der errötende Jägersmann mußte nun tüchtig herhalten und rechtfertigte sich später damit, das Tier wäre der Herde in ziemlicher Entfernung krank nachgehinkt; er hätte nur die Büchsenkugel angebracht, während der Schrotschuß von einem anderen vorher abgegeben sein müßte. Einige glaubten ihm nicht und behaupteten, der Halsschuß wäre ein Fangschuß gewesen.

Den zurückkehrenden Weidmännern wurde als Bruch ein Radieschen mit seinem grünen Kraut an den Jagdhut gesteckt und zart zu verstehen gegeben, daß an der Bar etliche durstige Herren ständen, die fürsorglich eine Eisscholle aus dem Meere geangelt und auch der schlesischen Maria schon die nötigen Anweisungen gegeben hätten.

Wir waren recht fröhlich. Der Regen hatte aufgehört, und der Himmel wurde licht und klar.

Aber welch' Naturschauspiel! Es geschah etwas ganz Seltsames: schon bald nach 11 Uhr verdunkelte er sich wieder — es wurde Nacht.

Als wir kurz nach 1 Uhr in Hammerfest einliefen, war es wieder hell.

Wir sollten, an Licht gewöhnt, die ersten Siedlungen, die ersten Stätten menschlicher Gesittung im strahlenden Sonnenschein wiedersehen. . . .

❧ ❧ ❧

Sobald der Kong Harald verankert war, kam ein Postbeamter, unsere Sehnsucht und Großmut ahnend, an Bord und überbrachte Depeschen und Briefe, die er vorher gesichtet und im Nu in alphabetischer Ordnung auf die Tische des Lesesaals ausgebreitet hatte.

Wie Raubtiere stürzten wir uns auf die Postsachen; waren wir doch zehn Tage lang ohne jede Verbindung mit der Außenwelt geblieben. Mit welcher Freude nahmen wir die guten Nachrichten hin, und mit welchem Glücksgefühl gab mancheiner die Depeschen auf, die unser Wohlergehen in die Heimat meldeten! Die Post hatte für jedes dieser nächtlichen Telegramme ein Aufgeld von einer Krone zu beanspruchen und machte ein gutes Geschäft.

Wir legten uns bewegten Herzens zur Ruhe nieder.

Kapitel 37.

Der Lyngenfjord.

Unsichtiges Wetter — Die Naturstimmung paßt zu der ernsten Größe der Landschaft — Die Gesteinsart — Die Sonne dringt durch — Ein Idyll — Erstaunlicher Pflanzenwuchs unter 70° — Lyngseidet — Spaziergang nach dem nahen Lappenlager.



Ein nordischer Touristendampfer im Lyngenfjord.

Ein Choral der Schiffskapelle weckte. Er kündete den Tag des Herrn. Auf einer mehrwöchigen Schiffsreise wird man sich sonst kaum des Sonntags bewußt.

Der übliche Choral, der auf dem Kong Harald Sonntag Morgens gespielt wurde, war „Eine feste Burg ist unser Gott". Der weitaus größere Teil der Reisenden war katholisch und sprach gerne seine Freude über die schöne Weise aus. Sie wußten nicht, daß dieses Luthersche Lied den kampffreudigen Trutzgesang gegen die katholische Kirche darstellt.

Das Wetter war nicht sonntäglich. Es regnete. Wir hatten Norwegen zum erstenmal in der Stimmung, in der es die Maler auf die Leinwand bringen. Ginge es nach ihnen, so wäre das Land ein einziges Nebelmeer, die Heimstätte des ewigen Regens. Das Gelegent=

liche wird zum Eigentümlichen erhoben. Ein nordisches Landschaftsgemälde muß heute, wenn es ‚wahr‘ sein will, in Wolken und Nebelflor gehüllt sein.

Die Regen- und Nebelstimmung paßte indes zu dem ernsten Charakter der Gegend, die wir durchfuhren.

Wir waren im Lyngenfjord.

Eine herbe Hochgebirgslandschaft lag um uns gebreitet. Hohe, düstere Schneegipfel ragten aus dem engen Fjorde auf und stießen gleichsam kleine Rauchwolken aus. Auch um die Flanken der sich bis



See- und Gebirgslandschaft bei Lyngseidet.

zu 2000 m emportürmenden Eisthursen schmiegten sich graue Dunstschleier in scheuer Umarmung.

Ernst und eindrucksvoll wirken in dieser Stimmung die wilden Zacken und schroffen Zinnen, die düsteren, zwischen nackten Bergwänden eingebetteten Gletscherströme auf die Seele des Beschauers. In den finsteren, schneegefüllten Schluchten wohnt das Grauen. Einzelne der zerrissenen Gletscher dehnen ihre lechzende Zunge bis ins Meereswasser oder kühlen eine breite, furchige Stirn in der nassen Flut.

Das Bild vermittelt in seiner landschaftlichen Größe und durchschauernden Vergessenheit den Übergang von Spitzbergen nach Nor-

wegen. Nicht so plötzlich sollen wir aus dem Kulturfeindlichen in das Lebensfreundliche hinübertreten.

Der Dampfer fährt dicht unter einer nahezu lotrechten Bergwand entlang, die man wegen ihrer verschiedenfarbigen Horizontalschichten Smörstabben, Butterscheiben, nennt. Das Gebirge zeigt das sogenannte Urgrüngestein, das von Leopold von Buch[1]) Gabbro genannt wird und in Norwegen die wilden und hohen Gebirge, auch diejenigen Jotunheims und der Lofoten, zusammensetzt.

Der Regen hört auf, die Sonne saugt den Nebel auf, und der Morgen wird frisch und klar.



Lyngseidet vom Fjord aus gesehen.

Tiefblau strahlt im Sonnenlicht der stille Fjord. Wie duftiges Spitzengeriesel kräuselt der vom Bug aufgeworfene Gischt über die Spiegelfläche dahin, und der Kiel zieht eine lange, leicht erzitternde Silberspur in die blanke Flut. Gleichlaufend darüber die lange, schwarze Rauchfahne des Schlotes.

Kühn umfährt das majestätische Schiff einen scharfen Vorsprung, und vor uns dehnt sich eine breitere, feuchtschillernde, sonnendurchglänzte Bucht, an deren Ende sich ein liebliches Örtchen an die Felsböschung anlehnt.

Es ist Lyngseidet. Wie ein Gedicht grüßt es die kulturentwöhnten

---

[1]) Siehe Seite 35.

Polarfahrer. Wie ein holdes Blümchen, das aus Winterschnee emporsprießt.

An den Berglehnen zur Seite ein schimmernder Wald von Silberbirken, auf dem Küstensaum grüne Wiesenflächen, strotzende Kartoffeläcker und goldige Gerstenfelder. Das Getreide ist zum Teil schon von einer Riesenmaschine gemäht und steht hochgestellt in Garbenreihen. Liebliche Blumen, leuchtende Beeren locken auf den nahen Felshängen. Auf dem blauen See schlummern einsame Boote. An den Ufern wandeln festlich geputzte Kirchgänger. Die Glocken läuten.

Wundersamer Zauber umfängt die Polarfahrer. Vergessene Saiten



Lyngseidet vom Lande aus gesehen.

klingen in der Seele wieder an. Lautlos und versonnen stehen sie an der Reeling und schauen träumenden Auges in das Idyll, das Idyll unter 70°, der Breite des nördlichsten Sibiriens und des mittleren Grönlands.

Die Ankerketten rasseln, die Motorboote werden hinabgelassen. Bald sind wir an Land. Aus dem Garten eines größeren Hotels schauen uns die Gäste zu, die Jugend spielt im Sande, die Fischer und Bauern stehen auf der Landebrücke, die Hände tief in den Hosentaschen vergraben.

Der konservative Bürgermeister von Kristiania mag die selbstbewußte Art des radikal-demokratischen Bauern nicht und sagt jedesmal, wenn er einen Nordmand so dastehen sieht: „Der norwegische Bauer wird mit den Händen in den Taschen geboren. So stehen sie auch, wenn sie im Storthing gegen die Städte aufbegehren.“

Am Strande wartet eine große Zahl von Stolkjaerren, die uns nach dem Lappenlager fahren wollen. Die meisten von uns freuen sich auf den viertelstündigen Spaziergang.

Auf dem Wege nach dem Lappenlager, der in sanfter Steigung durch einen lieblichen Talgrund führt, stehen stattliche, von Wiesen und Äckern umgebene Gehöfte; kräftiges Vieh grast auf den Weiden, Pappeln, Weiden und Erlen erheben sich zu beiden Seiten des Abhangs, dunkler Wacholder wächst schlank empor. Duftige Blumen recken ihre neugierigen Köpfchen aus saftigem Grün, ein geschwätziger Bach treibt auf höckrigem Wege seine lebendigen Fluten dem Fjorde zu. An den sumpfigen Stellen der Wiesen steht das langstielige Wollgras mit seinen wundervollen, seidig glänzenden Blütenflocken und wird von den Damen zum winterlichen Schmuck der Zimmer in großen Sträußen gepflückt.

Bald war eine niedrige Wasserscheide gewonnen; ein Quell schickte sein Wässerlein einem kleinen See zu, der schon auf der anderen Seite lag.

Auf diesem Plan lag das Lappenlager.

Kapitel 38.
Das Lappenvölkchen.

Das verstoßene Grenzvolk der Menschheit — Die Südvarangergruben — Stammeszugehörigkeit — Sprache — Schrifttum — Tonkunst — Der Name Lappe — Waldlappen, Uferlappen, Renntierlappen — Vermischung — Die Finnen und ihre Kultur — Die Zahl der Lappen — Die Ursachen ihres allmählichen Zergehens — Der Grenzkontrakt von 1751 und die Gründe ihres Umherwanderns — — Das Renntier und seine Bedeutung für den Lappen: Die Milch und ihre Verwendung — Das Schlachten und die Verwertung des Fleisches — Die den Renntieren eingebrannten Kennzeichen — Das Ren als Zugtier — Die Größe der Herden und der Wert der Renntiere — — Die Wohnungen der Lappen — Ehrenplätze in der Kahte — Die Kleidung — Die Kinderwiegen — Die Unreinlichkeit der Lappen und ihre Ursache — Branntweingenuß — Ihre guten Eigenschaften — Die Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau — Der Lappenhund — — Geistige Fähigkeit und Bildung — Religiöses Leben — Die Propaganda Fide — Das mißtrauische Verhalten der Lappen Fremden gegenüber — — Ein Besuch im Lappenlager — Lustiges Feilschen — Der Besuch in der Gamme — Eine gefallsüchtige Lappenfrau.

Die Lappen sind ein Völkchen klein an Zahl und klein an Gestalt. Sie sind die Ureinwohner der nördlichen Gebiete Europas und wahrscheinlich die letzten Überreste des großen Volksstamms, der einst Europa beherrschte, den anrückenden Ariern heldenhaften Widerstand leistete und nun auf letzter, äußerster Erdscholle einen Vergleich mit der Kultur zu schließen sucht.

Die Fortschritte der Gesittung, das Vordringen des Ackerbaus haben ihre Grenzen immer mehr eingeengt, so starke Wächter ihrer Freiheit auch die Unwirtlichkeit und Unfruchtbarkeit des polaren Landes sein mochten. Heute droht ihnen ein neuer Feind, die Ausbeutung der im nördlichen Finmarken entdeckten Eisenlager.

Man hat vor kurzem in Südvaranger Adern von 70, 100 ja 200 m Dicke gefunden, während im Dunderlandsdal[1]) solche von 10—20 m für bedeutend gelten.

Die Ausdehnung der Erzfelder ist verhältnismäßig nicht so groß, doch befindet sich in der Nähe, halb schon auf russischem Gebiet, ein

---

[1]) Siehe Seite 272.

machtvoller Wasserfall, der Triebkraft bis zu 50000 Pferden abgeben soll. Die Nähe des Meeres erleichtert die Ausfuhr der Eisenerze. Die schwedischen Erzfelder von Kirunavara und Luossavara bringen ihre Ausbeute schon über Narvik zur Verfrachtung. Für die Südvaranger-gruben sind auch deutsche Bergingenieure gewonnen. Das eingeborene Zwergvolk ist für die Arbeit in ihnen ungeeignet.

Man zählt die Lappen gemeinhin zur mongolischen Völkergruppe, doch steht diese Zugehörigkeit wissenschaftlich nicht unbestritten fest. Sie sind zweifellos Stammverwandte der Samojeden in Rußland. Aus der Gemeinschaft der übrigen Völker waren sie lange ausgeschlossen. In der alten Literatur findet man sie zum erstenmal in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung erwähnt. Sie werden da ein barbarisches Jägervolk in Thule genannt.

Von jeher sind sie nur wenig mit den nahen Schweden in Berührung gekommen. Der Grund liegt wohl in der Schwierigkeit der Verständigung. Ihre seltsame Sprache ist nämlich sehr schwer zu erlernen. Sie bildet einen Zweig des finnisch-urgischen Sprachstammes, hat also eine nahe Verwandtschaft mit dem Finnischen.

Das Völkchen der Lappen hat sein Schrifttum, so armselig es auch sein mag. Was davon gedruckt ist, sind fast ausschließlich fromme Schriften und Lesebücher. Es gibt auch schon mehrere kleinere Zeitungen in der Lappensprache.

Gehaltreicher und die Volkseigenart besser ausprägend sind die Sagen, Lieder und Legenden, die mündlich von Geschlecht zu Geschlecht überliefert werden.

Die Lappen kennen auch den Sang. Er unterscheidet sich indessen stark von dem der entwickelten Völker. Eine Hauptstelle nimmt darin das ‚Joikning' ein, das etwas an das Jodeln erinnert. Der Text wird bei diesem Sprechsingen wie beim korsischen Vendetta- und Todesgesang vielfach im Augenblick gestaltet. Der Reim wird wenig beachtet. Als rhythmisches Füllwort dient ein immer wiederkehrendes ‚vala, vala'[1]). Wenige Musikinstrumente sind ihnen erst spät überbracht worden. Sie verabscheuen das Pfeifen. Auch den Tanz kennen die Lappländer nur so weit, als sie ihn von den benachbarten Schweden und Finnen erlernt haben.

Sie halten den Namen ‚Lappe' für schimpflich. Ich hörte wiederholt, daß sie deutschen Reisenden, die sich wichtig und groß vorkamen

[1]) Vgl. das finnische Heldengedicht Kalevala.



Lappen vor ihrer Rasenhütte (bei Tromsö).



und die wunderlichen Leutchen aufziehen wollten, das Wort „läppisch“ zuriefen. Sie nennen sich in den südlichen Gebieten einfach ‚Menschen‘ — Almotje —, sonst Same, Sabme oder Samelad (lad ist wahrscheinlich Mann, Bursche, vgl. das engl. lad und seine weibliche Form lady).

Im schwedischen und russischen Lappland gibt es eine Anzahl armer Lappen, die im Sommer in Zelten leben und im Winter Wohnungen aus Rasen und Erdschollen erbauen. Es sind die Waldlappen, die sogenannten Skogslapper, deren Renntierherden zu klein sind, als daß sie



Eine Lappen-Zelthütte.

mit ihnen umherziehen können. Sie verbleiben deshalb Sommer und Winter in denselben Waldgegenden und ernähren sich von ihren Renntieren und dem Ertrage der Jagd. Sie gelten als kühne Weidmänner und geübte Schützen. Solche Lappen sind auf norwegischem Gebiet unbekannt.

Unter den Lappen in Finmarken, dem nördlichsten Amt, unterscheidet man zwei Gruppen, die Fischer- oder Uferlappen und die Renntier- oder Berglappen. Die ersteren, die Bosätte-Finner, haben dem Nomadenleben entsagt und sich an der Küste als Fischer oder im Inneren als Viehzucht und Jagd treibende Opsiddere angesiedelt; die letzteren,

die Fjeld-Lapper, ziehen im Sommer und Winter noch umher, besitzen nur Zelte und bieten ganz das Bild der alten nordischen Nomaden.

Diese nomadisierenden Lappen pflegt die Schar der Nordkaper und Spitzbergenfahrer in ihren Lagern aufzusuchen.

Wie jeder gedrückte und verachtete Volksstamm hält das Zwergvolk fest zusammen. Es will sich selbst nicht mit den ansässigen Norwegern mischen und lebt mit ihnen sogar auf seinen Zügen in beständiger Fehde. In Wahrheit ist es aber der Stolz der germanischen Norweger, der die Mischung hindert. Diese stehen ihnen gegenüber wie der amerikanische Weiße dem Schwarzen. Letzthin ist es vorgekommen, daß abseits wohnende norwegische Jäger sich mit Lappen- oder Finnenmädchen verheirateten, aber wohl nie, daß ein Mongole eine weiße Frau bekommen habe.

Eine Zwischenstufe zwischen dem Norweger und Lappen bilden die eingewanderten Finnländer. In Norwegen werden die Lappen selbst häufig Finner, diese Finnländer aber Kvaener genannt. Die Lappen und Finnen sprechen beide ein mongolisches Idiom, verstehen sich aber gegenseitig kaum. Trotzdem die letzteren auf höherer Stufe stehen und sich auch selbst höher einschätzen als die Lappen, vermischen sich diese beiden Volksstämme in letzter Zeit ziemlich stark.

Die Finnen besitzen eine weit zurückgreifende Überlieferung, ihre besonderen Mythen und Sagen und haben sogar ein berühmtes Heldengedicht, Kalevala, hervorgebracht. Über den Liedern, Märchen und Sprichwörtern dieses Volkes schwebt ein Hauch süßer Melancholie. Vor altersgrauen Zeiten, als im Norden noch ganz andere klimatische Verhältnisse bestanden[1]), soll in Finnland eine besonders hohe geistige und äußere Kultur geherrscht haben, in der man die wichtigsten unserer heutigen Metalle gekannt habe. Auch manche Stellen in der Kalevala weisen deutlich darauf hin.

Fast sollte man annehmen, daß die Unrast der Vikinger schon in den alten Finnen gesteckt habe, denn die Dichtung warnt wiederholt vor dem Verlassen des eigenen, schönen Landes. Wir fügen eine dieser Stellen ein:

Besser ist's, im eig'nen Lande
Wasser aus dem Schuh zu trinken,
Als in fernem, fremdem Lande
Honigtrank aus gold'ner Schale.

---

[1]) Siehe Seite 380—386.

Man hat sogar das Paradies in Finnland gesucht.

Die heutigen Finnen haben vielfach ihre festen Wohnsitze in Holz- und Steinhäusern und leben nur zur Zeit des Herumziehens mit ihren Renntierherden in Leinwandzelten, während die Lappen, d. h. die Fjeldlapper, Sommer wie Winter die gleichen Zelt- und Erdwohnungen benutzen.

Die Lappen bewohnen den Norden Skandinaviens und Finnlands und die Halbinsel Kola, ein Gebiet, das an Flächeninhalt etwa Spanien gleichsteht. Die russischen sind griechisch-katholisch, die skandinavischen lutherisch.

Die Zahl der in Norwegen lebenden Lappen berechnet man auf rund 18 000, darunter etwa 1700 Wanderlappen; auf Schweden und Rußland schätzt man noch rund 12 000, so daß ihre Gesamtzahl beiläufig 30 000 beträgt[1]). Sie weichen an Zahl immer mehr zurück und werden im Laufe der Zeit als besonderer Volksstamm ganz zergehen. Das ausgemergelte Geschlecht ist gleich so mancher Tierform dem Untergange geweiht.

Ein Volksstamm, der sich unter derartig armseligen Bedingungen entwickelte, mußte so kümmerlich werden.

Das nackte Gestein des unwirtlichen Nordens, die elenden Nahrungs- und Wohnungsverhältnisse, der harte Winter mit seiner zwei Meter tiefen Schneedecke, die dreimonatliche ewige Nacht mit ihrer Einwirkung auf das Gemüt, die hellen Sonnennächte des Sommers, die den Schlaf wehren und die Nerven zerrütten, konnten keinen anderen Volksschlag hervorbringen. Selbstverschuldete Ursachen, Schnapsgenuß, Unreinlichkeit, Inzucht, treten hinzu.

Die germanischen Norweger, die sich später im hohen Norden ansiedelten, brachten aus den deutschen Wäldern teutonische Kraft mit sich, die gewinnbringende Ausfuhr des Ertrages ihres Fischfangs gestattete gesunde Lebensführung, die Verbindung mit den südlichen Gebieten gab stetige Blutauffrischung, — und selbst diese Nordmannen werden unter solchen klimatischen Bedingungen auf die Dauer entarten und lassen heute schon die Folgen der ungünstigen Daseinsverhältnisse erkennen.

In den Verhandlungen, welche Norwegen und Schweden in der Mitte des 18. Jahrhunderts wegen der Grenzfestsetzung pflogen, wurde immer hervorgehoben, daß die Abgrenzung auf die Nomaden zur Erhaltung ihrer Herden keine Anwendung finden könnte. Nach dem

---

[1]) Die neuesten Aufstellungen geben die Zahl 29 000 an.

Grenzkontrakt von 1751 haben deshalb die schwedischen Lappen das Recht, im Sommer nach der norwegischen Meeresküste zu ziehen und umgekehrt die norwegischen Lappen die Berechtigung, mit ihren Renntieren im Winter nach Schweden zu gehen.

Auf diesen Wanderungen geraten sie mit den ansässigen Norwegern in ständigen Streit, da ihre Herden deren Ackerland beschädigen. Zwar hat ein 1883 erlassenes Gesetz den Lappen bestimmte Wege vorgeschrieben, doch sind derartige Bestimmungen schwer durchführbar.

Die Lebensweise der nordischen Nomaden und ihrer Renntiere ist im Sommer und Winter verschieden.

Das Renntier lebt im Sommer von Küstengras und den Blättern der tiefer unten gedeihenden Birken, Weiden, Espen usw.; im Winter ist die Renntierflechte, welche selten an der Küste, sondern zumeist auf dem flachen Moorboden der schwedischen Hochebene wächst, seine einzige und kümmerliche Nahrung. Wenn das Laub fällt, zieht der Lappe mit seiner Herde ins Gebirge, um zu Beginn des Sommers an den Küstensaum zurückzukehren.

In dem kurzen Hochsommer, wenn das Thermometer bis über 30° steigt, schwirren unzählige Mückenschwärme über die Tundren und peinigen das Ren bis aufs Blut. Die Tiere fallen zusehends ab, werden höchst unruhig und müssen Tag und Nacht bewacht werden. Die Einholung der versprengten Tiere ist sehr mühselig. Der Lappe hat auch während des Winters eine Menge Häute und Geweihe aufgehäuft und mancherlei kleine Gebrauchsgegenstände und Schnitzereien angefertigt, die er nur an der Küste verhandeln kann. Sein Vorrat an Mehl, Pulver, Schnaps und Tabak ist auch zur Neige gegangen. Zudem treibt ihn der alte Aberglaube, daß das Renntier einmal im Jahre im Meere schwimmen und Salzwasser trinken müsse. Die auf ihrer Haut sitzenden Larven sollen dadurch vernichtet werden. So nötig wie der Herde das Salzwasser, ist dem Lappen ein Schluck Branntwein. Doch ist in Wahrheit die Gesundheit und Sicherheit der Herde der einzige Gesichtspunkt, der sein Handeln bestimmt.

Die Wanderung beginnt im Juni. Der Lappe läßt seine Schlitten und sonstigen Habseligkeiten in dem Vorratsraum, den jeder in der Nähe der Kirche, die im Winter den Mittelpunkt seines Aufenthaltes bildet, besitzt. Da die Tiere ohne Gefahr 2—3 km schwimmen, sucht er außer dem Küstenvorgelände auch gerne die kleinen Klippeninseln auf.

Das ganze Leben der Lappen und ihre Arbeit ist mit dem Renntiere verknüpft. Das anspruchslose Tier gibt ihnen alles. Die frische

Milch dient als Trank, Fleisch und Käse als Speise, die Haut zur Kleidung, Knochen und Geweih zur Verfertigung von Gerät und Ziergegenständen; im Winter zieht es den Lappenschlitten.

Der Milchertrag des Ren ist überaus gering. Die Tiere werden nur im Sommer und dann in der Regel zweimal wöchentlich gemolken; die Milch von acht Rennkühen gibt jedesmal etwa ein Liter. Sie ist aber sehr fett und nahrhaft, hat einen herben, jedoch nicht unangenehmen Geschmack und wird vor dem Genuß mit Wasser verdünnt.



Eine Renntierherde.

„Ihre Milch hat große Kraft und ist dicke, als wenn Eyer darein geschlagen wären,“ sagt ein Schriftsteller des 17. Jahrhunderts von den Renntieren.

Die Herbstmilch wird nicht sofort verbraucht, sondern in gefrorenem Zustande in gereinigten Renntiermägen aufbewahrt und im Winter wie eine Art Gefrorenes genossen. Von der Sommermilch stellt man auch einen dünnschichtigen Käse her, welcher unangenehm schmecken soll. Die Milch wird aber wegen ihres Wohlgeschmackes gerühmt und ist ein einträglicher Handelsgegenstand geworden.

Zum Melken muß jedes Tier mit dem Lasso, einem Strick von

Bast, eingefangen werden. Es sträubt sich gegen das Melkgeschäft und muß von einer zweiten Person festgehalten werden.

Die Zeit des Schlachtens fällt gewöhnlich in den Herbst. Das Fleisch wird bis in den Frühling hinein aufgehoben. Es ist zuletzt ganz verdorben, übelriechend und von Würmern durchsetzt; der Lappe verzehrt es aber unbekümmert und erleidet selten gesundheitlichen Schaden.

Bei verfeinerten Lappen und da, wo die Kälte es zuläßt, wird auch im Winter geschlachtet. Bei einer Herde von fünfhundert Tieren rechnet man auf die Woche ein Stück. Das Renntierfleisch bildet dann die ausschließliche Winternahrung und wird nur gekocht. Das gesottene Fleisch wird gegessen und die kräftige Fleischbrühe getrunken.

Im Sommer backen sie statt in Pfannen in ihren halbkugeligen Kochtöpfen flache Melchkuchen, die sie gerne den Fremdlingen anbieten.

Neben dem Schnaps ist das Lieblingsgetränk der Kaffee, dem Milch und Zucker und im Winter, wenn diese Nahrungsmittel aufgegangen sind, Käse, Fleisch oder Fett zugesetzt wird. Die Lappen essen aus Holznäpfen mit Horngabeln und Hornlöffeln, die mit schönen Schnitzereien verziert sind.

Wir sahen in einer Gamme[1]) sogar eine Kaffeemühle und Kaffeetassen, eine mit der Aufschrift ‚Dem Großvater'; auf einer Truhe standen Konservenbüchsen.

Da nicht nur zur Zeit der Mückenbelästigung, sondern auch bei Sturm und Unwetter die Renntiere oft versprengt werden und da sie sich häufig in anderen Herden verirren, so bringt jeder Besitzer in die Ohrlappen seiner Tiere ein besonderes Merkmal an und führt ein beglaubigtes Papier, das dieses Zeichen trägt, immer mit sich. Die Besitzzeichen werden gerichtlich eingetragen. Im arktischen Museum in Tromsö findet man Muster solcher Merkmale. Jeder Lappe kennt ihrer eine große Anzahl; da in einem Kirchspiel mehrere hundert Besitzer wohnen, so gilt es, gerade so viele Zeichen zu unterscheiden. Der Lappländer erlernt sie mit demselben Eifer, wie ein Kaufmann sich Warenkenntnisse erwirbt.

Jedem Fremdling fällt beim Renntier sofort das seltsame Knacken und Knistern der Gelenke auf. Seine breiten Hufe lassen eine große Fußspur zurück; sie verhindern im Winter das tiefe Einsinken in den Schnee.

---

[1]) Siehe Seite 496.

Das Ren ist als Zugtier vor dem bootsförmigen Schlitten schwer zu handhaben, da es selten geradeaus läuft, sondern immerzu nach rechts und links ausbiegt. Eine Renntierschlittenspur zeigt ein seltsames Zickzack. Die Berichte von der Schnelligkeit dieser Fahrten sind nichts als Mär; der Name des Nordlandhirsches hat wohl den Anlaß zu dieser irrigen Auffassung gegeben. Das Tier ist im Winter zu kümmerlich genährt, als daß es ausdauernd sein könnte. Die erste Viertelstunde läuft es wohl im rasenden Galopp, erlahmt dann aber bald und bedarf des ständigen Antriebs. Der Lappe läßt sich deshalb gerne, auf Schneeschuhen stehend, von ihm ziehen; er kann dann leichter nahe



Lappe, im Begriff das Lasso zu schleudern.

an das Zugtier herankommen und es durch Schläge antreiben. Diese Beförderungsart erheischt außerordentliche Geschicklichkeit.

Einer Familie gehören meist mehrere hundert Tiere, ein ganz wertvoller Besitz, da das Ren einen Wert von 15—20 Kronen darstellt. Ein Lappe kann mit den Seinen von einer Herde von drei- bis fünfhundert Tieren gut leben, auch mit zweihundert schon auskommen. Wer weniger besitzt, muß auf Nebenerwerb bedacht sein. Diejenigen, welche nicht über fünfzig ihr eigen nennen, schließen sich gewöhnlich einem reicheren Stammesgenossen an und verrichten nebenher die Dienste eines Knechtes.

Wer seine Herde durch eine Tierseuche verloren oder infolge von Trunksucht oder aus anderen Gründen nach und nach verkauft hat, läßt sich gewöhnlich an der Küste nieder und lebt vom Fischfang. Wer tausend Tiere besitzt, gilt als reich; es gibt auch einige wenige Familien, die zweitausend Stück zu eigen haben.

Die Wohnungen der Lappen sind in der runden Urform aufgerichtet und führen den Namen Lawo, Gamme oder Kahte. Das letztere Wort ist zweifellos mit dem deutschen ‚Kate' verwandt. Die Behausungen sind eine Art Zelt und nur in einzelnen Gegenden aus Holzstämmen fest gezimmert und mit Torf bedeckt. Entästelte und entborkte Stangen aus Birke, der Hauptholzart des Nordlands, werden kegelförmig zusammengestellt, darüber Häute, Birkenrinde und Rasenpflöcke gelegt und hierauf wieder frische Birken als Halt und zugleich zum Austrocknen als Brennstoff gebreitet. Zuweilen sind die Hütten nur mit Renntierhäuten gedeckt. Ein niedriges, durch ein Fell oder einen Leinwandlappen verschließbares Schlitzloch dient als Eingang, eine Öffnung oben an der Spitze zum Abziehen des Rauches und Einlassen des Lichtes.

In solchen kegel- und kuppelförmigen Zelthütten haben die Altvordern aller Völker gehaust, das Pantheon in Rom ist die Apotheose dieser Bauart.

Der Durchmesser des Lappenzeltes beträgt am Boden etwa vier Meter. Mitten in der Gamme befindet sich die von mehreren flachen Steinen eingeschlossene Herdstätte (Aran), worauf das ewige Feuer brennt. Über dem Herde hängt der Kessel an einer Kette oder Zackenstange.

Der Ehrenplatz hinter der Feuerstätte dem Eingang gegenüber heißt Boasso; er wird vom Familienvater eingenommen, bei Besuch aber dem Ehrengaste abgetreten. Zu beiden Seiten des Feuers sind die Plätze und Schlafstellen der Familienangehörigen und an der Tür diejenigen der etwaigen Huusmänner, d. h. im Dienstbarkeitsverhältnis Stehenden.

Bei klarem und ruhigem Wetter zieht der Rauch durch die obere, fast ein Meter breite Öffnung ohne weiteres ab. Herrscht aber Sturm, so erfüllt er die ganze Kahte und macht den Aufenthalt für Fremde unerträglich.

Der Boden der Gammen ist mit Reisig und Renntierfellen bedeckt; außer einigen kleinen Truhen ist kein Hausgerät vorhanden. Die Nacht verbringt der Lappe in seinen Schlafsack eingehüllt. Es gibt Reisende, die von dem behaglichen Aufenthalt in einer Kahte

begeistert berichten. Sie müssen nur kurze Stunden darin verweilt haben oder stellen selbst das Urbild der Abhärtung und Anspruchslosigkeit dar.

In ihren buntberänderten Fellgewändern sehen die winzigen Lappen malerisch aus. Einige tragen auch ein Wams aus dickem, blauem Stoff, das mit roten und gelben Borden verziert ist. Besonders seltsam erscheint die alte konische Mütze mit roter Quaste, die tief in das breite und knochige Gesicht hineingedrückt wird. Die Schuhe und Hosen sind so fest um die Füße und Beine verschnürt, daß ein tägliches



Lappen.

Ausziehen ausgeschlossen ist. Es wird behauptet, daß viele Lappen weder Winter noch Sommer aus ihren Leder- und Pelzgewändern kommen.

Die Schuhe, Komager genannt, sind aus Renntierfell gefertigt, laufen schnabelförmig aus und stellen eine Art lederne Socken dar. Sie werden mit Sena, einem weichen, trockenen Gras, ausgestopft. Man steckt die bloßen Füße hinein. Der Lappe zieht auch kein Hemd an, kennt überhaupt die Leinwand kaum.

Frauen und Männer sind durch die Kleidung fast nicht zu unterscheiden.

Recht wunderlich sehen die winzigen, aber kunstvoll angefertigten Kinderwiegen aus Holz mit Lederbezug und einem Lederverdeck über dem Kopfe des Kindes aus. Nur die Nasenspitze des Säuglings ist sichtbar. Die Mutter trägt die Wiege mit dem Kinde auf den Rücken geschnallt umher und nimmt den Säugling mit dem Bettchen an die Brust. Ist die Wiege bei der Arbeit hinderlich, so wird sie auch wohl zum Schutze gegen Raubtiere hoch an einen Baum gehängt.

Welch ein Geruch und Schmutz den Lappen und ihren Hütten anhaften muß, ahnt man erst, wenn man die Zwergmenschen bis an die Waden in dem Unrat der Renntierherden herumpatschen sieht. Zwar sollen, wie die deutschen Jäger, welche auf der Elchjagd viel in den Sümpfen des Nordlands waten müssen, versichern, die Komager vollständig undurchlässig sein, doch unterzieht sich dies Grenzvolk der Menschheit auch kaum der Mühe einer äußeren Reinigung. Im Schmutz liegt ihr Behagen. Vielleicht gehen sie von dem Gedanken aus, daß eine tüchtige Dreckkruste das natürliche Schutzmittel gegen die nordische Winterkälte ist. Der Duft, den sie verbreiten, ist unausstehlich. Ihre Fellkleidung ist von Schmutz, Schweiß und Rauch durchsetzt. Sie starren von Ungeziefer. Loper, d. h. Flöhe, sollen sich jedoch bei ihnen nicht aufhalten, was nach Ansicht der Norweger für den Reinlichkeitssinn dieser Tierchen spricht. Man sagt auch, daß die Lappen Seifenstücke, die ihnen Reisende, vom Gefühl der allgemeinen Menschenwürde erfüllt, darboten, als Nahrungsmittel angesehen und verzehrt haben. Wasser kennen sie nur im gebrannten Zustande, doch haben scharfe Gesetze gegen den Alkohol letzthin bei ihnen Gutes gewirkt. Den schwedischen Lappen ist der Genuß des Schnapses ganz unterbunden.

Um gerecht zu bleiben, muß man sich jedoch fragen, ob man unter gleichen Daseinsbedingungen nicht ebenso würde. Sauberkeit ist den Lappen schier unmöglich gemacht. Jeder Mensch wird schließlich abgestumpft. Auch die Kulturmenschen werden in frostharten Wintertagen lässiger in bezug auf Körperreinigung. Wie sah Nansen aus, als ihn Jackson traf? Kein deutscher Jäger oder Soldat verachtet in der Kälte ein ehrliches Schnäpschen. Ist es so verwunderlich, daß sich die armen Kümmerlinge des Nordens gelegentlich über die Härte ihres Daseins und das Elend der dunklen und kalten Wintertage durch einen herzhaften Schluck Branntwein hinwegtäuschen?

Ihre Begriffe von Mein und Dein sollen wie bei den Zigeunern nicht immer ganz klar sein.

Die Lappen besitzen auch ihre guten Eigenschaften. Sie sind

beweglich, ausdauernd, abgehärtet, geschickt, selbstbewußt, treu in der Ehe und anhänglich an Familie und Stamm. Uneheliche Geburten kommen sehr selten vor.

Sie beweisen Überlegung und Geschicklichkeit in allen ihren Verrichtungen.

Die Arbeit ist nach uralten Bräuchen genau zwischen Männern und Frauen verteilt. So ist das Schlachten und das Trocknen der Häute Sache der Männer, die Zubereitung des Leders aber eine Obliegenheit der Frauen. Letztere besorgen auch die Näharbeiten. Sie



Ein rauchendes Lappenmütterchen.

nähen mit einem überaus starken Faden, den sie aus gewissen Sehnen des Rens gewinnen. Bei der mühseligen Herstellung dieses Fadens ist die Benutzung der Zähne nötig. Diese Arbeit wird meistens von den Kindern und jüngeren Familienangehörigen besorgt, die noch ein gutes Gebiß besitzen. Der Hausfrau liegt auch die Zubereitung der Speisen ob, doch besorgt im Winter der Hausherr das Kochen des Renntierfleisches.

Die zum Verkauf bestimmten Holz- und Hornschnitzereien, die oft großen Geschmack beweisen, werden von den Männern ausgeführt, die kleinen bunten Felltaschen und die zierlichen Komager von den

Frauen hergestellt. Besonders diese weichen und warmen Pelzschuhe werden von den Händlern an der Küste aufgekauft und gewähren vielen Lappenfamilien den Hauptlebensunterhalt.

Trotz ihrer Zwerggestalt — sie sind durchschnittlich 1,52—1,57, selten bis zu 1,65 cm groß — sind die Lappen mutig und bestehen mit Hilfe ihrer Hunde kühne Kämpfe mit Wölfen und Bären und allerlei Gefahren auf ihren Schlittenfahrten.

Wie allen Nomaden ist auch den Lappen der Hund ein Freund und Vertrauter. Daraus, daß nur der Hund mit dem echt lappischen Wort ‚Baednag' bezeichnet wird, die Namen aller übrigen Haustiere aber dem Germanischen oder Finnischen entstammen, will man den Schluß ziehen, daß die Lappen erst in geschichtlicher Zeit Nomaden geworden sind, also auch erst dann das Ren, welches bis dahin nur Jagdwild war, gezähmt haben.

Die Lappen sind durchaus nicht dumm, zum mindesten gerissen und schlau. Sie überschauen den beengten Kreis ihres Seins und Tuns mit klarem Blick. Sie sind, wie die Natur des Polarlandes sie bedarf.

In den Bergwerken können sie wegen ihrer Schwächlichkeit nicht beschäftigt werden. Sie selbst beantworten diesbezügliche Fragen mit verächtlichen Worten und Gebärden. Sie fühlen sich als freie und besitzende Männer.

Wie mir gesagt wurde, werden sie neuerdings auch zum Kriegsdienst, wovon sie früher befreit waren, herangezogen.

Die Lappen werden jährlich von Staatswegen durch Wanderlehrer unterrichtet und können alle lesen und notdürftig schreiben. In jeder Gamme befindet sich eine Bibel; das Vorhandensein mehrerer Exemplare deutet auf einen höheren Grad von Bildung. Während der sommerlichen Wanderung liest das Familienoberhaupt jeden Sonntag aus der heiligen Schrift vor. Im Winter hören sie die Predigten in den kleinen Kirchen der Sprengel, in denen sie gewissermaßen ansässig sind und wo sie ihre Vorratsräume besitzen.

Als ich mich bei den norwegischen Schiffsgenossen und in Hammerfest und Tromsö nach den Erfolgen der Propaganda Fide, die neuerdings die Lappen der katholischen Lehre gewinnen will[1]), erkundigte, lächelte man über die Anstrengungen und den Lärm, den man aus einzelnen Bekehrungen machte. Die Lappen verständen nicht viel von dem Wesen ihres lutherischen Glaubens, würden aber schon deshalb hartnäckig daran festhalten, weil sie mißtrauisch meinten, daß es

---

1) Siehe Seite 91, 92.

bei den Bekehrungsversuchen auf ihre Rückständigkeit abgesehen wäre und bei ihnen versucht würde, was bei dem überlegenen Normänd als aussichtslos unterbliebe.

Ich hege keine unfreundliche Gesinnung gegen den Katholizismus und glaube bemerken zu sollen, daß ich als guter Protestant vor einigen Jahren vor einer großen Versammlung rheinischer Theologen und Religionslehrer einen von der Presse lebhaft besprochenen Vortrag über das Nachahmenswerte in der katholischen Kirche gehalten habe.

Den Fremdlingen gegenüber zeigt sich das Pygmäengeschlecht zuerst sehr zurückhaltend. Sie fühlen, daß die Reisenden der Vergnügungsschiffe sie als halbe Wilde ansehen und sich ihnen gegenüber unendlich



Lappen in ihrem Lager bei Lyngseidet.

groß vorkommen. Sie sehen in den feinen Herrchen durchaus nicht die höheren Wesen, als welche diese von ihnen angestaunt werden möchten, und fragen sich im Stillen, wie die modischen Ankömmlinge wohl den Daseinskampf bestehen würden, in dem ihr Leben steht. Sie sind sich ihres Wertes und ihres Könnens vollbewußt und schätzen sich ein als freie, unabhängige Menschen und als besitzende Klasse.

Wer aber ihrer Eigenart verständnisvoll entgegenkommt, wird freundliche Aufnahme finden und mit angenehmen Erinnerungen von ihnen scheiden.

Alles in allem sind die Lappen ein Völkchen, das mehr sympathische als abstoßende Eigenschaften besitzt.

Unser Kommen war von den Lappen erwartet.

Es scheint überhaupt, daß die Lager im Tromsdal und bei Lyngseidet den Schaustellungen wilder Völkerschaften in den Großstädten etwas nahe kommen. Wahrscheinlich halten sich die Lappen während der Reisemonate auch deshalb in der Nähe der Küstenplätze auf, um die Erzeugnisse ihrer Handfertigkeit unmittelbar an die Reisenden abzusetzen. Dieser Verkehr mit den Fremden beeinflußt sie nicht sehr günstig.

In ihren gelb- und rotgesäumten Fellkleidern standen sie mit Kind und Kegel krummbeinig vor den Gammen, Gürtelmesser, Knochenlöffel, Papiermesser, Pelzpuppen, Komager, Tabaksbeutel feilhaltend; alles aus Renntierhaut, Renntiergeweih und Renntierknochen gefertigt.

Der Zierschmuck auf den Papiermessern und den geschnitzten Hornscheiden der Lappenmesser (Nibe, vgl. das englische knife) war zum Teil ganz kunstreich und sorgfältig ausgeführt und die Gegenstände mit Erlenrinde und Skabiose leicht braun und grün gefärbt. Das übliche künstlerische Motiv ist der bespannte Renntierschlitten.

Der Verkehr der Reisenden mit den naiven Urmenschen war sehr ergötzlich. Ein lustiges Feilschen nach südländischer Art setzte ein. Da kein Vergnügungsschiff mehr zu erwarten war, sanken die Preise zuletzt beträchtlich und betrugen bei unserem Fortgehen kaum noch ein Drittel der zuerst geforderten.

Die recht hübschen Gürtelmesser kosteten zuletzt nur noch anderthalb Kronen, die Papiermesser 30 Öre.

Die Männer lösten sogar ihre mit funkelnden Schnallen versehenen Ledergürtel, die Frauen den Zierschmuck von Hals, Brust und Hand, um die ‚echtnationalen' Altertümer auszubieten. Es waren wertlose Neustücke, eben in Tromsö erstanden und vor unserer Ankunft schnell angelegt, um die Dummen zu begaunern.

Der verkrüppelte Franzose kaufte den Lappen alles ab, was sie auf dem Leibe hatten, Kleider, Schuhe, Mützen, auch ganze Renntierfelle und Geweihe. Seine Stolkjaerre war ganz bepackt. Er hatte sogar einen ganz jungen dickpelzigen Finnenhund erstanden, der, wie deutliche Spuren verrieten, in seinem Trennungsweh das dreibeinige Geschäft an dem Arm des Käufers verrichtete.

Ich habe oft die Geduld der Schiffsmannschaft bewundert; die Last der Pflege dieses wenig stubenreinen Hundes fiel ihr wieder zu.

Die Lappen machten gute Geschäfte. Sie nahmen insgesamt sicherlich 500 Kronen ein. Sie suchten sich ihren Käufern auch erkenntlich zu erweisen und luden zum Besuche ihrer Hütte ein.

Ein wonniger Duft umfing uns darin.

Auf Renntierfellen hockten eine alte Großmutter und schmutzige Kinder. Ihre Gesichter waren breit, knochig und schlitzäugig, das Haar dunkel, starr und ungepflegt. In einem Rundtopf statt einer Flachpfanne wurden Hafermehlpfannkuchen gebacken, die wir kosten mußten.

Ich freute mich, als ich, ohne die Leutchen zu verletzen, mit Anstand wieder hinausschlüpfen konnte, und zog auf dem Schiff nach einem Bade frische Leibwäsche an und hing die Kleider zum Ausdünsten in den Maschinenraum.

Zum Knipsen kannten die Lappen schon vergnügliche Stellungen.



Besucher im Lappenlager.

Ungerufen und ohne Wimpernzucken standen sie mit Weib und Kind vor den Kahten, sich den Kodaksalven preiszugeben.

Einige halbwüchsige Mädchen sahen ziemlich niedlich aus, jüngere Ehefrauen aber wie alte Weiber. Ein hübscher Wiener holte sich aus einem Wigwam eine alte Frau mit durchfurchtem, gelbem Gesicht, legte ihren Arm in den seinen und ließ sich so mit ihr vor der Hütte photographieren, um mit dem Bilde seine zu Hause gelassene Frau eifersüchtig zu machen. Er erzählte später, daß sie seinen Arm immer zärtlich mit der Hand gedrückt und ihn verheißenden Auges angesehen hätte. Sie war gewiß gar nicht so alt und unter den ihrigen eine begehrte Schönheit.

Kapitel 39.

Südwärts bis Drontheim.

In Tromsö — Beim Kürschnermeister — Die geplante Jagdunternehmung in die Arktis — Die Lust der Reisenden zu neuen Polarfahrten — — Ein Maskenfest an Bord — Ein kateriger Morgen — Wiederkehr der gleichen Landschaftsbilder — — Sonnenuntergang an den Lofoten — Erstes Erscheinen des Mondes — Delphine — Ein Nordlicht — Seine wissenschaftliche Erklärung — Besuch des Torghatten — Festliche Mahlzeit — Sammlungen für die Schiffsangestellten — — Gegensätzliche Wirkung des nordischen und südlichen Klimas auf den Menschen — — Zum zweitenmal in Drontheim — Zusammensein mit Norwegern — Wertschätzung ihrer Art.

Gegen Abend durchfuhren wir bei lachender Sonne den Lyngenfjord, der sich am Morgen in trüber Regenstimmung dargeboten hatte, und langten anderen Morgens in Tromsö an, wo wir bis 11½ Uhr blieben.

Unser in Tromsö wohnender Eismeister, Herr Lods Sören Kremer, hatte sich freundlich erboten, mich zu dem Kürschnermeister zu geleiten, der den besten Ruf im Präparieren der Köpfe und Decken von Renntieren genösse. Er brachte mich zu Klaus Andersen, dem Besitzer des großen Geschäftes in Pelzen und arktischen Gegenständen, das gleich links am Hafen gelegen ist.

Mein Freund, der Timmermann, schleppte meine und des Kölners Trophäe hinter uns her. Wir wurden bald handelseinig mit Herrn Andersen, der kaum die Hälfte der Preise der einschlägigen deutschen Geschäfte verlangte und mir am Tage vor Weihnachten Geweihkopf und Decke, kunstvoll hergerichtet, zukommen ließ. Allerdings waren meine Decke und die des Kölners vertauscht worden.

Als ich an meiner Beute den mir von Herrn Andersen gegebenen Kennzettel befestigen wollte, bemerkte ich, daß ich das stärkere Geweih des Siamesen vor mir hatte. Der Timmermann blinzelte mich pfiffig an und behauptete anhaltend, daß ich mich irrte und daß Geweih und Decke des Asiaten längst salzüberstreut in einer Kiste verpackt lägen. Ich wollte aber unbedingt das Geweih des von mir umgelegten Hirsches besitzen und schickte den bedrückten Timmermann zum Auswechseln der Jagdbeute aufs Schiff zurück.

Nach einer langen halben Stunde, während der meine Frau den Laden halb leer gekauft hatte, kam er schweißtriefend mit dem Rechten zurück. Er hatte es gut mit mir vorgehabt und für meine Trinkgelder und Zigarren Dank zeigen wollen. Wenn ich ihn später auf dem Schiff traf, schüttelte er tadelnd den Kopf und meinte, ich hätte doch das kapitale Geweih behalten und den Siamesen, der das seinige nicht mal gekannt hätte, mit meinem nach Asien ziehen lassen sollen.

Sören Kremer hatte mich und zwei andere Herren zu einem Besuch in sein Haus eingeladen. Da mir schien, als ob er hoffte, auch mich zu einer Jagdunternehmung auf Seehunde und Eisbären zu ge=



Tromsö.

winnen, zu der die beiden große Neigung zeigten, ging ich nicht hin. Die Herren wußten nachher viel von der gebildeten und frommen Familie des Eismeisters, von der reichen Ausstattung seiner Wohnung und dem guten Frühstück zu erzählen. Das kleine Männchen hatte als Polarlotse sehr guten Verdienst und reichlicheren noch als Veranstalter von Jagdfahrten in das arktische Gebiet. Als Feind des Alkohols gab er selbst auf der Reise nichts aus und verstand in seiner Frömmigkeit vorzüglich, mit seinem Pfunde zu wuchern und seine Ersparnisse gewinnbringend anzulegen. Er war Alleinbesitzer eines und Mitbesitzer dreier eiserner Fangdampfer.

Für eine vierwöchige Jagdfahrt von Tromsö bis Tromsö auf einem dieser Fahrzeuge, die eine Besatzung von acht Mann führten, forderte er für sechs Teilnehmer zusammen 6—8000 Kronen. Eine Köchin

wurde von ihm gestellt, doch fiel die Mitnahme des Proviants den Jägern zu, die ihm auch die erlegten Seehunde im Werte von je 6—8 Kronen überlassen mußten. Da er als einer der besten Robben- und Eisbärenjäger galt und auf solchen Fahrten viele Seehunde erbeutet werden können, mochte für ihn ein hübsches Sümmchen abfallen.

Ich habe nachher nichts mehr von dem Unternehmen gehört und bin ungewiß, ob die beiden anderen die hinreichende Zahl passender Teilnehmer gefunden haben.

Wie die einen eine arktische Jagdunternehmung, so planten andere Schiffsgenossen eine neue Nordlandfahrt, so befriedigt waren alle von der genußreichen Reise. Der begeisterte ‚kleine Dr.‘, welcher übrigens gut mittelgroß war und diesen Scherznamen deshalb erhalten hatte, weil er immer mit dem baumlangen Rittmeister ging, verdang sich in Drontheim für die nächstjährige Spitzbergenfahrt als Schiffsarzt.

Vor kurzem erhielten wir die Anzeige von der Verlobung unseres Dr. Himmelheber mit Fräulein Engelsmann. Meine Frau drückte ihnen in Versen aus, daß der ‚kleine Dr.‘ wohl nächstes Jahr nicht als böser, ‚himmelhebender‘ Schiffsarzt nach dem Norden kommen, sondern unter den veränderten Umständen der ‚Engelsmann‘ die ‚Engelsmann‘ als ‚Himmelheber‘ anderen Sinnes ins Packeisparadies geleiten würde.

Die Abfahrt von Tromsö in dem frischen, tauklaren Morgen war schön. Die Sonne blinkte auf den feuchten Dächern, tiefblau leuchtete das stille Wasser, auf den felsigen Höhen schimmerte bis tief hinab ein blütenweißer Neuschnee.

Ein Anschlag kündete auf den Abend ein Kostümfest an.

Das Gefühl, wieder in der lebensfrohen Welt zu sein, die ruhige Fahrt auf dem unbewegten Skjaergaard, die feuchte Regenluft hatten alle erfrischt und zum Genuß der zauberischen Umwelt neu empfänglich gemacht. Die Seele war nicht auf städtische Wintervergnügungen gestimmt. Selbst der Jugend, welche vorher viel von einem Maskenfest gesprochen, fehlte die Lust.

Die Ankündigung besagte auch, daß Kostüme und Masken kauf- oder leihweise zu haben wären. Nach der abendlichen Hauptmahlzeit lagen auf den Tischen des Hauptdecks wunderschöne, anscheinend ganz neue Kostüme, meistens reichgestickte nordische Volkstrachten; auf dem Promenadendeck verschlossen über die Reeling gespannte Zeltwände den Blick auf die Welt dadraußen und schufen eine neue Welt. Ein festlicher Tanzsaal war hergezaubert, in dem elektrisches Licht sprühte und heimliche Sitzgelegenheiten lockten.

Die Musik begann weiche, verführerische Tanzweisen.

Es war, als ob ein Zauberstab Jung und Alt, Männlein und Weiblein berührt hätte. Im Nu war alles an den Kostümtischen. Ein geschäftiges Hin und Her, ein Kichern und Scherzen, ein geheimnisvolles Treiben in den Kammern. Die armen Aufwärterinnen! ewig gellten die Rufe Ju=li=a, Elß=a, Ka=ro=li=na!

Das Promenadendeck füllte sich mählich. Scheu und befangen traten die ersten hervor. Maskenlust gedeiht nur in gefüllten Räumen und bedrängter Enge.



Eine norwegische Wohnstätte an den Lofoten.

Immer mehr köstlich vermummte Gestalten tauchten empor.

Ich staunte über die Erfindungsgabe. Äußerte sie sich in allen Dingen wie in den Kleidungsfragen, wie vollkommen wäre die Welt! Und erst die Kunst eines jeden das Rechte und einzig Wahre zu finden! Wieviel geschickter die Menschenkinder sich doch früher zu kleiden verstanden! Besonders zeigten die Damen, daß sie in Wirklichkeit viel reizvoller waren, als die nüchterne Neuzeitmode kund gab. Das flutende Deck bot ein farbenprächtiges Bild. Vielleicht war es gut, daß die Zeltwände Aegir und seinen Getreuen verhüllten, was hier vorging, er hätte gewiß ob der Entweihung seines ernstheiligen Reiches die ganze närrische Schar durch eine einzige Klatschwelle vom Deck fortgespült.

Man vergaß, daß man im Eismeere war, sich im Banne der nächtigen Sonne befand; man vermeinte den Karneval einer rheinischen Großstadt.

Ich habe häufig an den weltbekannten Maskenfesten des Düsseldorfer Malkastens teilgenommen, darf aber in aller Besonnenheit sagen, daß diese wohl an Größe, nicht aber an Schönheit der Verkleidungen und lebensprühender Lust unsern Mummenschwanz auf den Polarfluten übertreffen. Plötzliche, unvorbereitete Veranstaltungen rufen gewöhnlich mehr Freude und Ausgelassenheit hervor, als die lange geplanten Festlichkeiten, bei denen man oft schon vor dem Beginn durch Vorbereitung und Erwartung abgespannt und gesättigt ist.

Ich hatte es manchen nicht angesehen, daß ein solcher herzlicher Frohsinn, ein solcher neckischer Kobold in ihnen steckte. Die Schiffsbürger waren wie gewandelt.

Hier tanzten Meergötter mit Wassernixen einen tollen Reigen, dort zog ein viellappiges ‚Lappen'-Mädchen am Strick ein widerspenstiges, mächtig geweihtes Renntier, dessen vier Beine sogar von Mannshosen umkleidet waren; da drüben wandelte eine schlanke Chinesin, deren schweres Gewand im Stoff eine gewisse Ähnlichkeit mit den Brokatvorhängen der Kabinen zeigte. Dort kroch ein Eisbär auf allen Vieren, da priesen ein Lappe und seine Frau vor ihrem Zelt allerlei Gegenstände aus Renntierfell und Renntiergeweih an. Hier tauchte ein waschechter Eskimo, dort eine schmucke Hardangerin auf. Welch' schnelle Verwendung all' die eingekauften Gegenstände fanden!

Ein Pseudokapitän sorgte für Ordnung, eine niedliche Stewardeß bot Limonade.

Spät erst erschien die Russin, die sich — vielleicht in richtigem Gefühl — nicht gleich hatte entschließen können. Aller Augen waren auf sie gerichtet. Sie war die Königin des Festes, eine Königin aber auch in ihrer hoheitsvollen Zurückhaltung, eine Königin im Bäuerinnengewande.

Wir alle waren uns einig, daß wir seit lange nicht so harmlos fröhlich, ja ausgelassen lustig gewesen wären. Bei vielen half der Champagner nach. Die verstohlenen Eckchen waren zu verführerisch. Stille Liebe spann hier goldene Fäden. „Dort wohnt das Glück, dort ist die Seligkeit," singt Islands Dichter.

— Als ich am folgenden Morgen nach oben kam, zechte die russische Jugend noch im Rauchsalon auf dem Oberdeck; die jungen Italiener hätten sich, wie mir der schlafdumpfe Steward mitteilte, gerade noch zwei Flaschen Pommery in ihre Kammern bestellt.

Außer mir waren nur wenige an Deck. Einige hatten das Fest nicht mitgemacht und beklagten sich über die schlafraubende Unruhe. Ich besänftigte sie mit der Versicherung, daß auch sie, wenn sie nur einmal in die übermütige Schar geraten wären, wollend oder nicht-wollend toll mitgemacht hätten.

Eine trübe Gestalt nach der andern tauchte auf.

Die Stimmung der Natur war der Stimmung auf dem Schiffe angepaßt. Die Landschaft war durch Wolken und Nebel dunkel verhangen. Schwere Dunstballen lasteten auf der Meeresflut. Mehrere



Nordische Gebirgslandschaft.

der verschlafenen Berggipfel erschienen in ihrer Wolkenmütze wie in einer Nachthaube.

An einzelnen Steinriesen aber hatte sich ein duftiges, weißes Nebelgeriesel angeschmiegt, das ihren Fuß frei ließ. Als ob freudedurstige Bergfrauen, durch unser nächtliches Fest zu einer Nachfeier angeregt, keck und gefallsüchtig ihr weißes Gazekleidchen höben, ein dunkles Röckchen darunter sehen ließen und sich gerade anschickten, das Meeresparkett zu einem Menuettanz zu betreten.

Auch die neugierige Sonne kam hervor und warf durch schmale Wolkenluken Streifen gleißenden Lichtes.

Leicht benebelt steuern Russenjünglinge an uns vorbei ihren Kammern zu. Umgekehrten Weges kommen mehr und mehr Schiffs-

genossen hervor, miteinand etwas beschädigt. Einige feierten schon drei Wochen lang Schützenfest. —

Ein Kampf entspann sich zwischen Beowulf und Grendel: die Sonne blieb Siegerin, die Nebel zergingen, die Wolken zerstoben. Die feuchten und glatten Schären zur Rechten blinkten wie von silbernen Schuppen bedeckt, das Renntiermoos auf dem Randgestein zur Linken schimmerte in farbenfrohen Tinten, die Flecken weißen Jungschnees an den Flanken der Berge leuchteten wie Watte auf strahlendem Christbaum.

Wir genossen all die Herrlichkeit mit gleicher Empfänglichkeit wie auf der Hinreise. Jetzt, wie vor Wochen, sprangen die Tischgenossen von der Mahlzeit auf, um einen Blick von der zauberreichen Umwelt zu erhaschen.

Das Gerede von der schließlich langweilenden Wiederkehr der gleichen Bilder ist Stumpfsinn infolge von Übermüdung, und diese die natürliche Folge des unklugen Reisens. Lebenskünstler sind die Vergnügungsreisenden selten. Ich freue mich allmorgentlich mit immer gleichem Genusse des Blickes in meinen Garten, der in ewig neuem Gewande, in immer anderer Stimmung erscheint. Ich freue mich seiner nicht nach unruhigem Schlaf oder einer durchschwärmten Nacht. Nie kam mir der Gedanke, daß ich immerzu das nämliche, auf die Dauer langweilige Bild vor Augen hätte.

Das Ölgemälde eines ersten Künstlers kann dem Besitzer schließlich leid werden, dem Naturfreund aber nie das gleiche schöne Landschaftsbild, das nie das gleiche ist. —

Abends hatten wir an den Lofoten einen Sonnenuntergang, den ich nicht vergessen mag. Ich müßte die Feder statt in Tinte in glühende Farben tauchen, wollte ich seine unirdische Schönheit recht beschreiben. Es war, als ob Felsen und Grate, Schären und Holme gerade aus dem Glutinneren der Erde über die Meeresflut emporgeschleudert wären, sich rauchend und schwelend abkühlten und die ganze Welt umher von ihrer Feuersglut widerscheinen ließen.

Und dann erst der weiche, klangreiche Schlußakkord.

Ein zartes Purpurrot überzieht den ganzen westlichen Himmel. Einzelne Wölkchen, die hoch im Äther dahinschwimmen, erglühen im leichten Rosaton und färben sich immer satter. Die an der Gesichtslinie drängenden Wolkenballen erscheinen dunkelrot, und da, wo die Sonne dem Horizont ihren Flammenkuß aufgedrückt hat, strahlt der ganze Himmel plötzlich wieder in lohender Glut. Einige Augenblicke verharrt die Lohe, dann beginnt sie zu erblassen und durchglüht die ganze

Stufenreihe der roten Farbtöne, um schließlich einen violetten Schimmer anzunehmen, der immer dunkler wird und schließlich ganz erlischt.

Zum erstenmal sahen wir an diesem Abend den Mond wieder. Damit er nicht unbeachtet bliebe, zeigte er sich in seiner ganzen Fülle. Auch die glitzernden Sterne, die im Nordland bei dem Dämmerlicht der nächtigen Sonne ebensowenig sichtbar sind wie bei uns am Tage, bemerkten wir zum erstenmal.

Schüchtern lugte der Mond zuerst zwischen einem Felsspalt hervor, wurde aber mutvoller und prangte bald selbstsicher mit seiner Silberscheibe am fleckenlosen Himmelsdom. Er warf einen schmalen, ins goldige spielenden Silberstreifen auf das zitternde Wasser, als ob er eine Brücke von uns zu sich hinüberschlagen, zu einem Besuch einladen und zu einem Vergleich seiner Zauberlandschaften mit den märchenhaften Nordlandsbildern auffordern wollte.

Zwei Delphine zogen dem Schiffe als Vorspann voran. Silbern erglänzten ihre Schuppenkörper im Mondeslicht, wenn sie im Bogen aus dem Wasser schnellten. Sonst sahen wir sie immer nur zur Seite des Schiffes oder im Kielwasser.

Schon hatten sich viele zur Ruhe begeben, als ein Kanonenschuß ertönte und die Verschwundenen wieder an Deck rief.

Ein herrliches Nordlicht strahlte am Himmel.

Weiße, weißgrüne und weißrote Strahlengarben zucken über den nordwestlichen Himmel hin. Es sind wohltuende Farbentöne von einer unendlichen Zartheit, die immer nur kurze Augenblicke am Firmamente stehen. Im Zenith verbleiben die von feinen Schleiern umgebenen Lichtstreifen einige Sekunden und verblassen dann schnell.

Immer wieder schießen neue Strahlenbündel hervor. Zuweilen haften sie bis zu einer Minute und zergehen hoch über uns in fächerartiger Ausbreitung. Blitzartig flammen sie über unseren Köpfen auf und verblassen ebenso eilig am dunklen Himmelsgewölbe. Sie zucken empor, eins nach dem anderen, als wenn sie von hunderten von Riesenscheinwerfern entsandt wären.

Nach einiger Zeit trat eine größere Stetigkeit in der Lichterscheinung ein, so daß sich gegen den nordwestlichen Horizont hin ein scharf abgegrenzter Lichtbogen ausbildete.

Das wunderbar Fesselnde an dem Phänomen waren sowohl die lieblich zarten Farbenklänge, die einmal ein mattes Weiß, dann eine gelbliche, grünliche, ja violette Tönung zeigten, als auch diese seltsame, wechselvolle Strahlung in Streifen und Bändern und der auffallend dunkle Raum unter dem Lichtbogen.

Herr Raebel hatte auf Spitzbergen die Farbenwirkungen des Polarlichtes in einer Reihe von Bildern flugs auf die Leinwand gebracht. Ich hatte mir nach diesen Farbenskizzen und ihren kräftigen Tinten eine ganz andere Vorstellung von der Erscheinung gemacht und die Lichttöne für viel gesättigter gehalten.

Die Lichtstärke erreichte keinen Augenblick die Helle der Vollmondbeleuchtung. In der durchsichtigen Luft Spitzbergens mochte die Farbenstrahlung auch voller und tiefer erscheinen, in Wahrheit wird die Ursache aber die menschliche Unzulänglichkeit sein. Es liegen in der Luft und auf den Schöpfungen der Natur oft die wundersamen Farbentöne, die die Impressionisten und Hellichtmaler sehen, aber nur so zart und fein, so eben erkennbar angedeutet, daß jede Wiedergabe mit hartem Pinsel und plumper Farbe brutal erscheint.

Die menschliche Schwäche offenbart sich nicht allein in dem Unterfangen, diese zaubervolle Naturerscheinung auf Papier und Leinwand festzuhalten, sondern auch in dem Versuche sie zu deuten.

Die heutige Wissenschaft vermeint sie zu verstehen und erklärt sie als erdmagnetische Strahlungen unter der Einwirkung der Sonnenflecken. Mir scheinen auf das Nordlicht immer noch die Worte im Faust Anwendung zu finden:

Geheimnisvoll am lichten Tag,
Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag,
Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben.

Die Durchfahrt durch das märchenhaft erglänzende Inselgewirre war oft so enge, daß man glaubte, an Land springen zu können. Die Holzhäuschen, die paar zuschauenden Erdenkinder, das auf den Weidengründen ruhende Vieh schienen wie im Zauber, und was man sah, war wie übergossen von der Lichtfülle eines bengalischen Riesenfeuers.

* * *

Am Morgen des folgenden Dienstag wurden wir zum Besuch des Torghatten und seines Felsentores ausgeschifft. Auf leidlichem Wege gelangt man in einer halben Stunde an das etwa 100 m über dem Meeresspiegel liegende ‚Hullet‘ [1]).

---

1) Siehe Seite 262.

Der knickebeinige Franzose und seine Gefolgschaft vom Neptun trugen wieder volle Hochgipfelausrüstung und schwangen beherzt den



Das Felsentor auf der Insel Torghatten.

Pickel. Nur das Seil hatten sie verschämt zurückgelassen; der Rittmeister behauptete, den Herrn mal gefragt zu haben, ob er sich aufhängen wollte.

Ich fand den Blick südwärts auf die niedliche Ansiedlung von fünf Holzhäuschen, auf die Wiesen und Ackerfelder schöner als den vielgerühmten nördlichen auf das Meer und die kahlen Schären.

Da in Drontheim, das in der Frühe des nächsten Tages erreicht werden sollte, eine Reihe Genossen das Schiff verließen, trug die Abendmahlzeit festliches Gepräge. Der Kapitän und der Bürgermeister von Kristiania, sowie der feinsinnige französische Universitätsprofessor und der schlesische Reichstagsabgeordnete hielten hübsche Abschiedsreden. Der schäumende Sekt weitete und erwärmte die Herzen. Der Rittmeister benutzte die Gelegenheit zu einer Sammlung für die Schiffsmannschaft, die soviel ergab, daß ein jeder 35 Kronen erhielt. Zum Dank hatten die Matrosen am folgenden Morgen das Schiff festlich bewimpelt.

Zugunsten der trefflichen und bescheidenen Schiffskapelle, für die auf einer abendlichen Feier schon einmal eine kleine Summe zusammengelegt war, sollte noch besonders gesammelt werden. Leider kam sie in Bergen nicht wieder aufs Schiff und ging leer aus. Ich habe später oft bedauernd an diese Unterlassung gedacht. Der Leiter der Kapelle und seine junge Frau waren Deutsche, gebildete Menschen und wirkliche Künstler, sie auf dem Klavier und er auf der Geige. Sie lebten in Drontheim und hatten, wie die Frau den Damen erzählt hatte, einen schweren Daseinskampf mit ihrer zahlreichen Familie. Die stille, abgehärmte Frau tat uns im hohen Norden oft leid, wenn sie in leichter Kleidung frierend und verlassen an der Reeling des Vorderdecks stand und den sehnenden Blick in die Ferne nach ihren vereinsamten und unbehüteten Kindern richtete. Ihr Auge war sanft, ob ihr nicht doch oft bittere Gedanken kamen, ob sie nicht oft innerlich weinte?

Wir einigten uns auch bezüglich der dem Aufwartepersonal zu gebenden Trinkgelder und beschlossen, dem Obersteward 5 Kronen, dem Tischsteward und der Kabinenstewardeß je 20—25 Kronen zu geben und gegebenenfalls für die zweite und dritte Person diese Sätze um ein Drittel zu kürzen. Die Stewardesses hatten die meiste Arbeit um uns gehabt; doch erhielten sie, wie wir wußten, von der Dampfergesellschaft einen täglichen Lohn von 50 Öre.

❧ ❧ ❧

Ein prächtiger, sonnendurchwärmter Tag war wiederum angebrochen, als wir anderen Morgens in den Hafen von Drontheim einliefen.

Klar und blank schauten die Augen aus den gebräunten Gesichtern, aufrecht war die Haltung, fest der Schritt; der Erfolg der würzigen, feuchtigkeitsgesättigten Luft des Nordens.

Kommt man aus Italien zurück, so ist man gewöhnlich abgespannter und nervöser als auf der Hinfahrt. Der geschwächte Körper hat zu Hause zuerst eine Erkältungskrankheit durchzumachen, bis er wieder im Geleise steht. Das Nervenzerrüttende einer italienischen Reise liegt einmal in der unaufhörlichen Besichtigung von Kunststätten, dann in dem tagtäglichen Genuß des bluterregenden Rotweins und insbesondere in der ewig trockenen Luft.

Diese macht fröhlich und lebhaft; sie regt an, d. h. sie regt auf. Dessen bedarf aber der Mensch der neuesten Zeit nicht mehr. Die italienische Luft war gut und heilsam für die robusten, kräftigen Deutschen der alten, tüchtigen Art, von denen Bismarck sagt, daß sie erst mit Hilfe einer halben Flasche Champagner den natürlichen Lebendigkeitsgrad der Romanen erreichen; sie ist aber schädlich für das heutige Geschlecht der englischen Arbeitszeit, des Telephongeklingels und der Automobilhupe, das in durchfeuchtete, nervenkräftigende Luft muß.

Jedes Volk wird dem Klima seines Landes ähnlich. Man vergleiche die zappeligen Italiener mit den ruhigen Nordländern, einen neapolitanischen Droschkengaul mit einem nordischen Skydsfalben.

Wer nach stiller Trauerzeit sich erheitern will, wer in weltvergessener Einsamkeit einen ereignislosen Winter verbrachte, der gehe nach Italien; wer aber nach harter Arbeit im Städtegewühl seine Nerven stärken muß, der suche die feuchte Luft des Nordlands. Auch da scheint die Sonne. Und tut sie's nicht, und prasselt der Regen, so mag manchmal die Stimmung leiden und das Antlitz mürrisch werden, aber gerade dann gesundet der Körper, heilen die Nerven. Wird ein Kranker unlustig und unzufrieden, so heißt es richtig: ‚Es geht ihm besser, er wird schon verdrießlich‘. Der Rausch ist die Krankheit, der Kater die Heilung. Wenn der Kranke am kränksten ist, glaubt er sich auf der Besserung; beginnt die Heilung, dann wird er schlaff, mürrisch und unliebenswürdig. Zumal fühlen sich Nervenleidende im schlimmsten Stadium der Erkrankung oft besonders wohl und angeregt; beginnt in einer Anstalt die Gesundung, so klappen sie zunächst elend zusammen und halten Doktor und Anstalt für die Übeltäter. Nervenärzte wissen manch Liedlein hiervon zu singen.

Es wird behauptet, daß der Norden mit seiner schweren und feuchten Luft die Stimmung herabdrücke. Ich weiß es nicht, doch mag

es bei einzelnen geschehen. Dann ist es aber das erste Anzeichen der Gesundung erkrankter Nerven. Im Süden würden solche zuerst in Wonne und Lust Millionen umschlingen wollen, aber nach einer Zeit immer stärkerer Nervenüberspannung zusammenfallen und kränker zu Hause wieder anlangen als sie fortfuhren.

Zudem ist feuchte, nicht aber schwere Luft dem Reiche der nächtigen Sonne eigentümlich.

Zum Süden ziehe der Geruhsame und wer der Aufheiterung bedarf, nach Norden der nervöse Stadtmensch, der Erholung sucht, — nur feiere er nicht auf einem Vergnügungsdampfer vier Wochen lang Kirmeß, das hieße, den Teufel durch Beelzebub austreiben.

Das Südland für den Geist, das Nordland für Körper und Geist.

— Zu einem zweiten Besuch in Drontheim standen uns acht Stunden zur Verfügung.

Durch den ersten Offizier, den Bürgermeister der Hauptstadt und die Familie Hiorth war auf der Reise oft das Gespräch auf Drontheim, seine Domkirche, seine Geschichte, seine Bedeutung gekommen, und diejenigen, welche das erstemal ziellos die Stadt durchbummelt und nur die nordischen Schauläden besichtigt hatten, gewannen der Stadt ein tiefer gehendes Interesse ab. Es hatte ihnen nur die Anleitung gefehlt.

Aus dieser Beobachtung heraus gewann an diesem Drontheimer Tage der Gedanke an die Abfassung dieses Buches festere Gestalt.

Wir machten in der alten Krönungsstadt durch unsere norwegischen Schiffsgenossen auch die Bekanntschaft einer Reihe lieber und trefflicher Eingesessenen, mit denen wir schöne Stunden verbrachten. Ich habe das norwegische Volk immer mehr schätzen gelernt und glaube es nach meinen Reisen in seiner Eigenart zu verstehen.

Mir scheint, daß ein besonderes Kapitel über den Norweger, seine Sonderart und seine Kultur hier eine geeignete Stelle finde.

Kapitel 40.

Der Norweger, sein Wesen und seine Kultur.

Die durch die Natur seines Landes und die Abgeschiedenheit seiner Wohnsitze besonders geförderten Charaktereigenschaften — Unter harten Kämpfen ringt er dem Boden und dem Meere ihre Schätze ab — Seine Schweigsamkeit — Im Gegensatz zu ihr seine Freude an Festreden — Sein Ernst, seine Ruhe und Zurückhaltung — Norweger und Italiener — Andere Eigenschaften, die sich aus dem schweren Daseinskampfe ergeben — Herzensbildung und natürlicher Anstand — Völkischer Stolz und Festhalten des ‚reinen' Norwegers an den alten Sitten — Die Gemessenheit des norwegischen Gastwirts — Geringe äußere Kultur aber hohe geistige — Die Bedürfnislosigkeit des eigentlichen Norwegers — Gegensätze und Ähnlichkeiten zwischen norwegischer, englischer und deutscher Art — Die Einfachheit und Ursprünglichkeit im Binnenlande im Gegensatz zu dem Aufwand in den Hafenstädten — Das Herantreten des modernen Norwegers an die äußersten Grenzlinien der Neuerungen und die Gefahren der überschnellen Entwicklung des Landes — Die vorübergehenden Schäden der neuzeitlichen Kultur haben das eigentliche Volksleben noch wenig berührt — Die Wohlanständigkeit im wirtschaftlichen Leben — Ein Erlebnis.

Die Norweger sind nordgermanischen Stammes und haben mehr als die reichsdeutschen Völkerschaften teutonisches Gepräge bewahrt. Die uns überlieferten äußeren Merkmale der alten Germanen, hoher Wuchs, viereckiger Schädel, blondes Haar, blaues Auge, und ihre Eigenschaften, Kraft, Kühnheit, Schweigsamkeit, Biedersinn finden wir wohl mehr noch als an der deutschen Wasserkante in Norwegen erhalten.

Die Sonderart des Norwegers ist durch die Natur seines Landes bedingt. Er ist das echte Kind seiner Heimat. Er wurde, wie das nordische Klima ihn gestalten mußte.

Ein Gebiet von so eigentümlicher Beschaffenheit wie die zerklüftete Fjordküste und das lebensfeindliche Fjeld, ein Felsgebilde solch außergewöhnlicher klimatischer Verhältnisse mußte auch ganz besonders geartete Menschen hervorbringen; ein Land voll Aufforderung zu steter Wachsamkeit gegen die Angriffe des allmächtigen Elements und widerstrebend durch den rastlos kämpfenden Fleiß vieler Geschlechter zum kärglichen Ertrag gebracht, konnte nicht ohne tiefgreifenden Einfluß auf die körperliche Entwicklung, das geistige Gepräge und das seelische Empfinden

der Bewohner bleiben und mußte zumal Eigenschaften ausbilden, die bei solchem Mühen in erster Linie nötig und erfolgreich sind.

Es erklärt sich darum leicht, daß sich das norwegische Volk in hohem Maße durch Kühnheit, Beharrlichkeit, Tatkraft, Ernst, Selbstbewußtsein, Gemeingeist, Vaterlandsliebe und Freiheitssinn hervortut.[1])

Im Schweiße seines Angesichts und unter mannigfaltigen Gefahren muß der Nordmann dem Meere seine Gaben abringen, auf schmalem Küstenleisten und abschüssigem Berghang dem geizigen Boden Früchte entlocken. Oft meilenweit von seinem Nachbar getrennt, während der harten Winterzeit vielfach ohne jede Gemeinschaft mit der Außenwelt, lernte er sich auf sich selbst verlassen und seinem eigenen Können und Tun allein vertrauen. Männliche Tugend wurde geweckt, der Charakter gestählt, jede Familie ein unabhängiger Staat. Das Volk wurde eckig und kantig, aber auch kernig und hart wie der Granit, auf dem sich das Land aufbaut.

Der Blick auf das ererbte Gehöft, auf die hohen, gletscherumstarrten Berge gibt dem Nordmann das stolze Bewußtsein seines Selbst, seines persönlichen Wertes und seiner Unabhängigkeit. Als Freiherr fühlt er sich auf seinem Grund und Boden, als Fürst auf seinem angestammten Gaard.

Welches Erdengeschöpf will ihm etwas anhaben? Was schiert ihn Obrigkeit und Herrschergewalt? Er bedarf ihrer nicht. Er braucht niemanden, er entnimmt alle seine Bedürfnisse dem heimischen Boden, er ist in allem sein eigener Handwerker. Selbst der Husmand, der ein Stück Land vom Gaarmand zur Benutzung erhalten hat und dafür zu bestimmten Hilfeleistungen verpflichtet ist, fühlt sich so frei wie der Adler, der seine Holzhütte umkreist, und rechnet sich ohne jedes Unterwürfigkeitsgefühl zur Familie seines Mietsherrn.

Aber eine Abhängigkeit empfand der Nordmann immer stärker als der Mensch der großen Gemeinschaft, seine Abhängigkeit von den höheren Gewalten. Ein tiefreligiöser Sinn, philosophisches, metaphysisches Denken wurde in ihm wach. Das Auge des Einsamen mußte sich einwärts wenden, ein reiches Innenleben in ihm ersprießen. Ein starker Sinn für Häuslichkeit und Familiensinn mußte sich entwickeln.

Mehr noch als das wüste Granitgetrümmer der Felsenwelt und das unwirtliche, stürmische Hochfeld wirkte das Meer auf Körper, Sinnesart

---

[1]) Die ungünstigen Einwirkungen des nordischen Klimas auf Körper und Geist sind auf Seite 152—154 behandelt.

und Gemüt des Nordländers; mehr als das Land hat das Meer der Volksseele das Gepräge gegeben.



Eingesessene aus dem Saetersdal bei Kristiansand.

Von Sturm und Wogenprall bedrängt, auf wenige Gefährten angewiesen, mußte er in Winterkälte monatelang in gebrechlichem Boote verbringen und hartem Erwerb nachgehen. Die Gefahren, die der

Buchtenbewohner jahraus jahrein zu bestehen hatte, haben seinen Mut gestählt, ihn umsichtig, entschlossen, rauh und kühn gemacht. Aus dem ungestümen Mute entsprang wieder der Freiheitsdrang und Unabhängigkeitssinn des Volkes.

Noch andere treffliche Eigenschaften des norwegischen Charakters lassen sich zum Teil aus der Natur des Landes und der Abgeschlossenheit der Wohnsitze herleiten. Der Nordländer ist ruhig, ernst und still, treu und bieder, anständig und ehrlich, wohlwollend und gastfrei.

Vor allem anderen tritt eine Eigentümlichkeit des Norwegers dem Fremdling sofort auffällig entgegen: Wie den Sachsen hat die Abgeschiedenheit seiner Siedelungen den Nordländer einsilbig und wortkarg gemacht. Es ergibt sich diese Eigenschaft auch aus der Strenge und Eintönigkeit des Felsenlandes. Die norwegische Schweigsamkeit ist sprichwörtlich. Ein nordischer Spruch heißt: ‚Die Tat ist das höchste', ein anderer: ‚Mit Sprechen ist nichts getan'.

Still und ernst lebt der Nordmand auf seinem einsamen Gehöft seiner Familie und seiner Arbeit. Nur der seltene Dampfer bringt ihm Kunde von der Welt. Er erwartet das Kommen dieses Boten des Lebens mit gespannter Freude, zieht die Wimpel auf und stellt sich in festlicher Kleidung an der nächsten Haltestelle auf. Und hier steht dann der ganze Haufe der im Bereich des Landeplatzes Wohnenden beim Anlegen des Schiffes wie eine Versammlung von Karthäusermönchen. Die Männer mit den Händen in den Taschen. Aus der natürlichen Schweigsamkeit erklärt sich sogar die unendliche Zahl der Trinksprüche auf einem nordischen Fest. Ein Bergenscher Knigge aus dem Jahre 1863 fordert nach Passarge für jede Festversammlung folgende Bechergrüße:

1) den Willkomm des Wirtes,
2) den Trinkspruch auf König und Kronprinz,
3) den Trinkspruch auf Norwegen,
4) den Trinkspruch auf Handel, Seefahrt und Flagge, d. h. jeden Toast besonders und unter Absingung des bezüglichen Liedes,
5) den Feuertoast[1]),
6) den Trinkspruch auf Freude an den Kindern, ein Hurra den Frauen,
7) daß alle Ledigen verheiratet und alle Verheirateten glücklich,
8) auf Freundschaft,
9) auf den Frieden,
10) daß es nach zehn Jahren so wie heute sei.

[1]) recht bezeichnend für Norwegen.

Dann kommt noch die stattliche Zahl der persönlichen Trinksprüche. Alle bewegen sich in hergebrachtem Wortschatz und sind glücklicherweise sehr kurz.

Bei unserm Abschied von Kopenhagen, wo ich mich vor einigen Jahren mit meiner Frau mehrere Wochen aufgehalten hatte, wurde uns von dänischen Freunden ein Fest gegeben. Außer all den allgemeinen Reden wurden wir beide sicher viermal und jeder der anderen Anwesenden mindestens einmal gefeiert; keiner durfte leer ausgehen.

Ein deutscher Teilnehmer an einem mitternächtlichen Festmahl, das Nansen bei Gelegenheit seiner Rückkehr von seiner Nordpolfahrt in Tromsö dargeboten wurde, will über fünfzig Reden angehört haben.

Ich war indessen auch einmal zu einem Gastmahl in Bergen geladen, wo nach modischer Sitte gar keine Rede gehalten wurde. Es gilt eben für die oberen Zehntausend aller Länder der eine gleiche Gesellschaftsbrauch, den die Vertreter der Diplomatie vermitteln.

Die nordische Redelust ergibt sich wie gesagt aus der nordischen Schweigsamkeit. Eine Tafel Schweigsamer muß künstlich belebt werden, Unterhaltsame wollen nicht ewig durch Reden unterbrochen werden. Bechergrüße sollten deshalb überall zu Beginn eines Festmahls gesprochen, nicht aber am Schluß dargebracht werden, wo die Zungen der Redenwollenden und Hörensollenden durch die Geister des Weins gelöst sind.

Die vielen Trinksprüche des Norwegers erklären sich auch aus der Höflichkeit seines Herzens.

Jeder Reisende, besonders wenn er Italien schon besucht hat, staunt über die Ruhe, den Ernst und die Besonnenheit des Norwegers. Ein größerer Gegensatz als zwischen dem zappeligen, plappernden Südländer und dem stillen und gemessenen Nordländer ist kaum zu denken. Wenn in Italien ein Dampfer landen will, wird er gleich von Dutzenden von Booten umschwirrt, deren Führer mit lautem Geschrei einander den Vorrang abzulaufen suchen und gelegentlich sogar mit den Rudern bearbeiten, um dann lärmend mit den Reisenden um das Fährgeld zu feilschen. In Norwegen gleitet schiedlich und friedlich ein Nachen nach dem anderen an das Schiff heran, ohne daß die Bootsleute einander beachten oder auch nachher über die Entlohnung unzufrieden erscheinen. Wenn in Norwegen ein einheimischer Gasthofbediensteter oder Skydsgut nach Empfang des Trinkgelds ein brummiges Gesichte macht, so kann man sicherlich auf einen recht knauserigen Reisenden schließen.

Der Deutsche mit seinem lauten und oft rücksichtslosen Benehmen könnte sich an der Lautlosigkeit und Zurückhaltung des Norwegers sehr wohl ein Beispiel nehmen. Diese wohltuende Ruhe berührt den Fremden überaus angenehm. Auch sie ist das Ergebnis der nordischen Natur, deren Großheit und Ernst zum Schweigen auffordert. Nie hört man den Jauchzer eines Alpners, selten ein fröhliches Lied. Es gibt Nordlandreisende, die behaupten, sie hätten einen Norweger noch nie lachen, höchstens lächeln gesehen. Sie müssen nur mürrische und verdrossene Greise getroffen haben. Die jungen Studenten unseres Schiffes, die sich gelegentlich junge Norwegerinnen zum Tanz an Bord holten, könnten sie belehren.

Auch der schwere Daseinskampf des Norwegers trägt zu dem Ernst der Lebensauffassung bei. Er muß nicht nur in harter Arbeit dem schmalen, felsigen und moorigen Boden seine kargen Erträgnisse abtrotzen, nicht nur unter vielfachen Gefahren dem Wasser seine Schätze entreißen, sondern auch gerüstet sein, in langer Trennung von der Heimat auf fernem Meer oder in fremdem Lande Gewinn zu suchen.

Diese schwierigen Lebensbedingungen haben in ihm noch andere große Tugenden geboren: Tüchtigkeit, Fleiß, Ausdauer, Bedürfnislosigkeit, Unabhängigkeitssinn, Treue, Vaterlandsliebe.

Die wahre Erziehung strebt dahin, den Menschen zu befähigen, sich in alle Verhältnisse zu schicken. Den Norweger hat die Natur erzogen. Er behält in allen Lebenslagen seine Lotlinie und steht im Ausland überall seinen Mann. Er ähnelt dem gestählten Sohn des herben schottischen Hochlands, der auch außer Landes den Daseinskampf so siegreich aufnimmt.

Im Verkehr mit Norwegern weht dem Ausländer überall der wohltuende Hauch zarter Herzensbildung entgegen. Ein natürlicher Anstand und feines Benehmen zeichnet sie aus. Selbst in den weltfernen Gebieten des Landes trifft man edle Gesittung.

Wie man Auerbach vorgeworfen hat, daß er in seinen Schwarzwälder Geschichten aus Bauern tiefgründige Philosophen und moderne Feinmenschen mit weltmännischem Auftreten gemacht habe, so hat man von den Bauernnovellen Björnsons behauptet, daß der Dichter nicht rauhe Ackersleute, sondern Gesittungsmenschen von trefflicher Kinderstube dargestellt habe. In beiden Fällen ist der Einwurf ungerecht. Es gibt gerade unter den einsamen und naiven Landleuten die wahren Philosophen, es ist zumal in der Bauernbevölkerung — und eine solche stellt das norwegische Volk in der Mehrheit dar — ein tiefes Herzensempfinden zu Hause.

Der nordische Städter, berauscht von dem ungeahnt schnellen Aufschwung der Hafenplätze, möchte im Sprunge gleich amerikanische Verhältnisse schaffen, der Binnenländer der ‚norske Nordmänd‘ bleiben und jeden fremdländischen Einfluß fernhalten. Bezeichnend ist der von den ‚reinen‘ Norwegern am Ende des vorigen Jahrhunderts gegründete vaterländische Bund, der die alte Unberührtheit des Landes erhalten und den Fremdenzustrom wehren will, weil, wie Italien lehre, der Schwarm der Reisenden Bettel, Arbeitsscheu und Zersetzung des Volkslebens ins Land trage.



Frau aus dem Hardanger.

Als vor wenigen Jahren im Hardanger eine Bauernhochzeit in Anwesenheit von ausländischen Reisenden gefeiert wurde, denen sie als Glanzschaustück geboten wurde, ging ein Schrei der Entrüstung über diese schnöde Entweihung alter schöner Volkssitten durchs ganze Land.

Dabei wissen aber selbst die empfindlichsten Norweger gar wohl, was sie dem Fremdenverkehr zu danken haben. Insbesondere wäre die außerordentliche Erweiterung des Verkehrsnetzes, die in den letzten zwei Jahrzehnten erfolgt ist und dem Staatshaushalt schwere Aufgaben zuweist, wohl kaum denkbar und durchführbar gewesen, hätte man nicht auf den Zufluß der Reisenden rechnen dürfen.

Auch die Befürchtung der allgemeinen Entsittlichung des Volkes durch den Reiseverkehr ist für Norwegen grundlos. Die norwegische

Art ist eine ganz andere als die italienische. Die heiße und trockene Luft des Südens hat die Italiener so lässig gemacht. Man kann sich in Italien vor aufdringlichen Bettlern und vor Gelegenheitsarbeitern, die ihre Dienste anbieten, nicht retten; in Norwegen, das seit vielen Jahrzehnten von Fremden sehr stark aufgesucht wird, bin ich noch niemals angebettelt oder belästigt worden. In Norwegen ist mir nie das italienische Jagen nach Trinkgeldern, im Gegenteil eine uneigennützige Hilfsbereitschaft und vielfach ein errötendes Widerstreben dem Entgelt gegenüber begegnet.

Es ist oft über das geringe Entgegenkommen des norwegischen Gastwirts geklagt worden, der steif und breitspurig bei der Ankunft des Fremden in der Tür stehen bleibe und den Gast weder begrüße noch unterstütze. Dies Benehmen ist kein plumper, törichter Bauernstolz. Mag es auch in etwa dem angeborenen demokratischen Sinn und einem Selbstbewußtsein, das sich nicht wegwerfen will, entspringen, im letzten Grunde ist es einfältige Biederkeit, eine stille und gerade Bescheidenheit, die abwarten und sich nicht aufdrängen will. Ist man eingekehrt, so wird man sich durchweg statt verschlossener Zurückhaltung einer freundlichen Aufnahme und treuherzigen Dienstbeflissenheit zu erfreuen haben. Der fein empfindende Reisende wird recht bald bemerken, daß, abgesehen von den neuzeitlichen Hotelbetrieben der belebtesten Plätze, durch das norwegische Gasthausleben immer noch die alte Vorstellung des Gastfreundschaftsverhältnisses durchklingt. In einsamen Gebieten sind zudem die Bewohner, in deren Häuser die Reisenden einzukehren pflegen, nicht im eigentlichen Sinne Gastwirte sondern in erster Linie Bauern, Fischer und Kaufleute. Nach einem alten Gesetz sind alle Bewohner des Landes gehalten, Fremde aufzunehmen und Wagen und Pferd zu stellen. In den nördlichen Gebieten gewähren meist die sogenannten Landhändler, deren Läden alles bergen was der einsame Norweger braucht, den Fremden freundliche, wohlfeile und ganz gute Unterkunft.

Jeder, der mit Norwegern zusammenkommt, bewundert bald ihre vielseitige und hohe Geistesbildung. Neben dieser hohen geistigen Entwicklung steht eine verhältnismäßig niedrige materielle Kultur, — soweit das eigentliche Norwegen, das die wenigen großen Hafenstädte nicht darstellen, in Betracht kommt.

Das wertvollste Buch, das meines Erachtens neben Bismarcks ‚Gedanken und Erinnerungen‘ die beiden letzten Jahrzehnte hervorgebracht haben, sind Chamberlains ‚Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts‘, in deren Einleitung der Verfasser gedankenreich den Unterschied zwischen materieller und geistiger Kultur festlegt. Ich habe die

meisten europäischen Länder länger bereist und glaube sagen zu können, daß Norwegen — als ganzes Land genommen — das hervorstechendste Beispiel hoher geistiger, aber geringer äußerer Kultur darbietet, während England das hervortretende Beispiel im umgekehrten Sinne abgibt.

In den großen Küstenstädten Norwegens, die mit den reichen Hafenplätzen der Welt in ständiger Berührung stehen, habe ich in gewissen Kreisen sogar auffälligen Aufwand bemerkt, im Binnenlande aber eine erstaunliche Bedürfnislosigkeit neben hoher Bildung beobachtet.

Ich habe häufiger in gutbesuchten Gasthäusern in einfachster Bettstelle, deren eine Hälfte die aneinanderstoßenden Holzwände des Zimmers



Mädchen in Hardangertracht.

bildeten, ohne Bettücher unter schwerem Schafpelz schlafen müssen und selbst in mittelgroßen Hotels und in den Kabinenbetten der Fjorddampfer nur ein Bettuch vorgefunden, das je nach der persönlichen Auffassung über oder unter dem Schläfer lag. Bei uns würde sich der armseligste Arbeiter nicht mit der Nahrung begnügen, womit sich im nordischen Binnenlande selbst der Bessergestellte monatelang zufrieden gibt.

Diese Anspruchslosigkeit hat sich selbst den Tieren mitgeteilt; die nordischen Kühe fressen Tang und gekochte Fischköpfe.

In bemerkenswertem Gegensatz zu dieser Einfachheit in allen äußeren Dingen steht der allgemeine Bildungsdrang. Jeder Norweger, hoch und gering, liest seine Klassiker und weiß die schönsten

Lieder eines Wergeland und Welhaven auswendig. Ich habe sogar gesehen, wie die nomadisierenden Lappen Zeitungen lasen. Selbst unter ihnen gibt es keinen Analphabeten[1]). Jeder gebildete Norweger spricht ziemlich geläufig deutsch und englisch und häufig auch französisch, ist auf allen Wissensgebieten gut beschlagen und zeigt Sinn für Kunst und Weltliteratur.

Der Durchschnitts-Engländer weiß kaum etwas von den geistigen Vorgängen auf dem Festlande, der Nordländer zeigt sich erstaunlich unterrichtet. Über ihr allseitiges Wissen bin ich immer in hohem Maße überrascht gewesen. Sie kannten unsere deutschen Schriftsteller und Dichter vielfach besser als wir und haben uns mit ihren geschichtlichen, geographischen und naturwissenschaftlichen Kenntnissen oft aufs Trockene gesetzt. Auf meiner letzten Seereise habe ich mich vor einem jungen norwegischen Doktor und seiner Beschlagenheit in unserm Schrifttum fast gefürchtet.

Manch weltferner Lensmann lebt monatelang in seiner einfachen Behausung von getrocknetem Fisch, Brot, Mysenost[2]) und Milch, verbringt aber die lange Winternacht mit ernstem Studium und der Lektüre seiner reichen Büchersammlung. Auf unserm Schiff hatten wir Engländer, die ihr ganzes Gesicht immer tadellos rasiert hatten, modisch fein gekleidet waren und täglich zwei Bäder nahmen, die aber die vier Wochen lang niemals nach einem Buch griffen und unbekümmert um den Zauber der landschaftlichen Umgebung, mit übergeschlagenen Beinen in den Rohrsesseln liegend und ihre kurzen Briars rauchend, die Stunden verplauderten.

Die Engländer und Norweger sind sich in manchen Stücken so ähnlich und in vielen Dingen wieder so ungleich. Die kraftvolle Herrennatur der Söhne Albions, ihr selbstsicheres Auftreten, ihre Herrschaft über das Weltmeer, ihre Bedeutung in den überseeischen Ländern und zumal ihr Geldbeutel errang die Bewunderung der aufstrebenden nordischen See- und Handelsmacht; ihre Anmaßung und ihre Interesselosigkeit gegenüber allem, was nicht auf Erwerb hinzielt und nicht ihr Land angeht, stößt die Norweger heute ab und führt sie mehr den Deutschen zu, die an wirtschaftlicher und politischer Weltbedeutung den Engländern immer näher kommen, sie aber an Wissen und idealem Streben übertreffen. Der Norweger weiß, daß Deutschland die Gedankenschmiede der Menschheit ist[3]).

[1]) Siehe Seite 90 und 500.

[2]) Ein aus Ziegenmolken hergestellter süßlicher Käse.

[3]) Siehe Seite 150—152.

England geht indessen in sich und erkennt, daß die Zeiten sich wandelten, daß es andere Bahnen einschlagen muß und daß es mit seinem Selbstbewußtsein auf die Dauer allein nicht getan ist. Wer hätte es vor zwanzig Jahren für möglich gehalten, daß die ganze Stadtverordnetenversammlung der zweitwichtigsten englischen Stadt Manchester mit dem Lordmajor an der Spitze eine lange Belehrungsreise durch Deutschland machen würde?

Ich möchte aber nicht unaufrichtig sein, sondern erklären, daß ich für die Engländer im Gegensatz zu den Franzosen und Italienern immer eine besondere Vorliebe ja Bewunderung gehegt habe. England kann nicht dafür, daß es in der heutigen gleichmachenden Zeit von



Eine Ortschaft im engen Felstal (Gudvangen).

den anderen Kulturvölkern schnell erreicht wird. Es ist bewunderungswürdig, wie lange sich der Engländer, ohne völkischen Niedergang zu zeigen, auf der Höhe gehalten hat. Man merkt noch nichts von dem Altern dieses Volkes, und zumal der sich überschnell dem Wohlleben hingebende Deutsche sollte sich still fragen, ob er nach drei Jahrhunderten noch dieselbe Kraft in sich bergen wird, die ihn heute auszeichnet. —

Auf meinen Fahrten im Innern Norwegens war mir oft, als reiste ich träumend in meine Kindheit. Die gleiche Schlichtheit und Bedürfnislosigkeit, dieselbe Biederkeit und Treuherzigkeit der Menschen. Man ‚wünscht die Tageszeit‘, wie man früher bei uns auf dem Lande sagte, noch jedem Unbekannten und gebraucht dabei herzliche Grußformeln wie God Dag, God Aften (Nachmittag), God Kveld (der

Abend von der Dämmerung bis zur Mitternacht) und God Mot (Guten Mut!). Junge Herren und Damen, deren flüchtige Bekanntschaft man machte, bitten um die Besuchskarte für ihre Sammlung oder um eine Eintragung ins Stammbuch. In den Zimmern wird man noch auf das altväterliche, steife und harte Sopha, oft ein Brettergestell mit einem Schafpelz überlegt, genötigt; man sieht fast überall noch den Schaukelstuhl, worin auch in den Dramen von Ibsen und Björnson und in den Romanen und Erzählungen von Kjelland und Jonas Lie die jungen schlanken Blondinen sich wiegen und die Liebeslust der Jünglinge entfachen; die vergessene Lichtputzschere wird wieder lebendig, verklungene Melodien wie ‚Lott ist tot, Lieschen liegt im Sterben' und ‚O du lieber Augustin' werden dem Fremdling auf dem altertümlichen Tafelklavier vorgespielt.

In meiner Jugend stellte auf dem Lande der junge Bursch seinem Mädchen einen ‚Maien' in die Kammer; in den Häusern des norwegischen Hochfelds sah ich diese grünen Birkenbäumchen wieder in den Zimmern prangen. Die aus absonderlich verästelten Baumstümpfen hergerichteten niedrigen Lehnschemel, die man bei uns früher vor dem offenen Herdfeuer der Bauernhäuser fand, bekam ich im norwegischen Binnenlande wieder vor Augen. Die kleine verschwiegene Örtlichkeit, die meine Kinder ‚Lesehalle' nennen, liegt meist weit und schwer auffindbar vom Wohnhause entfernt. Ein nächtliches Aufsuchen dieser selbständigen, verborgenen Gebäulichkeit mit dem Herzausschnitt in der Tür wurde uns häufiger die Quelle von bösem Ärger und lustigen Abenteuern. Einer meiner Freunde brachte auf unseren Fußreisen oft das ganze Gasthaus in Aufregung, wenn er nächtlicherweile ein menschliches Rühren fühlte.

Ein norwegischer Hof besteht überhaupt gewöhnlich außer dem Wohnhause aus einer ganzen Reihe von Nebengebäuden, Scheunen, Ställen, Trockenschuppen, Bootshäusern, die der Feuersgefahr wegen ziemlich weit von einander entfernt liegen. Man vermeint oft eine ganze Ortschaft zu sehen, wo man nur einen einzigen Gaard vor sich hat. Die Kirchen liegen sehr oft ganz allein für sich an der Stelle, die von verschiedenen Siedelungen aus am leichtesten erreichbar ist.

Trauliche Beobachtungen dieser ursprünglichen Lebensführung machte ich besonders auf meiner ersten Reise im Jahre 1902. Vielleicht gehören diese Dinge in Norwegen heute auch auf dem Lande schon vielfach der Vergangenheit an. Die heutige Zeit macht leider alles im Sturme gleich. In den wenigen großen Hafenstädten ist schon lange die moderne Überkultur, überhaupt mancherlei Ungesundes und Be-

denkliches zu Hause, das sich aus der Sucht des Norwegers nach dem Äußersten in allen Neuerungen ergeben hat: krankhaftes Jagen nach Geld und Geldeswert, Spekulationssucht und Wagehalsigkeit bei ungenügender Deckung durch Kapital, Wohlleben und besonders gefährliche Anschauungen über Ehe und Geschlechtsleben.

Norwegen ist eben das Land der unvermittelten Gegensätze. Seine geistige und völkische Entwicklung war überrasch. Es ist gesprungen statt zu gehen. Es hat in seinem fieberhaften Lauf andere eingeholt und überholt, aber dabei Verletzungen davongetragen.

Nirgendwo gibt es soviel Ehescheidungen wie in den gebildeten Ständen des Nordlands. Sie sind bei gegenseitiger Abneigung unschwierig in kurzen Monaten möglich. Die neueste Literatur- und Kunstgeschichte berichtet in der Lebensbeschreibung der Dichter und Künstler immer wieder von der Trennung der Gatten. Mehrere der ersten und bekanntesten nordischen Geistesgrößen haben sich nicht einmal, sondern zwei- und dreimal scheiden lassen. Selbst die Ehen von Pfarrern sind häufiger gelöst worden. Die Hälfte der Kinder, die in den letzten Jahren von Frauen unter zwanzig Jahren geboren wurden, sind unehelich.

In den Werken der zeitgenössischen Schriftsteller finden wir ein getreues Spiegelbild dieser neuzeitlichen Verhältnisse. Immer wieder wird darin der freien Liebe das Wort geredet.

Doch dürfen hieraus nicht zu weitgehende Schlüsse gezogen werden. Die Anschauungen des gebildeten Norwegers über das Verhältnis von Mann zu Weib sind allerdings vielfach so frei wie seine Auffassung von der Freiheit des Menschen überhaupt; aber in der Gesamtheit wohnt dem norwegischen Volk ein starker, gesunder, das Schöne im Guten suchender Sinn inne; schlichte Wahrhaftigkeit und lautere Menschlichkeit sind ihm eigen.

Dies Eine eben erklärt das allseitige Herantreten des Nordländers an die äußersten Grenzlinien: Der Übergang Norwegens aus einer weltvergessenen Bauernrepublik zu modernen Zuständen, seine Entwicklung zu der gewaltigen Handelsmacht, sein Hineintreten in die Reihe der ersten Kulturstaaten ist vielleicht allzuschnell geschehen. Seine wirtschaftliche Entfaltung hat nicht die ruhige, organische Stufenbahn durchlaufen, seine Entwicklung ist ruckweise erfolgt.

Man bemerkt bei Völkern wie bei Einzelwesen, die sich nicht ruhig haben ausreifen können und Entwicklungsstufen übersprungen haben, gemeinhin das Fehlen weiser Beschränkung und die Sucht, fessellos die äußersten Folgerungen zu ziehen. Ein Neger, der aus

seiner afrikanischen Wildnis plötzlich in die europäische Großstadt tritt, überdeckt seine Nacktheit gleich mit der neuesten Modekleidung, an die sich der geruhsame Kulturmensch erst mit zurückhaltendem Zögern heranwagt.

In meiner Tätigkeit als Erster Bibliothekar der Düsseldorfer Lesehallen glaubte ich früher bei Bücheranschaffungen, wenn ich einem weiblichen Verfassernamen begegnete, selbstverständlich eine ganz harmlose Schrift vor mir zu haben und fast ungeprüft als passenden Lesestoff für jugendliche Leser einstellen zu können, wußte aber später, daß gerade dann äußerste Vorsicht geboten war, daß gerade Frauen mit schrankenloser Freiheit großstädtische Sittenbilder und geschlechtliche Probleme zum Vorwurf nahmen. Wenn heutzutage ein spätes Mädchen die Heiratsgedanken aufgibt und sich in schwermütigem Betätigungsdrang aufs Malen wirft, springt sie ausgerechnet von den harmlosen Blumen und Stillleben ihrer Pensionszeit zum wildesten Impressionismus über.

Ähnlich gehen die Norweger in allem, was die Völker ruhiger, allmählicher Ausreifung, von liebgewordenen Überlieferungen zurückgehalten, vorab erst schüchtern an den Anfängen erfassen, fessellos in weitem Sprunge gleich bis aufs Äußerste.

Als man bei uns und anderswo ganz ängstlich das Berechtigungsmonopol der Gymnasien antastete und die alleinseligmachende Kraft der alten Sprachen schüchtern anzweifelte, machte der Norweger gleich kurzen Prozeß und warf Latein und Griechisch mit festem Griff aus den höheren Schulen heraus.

Als sich die Frauenfrage bei uns scheu ans Tageslicht wagte und noch auf uferlose Erörterungen beschränkte, ging der Norweger gleich feste ans Werk und eröffnete dem weiblichen Geschlecht die meisten Berufe, setzte noch im vorigen Jahrhundert mehrere schlagfertige Blondinen in den Stadtrat seiner Metropole und gab der Frauenwelt vor kurzem Stimmrecht für die Gemeinde und dann auch für den Staat. Neben dem ersten weiblichen Parlamentsmitglied besitzt Norwegen jetzt auch den ersten weiblichen Schutzmann, den die Hafenstadt Christiansand im Sommer 1912 anstellte.

Kommt uns ein norwegischer Roman zu Gesicht, so können wir mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß er dem deutschen Zensor schwere Stunden bereitet hat und heikle Dinge, tiefinnere Vorgänge im menschlichen Zusammenleben bloßlegt. Der norwegische Künstler besucht nicht mehr, wie es früher allgemein der Fall war, die zahme und meisterliche Beschränkung übende Düsseldorfer Akademie, sondern

wirft sich in Paris der schrankenlosen Sezession in die Arme und malt Bilder, vor denen sich der Beschauer die ernste Frage vorlegt: Wer ist geistesgestört, du oder der Maler? Als vor kurzem in unserer rheinischen Kunststadt ein Bund norwegischer Maler eine Ausstellung veranstaltete, haben die Handwerker — e vero, non trovato — verschiedentlich nur an den Bilderhaken zu erkennen gewußt, was oben war.

Es ist indes nur eine Zeit des Drängens und Stürmens. Der gesunde norwegische Geist wird schon den rechten Weg finden.



Phot. Atelier Schaul, Hamburg.

Wohnhaus mit Nebengebäuden an einem See (am Djupvand).

Der Superlativ ist das Kennzeichen der unreifen Jugend. Überschäumen ist besser als Leisetreten.

Das neue Wesen will seine Zeit.

Was eben von ungesunder Spekulations-, Gründungs- und Großmannssucht gesagt wurde, sind zweifellos auch nur vorübergehende, das eigentliche Volksleben nicht angehende Erscheinungen. Sie werden als Pubertätskrankheiten anzusprechen sein. In der Gesamtheit zeigt sich im norwegischen wirtschaftlichen Leben ruhige kaufmännische Überlegung und geschäftliche Wohlanständigkeit.

Die beiden großen norwegischen Schiffahrtsgesellschaften, die Bergensche und die Nordenfjeldsche, gehören mit ihren großen Flotten zu den ersten Unternehmungen des Landes[1]. Ihre Zurückhaltung in der Anpreisung ihrer Nordlandfahrten berührt überaus wohltuend. Sie geben, wie jeder Kenner bestätigen wird, mehr als sie ansagen. Geräuschvolle Ankündigung widerstrebt dem einfachen, soliden Sinn dieser Gesellschaften. Ich habe nie von einem ihrer Vertreter oder Angestellten ein unfreundliches Wort über fremdländische Linien gehört, die den nordischen doch in das ureigene Gebiet ihrer Wirksamkeit eindringen. Nach der Deutschen Arktischen Zeppelin Luftschifferpedition im Sommer 1910[2]) heißt es bei uns allgemein in Schriften und Zeitungen, es wäre an der nördlichen Westküste Spitzbergens geradezu ein neues Touristenland entdeckt worden. In dieses „neuentdeckte Touristenland", in das nunmehr deutsche Schiffe staunende Reisende bringen sollen, haben aber schon lange, Jahr für Jahr, die beiden norwegischen Linien auf trefflichen und wohlgeeigneten Dampfern die Nordlandfahrer geführt und sogar jedesmal bis an den Rand des Packeises gebracht, während die fremdländischen Linien sich mit dem Anfahren des Bellsundes und der Adventbai begnügten[3]).

Soweit ich erfahren konnte, hat der vornehme Geist des Nordländers zu dieser unrichtigen und zurücksetzenden Behauptung geschwiegen, mein Gerechtigkeitsgefühl als ehrlicher Deutscher treibt mich aber zu dieser Richtigstellung.

Es sei hier noch ein kleines Erlebnis erzählt. Bei meinem erstmaligen Aufenthalt in Vossevangen ging ich an einem Samstagnachmittag in ein Rasiergeschäft, das von einfacheren Leuten ziemlich besetzt war. Auf einem Stuhle sitzend, zog ich von einem seitwärts stehenden, mit Zeitungen bedeckten Tisch ein englisches illustriertes Blatt hervor und riß dabei ein geöffnetes Rasiermesser mit, dessen Klinge beim Auffallen auf den Boden zersprang. In erregten Worten verlangte der Besitzer, der mich für einen Sohn Albions hielt und leidlich englisch sprach, den Kostenpreis von 5 Kronen ersetzt, während ich mich daran hielt, das Messer wäre nicht sichtbar gewesen und gehörte überhaupt nicht auf einen Zeitungstisch. Sämtliche Anwesende

---

[1]) Siehe Seite 88.

[2]) Siehe Seite 391, auch Seite 458 (unten) und 459 (oben).

[3]) So sagt Wallsee im ‚Nordland- und Spitzbergenfahrer': „Wer Spitzbergen im Sonnenschein gesehen, verläßt es mit einem leisen Bedauern, nicht besser zugegriffen zu haben. Vielleicht wird es mal dahin kommen, daß die hamburgischen Exkursionsschiffe ihre Fahrt über die Adventbai hinaus erstrecken."

traten nachdrücklich für mich ein, so daß der Bartkünstler in seiner Forderung auf die Hälfte zurückging. Durch die unfreundliche Art des Mannes selbst erregt, erklärte ich aber unter der lebhaften Zustimmung der übrigen, keinen Öre zu geben. Den nach mir Ankommenden wurde gesagt, daß der Barbier nichts von mir zu verlangen hätte, und mehrere der Gehenden hielten mir mit Augenzwinkern ihre 10 oder 15 Öre hin, bevor sie das Geld hinlegten. Ich mußte aber mit einem Scheine bezahlen, da ich gerade vorher dem Skydsgut alle kleine Münze gegeben hatte. Der Verschönerungsrat suchte lange das Geld zusammen und drückte mir endlich den Wechsel in die Hand. Ich zählte nur flüchtig nach. Als ich draußen das Geld noch mal aus der Tasche hervorholte, fand ich, daß ich über eine Krone zu wenig hatte.

Unlautere Elemente gibt es überall; der Gaunerei dieses einzelnen steht das ritterliche und von Rechtlichkeitssinn zeugende Verhalten der anderen Norweger gegenüber.

Ob in ähnlichem Falle bei uns die Leute überall gegen ihren Mitbürger und für einen unbekannten Ausländer so einmütig Partei ergriffen hätten?

Von der Ehrlichkeit ihrer Stammesgenossen erzählen die Norweger selbst gern die folgende kleine Geschichte.

Ein junges ausländisches Hochzeitspaar sei auf einer Stolkjaerre über eine norwegische Landstraße gefahren. Der verliebte Gatte habe seine umgehängte lederne Geldtasche, in deren verschiedenen Gefächern 50 Goldstücke untergebracht worden seien, auf dem Rade schleifen lassen. Das Leder der Tasche und Innenfächer sei nach und nach durchscheuert worden und allmählich ein Goldstück nach dem anderen auf einer 50 km langen Wegstrecke zur Erde gefallen. Noch an demselben Abend seien 40 der Geldstücke von fast ebensoviel Findern bei den verschiedenen Amtsvorstehern abgeliefert worden, und folgenden Tags habe das Pärchen seinen Reiseschatz bis auf vier oder fünf Goldfüchse wieder in den Händen gehabt.

Kapitel 41.

Der Moldefjord und die Rosenstadt Molde.

Abfahrt von Drontheim — Im Romsdal- und Moldefjord — Ausflug durchs Romsdal nach Horgheim — — Molde — Klima und Pflanzenwuchs — Dat er saa fagert i Molde at hvile — Das Altargemälde Axel Ender's — — Abendliche Fahrt durch den dämmerigen Fjord — Heimatgedanken — Herr Sonnenschein aus Königsberg — Seine Philosophie.

Um halb sieben trennten sich die beiden Schiffe von der Kaimauer des Drontheimer Hafens. Die Maschine stampfte. Kommandorufe ertönten. Böllerschüsse durchdröhnten die Luft. Taschentücher flatterten.

Ein Hafenbild bietet ein einzigartiges Interesse. Wir waren nach einem erneuten Besuche des Doms, wo wir auch norwegische Geistliche in langem Talar und der gestärkten Halskrause, wie man sie auf alten holländischen Gemälden findet, gesehen hatten, nach dem Mittagessen in der Loge und einigen Besuchen und Einkäufen aufs Schiff gegangen und hatten uns das Wogen und Treiben im Hafen, das Ein- und Ausladen der Güter, das Abfahren der Schiffe angesehen und mancherlei erklären lassen.

So erfuhr ich hier auch die Bedeutung einer blauen Flagge mit einem weißen Quadrat in der Mitte, die ich an Landeplätzen oft auf den Schiffen bemerkt hatte. Es war der blue boy, der ‚blaue Peter', und besagte, daß das Schiff vor dem nächsten Sonnenaufgang den Hafen verlassen haben würde.

Vor der Hafeneinfahrt lagen vier englische Kriegsschiffe größten Typs. Wuchtig lasteten sie auf der Flut. Frische blaue Jungen winkten uns zu. Der Stolz des Engländers und sein ‚Britannia rules the waves' ist heute noch zu verstehen.

Die abendliche Fahrt war reizvoll. Die Sonne verschied. Der westliche Himmel stand in einem sanften, wohltuenden Rot, von dem sich die Umrisse der dunkeln Berge und Schären in scharfer Linie abhoben.

Die milde Pracht der sterbenden Himmelskönigin bewegte die Seele.

Hippolyte Taine sagt in seinem Kapitel über die empfindsame Zeit, die der französischen Revolution vorausging, daß das höchste Ziel des Edelmenschen jenes Zeitalters gewesen wäre, in Schönheit zu sterben. Sie mochten's von der Sonne lernen.

Der Mond schien sich im Bewußtsein seiner Schwäche zu sagen, daß er solcher Pracht nicht fähig wäre. Scheu und stillergeben hielt er sich hinter Wolken und wagte nur kurze und schüchterne Blicke auf die sanfte Schönheit des scheidenden Tagesgestirns.



Das Romsdalshorn.

Erst als seine Nebenbuhlerin ganz versunken ist, hebt sich sein Mut. Er tritt frank hervor und verschmilzt seine erborgten Strahlen mit dem milden Dämmerlicht, das der Tote noch gibt.

Anmutige Ortschaften spiegeln sich eitel in der blanken Flut.

Frau v. P. geht einher und fragt nach dem Namen einzelner Gehöfte, die mit ihren zerstreut liegenden Schuppen allerdings den Eindruck eines kleinen Ortes machen. Man hat sich gewöhnt, ihr schnell erfundene Namen zu nennen, die immer lustiger lauten; der Reisende hat das nordische Idiom schon wohl erfaßt. Sie versteht ja doch nicht, und wenn sie versteht, hat sie das Gehörte nach einer Minute vergessen. Sie findet jetzt, daß die Orte, die wir jeweilig im Laufe

des Tages berühren werden, den Reisenden durch Anschlag bekannt gegeben werden müßten.

❧ ❧ ❧

Am anderen Morgen sind wir im Moldefjord. Eine kunstvolle Felsenstraße führt an dem steil abfallenden Ufer entlang. Wo das Gestein etwas Platz hergibt, sind freundliche Häuschen erbaut.

Das Landschaftsbild ist von bezaubernder Frische. Es grünt und



Die Veugetinder von Veblungsnaes aus gesehen (Romsdal).

blüht überall. An den Felshängen erkennt man die meisten unserer heimischen Laubbäume.

Vor uns in der Ferne erhebt sich ein gewaltiger Bergriese, seltsam gestaltet. Es ist das 1556 m hohe Romsdalshorn, der Beherrscher des ganzen Gebietes.

An den Ufern entfaltet sich ein erstaunlich üppiger Pflanzenwuchs. Hoch und kräftig schießt das Gras empor, Feldblumen von seltener Farbentiefe heben neugierig ihre Köpfchen daraus hervor der lieben Sonne zu, leuchtende Weidenröschen, stattliche Königskerzen recken sich stolz empor.

Schneeige, wildzackige Gipfel türmen sich hinter den grauen Vor=

bergen. Der dräuende Winter hinter dem lachenden Frühling, als ein strengharter Mahner, daß es auch anderes gibt als Lenzeswonne und Sommerlust.

Um zehn landen wir in Aandalsnaes, gewöhnlich kurz Naes genannt, dem Ort an der Mündung der Rauma, d. h. der ‚Laufenden‘. Stolkjaerren warten unser. Sie sollen uns in das wilde Tal dieses Flusses bis hinauf nach dem drei Wegstunden entfernten Gasthof Horgheim bringen.



Die Troldtinder im Romsdal (von Westen).

Das Romsdal, d. h. das Raumatal, ist eins der großartigsten Alpentäler Norwegens.

Von breiten Schneefeldern und zerborstenen Gletscherströmen bedeckt, erheben sich kühngeformte Gipfel bis zu einer Höhe von fast zweitausend Meter.

Mon macht sich erst die rechte Vorstellung von der Wirkung dieser Hochalpenlandschaft, wenn man bedenkt, daß die Berge vor dem Beschauer, der sich auf Meereshöhe befindet, in der gleichen Riesenhöhe aufragen wie die Gipfel der Walliser-, Bernina- und Ortleralpen von Zermatt, Pontresina und Sulden aus, die selbst schon 18—1900 m über dem Meeresspiegel liegen.

Durch ihre Nähe, ihren steilen Aufbau, ihre herbe Wildheit wirken sie gewaltiger, drohender. Man fühlt sich in ihrem Bann und versteht, daß der scheue Menschenzwerg in ihnen feindliche Gottheiten sah und sie mit deren Namen Trolde und Gyre belegte.

Hexenzinnen nannte das Volk die Riesengipfel des Romsdal.

Die ungeheuren Ure und kahlen Streifen an den bewaldeten Bergseiten künden von Steinstürzen und Lawinen[1]).

Zwischen den ragenden Steilgipfeln rauscht und schäumt die wilde Rauma in breitem Bett. Mächtige Felsblöcke fordern ihre Wut und dämpfen ihre Gewalt. Tobend zerschlagen sich die reißenden Gletscherfluten.

Brausende Wasserfälle, die Mittler zwischen Fjeld und Tal, schießen in die Tiefe, in mehreren Sätzen über tausend Meter hohe Felswände hinabspringend. Selten nur haben hier wie auch sonst die Wasserfälle tiefere Furchen in den glasharten Gneis graben können.

Zu beiden Seiten des Flußufers mildert die grimme Wildheit ein freundlicher Baumwuchs von Birken, Erlen und Eschen. Auf saftigen Wiesen weidet das Vieh.

Zu unserer Linken erheben sich die nur gelegentlich durch Felsspalten sichtbar werdenden Vengetinder und das spitze Romsdalshorn, zur Rechten die noch höheren, von Schneestreifen zebraartig durchfurchten Troldtinder. In der heißen, dunstfreien Luft gleißen ihre hohen Häupter, wie bedeckt von einem Diadem blitzender Demantsteine.

Bei Horgheim[2]) endet der großartige Teil der nach Lillehammer führenden, 285 km langen Landstraße. Kurz vor dem einfachen, aber guten Gasthof läuft die Straße der häufigen Lawinen- und Steinstürze wegen auf einem Damm mitten durch das seeartig erweiterte Flußbett. — Um halb drei waren wir wieder auf dem Schiff und um halb fünf nach genußreicher Fahrt durch den sommergrünen Romsdal- und Moldefjord in Molde.

ஐ ஐ ஐ

Die Rosenstadt Molde liegt unter dem 63. Grad auf der Höhe des vereisten Labrador und fast drei Breitengrade nördlicher als Petersburg und besitzt ein Klima, das demjenigen des Vierwaldstätter Sees und Südöstreichs gleichkommt.

---

1) Das Wort Lawine, Lauine ist übrigens unser Laune, d. h. Einfall.

2) 14 km von Naes.

Die Fluten des Golfstroms sind dem Gebiet des Moldefjords eine Warmwasserheizung; die gewaltigen Höhenzüge, die sich hinter den grünen Vorbergen auftürmen, halten alle herben Winde von dem gesegneten Gefilde ab und ermöglichen einen ganz überraschenden Pflanzenwuchs.



Der Slettafos im Romsdal.

Alle unsere deutschen Laubbäume, Birken, Tannen, Lärchen, Ahorn, Eschen, Linden, selbst Buchen, Kastanien und fruchtreifende Kirschen gedeihen in üppiger Pracht. Rosensträucher und Obstbäume beugen sich unter ihrer Last. Gaisblatt und Kletterrosen umranken die Häuser, die Gärten erblühen in gelben, weißen und blauen Lilien, Levkojen, Reseda, Lavendel und erfüllen die Luft mit süßem Duft. Blumen und Pflanzen, von den europäischen Mittelländern nach Molde überpflanzt,

entwickeln sich zu ungekannter Pracht. Die Blütenfülle dauert den ganzen Frühling und Sommer, und noch im September will das Blühn nicht enden. Rosen und Fremdsträucher läßt man im Winter unbedeckt, in dem das Thermometer nur selten unter Null fällt.

Und über diesem goldsonnigen Bilde, das uns beseligt wie ein zartes Sinngedicht, leuchtet in Winterhärte der schneeige Zinnenkranz hochragender Alpen als ein eindringliches Memento, daß Muspelheim nicht fern von Niflheim liegt.

Molde ist ein schmuckes Dorf von nahezu 2000 Einwohnern. Seine Entstehung reicht bis ins Mittelalter zurück. Der Ort hat seine frühere Bedeutung als Handelsstadt verloren, ist dafür aber ein berühmter Mittelpunkt des Fremdenverkehrs geworden. Riesengasthöfe, wie das Hotel Alexandra im Westen und das Grand Hotel am Ostende legen Zeugnis von der Flut der sommerlichen Reisenden ab.

Det er saa fagert i Molde at hvile, Molde ist auch ein Platz, wo man weilen möchte, ein Ort, der alle Schönheiten in sich vereinigt, die sonst jede für sich Berühmtheit geben: die See, deren warme Flut zum Bade ladet, der Laub- und Nadelwald am Ufersaum, der zu genußreichen Spaziergängen lockt, die Alpenkette, die zu Kletter- und Gletscherfahrten auffordert.

Am Strande erheben sich die prächtigen Landhäuser der Kaufleute von Kristiansund; Stockfisch und Lebertran müssen artigen Gewinn abwerfen.

Wunderschön angelegt erschien uns Dahl's Have, ein stufenförmig über der Stadt aufsteigender Garten mit Veranden, Pergolas und Marmorstandbildern und allen denkbaren in- und ausländischen Pflanzen- und Baumarten.

Einen herrlichen Blick hatten wir vom Rekneshaug, einer Anhöhe im Nordosten der Stadt, welche auf gutem Wege in einer Viertelstunde erreicht wird. Der Rundblick von diesem Aussichtspunkt war einzig lieblich.

Der von träumenden Booten bedeckte Fjord blinkte wie ein Riesenspiegel, die weiten Gebirge hüllten sich schamhaft und gefallsüchtig zugleich in einen zarten Schleier von durchsichtigem Blau.

Wir verstanden die begeisterten Lieder, in denen Björnson, der in seiner Jugend die Realschule von Molde besuchte, dies Rosenparadies besingt. Molde ist auch der Schauplatz seiner Novelle vom Blumenmädchen.

Prächtig soll auch der Blick von dem etwa 400 m hoch gelegenen Moldehei sein; doch fehlte uns die Zeit und bei der brennenden Sonnen-

hitze auch die Lust ihn zu ersteigen. Mehr lockte uns ein Bad in den klaren Fluten des Fjord.

Seit Mitte Juni hatte es in dem sonst ziemlich niederschlagsreichen Molde nicht geregnet.

Wir besuchten noch die Kirche, die ein berühmtes Altargemälde des Malers Axel Ender, die Frauen am Grabe des Auferstandenen, besitzt. Es ist der Augenblick festgehalten, wo der Engel zu den beiden Marien sagt (Mtth. 28. 5, 6): „Fürchtet Euch nicht, ich weiß, daß ihr Jesus den Gekreuzigten suchet. Er ist nicht hier, er ist auf-



Molde.

erstanden, wie er gesagt hat." Das Bild ist innig empfunden und gut gemalt; besonders sind gewisse, durch Figuren und Felswand entstandene farbentechnische Schwierigkeiten mit Geschick überwunden. Vor dem Gotteshause, dessen Kirchhof vorzüglich gepflegt wird und in einem Meer von Geranien und Fuchsien erleuchtet, sind mehrere Buden aufgeschlagen, die Nachbildungen des Gemäldes feilhalten.

Wie einzelne Kunstgegenstände, an besuchten Fremdenplätzen sich darbietend, ganz anders zur Geltung kommen, als wenn sie sich in Sammlungen in der Menge verlieren! Hinge das Bild in einer Kirche oder Kunstausstellung einer Riesenstadt, so würde es wenig beachtet. Jetzt ist es der Welt bekannt.

❧ ❧ ❧

Um sechs lösten sich die Taue, die unser Fahrzeug an die Hafenmauer fesselten. Ein Zittern durchging den schwanengleichen Leib des Schiffes. Hart schnitt der weiße Bug in die tintenblaue Spiegelflut und holte Myriaden von Perlen aus dem Schatz der Tiefe.

Außer dem Neptun fuhr mit uns ein dichtbesetzter Küstendampfer ab, blieb eine Zeitlang neben dem Kong Harald und zeigte uns das belebte Treiben auf diesen nordischen Schiffen. Ich bin immer gerne mit ihnen gefahren, da sie den Fremdling einen tieferen Einblick in das Land und das Wesen seiner Bewohner tun lassen als die deutschen Lustdampfer mit ihren allvölkischen Insassen.

Wir freuten uns der Abendfahrt durch den dämmerigen Fjord.

Geheimnisvolles Raunen klang in das Innerste. Ein träumendes Rauschen, das durch die Wipfel der Laubbäume ging, flüsterte den ersten Gruß der Heimat. Mit wonnigem Schauer gedachten die Spitzbergenfahrer der baldigen Rückkehr zu ihren Lieben.

Aus der Höhe und Ferne winkten in gleißender Helle die weißen Häupter der Eisgipfel, als sprächen sie das letzte Lebewohl der Arktis.

Alle Saiten in uns klangen weich und rein.

Der Abend sinkt. Der Mond entsteigt den Fluten.

Südwärts wendet das Schiff seinen Lauf.

Meine Seele träumt der Heimat zu. Holde Traumgesichte werden auch die Kinder schon umfangen. Ein Brief hat uns verraten, daß sie aus Pappdeckel große Eisbären und Bergformen ausschneiden, Farben auftragen und die großväterliche Veranda zu einer Spitzbergenlandschaft umwandeln. Sie wissen zwar nicht, daß Birken dort nicht wachsen, aber frisches Grün gehört einmal zum Willkommen.

Weiter spinnt die Seele ihre Fäden ... ich beginne das Sehnen meiner Frau zu verstehen. —

Ein kreischender Schrei gellt vom Hauptdeck auf das Promenadendeck hinauf. Eine dicke süddeutsche Wittib stürzt keuchend die Treppe herauf und ruft:

„Unerhört, der Sonnenschein kommt nackt aus der Badezelle, nur ein Frottiertuch hält er vor sich!"

Herr Sonnenschein aus Königsberg war das Schreckenskind des Schiffes. Auch der Sündenbock und die Zielscheibe der Witze. Unterhaltsame Erzähler lügen. Wieviel mochte wahr sein an dem, was die Witzbolde täglich von ihm zu berichten wußten?

Schon seine Gestalt reizte zum Lachen. Er maß über sechs Fuß und hatte bei zartem Glieder- und Knochenbau ein Bäuchlein, dem diese Verkleinerungsform nur aus Gründen des Wohlklangs zusteht.

Er sah aus wie eine Puppe, die sich ein ländlich Kind durch Hineinstecken von Holzstäbchen in eine Kartoffel herstellt. Das knabenhafte Vogelgesicht lief in eine nicht enden wollende Adlernase aus, die dem ganzen unbeholfenen Menschen ein unendlich komisches Gepräge gab. Er mußte sich vor der Welt auf das Nordlandschiff gerettet haben.

Seine einzige Freude war das Essen. Von seinem Appetit und seinem Benehmen bei Tisch gingen seltsame Dinge von Mund zu Mund. All' die kleinen Anekdoten vom ersten europäischen Besuch des Schahs von Persien lebten auf. Niemand wollte mehr neben ihm sitzen, selbst die Stewards ihn nicht mehr bedienen. Zuerst wurden sie vom Obersteward gewechselt, aber bald streikten sie allgemein, der Zustimmung der Tischgenossenschaft gewiß. Sie erklärten, daß der Herr nicht nur den halben Inhalt der Schüsseln auf seinen Teller herunterlange, sondern sie auch so nach den besten Stücken durchwühle, daß sie dem Nachbar nicht mehr gereicht werden könnten. Er hatte auch offen erklärt, das Schiff zu verlassen, ohne ein Öre Trinkgeld zu geben.

Als er andauernd schlecht bedient und schließlich ganz übergangen wurde, wandte er sich im Stufenwege der Beschwerde vom Obersteward und Restaurateur an den Kapitän, der in seiner menschenfreundlichen und versöhnlichen Art noch immer zu vermitteln und einen offenen Ausbruch zu vermeiden gewußt hatte.

Als jedoch jetzt, nach diesem Auftreten in paradiesischer Unschuld, die erschreckte Dame sich standhaft weigerte, wieder mit ihm zusammen zu sitzen, fragte der Kapitän an unserem, seit Drontheim ziemlich gelichteten Tisch an, ob wir den Verfehmten bei uns dulden würden. Meine Frau und ich hatten oft Mitleid mit dem verlassenen Menschen gefühlt, wenn er so einsam an der Reeling stand und traurig ins Meer blickte, und ihn zuweilen ins Gespräch gezogen. Wie ich später hörte, hatte er selbst den Wunsch geäußert, bei uns zu sitzen. Die Italiener und Franzosen unseres Tisches verstanden den Kapitän nicht recht, der kleine Doktor und wir beide sagten zu, der blutjunge Steward wagte keinen Widerspruch.

Wie ein schämiges Mädchen kam er nach dem ersten Gang durch die Seitentür und setzte sich gesenkten Auges an seinen neuen Platz. Er bemühte sich augenscheinlich, gesittet zu sein. Er war vorher, wenn er die Zipfel der Serviette zwischen Hals und Kragen versenkt hatte, gefragt worden, ob er sich rasieren lassen wollte, und hatte sie dann aus Trotz hoch um den Hals geschlungen. Heute legte er sie sittsam auf den Schoß, ließ auch zerkaute Fleischreste nicht auf den

Teller zurückfallen und zog nur in unentwegter Furchtlosigkeit das Messer durch die Lippen. Leider hatte unsere gute Behandlung das Ergebnis, daß die anfängliche Wohlanständigkeit von Mahlzeit zu Mahlzeit nachließ, so daß jeder die Augen möglichst von ihm fernhielt.

Gleich nach dem ersten Reisetage verfügte er allein über seine Kabine; doch wollte keine der Stewardesses sie versehen. Auch das gab ewige Beschwerden und lustige Aufdeckung von Ankleidegeheimnissen.

Er war an sich ein harmloses Gemüt und tat keinem was zu leide. Nur verlangte er, daß man auch ihn in Ruhe ließe. Er war in seiner Weise ein Philosoph. Die Gesellschaft wollte ihn nicht, drum wollte er sie auch nicht. Er lebte sich und seinem Körper, ganz unbekümmert darum, was man von ihm hielt. Seine Frechheit war allein seine Gleichgültigkeit gegenüber der Welt und ihrem Urteil. Ließ man ihn nicht in Ruh, so wehrte er sich seiner Haut. Cet animal est très méchant, quand on l'attaque, il se défend.

Wenn er sich nach dem reichlichen Abendessen an der Bar von den blutjungen Studenten den Teller in aller Gemütsruhe immer wieder aufhäufen ließ, so merkte er wohl die Verhöhnung. Er hatte aber sein ganzes Leben nichts als Spott erfahren und sich so an ihn gewöhnt, daß er ganz immun geworden war. Die Jünglinge überhoben ihn einfach der Mühe, den Teller selbst wieder zu füllen..

Mit diesem ewigen Essen half er sich auch über die Ungemütlichkeit der jeweiligen Lage hinweg. Er war dann beschäftigt. Raabe erzählt von einem Kandidaten, der den Söhnen einer Familie Stunden gibt und, auf den Hausball geladen, während des Tanzens der übrigen Jugend immerzu am Büffet steht und den Schüsseln bedenklich zusetzt. Der Hausheer läuft zu seiner Frau und flüstert ihr zu, doch den Kandidaten zu unterhalten, er äße in seiner Verlegenheit sonst das ganze Büffet leer.

Lag Herr Sonnenschein einen Augenblick im Deckſessel, so mischten sich kräftige Sägegeräusche in die weichen Klänge von Geige und Cello, so daß die Zuhörer bald in helles Gelächter ausbrachen und die Kapelle außer sich geriet. Die Jugend stellte dann allerlei Torheiten mit dem Schläfer an. Wurde es zu toll, so schlug er im Schlafe feste um sich; sonst öffnete er kurz darauf die unschuldvollen Kinderaugen und ging, als ob nichts vorgefallen wäre, an irgendeine verlassene Stelle.

Wer ihn verstand, verzieh ihm. Ich glaube, er war oft recht unglücklich. In Drontheim und Bergen beteiligte er sich nicht an den

allgemeinen Mahlzeiten in den Gasthöfen, sondern suchte sofort beim Verlassen des Schiffes das zweite Hotel der Stadt auf, wo er für sich allein ein reichhaltiges, selbst ausgewähltes Mahl bestellte. Mit einer ihm nicht recht anstehenden Eitelkeit und Anzüglichkeit erklärte er auf die Fragen, wo er gesteckt hätte, daß er doch einmal gut hätte essen wollen.

Der Einsame wollte einsam sein. Dem Verlassenen winkte keine andere Freude. Er hatte sich mit dem Schicksal abgefunden. Er war das Opfer seiner Quasimodogestalt. Sollte er sich über das Spottlächeln eines jeden, der ihn ansah, ärgern?

Meine Frau fragte ihn, ob ihn nicht auch nach der Heimat und den Seinen verlangte. — „Nein, ich habe keine Familie," hatte er geantwortet und sich entfernt, wohl um weiteren Fragen auszuweichen. Er war arm.

Er erkundigte sich bei mir einmal, was ich denn immer niederschriebe, auf Reisen wollte man doch faulenzen. Ich sagte ihm, daß ich auch von ihm und seinem Wesen einiges notiert hätte, seine Persönlichkeit böte Interesse, er wäre eben anders als die gewöhnlichen Menschenkinder und ob ich ihn in einer Reisebeschreibung erwähnen dürfte. Er schien fast stolz und gab zur Antwort: „Schreiben Sie von mir, was Sie wollen, mir ist ganz egal, was die Leute von mir halten, und bei mir zu Hause liest man Ihr Buch sowieso nicht."

Dieser seltsame Philosoph zieht mir oft durch die Gedanken. Wenn mich die Vereinstätigkeit und die gesellschaftlichen Verpflichtungen überstark in Anspruch nehmen, denke ich häufig an seine Lebensweisheit und sage mir: Laß fahren dahin; such' das Glück nicht da draußen in der trügenden Welt.

Kapitel 42.

Der Sognefjord.

Die Eigenart des Sogne — Klima — Verkehrswege — Framnaes — Balholmen — Die Frithjofsage — Der Jostedalbrae — Mutter und Tochter — Der Aurlandsfjord — Der Naeröfjord — Gudvangen — Das Naerödal — Die Stalheimskleven — Das Stalheimhotel.

Die Langschläfer überraschte eine reizende Fjordlandschaft.

Da man abends erfahren, daß der Eingang in den Sognefjord wie derjenige der meisten anderen Nordlandsbuchten wenig anziehend wäre und die so oft gesehenen kahlen und abgeschliffenen Höhen böte, war man übereingekommen, der stärkenden Kabinenruhe ergiebig zu pflegen.

Schon waren die Solundare der Frithjofssage hinter uns.

Der Fjord verengte sich. Ganz nahe traten die nackten, immer höher werdenden Steilwände heran.

Die Landschaft wurde freundlich. Die Hänge zeigten üppiges Laubgrün und trennten sich durch weiße Schneefelder.

Die Sonne hielt noch zurück. Ich hatte den Schiffsgenossen den Sognefjord als schönsten der Fjorde hingestellt und hoffte, Ehre einzulegen. Hoffentlich ließ mich die Hohepriesterin der Natur nicht im Stich.

Der Sogne — das Wort bedeutet ‚schmaler Meeresarm‘ und wird ‚ßochne‘ gesprochen — ist vielfach ausgezeichnet: durch seine Länge, durch die Höhe seiner Alpengipfel, durch seine sagenhaften und geschichtlichen Erinnerungen und durch seine tiefernste, hoheitsvolle Schönheit.

Wird seine starre Düsterkeit durch hellen Sonnenschein gehoben, so wirkt er überwältigend auf Herz und Sinn; ohne Sonne mag er das Gemüt feinfühliger Naturen bedrücken.

Er ist von Sognefest, dem Ort an seiner Mündung, bis Skjolden 180 km lang und hat eine durchschnittliche Breite von 6 km und eine Tiefe bis über 1200 m. Mit seinen zahlreichen Verzweigungen gleicht er einem winterlich beschnittenen Baumast oder der Stange eines vielendigen Hirschgeweihs.

Felswände von 1500 m Höhe fallen jach in die dunkle Flut und zeigen noch tief in ihr den lotrechten Absturz. Die Tiefe des Wassers soll an vielen Stellen der Höhe der Berge gleichkommen.

Es wird einem beklommen zu Mute, wenn man unter diesen dräuenden Riesenmauern hindurchfährt, die oft so eng aneinander treten, daß der Bug die Klippe fast berührt.

Sprühende Wasserfälle stürzen in senkrechtem Fall über den stahlharten Granit herab, grauweiße Gletscher strecken ihre Zunge lechzend



Phot. Atelier Schaul, Hamburg.

Im Sognefjord.

der blaugrünen Flut entgegen. Wo das Gestade etwas Platz hergibt, prangen Ährenfelder, Obsthöfe und freundliche Wohnstätten.

Es ist schon erwähnt, daß nirgendwo sonst in Norwegen die rasche Abnahme der Niederschläge von der Küste nach dem Innern so scharf hervortritt wie im Sogne. Die jährliche Niederschlagsmenge geht von 1900 mm allmählich bis 400 mm zurück.

Während das Gebiet nahe der Küste Seeklima mit feuchten, kühlen Sommern und nassen, milden Wintern zeigt, besitzen die östlichen Arme Binnenlandsklima mit heißen Sommern und kalten Wintern. Es gefrieren jedoch nur die äußersten Enden der Einbuch-

tungen, wo die eisigen Gletscherbäche die lauwarmen Golffluten erkälten.

Der letzte Zipfel des Fjord reicht unmittelbar an Jotunheim und seine Eisthursen; die übrigen stoßen gegen starre Felswände und wildbachdurchtobte Steiltäler, die dem Verkehr ein Ziel setzen. Nur durch das Laerdal ist es von Laerdalsören[1]) möglich, aus diesem Impaß ostwärts hinauszugelangen; die übrigen Enden gestatten nur rüstigen Bergsteigern das Weiterkommen. Im Süden bringt in der Fortsetzung des Naerödals die Steilstraße nach Stalheim und von



Fjordlandschaft bei Balholmen.

da die Überlandstraße die Reisenden nach Vossevangen und weiter nach dem Hardanger oder auf die Bergensbane.

Dies sollte auch unser Weg werden. Fast alle Schiffsgefährten wollten von Gudvangen über Land nach Vossevangen und dann weiter nach Bergen, um hier den Dampfer wieder zu erreichen. —

Nach mehrstündiger östlicher Fahrt wandte das Schiff an der Felsenecke Framnaes nordwärts.

Einer der schönsten Blicke, die Norwegen bietet, öffnete sich unsern beseligten Augen. Nach allen Seiten, nach Süd und West, nach Nord und Ost schaute man in die geheimnisvolle Tiefe der Fjordarme.

---

[1]) Vgl. lat os, oris, Mund, Mündung und das luthersche Nadel-ör.

Man läuft an Vorder- und Achterdeck, an Steuer- und Backbord und kann nicht fort und möchte fort.

Meine Frau sitzt in einem Winkel wie ein Handwerker in seiner Werkstatt. Sie hat einige glattgeschliffene Spitzbergensteine als Mitbringsel mit kleiner Landschaft bemalt, und nun bringen die Schiffsgäste ihren Schatz an Kieseln und Versteinerungen, ihre Andree- und Wellmanbeute, um sie mit Datum, Ort und Landschaftsskizze versehen zu lassen. Der mitleidige Rittmeister holt scherzhaft seinen Koffer herbei mit der Bitte, darauf die Anfangsbuchstaben seines Namens zu malen. — Sie warf Pinsel und Palette beiseite, als ich ihr Gesicht hob und seitwärts richtete.

Die Sonne hat die Verantwortung für ihr Fernbleiben nicht zu übernehmen gewagt. Mit hellem Glanz überstrahlt sie das erhabene



Balholmen.

Bild, das die trunkene Seele in sich hineinsaugt. Ein Bild gefügt aus nichts als Stein und Wasser und darüber ein bißchen Sonne. . . .

Doch siehe dort zur Linken, da werfen die Fenster lichter Gebäude blendende Strahlen zurück, große, neuzeitige Häuser tauchen aus Waldesgrün, Obstbäume neigen sich unter der Schwere ihres Segens.

Wir sind in Balholmen.

Hell grüßen die St. Olafskirche, die freundlichen Landhäuser, die stattlichen Gebäude von Kvikne's Hotel und von Hotel Balestrand. Die norwegischen Landschaftler A. Norman und Hans Dahl wohnen hier zur Sommerzeit in schmucken Villen. Sie müssen wissen, wo's im Nordland am schönsten ist.

Die hehre Größe der Felsenlandschaft, Bautasteine[1]) und Grab-

---

[1]) Die alten Skandinavier pflegten die Gräber mit großen Felsblöcken (Bautasteinen) zu bedecken und diese mit Runeninschriften zu versehen. Es

hügel gaben vor nicht langer Zeit Anlaß, den Schauplatz der altisländischen Frithjofsage, die am Sogne spielt, hierher zu verlegen. Heute geschieht's wie in allgemeiner Übereinkunft. Das von unserm Kaiser vor drei Jahren gestiftete Frithjofdenkmal wird hier seinen Platz finden. Man erwartet seine Fertigstellung im Sommer 1913. Die Norweger kennen übrigens die Tegnérsche[1]) Dichtung weniger gut als wir Deutsche, dafür lieben sie manchen unserer Dichter mehr als wir selbst.



Phot. Atelier Schaul, Hamburg.

Kirche in Balholmen.

Man zeigt jetzt in Vangsnaes, an der Felsenspitze Framnaes, den Ort, wo des Friedensdiebes[2]) Hof gestanden, am westlichen Balestrand den Platz, wo einst der Königspalast von Ingeborgs Vater ragte, und auf einem Hügel, den ein Bautastein krönt, des Königs Bele Grab.

— Des Dampfers Herzschlag stockt eine Weile in dieser Pracht.

geschah einmal, um die Grabstätte kenntlich zu machen und die Erinnerung an große Männer und ihre Taten wach zu halten, dann aber auch, um aasfressende Tiere und besonders Grabdiebe, welche die mitversenkten Schmuckgegenstände und Waffen lockten, fernzuhalten.

[1]) Tegnér war Schwede.

[2]) Siehe Seite 139.

Es lösen sich donnernde Kanonenschüsse und rufen an den Wänden einen zehnfachen Widerhall hervor.

Auch in dem blauen See ruht ein Echo. Das Fjordwasser gibt das Landschaftsgemälde im Spiegelbild wieder, aber zarttöniger und gedämpfter, als das Echo den Klang wiederholt.

Manche erklären den Teil des Sogne bei Balholmen für das Schönste in Norwegen.

Die Steilwände schieben sich wie Theaterkulissen vor. Wir schauen



Landschaft im Fjaerlandsfjord.

zurück und können nicht begreifen, woher wir gekommen, denn hinter uns zeigt sich ein geschlossenes Felsenrund. Nur die in der Luft schwebenden Rauchwölkchen und der leicht gekräuselte Streifen des Kielwassers zeigen den Ort unserer Einfahrt an.

Schön zumal ist der Blick nördlich in den Fjaerlandsfjord. Weit über ihm ragt das gewaltigste Schneefeld Europas, der Jostedalbrae. Wo nur Spalten und Einsenkungen in die Felsmasse gerissen sind, senkt dies Riesenlaken seine Zipfel hinab. Man schaut die Größe dieses wogenden Schneemeeres nicht, man ahnt sie nur. Wie die Folgefond dem Hardanger, der Svartisen dem Lofotengebiet, so ist der Jostedalbrae dem Sogne der gewaltige Stimmungsmittler.

Sein Firnbecken umfaßt 900 qkm, der größte Alpengletscher 50 qkm. In den Alpen entsenden meist mehrere Firnfelder einen Eisstrom, in Norwegen ein Firnbecken mehrere Gletscherzungen. Im Nordland sind die Ferner ziemlich schmutzfrei, weil sie entweder überhaupt nicht von Bergen überragt sind oder die harten Gneiswände keine Verwitterungsbrocken abstoßen. Sie erstrahlen meist in reinem Weiß oder Blau.

Vor mir lehnen über die Reeling zwei in Drontheim an Deck gekommene Hannoveranerinnen, Mutter und Tochter. Sie sind vornehm in Trauerschwarz gekleidet und halten sich still für sich. Schwärmerisch redet der niedliche Backfisch auf die hübsche und jugendliche Mutter ein. Die Kleine ahnt nicht, daß der hinter ihr im Rohrsessel Versunkene ihre Äußerungen hört und unzart seinem Tagebuche einverleibt.

„Sieh, Mutter, wie die Sonne durch die Wolkenstreifen einmal nur hierhin und einmal nur dorthin ihre Strahlen wirft, als ob sie sagen wollte: ‚Sonst ist's zuviel für die Menschenkinder da unten‘. Vielleicht ist sie auch ganz raffiniert. . . . Oh, himmlisch ist diese Streifenbeleuchtung!“

Und sie schmiegt sich fest an die lächelnde Mutter.

Der weißbärtige Amerikaner, der täglich zwei Bäder nimmt, hat in Molde neue Zeitungen bekommen und hält ein Riesenblatt vor sein Gesicht. — Sie stößt ihre Mutter an.

„Sieh dich mal um, Mutter, erinnert der nicht an das Bild in den Fliegenden, wo der Mann hinten im Auto die große graue Brille aufhat und wo das Lied mit dem Refrain darunter steht: ‚Daß er nur ja vom Mai nichts sieht?‘“

Von den plaudernden Gruppen lösen sich Bildjäger, um photographische Aufnahmen zu machen.

„Mutter, flüstert sie, das Knipsen ist doch für eins gut; die Leute müssen so und soviel Aufnahmen mitbringen und deshalb doch auf die schönsten Punkte aufpassen. Aber, weißt du, sie sehen die Natur nur in Ausschnitten.“

Die Mutter merkte, daß ich des Töchterleins Worte hörte; sie sah mich an, und wir lächelten beide. —

Wir biegen südwärts in den Aurlandsfjord, einen ungeheuren, 1½ km breiten Gebirgsspalt, dessen düstere Wände fast senkrecht 900—1200 m hoch emporstarren.

Todeseinsamkeit, soweit der Blick reicht.

Vom hohen Fjeld stürzen Wasserfälle in langem Silberband über das dunkelbraune Gestein in die Tiefe hinab. Ihr Rauschen allein unterbricht die bedrückende Stille dieser hehren Natur. Nur hie und da, wo ein kleiner Fluß sich durch enge Felsschlucht windet und mit seinen Fluten auch seine Sinkstoffe in den Fjord wirft, hat der bescheidene Mensch auf dem winzigen Schwemmland seinen Wohnsitz aufgeschlagen und frohes Leben in den herben Tod gebracht.

Besonders erhaben ist der Blick am Vorgebirge Naerönaes, wo der Strom sich in den oberen Aurlandsfjord und den Naeröfjord gabelt.

Schweigende Felsmauern steigen zu beiden Seiten des stillen Wassers empor. Jach schieben sich die Gebirgswände des oberen Aurlandsfjord rechts und links wie Bühnenwände ineinander, vorne grün und hell, nach hinten immer blauer und dunkler werdend. Hurtige Wildbäche stieben von beiden Seiten herab, einmal in den Schluchten verschwindend und dann plötzlich silbern aufleuchtend.



Der Aurlandsfjord.

Immer gewaltiger wird die Natur. Wir steuern in den Naeröfjord. Er ist zu Anfang 850 m breit, wird aber enger und enger. Dreihundert Meter hoch stürzen die Gewässer eines Elv über gerade emporwachsende Talwände hinab.

Der Meeresarm ist nur noch ein ganz schmaler Fluß. Kaum 200 m beträgt die Entfernung der düsteren, jähen Felsenufer. Das Brausen der Wasserstürze erfüllt die Luft. Zweimal erscheinen sogar Zwillingswasserfälle, die sich trennen und wieder vereinigen.

Zur Rechten hat ein Felseinschnitt ein schmales Gelände freigegeben. Flugs waren Erdenkinder da und erbauten darauf Häuser und Kirchlein und nannten das Örtchen Bakke, d. h. Berghang[1]).

Stahlblaue, regendräuende Wolken decken die Felsenge und verhüllen auch die himmelstrebenden Gipfel.

Die Einbildungskraft hat freies Spiel.

Eine allgemeine Erregung bemächtigt sich der Reisenden, als die Maschine an diesem Erdenfleck ein Weilchen einhält. Schier atemlos



Vor Gudvangen am Naeröfjord.

schauen sie um sich. Eine geheimnisvolle Urweltsmelodie rauschen die Fluten der Wasserfälle. Die unfaßbare Großheit, die überwältigende Einsamkeit macht die Herzen still, die Seele bewegt. Den Menschen erfaßt das Bewußtsein seiner Kleinheit.

Am Ende des Naeröfjords liegt die kleine Ortschaft Gudvangen, wo wir zur Skydsfahrt durch das Naerödal und die Stalheimskleven hinauf ausgebootet werden.

Gudvangen besteht aus mehreren Gehöften. Wo nur ein Fleckchen Vorland gegen den Wasserrand hervortritt, hat der Mensch sich an-

[1]) Auch der deutsche Jäger nennt die gerundete Flanke eines Berges eine Backe.

gebaut, haftet er zäh an seiner Scholle. Felswände von 1000 m Höhe wachsen fast lotrecht hinter dem Dorfe auf, so daß die Bewohner viele Monate im Winter die Sonne überhaupt nicht zu Gesicht bekommen.



Das Naeröðal mit dem Jordalsnut.

An solcher Stätte versteht man die Schweigsamkeit der Menschen, ihren ernsten, schwermütigen Blick, das Streben ihrer Seele nach dem Unirdischen.

Vom Kilsbotten springt aus einer Höhe von 560 m der Kilefos hervor, der im ersten freien Sprung gleich 150 m, also die Höhe

des Kölner Doms, nimmt und dann fein zerstäubend über den Steilfels dahinschießt und sich in wogenden Brautschleiern auflöst.

Leichte Regentropfen weiteten Wellenkreise auf der glatten Flut, als wir landeten und die Stolkjaerren bestiegen. Die Regenstimmung gehört wohl zu dieser düsteren Felseneinsamkeit.

In Regenmantel und Südwester, das Spritzleder hochgezogen, das Gesicht dem kräftigenden Bergwind und den kühlenden Regentropfen dargeboten, fuhren wir frohgemut ins urenerfüllte Naeródal, die Fortsetzung des Fjords, hinein.

Ungeheure Felsriesen, die deutlich den gelblich grauen Labradorstein zeigen, ragen zum Himmel. Der gewaltige Jordalsnut, der den Blick gefangen nimmt, hat fast die Form eines regelmäßigen Kegels.



Stalheimshotel mit Blick ins Naeródal.

Den starren, unvermittelten Abschluß des Flußtälchens bildet die berühmte Stalheimsklev, eine 250 m hoch abfallende, von lichtem Wald bedeckte Felswand, an der in sechzehn Steilkehren eine kühne Fahrstraße hinaufführt. Hochoben winkt das weltbekannte Stalheimhotel.

Die Reisenden müssen am Fuß der Klev[1]) aussteigen; nur das Gepäck bleibt auf dem Wagen. Auch abwärts kann man nicht fahren, da das Körpergewicht die Pferde zu stark drücken und aus dem Halt bringen würde.

Den Gästen des Hotelschiffes war der Aufstieg zu gönnen. Keuchend

---

[1]) Das Wort Klev kehrt in unserem Kleve, Stadt am Berghang (des Reichswaldes) wieder.

kletterten wir hinauf. Der Regen prasselte. Eine Kehre nach der anderen wurde genommen. An den Enden der Windungen erschienen abwechselnd mächtige Wasserfälle, zur Rechten der Sivlefos, zur Linken der Stalheimsfos. Ihr Rauschen erfüllte die Luft.

Oft bleibt der Wanderer stehen. Ist's Müdigkeit oder Interesse an der Inschrift des Bautasteins, oder fesselt der Blick nach unten in die urgewaltige Felsenschlucht, wo sich das Naeröflüßchen wie ein silberner Faden durch die grünbewachsene Talenge schlängelt?



Das Naerödal mit der Stalheimsklev.

Oder ist's der riesenhafte Jordalsnut, der mählich die Form einer Glocke angenommen hat, oder weiter in der Ferne der schimmernde Kilefos?

Nach einer Stunde mühsamen Steigens sind wir oben.

Die Aussicht vom Stalheimhotel in das tiefe, dunkle Naerötal gilt als eine der großartigsten Norwegens. Mir hat die beiden Male, wo ich über Nacht oben war, sowohl morgens wie abends die Beleuchtung gefehlt. Ich fürchte, daß die leichte Erreichbarkeit dieses Aussichtspunktes[1]), der auch früher meist das Ende der Reise be-

---

[1]) Zur See über den Sognefjord und über Land von der Eisenbahnstation Voß aus.

deutete, ihn über Gebühr berühmt gemacht hat. Ich meine, es gebe in Norwegen recht viele Punkte, die sich mit Stalheim messen können.

Kaiser Wilhelm war mehrere Male hier, einmal auch mit der Kaiserin. Zur Erinnerung an seinen Besuch ist in der Höhe des Hotels ein Denkstein errichtet.

Das Aktienhotel, dessen großer Holzbau schon zweimal abbrannte, ist meines Erachtens nicht sonderlich gut bewirtschaftet. Wir waren fast alle sowohl mit der Verpflegung als auch mit den Zimmern unzufrieden. Es ist allerdings nicht leicht, für die große Masse der kurzweiligen Gesellschaftsreisenden immer gebührend zu sorgen. Auch das geräuschvolle Treiben während der ganzen Dämmernacht hat viele nicht zu Schlaf kommen lassen. Der Holzbau und seine dünnen Wände hemmen zu wenig den Schall. Wenn man im dritten Stock niest, so ruft's im Keller Prost.

Kapitel 43.

Über Land von Stalheim nach Voß und Bergen. Das Reisen im Innern Norwegens.

Skydsfahrt am frühen Morgen — Im Naeródal — Der nordische Falbe — Im Tal des Vossestrandelv — Opheimsvand — Vinje — Tvinde — — Voß — Die Lage und Bedeutung des Städtchens — Das Finneloftet — Ein Teppichkauf — — Mit der Vossebane nach Bergen — — Ob die Reisenden durch diese Überlandfahrt das Innere Norwegens kennen lernten? — Wie man das Binnenland bereisen soll — Die üblichen Touristenlinien — Die schönen Gebirgstäler — Fußwanderungen in Norwegen.

Wir hatten unsern Skydsgut auf sieben Uhr bestellt. Es hält schwer, im Lande der Spätaufsteher vor acht Uhr das Frühstück zu erhalten. Wir nahmen gern mit dem schnell Gebotenen vorlieb und harrten der schönen Fahrt nach Vossevangen, das 36 km von Stalheim entfernt liegt.

Der Himmel war verhangen. Die Luft wehte warm und weich.

Die nordischen Skydsfahrten durch den stillen, taufrischen Morgen, wenn der Nebel die Flanken der Berge umspielt und kein Lüftchen sich regt, sind wonnige Lust. Man entgeht der langen und dichten Staubwolke der Wagenkarawane (auch der norwegische Hest haftet an dem voranfahrenden Wagen wie der Rennfahrer am Schrittmacher) und fühlt sich auf dem bequemen, freien Umblick gewährenden Federkarren so frei und leicht wie der Vogel in der Luft.

Wolken verhüllten auch die Gipfel der Berge. Der Gedanke sucht Größeres als verborgen wird. Die Phantasie schießt so hurtig dahin wie der flinke Falbe.

An steilen Abhängen vorbei rast er ohne Scheuklappen hinauf und hinab, das letzte Stück bergab immer im sausenden Trab, um den Schwung für den Beginn des Anstiegs zu gewinnen. Keine Bremse hält zurück.

Ein kleines Füllen, einige Monate alt, läuft neben der Stute her und durchmißt mit ihr die ganze Strecke. Keinen Blick wirft die Mutter auf ihr Kind. Norwegische Erziehung.

Zuerst geht's im Tal des sprudelnden Naeróelv hinauf bis zur Wasserscheide zwischen dem Sogne- und Bolstadfjord. Der Weg führt

durch den echt norwegischen, dünn bestandenen Wald, der ein Gemisch von Uren, Sumpf und Bäumen darstellt.

Er ist licht und offen und sieht aus wie ein Schlachtfeld der Natur, wie der Schauplatz eines Titanenkampfes.

Hier liegt ein Stamm vom Sturm gefällt oder an Altersschwäche dahingegangen, dort steht ein zweiter vom Blitz zerspalten, dort starrt ein dritter, in Krankheit verblichen, ohne Laub und Rinde in fahler Totenweiße oder von mitleidvollem Epheu umkleidet zum Himmel empor, hier kränkelt ein Baum, von Flechten bedeckt; und zwischen diesen Leichen erheben stolze, lebenskräftige Stämme, vom Herzblut der Erstorbenen genährt, ihre ragenden Häupter herausfordernd in die Luft.

Ein Siegen und Fallen in Nietzsches Sinn.

Oft sind die Tannen einem urigen Block entwachsen, dessen Flanken von den Wurzeln umspannt werden, wie ein Adler einen Felshöcker umkrallt. Zwischen den Uren sickernde Rinnsale und verfilzter Moorrasen, an trockneren Stellen Farren, Hochgras und Beerengestrüpp.

Schlecht gepflegt ist der Wald. Ein königlich preußischer Forstmann würde das Haupt schütteln so ernst und schwer wie die Nordlandstannen, wenn der Fjeldwind durch ihre Wipfel weht. Der Norweger ist ein Fischer, Schiffer und Handelsmann, aber kein Acker- und Waldbauer. —

Die Wasserscheide wird überschritten, es geht hinab in das Tal des Vossestrandelv.

Die norwegischen Täler sind voll von lieblich umwaldeten Landseen. Viele sind dadurch entstanden, daß die Eiszeit Stirnmoränen quer durch die Täler legte, die das durchfließende Wasser abstauten wie die Steinmauern der Talsperren.

Wir gelangen bald an das fischreiche Opheimsvand. Zu seiner linken Seite wachsen gelblich graue Labradorberge auf. Wie auch vielfach sonst beim Ausfluß aus einem Landsee, macht das Wasser des Elv beim Verlassen des Vand einen Satz, gleichsam einen Freudensprung darüber, dem lästigen Hemmnis seiner lustigen Wanderung entronnen zu sein.

Wir haben 14 km zurückgelegt und erreichen das freundliche Örtchen Vinje. Wir fahren am rechten Ufer des geschwätzigen Elv entlang, der laut auf die seinen Weg sperrenden Felsblöcke schimpft und oft in tollen Sprüngen über sie hinwegsetzt, und überschreiten ihn gerade da, wo er in prächtigem Fall tosend eine Felswand hinabstürzt.



Wasserschnelle zwischen Vinje und Toinde.



Bald sind wir in Tvinde, einer kleinen Ortschaft, die der anmutige Tvindefos bekannt gemacht hat.

Die Straße geht ziemlich steil bergab und zuweilen durch Schluchten hindurch. Das Tal wird wild und romantisch; hohe, bewaldete Berge schließen es ein.

Der Fluß treibt malerische Sägemühlen; die Wasserräder sind so ursprünglich wie diejenigen, welche sich unsere Landjugend am Bergquell anlegt. Von der Höhe ins Tal sind Drahtseile gespannt. Heu-



Vossevangen.

bündel und auch Schieferplatten, welche fleißige Arbeiter unten geschickt zerspalten, schnellen an ihnen hinab.

Rechts tost bald wieder ein wuchtiger Wasserfall, der Lönefos. Man verlangt geregelte Arbeit von dem Naturkinde. Es wird eingefangen und muß mit seiner brausenden Jugendkraft eine Sägemühle treiben.

Wir erreichen einen freundlichen See, an dessen Ufer wir entlang fahren, und sind dann bald am Ziel unserer genußreichen Fahrt, in Vossevangen, wo wir in dem berühmten Fleischers Hotel absteigen.

Voß oder Vossevangen, d. h. Voß am Wasser, ist einer der ältesten Orte Norwegens. Seine steinerne Kirche reicht ins dreizehnte Jahrhundert zurück. In dem nahen Pfarrhaus war der hervorragendste

der älteren norwegisch-dänischen Dichter, Ludwig Holberg[1]), zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts Hauslehrer.

Das Städten verdankt seine Bedeutung zwei Vorzügen.

Es liegt lieblich in einer lieblichen Seenlandschaft. Überall sieht man stattliche Gaards und anmutige Landhäuser. Das Getreide gedeiht vortrefflich; der üppige Graswuchs der Weidengründe nährt manch ‚stören Ox'. Man nennt Voß gern die Kornkammer und den Fleischlieferanten Bergens.

Sodann ist Voß der Ausgangspunkt der wichtigen Landstraßen nördlich nach Gudvangen am Sogne (48 km) und südlich nach Eide (30 km) und Ulvik (51 km) am Hardanger, liegt also ziemlich in der Mitte der Verbindungsstraßen der beiden wichtigsten Fjorde.

Bis vor einiger Zeit war Voß der Endpunkt der von Bergen kommenden ‚Vossebane'; jetzt hat dieser Schienenweg in der ‚Bergensbahn' seine Verlängerung bis nach Kristiania gefunden und die Bedeutung von Voß erhöht.

Nach Bergen, dem Schwerpunkt von Voß, führt auch eine Landstraße. Vor der Eröffnung der Vossebane galt die Landreise von Voß nach Bergen als eine der reizvollsten Norwegens. Man fuhr teils mit Skyds auf den Landstraßen, teils mit Dampfern und Ruderbooten über See, Fjord und Skjaergaard.

—In dem Regen des Nachmittags machten wir mit einem jungen Düsseldorfer Ehepaar, das wir zu unserer Freude zufällig im Gasthofe trafen, einen kurzen Spaziergang nach dem alten Gehöft Fin, wo wir das um das Jahr 1300 errichtete und jetzt zu einem kleinen Museum benutzte Holzhaus Finneloftet besichtigten. Loft bezeichnet das zweistöckige (stue das einstöckige) Bauernhaus, et ist das nachgesetzte Geschlechtswort.

In dem Museum haben wir vier wie selten gelacht. Meine Frau, die überall nach Altertümern fahndet, zog aus einer Ecke drei alte handgewirkte Teppiche hervor und fragte nach der Verkäuflichkeit. Die alte Frau verlangte 10, 12 und 15 Kronen für die zerrissenen und verblaßten Stücke. Ich wollte die zerlumpten Dinger nicht und bot abweisend für das kümmerlichste Stück 3 Kronen, das junge hochzeitsreisende Paar für die beiden anderen zusammen 7 Kronen. Die dicke Karline — wir bildeten gerne von dem norwegischen Karl[2]) diese weibliche Form — ging immer mehr zurück, da ja die diesjährige Reisezeit dasselbe tat, fand aber bei uns kein Entgegen-

[1]) Siehe Seite 142.

[2]) Karl = Kerl, Mann; vgl. Dalekarlen = Talmänner.

kommen. Wir waren froh, glücklich aus dem Hause heraus und von unserem leichtfertigen Gebot frei zu sein, als die stattliche Dame mit den Teppichen hinter uns her keuchte und die drei Stücke unseren Frauen zu dem gebotenen Preis in den Arm legte.

Wir dachten zuerst daran, die Lumpen im Gasthof zurückzulassen. Meine wirtschaftlich angelegte Ehehälfte gewann es aber doch nicht über sich und nahm das Prachtstück mit nach Düsseldorf, wo sie es in ein Teppichgeschäft schickte, damit dies das Opfer so vieler nordischer Fußtritte verschollener Jahrhunderte einer Kunststopferei übergäbe. Der Geschäftsinhaber, ein anerkannter Sachverständiger in der alten Gewirkkunst, bot uns 50 Mark für den Teppich, den jedes Museum



Ein Stück der Vossebanen (von Bergen nach Voß).

mit Dank nähme. — Jetzt prangt er fein gestopft und gefranst in unserm schönsten Zimmer.

Um halb fünf Uhr bestiegen wir zum erstenmal den Eisenbahnzug, der den 108 km langen Schienenweg nach Bergen in vier Stunden zurücklegt.

Ich bin diese Bahnstrecke wiederholt gefahren und halte sie für eine der schönsten, die unser Erdteil bietet. Die lieblichsten und wildesten Landschaftsbilder eilen an den entzückten Augen des Reisenden vorüber, der nicht weiß, ob er rechts oder links zum Fenster hinaussehen soll.

Der Zug eilt durch hochwandige Flußtäler, vorbei am Felsgestade freundlicher Landseen, die von Landhäusern und Dampfern belebt sind, entlang an steilen Berghängen, von denen Wasserfälle hinabbrausen. Die Tunnels, die er durchfährt, sind allein insgesamt 9548 m lang.

Während der Strecken, welche die Verwöhnten weniger fesselten, tauschten die Reisenden die Eindrücke, die sie von der ‚Inlandreise' gewonnen hatten, miteinander aus.

Sie täuschten sich wohl, wenn sie glaubten, nun das Innere des Landes kennen gelernt zu haben.

Auf den üblichen Spitzbergenfahrten wird man nicht mehr vom Opland sehen können. Man kann eben nicht alles zugleich haben. Wer aber Norwegen zum erstenmal besucht, sollte nicht immer auf Eisenbahn, Schiff und Skyds fahren. Ein solches Reisen muß bei den großen Entfernungen schließlich auch den Festen ermüden. Fühlen sich doch die meisten Reisenden schon wie gerädert, wenn sie nach einer Tagesfahrt in den Alpen anlangen. In Norwegen trauen sie sich die Beschwerlichkeiten langer Tagesreisen wochenlang zu, anstatt sich irgendwo festzusetzen oder eine frische Fußwanderung einzuflechten, und schimpfen zuletzt gereizt und verdrossen auf das unschuldige Land. Man denke sich den Zustand seiner Nerven nach einer drei- bis vierwöchentlichen Alpenreise, die in aller Hast ununterbrochen in Eisenbahnzug, Post und Dampfschiff vor sich ging. Man sollte sich auch in Norwegen zu bescheiden wissen und zwischen Hin- und Herreise einen festen Aufenthalt oder eine Wanderfahrt einschalten.

Die Dampfer der beiden großen norwegischen Linien gestatten bei den ermäßigten Rückfahrkarten ihrer Nordlandreisen die Rückkehr auf einem später abgehenden Dampfer.

Früher war es viel schwerer als heute, nach den hervorragenden Punkten des Inlands zu gelangen. Lange Skydsfahrten auf oft staubiger Landstraße waren unvermeidlich. Für das südliche und mittlere Norwegen wenigstens sind diese Schwierigkeiten heute nahezu überwunden.

Die nördlich-westliche Bahn nach Drontheim und die ins Lappland führende schwedische Nordbahn bestehen schon lange; neuerdings haben aber mehrere große Bahnbauten weite Gebiete des südlichen und mittleren Norwegens dem allgemeinen Verkehr erschlossen und ihrer weltfernen Einsamkeit entrückt[1]).

Noch vor fünfzehn Jahren lag das Gudbrandsdal in verlassener Abgeschiedenheit; jetzt geht die Bahn hindurch, welche auch das anmutige Valders an den Verkehr anschließt. Seit einigen Jahren hat die Nordbahn ihren Anschluß an die Nordküste erhalten und die

---

[1]) Siehe Seite 80—86.

stolze Hochgebirgsbahn von Kristiania nach Bergen, die Sehnsucht der Norweger, ihre Vollendung gefunden.

Wie ein Traum ist es jetzt für einen alten Nordmand, daß man von der ersten nach der zweiten Stadt des Landes in einem Tage und in der gleichen Zeit in das eisige Winterreich der Jotunen kommen kann.

Alle diese neuen Verkehrswege werden von den Reisenden zu wenig ausgenutzt. Wie früher nahezu alle Alpenreisenden die eine Fahrt ins Berner Oberland machten, werden heute noch in Norwegen fast die gleichen Reisewege gewählt, die deshalb überflutet sind und die auch die Berühmtheit, welche sie durch den allgemeinen Besuch, d. h. die verhältnismäßig leichte Zugänglichkeit, von altersher einmal besitzen, nicht voll und einzig verdienen.

Gewiß muß jeder Nordlandfahrer in erster Linie die einzigschöne Natur der Fjordlandschaft auf sich wirken lassen, er sollte sich jedoch nicht damit begnügen und beileibe nicht glauben, wenn er über die Landstraße von einem Fjord zum anderen reiste oder von einem Küstenort eine Wagenfahrt in ein berühmtes Tal oder an einen großartigen Wasserfall unternahm, nun das Innere des Landes kennen gelernt zu haben.

Die üblichen Touristenlinien haben die Natur von Schaustücken angenommen. Was lange im Fenster ausliegt, verblaßt und verdirbt. Das Norwegen an den kanonischen Verkehrswegen ist nicht das wahre Norwegen. In den weltfernen Tälern, auf dem unwirtlichen Fjeld, im abgeschiedenen Norden hat es seine Ursprünglichkeit bewahrt.

Jeder Reisende sollte eine Überlandreise von Westen nach Osten machen und dazu eins der wunderschönen Täler benutzen, die das Westland mit dem Ostland verbinden. Thelemarken, das Hallingdal, Valders, Gudbrandsdal, Romsdal eignen sich vortrefflich zu solchen Reisen, die man auch sehr wohl zu Fuß und selbst zu Rad machen kann.

Ich gebe zu, daß das Nordland zu Wanderungen nicht so paßt wie das Alpengebiet. Die staubige Landstraße ist häufig der einzige Weg im Tal und der zuweilen schwer auffindbare Vaardenpfad über das Fjeld durch Felsblöcke und Sümpfe unwegsam. Daß es aber zu Fußreisen geeignet ist, beweisen die Tausende von norwegischen Studenten und Studentinnen, die es mit ihren flotten Abzeichen allsommerlich auf Schusters Rappen durchziehen. Es können auch überaus lohnende Gebirgsübergänge und Gipfelbesteigungen unternommen werden.

Man befrage nur unsern trefflichen Bädeker, der übrigens wie in allen anderen Ländern so auch in Norwegen besser als die ein=

heimischen Reisehandbücher ist. Der beste und sehr brauchbare norwegische Führer ist der von Yngvar Nielsen.

Gerade die neue Bergensbahn eröffnet eine Fülle von Möglichkeiten reizvoller Landreisen. Wenn man sie z. B. von Kristiania aus bis zu ihrem Höhepunkt bei Finse benutzt und von hier aus südlich und südwestlich über das Fjeld zum Hardanger vordringt, so gewinnt man schon einen Einblick in das schaurigschöne Hochfeld.

Die beiden Haupteigentümlichkeiten von Norwegen sind die Fjordküste und das Fjeld. Die erstere betrachten fast alle Reisenden als den Schwerpunkt ihrer Sommerfahrt; aber nur wenige, von hundert vielleicht einer, finden den Weg auf das Bergfeld.

Wer laufen kann und die Natur in ihrem tiefinneren Schaffensgebiet aufsuchen will, der fahre mit dem Dampfer bis ans Ende des Sogne und unternehme eine acht- bis zehntägige Wanderung durch die Eisgefilde Jotunheims. Dort sind auch eisblanke Schroffen und Steilgipfel, die des Schweißes der Besten wert sind.

Die Schwierigkeiten dieser Hochfeld- und Gebirgswanderungen habe ich in der Literatur vielfach überschätzt gefunden. Wer in den Alpen ein Schneefeld überschreiten muß, wird fußnasser als beim Durchwaten der nordischen Sümpfe und Bergbäche. Auch die Anforderungen an die Körperkräfte sind nicht so groß, wie oft dargestellt wird. Die hohe und doch feuchte Luft macht besonders ausdauernd. Hat man das Bergfeld einmal erreicht, so geht die Wanderung meist über ziemlich ebenes Gelände. Mehr als acht Wegstunden liegen die Endpunkte der Tageswanderung nirgendwo auseinander.

Ich bin auf diesen Fahrten im Norden nie so müde geworden wie auf den Alpenwanderungen mit ihrem ewigen Auf und Ab und ihrem langdauernden Schneestampfen.

Ermüdung kann den Wanderer in der fadlosen Fjeldeinsamkeit fast nicht übermannen, so gewaltig wirkt auf Herz und Sinn die Großheit der Urnatur, die erhabene Wildnis, welche die Majestät des Todes gebildet zu haben scheint. Zeit und Raum werden auf solchen Wanderungen im Heim der Jotunen zu Schatten, und den Gedanken, daß jenseits dieser Fjeldeinsamkeit noch eine geräuschvolle, unstete Welt liegen könnte, vermag der Geist nicht zu fassen. Auch auf dem höchsten Alpengipfel fühlt man sich nicht so einsam und weltfern wie in Jotunheim.

Kapitel 44.

Der deutschen Heimat entgegen.

Abfahrt von Bergen — Ein schöner Morgen — Die Schären werden seltener — In offener See — Das Meer wird unruhig — Die Lust des Kofferpackens bei Rollen und Schlingern — Der Indier und seine armenische Schlauheit — Helgoland — Die deutsche Küste — Abends in der Elbe — Sonnenuntergang — Mondlicht — Ankunft in Hamburg.

Gegen neun Uhr langten wir in Bergen an. Es dunkelte.

Um uns die Kosten für Wagen oder Dienstmann zu ersparen, hatte die Schiffsgesellschaft Gepäckwagen an den Bahnhof geschickt, die unsere Handkoffer in die Kabinen besorgten.

Ich habe sonst auf Reisen vielfach gefunden, daß der eine Eingesessene dem anderen gern auf Kosten des vermeintlich im Überfluß schwelgenden Reisenden zu kleinem Verdienst verhalf, in Norwegen aber fast durchweg die Erfahrung gemacht, daß man gerade auf die Wahrung der Interessen der Fremden bedacht war.

Um elf Uhr verließen wir in finsterer Nacht bei Kanonendonner und Raketenzischen Bergen und das Schwesterschiff Neptun, das nach Antwerpen zurücksteuerte, während wir auf geradem Wege der deutschen Heimat entgegeneilten.

❧ ❧ ❧

Klar, aber doch wundersam lind und weich schien in der Frühe des nächsten Tages die Sonne. Das junge Licht war wie ein schönes, mildes Mondlicht.

Ruhig lag die See.

Die feuchten Küstenberge glitzern. Sie werden niedriger und abgerundeter und sehen aus wie ungeheure Schildkrötenschalen.

Der Bug des Schiffes wirft rieselnden Schaum. Man kann stundenlang dem Spiel dieser weißen Spritzwogen auf der blauen Flut zuschauen. Auf dem ruhigen Schärenwasser schlummern Möwen und Taucher. Flinke Enten tauchen blitzschnell in die blaue Flut.

Es ist das letzte Mal, daß wir uns von dem wohligen Licht des Nordens überfluten lassen. Die Wangen der Reisenden schmückt die Blume der Gesundheit. Klar und licht schaut das Auge aus dem gebräunten Gesicht, straff ist die Haltung, sicher der Schritt. Neue Kraft für des Lebens Härte ist gewonnen.

Der Schärenschutz wird geringer. Einzelne anmutige Hafenorte bieten sich dem Auge.

Breite und lange Dünungswogen gleiten uns entgegen und heben das Schiff.

Eine geheimnisvolle Weise von Ewigkeit und Unermeßlichkeit rauschen die rhythmisch wallenden Wellen.

Immer weiter entfernen wir uns von der Küste. Ihr Profil wird undeutlich, verschwommen. Ein feiner, aschgrauer Dunststreifen legt sich zwischen Meer und Uferlinie. Das Bild über uns und das Bild unter uns fließen in eins zusammen. Wir sind allein.

Die endlose Einsamkeit macht die Herzen still und weit. Es ist fast eine Erlösung, daß einmal wieder nur Himmel und Meer um uns gebreitet sind. Die unablässige Folge all der Eindrücke war fast zuviel für Sinn und Gemüt. Man gewinnt Muße, eine vorläufige Sichtung vorzunehmen.

Manche denken auch vorwärts. Sie sind die Glücklicheren. Vielleicht auch die Unglücklicheren.

Stahlblaues Gewölk deckt den Himmel. Eine Zeltwand wird vor die Luvseite gespannt, der Maschinist geht mit dem Schraubschlüssel in die Kammern.

Ein steifer West packt das Schutzleinen. Hochaufspritzend brechen die Wellen am Bug. Klatschend schlagen sie auf die Flut zurück. Das Schiff neigt sich abwechselnd nach rechts und links hinüber. Die Reisenden eilen vom Verdeck. Gischtwogen stürzen bis auf den Ruderstuhl.

Das Meer will uns in letzter Stunde noch die andere Seite seiner Größe zeigen.

Reizvoll ist der Blick auf die sturmgepeitschten und schaumgekrönten Wellen, auf denen das Schiff in seinem weißen Ballkleide lustig einhertanzt. Zuweilen hebt sich die Schraube auf einen Augenblick aus dem Wasser und surrt in der freien Luft in Riesenschnelle dahin.

Manchem will Ägir die Abschiedsstunde leicht machen. Und weß das Herz voll ist, geht der Mund über.

Die Unfesten nehmen ein Täfelchen Veronal oder ein paar Tropfen Validol und suchen Rückenlage auf den Kabinenbetten. Die Festen geben sich im Vorraum des Hauptdecks ans Kofferpacken. Wer das mit geneigtem Körper bei dem Rollen des Dampfers fertig brachte, war gefeit.

Es gibt kein größeres Menschenglück als das Kofferpacken für die Heimreise. Geschieht es beim Schlingern eines Schiffes, so erhöht sich diese Seligkeit.

Die Russin packte ihre und ihrer Brüder Koffer. Neben ihr gibt sich derselben Beschäftigung ein seltsamer Indier hin. Die Schiffsbürger nennen ihn den Nabob. Er soll ein steinreicher Zuckerfabrikant sein, macht aber in Kleidung und Benehmen den Eindruck eines Halbwilden. Er ist in Bergen vom Neptun zu uns herübergekommen, aber immer schon aufgefallen durch sein mongolisches Aussehen und seinen flachen, tiefeingedrückten Schädel. Er war bescheiden und zurückhaltend, bei den gemeinschaftlichen Gasthofmahlzeiten aß er in seiner Verlassenheit die Brotkörbchen leer.



Phot. Atelier Schaul, Hamburg.

Hafenort im südlichen Norwegen (am Flekkefjord).

Unser Dampfer hatte sich in Bergen schon vom Kai gelöst, als er rufend herankeuchte. Er hatte noch Einkäufe gemacht. Es wurde schnell eine Strickleiter hinübergeworfen, die vom Kai aus festgehalten und von ihm possierlich überklettert wurde. Mehrere Pakete wurden nachgeschleudert.

Das Einpacken war schwierig für ihn. Von jedem Landeplatz kam er bepackt zurück; in Hammerfest hatte er auf einer Versteigerung fünf Eisbärenfelle erstanden. Der dienstbeflissene Timmermann half dem Begüterten.

Köstlich war in Hamburg sein Auftreten auf dem Zollamt.

Wir waren schon abgefertigt, als er mit seinem Gepäck herangeschleppt wurde. Man forderte ihn auf, seine fünf Koffer zu öffnen. Ich hatte häufiger seinen Gesprächen zugehört und wußte, daß er ganz geläufig englisch und auch etwas deutsch sprach. Er verstand jetzt kein Wort und verhielt sich ganz wie Maître Pâtelin. Auf die übliche Frage des Beamten tupfte er immer nur mit dem Zeigefinger auf die Brust, was besagen sollte: „Ja, ganz recht, das gehört alles mir.“ Der Beamte fragte wiederholt und auch auf englisch, ob er etwas zu verzollen hätte. Er sah ihn verständnislos an.

Man legte seine Koffer auf die Schranke und machte die Bewegung des Öffnens. Durch Nicken und Betupfen der Brust mit dem Zeigefinger gab er wieder kund: „Gewiß, gewiß, 'hört alles mir!“ Da gab man sich daran, ein mit Sackleinen verschnürtes Gepäckstück aufzutrennen. Er stellte sich hindernd davor, erneut den Finger auf die Brust legend.

Die Beamten brachen endlich in Lachen aus und versahen die Gepäckstücke mit ihren Runenzeichen. Der Indier fuhr mit der Miene eines Buddhastandbilds davon, eine zweite Gepäckdroschke hinter sich.

Er hatte eine stählerne Natur und, wie die Neptüner erzählten, hoch oben in Spitzbergen häufiger nachts im Rohrsessel an Deck geschlafen.

Auch an diesem stürmischen Tage in der Nordsee ließ er sich von den Sturzwogen ganz durchnässen, ohne an Umkleiden zu denken. Er war auch einer der wenigen, die sich an der Haupttafel dieses Tages beteiligten. Sie war als festliches Abschiedsmahl gedacht, hatte aber nur ein halb Dutzend Teilnehmer, denen trotz der Schlingerleisten die Teller und Gläser vom Tische rutschten. Der Indier leerte sein Weinglas immer in einem Zuge und steckte die Flasche in die eine und das Glas in die andere Rocktasche. —

Der Abend verglomm. Die Wogen wiegten die Getreuen des Königs Harald in den Schlaf. —

Der hohe Seegang hatte uns starke Verspätung gebracht. Erst sechs Stunden nach der üblichen Zeit tauchte die rote Steilklippe von Helgoland vor unseren Augen auf.

Das Meer hatte sich ausgetobt. Erschlafft lag es bleifarben in unermeßlicher Weite vor uns.

Wir traten an Helgoland so nahe heran, daß wir Leute am Strande unterschieden.

Die deutsche Küste tauchte den Sehnenden auf.

Gegen 5 Uhr erscheint zur Rechten Cuxhaven und winkt einen

besonderen Heimatsgruß. Auch unser Düsseldorf nennt man scherzhaft Kuxhafen.

Wir steuern die Elbe hinauf.

Die Natur tut ihr Bestes. Als ob sie den verwöhnten Wiederkehrenden mit ihrem Willkomm' sagen wollte: Seht her, wie schön es auch ist in Euren deutschen Landen!

Milde Abendstimmung ruht auf den stillen Wassern des Flusses und seinen schweigenden Ufern. Wunderbare Farbtöne überziehen das Himmelsgewölbe. Unten im Westen ein bernsteinklares Gelb, das unmerklich in Rosa, in ein strahlendes Rot übergeht. Auf der abgewandten Seite herrscht ein leuchtendes Blau vor, das dann am Osthorizonte zu einem hellen Blaugrau abgedämpft wird. Alle Farben sind von eigentümlich durchsichtigem Schmelz. Allmählich senkt sich dann die ganze Flammenkugel nach Westen zu hinab. Erst verschwindet das Gelb, dann das Rot und schließlich das Blau mit allen Übergangstönen.

Es sind nicht die gesättigten Tinten des Nordens, es sind wunderbar weich abgestimmte Farbentöne, die in der Seele der Heimkehrenden vergessene Saiten anklingen lassen.

Wir sind bewegt.

In kurzer Frist nach Sonnenuntergang ist die Nacht eingebrochen. Der Mond wirft sein Geisterlicht in die Weidendickichte, in die melancholischen kleinen Wildnisse an den Ufern, auf die gespenstisch dahingleitenden Schiffe. Silbergraue Dunstschleier liegen auf den Gruppen altersgrauer, zypressenähnlicher Pappeln. Alle Gegenstände fließen weich ineinander über, und alle Farben dämpfen ab zu verwandten, ineinanderklingenden Tönen.

Der Fluß wird belebter von Fahrzeugen. Die Spannung der Reisenden steigt.

Nächtliche Dunkelheit hat sich auf die Stadt gesenkt, als wir das stolze Hamburg erreichen. Phantastisches Halbdüster hüllt den Hafen. Geisterhaft tauchen die Schiffsungetüme empor.

Vor uns gleitet ein großer, hellerleuchteter Ozeandampfer. Er kommt aus fernen Landen. Leise schwebt die Weise der Schiffskapelle zum Kong Harald hinüber.

„Deutschland, Deutschland über alles, ..."

Wir setzen den ersten Schritt auf den heimatlichen Boden.

Anhang.

Das Schiff und seine Bewohner, deren Art und Unart. Mancherlei Winke für Nordlandfahrer[1]).

Warum wir eine norwegische Dampferlinie wählten. — Die besonderen Vorzüge und Nachteile der verschiedenen Linien — — Der Kong Harald — Die Enttäuschung der Reiseneulinge über die Größe der Kabinen — Die Einrichtung der Kammern — Die Schwierigkeit der Unterbringung der Kleidungsstücke — Not macht erfinderisch — Peinliche Sauberkeit überall auf dem Schiff — Ventilation und Verdunkelung der Kojen — Welchen Kabinen der Vorzug gebührt — Die Tageseinteilung und die Mahlzeiten — Die wohltätige Wirkung der Polarluft auf die Nerven — Das Sündigen vieler Reisenden, sobald sie sich wohler und kräftiger fühlen — Die Folge des ‚fortgesetzten Lebenswandels' — Die aus der Katerstimmung und Genußunfähigkeit erwachsenden ungerechten Urteile — Der verdorbene Fisch — Unrichtiges Reisen — Man halte sich etwas für sich — Mancherlei kleine Rücksichtslosigkeiten — Der Deutsche als Reisender — Zehn Gebote für die Reisenden — Ein Amerikaner — Ein gesprächiger Süddeutscher — Klatsch und Tratsch — Alles in allem war eine fröhliche und nette Reisegesellschaft beisammen.

Ich war mir lange nicht recht klar darüber, ob ich recht getan, einen norwegischen Dampfer zu wählen. Es war geschehen, weil meine

---

[1]) Dies Kapitel sollte sich eigentlich an das zweite anschließen und den Lesern gleich ein Bild von dem trauten Heim machen, in dem wir dreißig schöne Tage verbrachten. Es wollte zugleich späteren Reisenden Winke geben und die Erfahrungen, welche wir erst im Laufe der Fahrt sammelten, zugute kommen lassen. Verschiedene Gesichtspunkte bewogen mich, es an dieser Stelle auszuschalten und nach einigen Änderungen als Anhang ans Ende zu setzen.

Ich mag diesen Abschnitt, trotzdem er, genau genommen, nicht in den Rahmen des Buches gehört, nicht wegfallen lassen, weil ich weiß, daß die eine oder andere Anregung künftigen Nordlandfahrern von Nutzen sein kann. Wir haben auf der Reise alle voneinander gelernt und oft bedauert, auf dies und das nicht früher verfallen zu sein.

Dem ersten Blick mag manches, was in dem folgenden Kapitel gesagt wird, überflüssig erscheinen. Es ist auch nur für die bestimmt, die ernsthaft an einer Fahrt mit einer der norwegischen Linien planen und die, wie ich von fast allen unseren Mitreisenden weiß, sich freuen werden, möglichst Genaues über das Schiff, dem sie sich anvertrauen wollen, zu erfahren. Es wird auch nicht schaden, wenn man hört, wie man nicht reisen soll. Die kleinen Ausfälle sind nicht boshaft gemeint und werden Verzeihung finden.

Frau große Furcht vor dem offenen Meer hatte und weil mir ein nur zwei- bis dreitägiger Aufenthalt in Schottland und Island zu kurz erschien. Es lag mir auch daran, bis ans Packeis vorzudringen.

Die Frage, ob die kleineren Dampfer der B. und N. Linie oder die großen Fahrzeuge der festländischen Gesellschaften — des Norddeutschen und Österreichischen Lloyd und der Hamburg Amerika-linie — für eine Nordlandfahrt geeigneter sind, ist schwer zu entscheiden. Beide haben ihre Vorzüge und Nachteile, auch spielt die Veranlagung des Reisenden eine große Rolle.

Die Schiffe der letzteren Linien sind glanzvoller ausgestattet und bieten nach mancher Richtung hin noch feiner ersonnene Bequemlichkeit; auch haben sie auf hoher See geringere Schaukelbewegung und gestatten den Reisenden größere Bewegungsfreiheit. Die Zahl der Schiffsgäste ist weit größer und darum der Aufenthalt auf diesen Hotelschiffen abwechslungsreicher und interessanter. Man hat den Wechsel einer längeren Ozeanfahrt mit einer genußreichen Küsten- und Fjordreise und bekommt nicht nur Norwegen und Spitzbergen sondern auch Schottland und Island zu sehen.

Das offene Meer hat seine wunderbare, erhabene Schönheit. Es sind ihrer viele, die des Anschauens der Unendlichkeit des Ozeans nicht müde werden und jedes Anlaufen an einen Küstenplatz als Störung ihres Genusses und ihrer Behaglichkeit empfinden.

Zudem bietet das bewegte Leben und buntwogende Treiben auf einem Riesendampfer einen eigenartigen Reiz. Der weltmännisch Angelegte findet berechtigten Gefallen daran, stets eine fein und modisch gekleidete Gesellschaft um sich zu sehen, sich selbst mehrere Mal täglich umzuziehen und zu den Abendmahlzeiten in festlicher Kleidung zu erscheinen. Auch die zahlreichen Festlichkeiten, welche die großen Schiffe in Aussicht stellen, ziehen viele lebhaft an.

Gesunde, genußfrohe Naturen, die das gesellschaftliche Leben und seine Freuden lieben und seinen Anforderungen gewachsen sind, Personen, die weitab vom großstädtischen Treiben ein etwas eintöniges Leben führen — ich denke an Industrielle, Kaufleute, Beamte in kleinen Orten, an Grundbesitzer und andere — ferner Junggesellen, die, an einsamer Scholle haftend, keine rechte Gelegenheit zu Damenbekanntschaft haben, sollten die Schiffe der festländischen Linien wählen.

Was dem einen sein' Nachtigall, das ist dem anderen sein Ül. Die Unruhe und der gesellschaftliche Zwang der großen Dampfer werden mancheinem zu anstrengend.

Sie sind eine unausbleibliche Folge langer Seereisen. Ich per-

sönlich kann mich immer wieder dem Anblick der Unermeßlichkeit des Ozeans, des wechselvollen Wogenspiels, des Zusammenfließens von Meer und Luft am weiten Horizont hingeben, aber es ist bekannt, daß längere Ozeanfahrten doch die meisten Fahrgäste bald seemüde machen, daß die Reisenden immer sehnsuchtsvoller dem Lande entgegenspähen und daß allerlei Kurzweil erdacht werden muß, um sie bei guter Stimmung zu erhalten und die Langeweile zu verscheuchen. Daher kommt es, daß längere Lustfahrten zur See auf größeren Fahrzeugen meist eine fast ununterbrochene Reihe von Vergnügungen und Festlichkeiten darstellen und daß die Erholung durch das andauernde Feiern häufig wieder zunichte wird. Veranstaltungen, denen der nervös gewordene Stadtmensch gerade entgehen möchte, treten ihm neu entgegen, Bälle, Kostümfeste, Wohltätigkeitskonzerte, Festessen sind an der Tagesordnung.

Dafür können natürlich die Schiffe und ihre Führer nichts, und charakterfeste Reisende werden sich auch zurückzuhalten wissen. Aber unter der hierdurch hervorgerufenen Unruhe leidet ein jeder.

Dieser Übelstand zeigt sich auch auf den kleineren Dampfern, ist jedoch von Natur auf ein geringeres Maß beschränkt. Hat man immer die wechselvollen Bilder einer herrlichen Küstenlandschaft vor Augen und wird man fast täglich auf einige Stunden an Land gesetzt, so vergeht zudem der Sinn für geräuschvolle gesellschaftliche Vergnügung. Nötigenfalls kann bei der geringen Zahl der Schiffsbürger eine Erziehung rücksichtsloser Mitreisenden einsetzen. Immerhin bot auch unser Schiff nach dieser Richtung hin für manchen des Guten zuviel.

Alle Nordlandfahrten zu Schiff werden überhaupt mit einer gewissen Unstetigkeit verlaufen. Zuerst wird im Bann des Ungewohnten und Neuen bis spät in die Nacht gefeiert und später beim Schwinden der Dunkelheit überhaupt kein Unterschied mehr zwischen Tag und Nacht gemacht. Manche schlafen, wenn Lust und Abgespanntheit sie gerade treiben, und auf Deck wird zuweilen ein solcher Lärm verübt, daß ein einigermaßen Angegriffener nur dann zu wirklichem Schlaf kommt, wenn bleierne Müdigkeit ihn übermannt. Über diese nächtliche Unruhe wird viel von Nordlandreisenden geklagt.

Die Nachteile der kleineren norwegischen Dampfer gegenüber den festländischen Riesenschiffen sind schon angedeutet. Sie haben aber auch ihre besonderen Vorzüge.

Die Schiffe der B. und N. Linie führen norwegische Besatzung, die das nordische Land und das nordische Gewässer genau kennt. Diese schlanken, geschmeidigen Fahrzeuge sind gerade wegen ihrer

mäßigen Größe zu Nordlandfahrten geeignet. Geringer Tiefgang und leichte Manövrierfähigkeit sind hier von unschätzbarem Werte. Die Fjorde sind gerade an ihren letzten seichten Ausbuchtungen und den schmalen Durchfahrten am schönsten; und zumal durch die Eisschollen kann sich ein kleiner, flinker, aber fester Dampfer besser durchwinden als ein Schiffsriese.

Die großen Fahrzeuge müssen den Reisenden entweder die tief-inneren Reize des Nordlands vorenthalten oder oft die Gesamtheit der Schiffsbürger auf lange Stunden in kleine Tender packen, was mancherlei Unbequemlichkeiten nach sich zieht.

Ein großes Sicherheitsgefühl wird in den Reisenden auf einem nordischen Dampfer auch dadurch erweckt, daß zwei gleichgroße Schiffe bis in den hohen Norden denselben Reiseweg zurücklegen und immer dicht neben- oder hintereinander her fahren.

Die norwegischen Linien laufen auch die nördlichen Fjorde Spitzbergens an und führen bis ans Packeis, während die festländischen sich mit dem Glockensund und Eisfjord begnügen; doch ist von 1911 ab der Große Kurfürst des Norddeutschen Lloyd auch in die nordwestlichen Buchten und bis an die Grenze des ewigen Eises gefahren und im August 1912 die Viktoria-Luise der Hapag die Nordwestküste Spitzbergens angelaufen.

Unser Dampfer verdrängte 1120 Tonnen und machte 12 Knoten, nicht viel gegenüber der Knotenzahl der modernen Ozeandampfer, aber die Schnelligkeit des Fortkommens ist ja keine Bedingung für die nordischen Vergnügungsreisen. Die großen deutschen Linien sind, wie schon erwähnt, von diesem Gesichtspunkt aus letzthin dazu übergegangen, auf ihren den Lustfahrten zugewiesenen Großdampfern einen der großen Kesselräume zu einem Gesellschafts- und Tanzsaal umzugestalten.

Wir hätten so gerne an mancher herrlichen Stätte dem Schiff ein Halt gebieten mögen, besonders wenn im nächtigen Sonnenzauber die Vernunft das Aufsuchen der Kabine gebot oder wenn wir gerade zu Tische saßen und die Köpfe vor die Bullaugen reckten, damit die trunkenen Augen doch etwas von dem großartigen Schauspiel erhaschten.

Dies allgemeine Aufspringen von der Gasttafel und Drängen an die runden Fensterchen war oft ganz belustigend. Eine wohlerzogene Engländerin würde es sehr erregt haben, aber es wirkte seltsam ansteckend: stand einer auf, einen Blick durch das Bullauge zu werfen, so war bald der ganze Speisesaal in Aufruhr.

Der eigentümliche Reiz einer Nordlandfahrt zu Schiffe liegt überhaupt darin, daß man sich nach Durchquerung der Nordsee immer an der großartig gestalteten Küste und in den herrlichen Fjorden hält und das offene Meer nach Möglichkeit meidet.

Die norwegischen Linien wissen in geschickter Zeitabmessung ihre Reisen so zu gestalten, daß auf der Hin- und Rückfahrt andere Fjorde besucht und die Küstenstriche, die auf der Ausreise bei Nacht durchmessen wurden, auf der Rückkehr am Tage durchfahren werden.

Wir haben unsern Entschluß, uns von einem Dampfer der Nordenfjeldschen Dampfschiffahrtsgesellschaft nach dem Norden tragen zu lassen, nicht bereut, würden aber vielleicht auf einem Schiff der festländischen Linien geradeso zufrieden gewesen sein. Das Sprichwort: ‚Des Menschen Wille ist sein Himmelreich' wird leider, wie Ad. Matthias treffend ausgeführt hat, von vielen Menschen falsch verstanden.

Nach dem Prospekt über die Spitzbergenfahrt des Kong Harald, der auch einen Grundriß des Dampfers enthielt, hatten wir uns während der sommerlichen Mußestunden in genußreicher Vorfreude ein genaues Bild von dem Schiff und auch der Größe unserer Kabine zu machen versucht.

Wir lebten schon an Bord und hätten so gern Genaueres gewußt.

Wir empfanden als besonderen Vorzug, daß die Betten nicht übereinander sondern nebeneinander aufgestellt waren. Nach der Zeichnung war zwischen Waschtisch und Betten noch je ein Zwischenraum in der Breite der letzteren; und da diese auf allen Ozeandampfern 65 cm beträgt, hatten wir uns unsere Kemenate recht geräumig vorgestellt und waren enttäuscht, als die Größe unserer Berechnung nicht entsprach. Der Raum zwischen Bett und Waschtisch war nur etwa 15 cm und die ganze Kabine vielleicht 2,20 m breit.

Als zweiten Übelstand empfanden wir, daß die Unterbringung der Kleidungsstücke Schwierigkeit bot. Einiges faßte zwar das Schränkchen unter dem Waschtisch, der Hauptsache nach mußte aber alles in den Koffern verbleiben, was ein lästiges Herholen und Fortlegen in Aussicht stellte. Auch konnten nur kleinere Gepäckstücke und die sogenannten Kabinenkoffer unter die Betten geschoben werden; größere mußten vor die Kojen in den Schiffsraum gestellt werden[1]).

Die anfänglichen Klagen über die Kleinheit der Kammern und

[1]) Die Schwierigkeit der Unterbringung von Kleidungsstücken ist allen Schiffen gemeinsam. Nur die sehr teuren Kabinen gewähren hinreichenden Raum.

das Fehlen von Gelegenheit zum Unterbringen der Kleidungsstücke verstummten indes bald. Not macht erfinderisch und jeder hatte bald stolz Mittel und Weg.

Zum Aufhängen der Kleider waren in jeder Kabine sechs und draußen zwei Haken angebracht; zum Aufbewahren von kleineren und wertvolleren Gegenständen befand sich unter jedem der beiden Flaschenbretter ein kleines verschließbares Kästchen mit zwei Seitenfächern.

Die Kammern wurden von den Mädchen in peinlichster Sauberkeit gehalten. Sobald man seine Koje verließ, war eine ordnende Hand zur Stelle. Täglich erhielten wir frische Handtücher und zweimal wöchentlich frische Bettwäsche.

Besonders angenehm war es, daß das weite Waschbecken durch vernickelte Rohrleitung sofortige Wasserzufuhr hatte; die Inhaber der Zwischendeckkabinen mußten sich allerdings mit Wasserkannen behelfen.

Die Kabinenwände waren glänzend weiß gestrichen, die kleinen Möbel aus Mahagoni, die metallenen Gegenstände und die Knöpfe und Verzierungen der weiß lackierten eisernen Bettstellen vernickelt.

Wir fühlten uns bald sehr wohl in unserm kleinen Reich. Jedesmal wenn wir landeten, brachten wir gekaufte oder selbstgepflückte Blumen mit und hatten auf Waschtischdeckel und Spiegelbrettchen immer einen köstlichen Strauß.

Die Ventilation war so vortrefflich, daß ich selbst dann, als meine Frau fast zwei Tage seekrank im Bett blieb, beim Betreten der Kabine durchaus nichts von schlechterer Luft verspürte.

Durch festes Zuziehen der schweren Bettvorhänge und besonders durch Herablassen der Eisenklappe auf das Bullauge und durch Feststecken des Vorhangs an der äußeren Schiffswand mit Sicherheitsnadeln konnte man sich selbst in der Helle des hohen Nordens ein angenehmes Dunkel verschaffen, das noch verstärkt wurde, wenn man mit Decke oder Loden die Luftzufuhr-Öffnung verstopfte. In den Gängen mußte nachts das elektrische Licht brennen, — das man natürlich auch in der Kabine hatte—, auch ließ die Öffnung manches nächtliche Geräusch lauter in die Kammer dringen. Das Verstopfen verhinderte so das Eindringen von Licht und Schall, leider aber auch von frischer Luft. Wir haben deshalb den Luftspalt immer offen gelassen und die frische Luft der gelegentlichen Belästigung durch Lichtstreif und Geräusch vorgezogen.

Die Kabinen des Hauptdecks waren bis auf die Staatskabine Nr. 12 an Größe und Einrichtung ganz gleich. Es ist überhaupt schwer

festzustellen, welchen Kojen des Hauptdecks der Vorzug einzuräumen ist. Dem ersten Blick erscheinen die hinteren, um den Mittelsalon liegenden als die besseren, da wegen der hinten eingebauten Prunkräume die ganze äußere Ausstattung des Schiffes hier eine vornehmere ist. Es war auf unserer Fahrt auch hinten wohl weniger Lärm; dafür litt man aber unter dem stärkeren Geräusch der Schiffswelle und gelegentlich auch etwas unter dem Duft der Speisen. Die mittleren hatten am wenigsten Schaukelbewegung und Unruhe seitens der Reisenden und Angestellten, aber vor sich den Maschinenraum und vielleicht auch etwas schlechteren Luftwechsel.

Die vorderen Kabinen, besonders die um das Geländer der ins Zwischendeck führenden Treppe liegenden, hatten vorzügliche Luft und nicht das Geräusch der Schiffsschraube und die Unruhe, welche die Nähe der Säle bringt, dafür aber die spätabendlichen Gespräche der Spielleute und Lotsen, die nach ihrer Mahlzeit gerne an dem Tische, der vor dieser Treppe stand, sitzen blieben, und zumal die Abschiedsreden der Spätlinge, die zu nächtlicher Stunde an dieser Grenze zwischen Haupt- und Zwischendeck oft recht laut und lange Gutenacht wünschten. Die vordersten und hintersten Kabinen erfahren die stärkste Schaukelbewegung.

Die Zwischendeckkojen sind sehr ruhig; einige Reisende klagten jedoch über das Fehlen der Wasserleitung und die Unmöglichkeit das Rundfensterchen zu öffnen, in hohen Breitengraden auch etwas über Kälte.

Heizkörper hatten nur die hinteren und einige der vorderen Kabinen, welche scheinbar im Winter von Offizieren und Lotsen bewohnt werden; doch hat auf unserer Fahrt wohl kein Inhaber einer vorderen Hauptdeckskoje das Fehlen der Heizung empfunden, da sich durch die Ventilationsspalte und die tagsüber meist offen stehenden Kabinentüren, vor deren Öffnung ein leichter Vorhang gezogen wird, dem Inneren der Kammer eine angenehme Wärme mitteilt.

Sonst gleichen sämtliche Kabinen des Haupt- wie Zwischendecks einander wie ein Ei dem anderen; die verschiedenen Preise ergeben sich durch die Lage. Bei den gegenseitigen Vor- und Nachteilen wüßte ich in der Tat nicht recht, zu welcher Gruppe der gleich teuren Kabinen des Hauptdecks ich raten sollte.

Außer dem Zwischen- und Hauptdeck hatte das Schiff noch das Promenadendeck und darüber wieder das Oberdeck, so daß sich die Reisenden in vier Geschossen bewegen konnten.

Unser Schiff bot Ozean- und Küstenfahrt in angenehmem Wechsel.

Wir legten insgesamt 12000 Kilometer zurück und waren nur etwa zu einem Viertel im offenen Meere. Der weitaus größere Teil der Schiffsgenossen ersehnte dann aber immer die Buchtenfahrt.

Der ganzen norwegischen Küste sind bekanntlich mit Ausnahme ganz vereinzelter und kurzer Stellen die Schäreninseln vorgelagert, die den Prall der Wellen aufnehmen und dem Fahrwasser eine solche Unbewegtheit geben, daß es buchstäblich meist so still ist wie das Wasser einer Waschschüssel und die Fahrt ruhiger vor sich geht als auf einem Flußdampfer.

Dies ist ein Vorteil der Nordlandfahrten gegenüber anderen Vergnügungsreisen zur See, der nicht hoch genug bewertet werden kann.

Natürlich setzte auch bei uns die Fahrt auf hoher See viel Meeresweh ab; aber sie war immer nur von kurzer Dauer, und nur ein einziges Mal, auf der Rückkehr vom Packeis nach dem Festlande, befanden wir uns fast drei Tage „in der seligen Öde", sonst nur je einen Tag von Cuxhaven bis an die norwegische Küste und zurück, einen Tag vom Nordkap bis nach der Bäreninsel und einen Tag von hier bis nach Spitzbergen, insgesamt also sieben Tage, d. h. ein Viertel unserer vierwöchentlichen Reise.

Nur zweimal, und zwar vor der norwegischen Küste gleich zu Anfang der Fahrt und an der gleichen Stelle auf der Rückreise leerte sich während der Abendtafel der Speisesaal bis auf ein Drittel, sonst ist jede der Mahlzeiten von der weitaus größeren Zahl der Reisenden eingenommen worden.

Allerdings trafen wir im allgemeinen recht ruhige See; nur ganz zu Schluß, von Norwegen bis Helgoland, wollte Poseidon den Verwöhnten seine volle Kraft noch zeigen und den begeisterten Reisenden den Abschied vom Schiff erleichtern.

Seeuntüchtige Reisende können der eigentlichen Seefahrt dadurch entgehen, daß sie zu Lande nach Odde oder Bergen fahren, hier das Schiff besteigen und dieses auf der Rückreise vielleicht in Drontheim wieder verlassen, um von hier die Eisenbahn nach Kristiania zu benutzen.

Ein Teilnehmer an einer früheren Fahrt des Kong Harald berichtet in seiner vorjährigen Veröffentlichung, daß er zuletzt allein am Frühstückstisch erschienen sei. Ich verstehe nicht recht, was er damit sagen will.

Je nördlicher man kam, um so mehr verschob sich die Tageseinteilung. Aus dem Tage wurde die Nacht, aus der Nacht der Tag gemacht. Bei der andauernden Helle wurde vielfach das Zubettegehen vergessen und die sonnige Nacht auf Deck in Bewunderung der Natur-

schönheiten verbracht. Allerdings kamen immer weniger Personen zum Frühstück, aber nicht der Seekrankheit wegen, sondern weil sie noch in Morpheus und Phantasus süßer Umfangung lagen.

Die Frühstückszeit war auf 8½ bis 10 Uhr angesetzt. Es gab aber soviele Lang- und Gelegenheitsschläfer, daß immer weniger Gäste am Frühstückstisch erschienen, so sehr auch die leckeren warmen Gerichte, die Eier-, Fleisch- und Fischspeisen, locken mochten, auf die die Nachzügler verzichten mußten. Von 10 bis 11½ Uhr mußte Kaffee, Tee oder Schokolade mit kalten Speisen statt im Eßsaal im Mittelsalon eingenommen werden. Von 11½ bis 1 Uhr wurde eine Reihe von Schüsseln auf dem Bartisch aufgestellt, wo dann vielfach Frühstück mit Frühschoppen verbunden wurde. Es gab auch einzelne, die erst dem Bett entstiegen, wenn um eins das erste Zeichen des Gong zur Frühtafel einlud, und die dann ihren jungfräulichen Magen gleich mit einer Mahlzeit von vier Gängen bewirteten.

Das Aufwarte- und Küchenpersonal war engelhaft geduldig. Es kam überhaupt nicht zur Ruhe. Wir hatten aufrichtiges Mitleid mit den geplagten Angestellten[1]).

Im übrigen machte uns die Beobachtung dieser Unregelmäßigkeit viel Spaß. Wir freuten uns über den gesunden Schlaf, der manchen überarbeiteten Reisenden in diesen nordischen Gefilden neu belebte, und bemerkten nur mit wirklichem Unwillen, daß sich verschiedene regelmäßig ihr Frühstück in die Kabinen ans Bett bringen ließen. Auf unserm Dampfer geschah es glücklicherweise nur vereinzelt; auf dem Begleitschiff, das fast nur von Franzosen besetzt war, soll es die Regel gewesen sein.

Ein junger medizinischer Doktor, der ganz überanstrengt aufs Schiff kam, schlief bald von abends 10 bis 12 Uhr mittags glatt durch. Er teilte die Koje mit einem fröhlichen, stark schnarchenden Riesen von der Wasserkante und ging immer so früh zu Bett, daß er, bevor der Genosse sich hinlegte und sein Konzert eröffnete, schon in festem Schlaf war. Zwischen 12 und 1 sahen wir ihn dann immer bei der ‚schlesischen Maria' — der einzigen Deutschen unter den Angestellten — in der Schenke sein Frühstück mit einem Glase Münchener oder Pilsener verzehren.

Wenn wir früher zur frohgemuten Junggesellenzeit mal etwas heftig gewirkt hatten, brachten wir uns dadurch wieder in Geleise, daß wir einmal ‚rund um die Uhr' schliefen. Dies besorgten auf

[1]) Über die Zumessung des Trinkgeldes siehe Seite 514.

dem Schiff einzelne regelmäßig und gaben willig noch ein reichliches akademisches Viertel into the bargain.

Der hohe Norden wirkt seltsam beruhigend auf die Nerven. Alle Polarforscher und Polarreisenden haben es an sich erfahren und bringen es immer wieder zum Ausdruck. Man hat häufig die Gründung von Nervenheilanstalten auf Spitzbergen in Vorschlag gebracht. Wir hatten Reisegefährten, die sich dem seit Jahren unterlassenen Tabaksgenuß wieder hingaben und, mit einer Zigarette anfangend, am Schluß der Fahrt täglich mehrere Zigarren rauchten.

Gerade nervösen und abgespannten Menschen ist eine Polarfahrt anzuraten. Der wohltuende Einfluß ständigen Luftwechsels auf die Nerven ist allgemein anerkannt; die hohen Breitengrade müssen noch von einer besonderen, in ihrem Wesen noch nicht festgestellten Wirkung auf sie sein. Wahrscheinlich ist die reine, aber stark durchfeuchtete Luft ein wichtiger Heilfaktor.

Wir hörten von vielen Spitzbergenfahrern, daß sie sich noch nie so wohl und frisch gefühlt hätten wie nach dieser Reise. Nur war es bedauerlich, daß soviele Menschen, denen die Gesundheit allerlei Entsagungen auferlegte, sich sofort wieder verbotenen Genüssen hingaben, sobald sie sich etwas kräftiger fühlten.

Ich habe mich früher einmal gegen die Errichtung von Lungenheilstätten ausgesprochen und dargelegt, man solle, anstatt Arbeiter in diese teueren Anstalten zu zwingen, ihnen lieber das Geld in die Hand drücken und die Möglichkeit geben, selbständig und frei in einem Bade Besserung zu suchen. Ich mußte mich aber von dem ärztlichen Leiter einer solchen Anstalt belehren lassen, daß die breiteren Volksschichten nicht die sittliche Kraft hätten, in der vollen Freiheit eines Badeortes die ärztlichen Anordnungen regelmäßig auszuführen. Sobald sie sich etwas stärker fühlten, gäben sie sich mit schnell gefundenen Genossen lang entbehrten Freuden, besonders dem Alkohol- und Tabakgenusse, hin und machten durch ihre unvernünftige Lebensweise die Wirkung der Badekur zu schanden.

Nach langer Beobachtung stehe ich nicht an, als allgemeinen Erfahrungssatz aufzustellen, daß nicht nur die unteren Stände sondern alle Menschen der ständigen Beaufsichtigung bedürfen.

Es waren verschiedene Mitreisende an Bord, die sicherlich erholungsbedürftig waren, sich aber beim ersten Gefühl der Kräftigung manches zutrauten, dem sie vorher entsagen mußten, und die dann von Tag zu Tag unvernünftiger lebten, so daß sie sich zu Schluß wieder gerade so krank fühlten wie zu Anfang. Wir hatten mehrere

abgearbeitete Herren unter uns, die unter dem Einfluß der gesunden Luft den ganzen Tag rauchten, mittags und abends eine halbe Flasche Rotwein tranken und Abend für Abend bis tief in die helle Nacht bei starken Getränken am Schenktisch standen. Ein einziger derartig hingebrachter Tag würde sie zu Hause stark ‚beschädigt' haben; hier konnten sie ungestraft eine ganze Zeit lang sündigen, bis ihr Körper doch schließlich trotz der heilsamen Luft versagte.

So stellte sich denn auch bei einzelnen zu Schluß der Reise eine Art Katerstimmung ein, in der sie die Naturschönheiten nicht mehr voll genießen konnten und herrliche Landschaftsbilder eintönig fanden.

Von keinem anderen Lande hört man dies Urteil so oft, aber bei keinem anderen Lande ist es so unangebracht. So unendlich abwechslungsreich wie im Norden ist nirgendwo die Natur. Nirgendwo stellen Meer und Fels, Schnee und Gestein, Wolken und Luft so ewig neue, reizvolle Bilder. Nirgendwo erfassen die Gegensätze von Leben und Tod so nachhaltig die Seele, nirgendwo sonst auf Gottes Welt geben die eigenartig wechselnden atmosphärischen Wirkungen dem Landschaftsgemälde solche immer neuen, zur Betrachtung anregenden und die Empfindung beeinflussenden Stimmungen. Gerade was den anregenden Wechsel in den landschaftlichen Bildern und die Mannigfaltigkeit in Beleuchtung und Stimmung angeht, kann sich kein Gebiet der Erde mit dem Norden messen.

Nirgendwo sonst winkt aber auch so sehr die Verführung.

Die abfälligen Urteile gerade über das Nordland rühren von den Unklugen, die in den Sonnennächten den Schlaf verpaßten.

Zum Naturgenuß gehört körperliche Frische. Der Verkaterte kann sich nie mit Glücksgefühl der Schönheit einer Gegend bewußt werden. Er sollte zum mindesten zurückhaltend sein und keine ungerechten Urteile weitertragen.

Mutter Natur wird es gleichgültig sein, ob ein Genußunfähiger an ihren schönsten Werken mäkelt; schwer verantwortlich machen sich aber die mürrischen und verdrossenen Menschen, welche anderen die Schuld ihres Unbehagens beimessen. Der Mensch erkennt nie gern den Grund seines Leidens in sich selbst, seiner schwachen Körperanlage oder seiner unvernünftigen Lebensweise; besonders der Außenwelt gegenüber mag er nicht von Natur schwächer erscheinen als die Umwelt. Ein Leiden ist meist durch rein äußerliche Einwirkung, durch ‚Infektion' des an sich gesunden Körpers entstanden; der Pfeil hat zufällig ihn getroffen. Ich habe kaum je einen Verkrüppelten gesehen, der nicht sein von Geburt an bestehendes Leiden, sei es aus sich oder durch

Eingebung der Eltern, der Unachtsamkeit eines Dienstboten, der ihn unglücklich fallen ließ, zugeschrieben hätte.

Auf der Rückreise von Spitzbergen mußte plötzlich der Fisch herhalten. Ein junger Franzose, der verzogene einzige Sohn netter aber schwacher Eltern, hatte sich auf der Hinreise Speise und Trank so gut schmecken lassen, daß wir immer schon erstaunten, wie er dies Zuviel so lange ertrug. Doch die Strafe kam. Der junge Herr mußte zwei Tage das Bett hüten und dann während der Mahlzeiten sich mit Grützenschleim, Eiern und Milch begnügen.

Woher hatte René das wohl gekriegt? Er mußte Verdorbenes gegessen haben. Eine ältere Dame kommt mit der Lösung. Sie leidet auch unter Magenverstimmung und ist überzeugt, daß sie vom Fisch kommt. Sie rechnet aus, daß wir in Spitzbergen sechs Tage lang keinen frischen Fisch haben aufnehmen können. Aus den letzten Resten haben wir einen ‚Fischleimpudding' vorgesetzt bekommen. Sie hat ihn mit Widerwillen hinuntergewürgt und sich ganz verdorben. Viere, fünfe hören es, auch sie sind ‚infiziert', der Restaurateur hat durch Aufsetzen von faulem Fisch mit Menschenleben Frevelspiel getrieben. Die übrigen hundert waren eben jene ‚irritierend robusten' Menschen, denen es so wenig antat wie aasfressenden Tieren.

Wenn mir auf der langen Reise etwas Ehrfurcht eingeflößt hat, so ist es Gevatter Magen. Kopf, Rücken und Gliedmaßen waren faul wie nie und er geplagt wie nie. Was hat er geduldig leisten müssen, während der, für den er arbeitete, im Rohrsessel lungerte und ihn sogar an seiner sauren Arbeit hinderte. War es ein Wunder, daß der Überlastete sich schließlich auflehnte, als man ihm immer mehr Arbeitsmaterial in wildem Durcheinander zuführte?

Der Kapitän eines P and O-Dampfers erzählte mir mal in humorvollem Englisch, daß die Reisenden in den ersten drei Tagen immer mit überschwenglichen Anerkennungen über die vorzügliche Verpflegung zu ihm kämen und nach vierzehn Tagen, „when they had overeaten themselves", sich bei ihm über das schlechte Essen beschwerten.

Auch bei uns war die letzte Mahlzeit noch ganz so gut und reichlich wie die erste, aber man setzte sich zuletzt nicht mehr mit dem früheren Feuereifer und Erfolg zu Tisch.

In gleicher Weise versagten eine Reihe zuletzt im Naturgenuß, anderen war er schon von Anfang an nebensächlich.

Manche faßten die Fahrt auf als eine anhaltende gesellschaftliche Vergnügung.

Man hatte nach wenig Tagen einen großen Teil der Schiffs-

genossenschaft kennen gelernt, wandelte von Gruppe zu Gruppe, um über alltägliche Dinge zu plaudern, und erfand allerlei Kurzweil. Ein sehr höflicher Herr, den seine Frau ganz in diesen andauernden gesellschaftlichen Verkehr hineingezogen hatte, kam nach dem Frühstück häufiger aufatmend mit der Mitteilung zu mir, jetzt hätte er glücklich jedem guten Morgen gesagt und die Frage nach seinem Befinden vorgelegt.

Es war oft recht lästig, daß auf dem Wandeldeck ständig Gruppen plaudernder Personen das Auf- und Abgehen behinderten.

Man konnte auf den breiten Matten zu zweit um das ganze Schiff spazieren gehen. Gewöhnlich nahm man nur die Leeseite zum Auf- und Abgehen. Da die Länge des Schiffes ungefähr 105 Schritt betrug, erreichte man durch ein sechsmaliges Auf- und Abwandeln einen Gang von einem Kilometer.

Viele indes, die eine regelmäßige Bewegung bei dem üppigen Leben nicht für nötig erachteten, streckten in den niedrigen Deckstühlen liegend ihre Beine weit über die Matte hinaus oder behinderten die Gehenden durch Zusammenstehen in Gruppen. Die Plaudernden hätten sich sehr wohl an die Schanzkleidung lehnen und die Sitzenden ihre Sessel soweit zurückschieben können, daß der Mattengang frei blieb.

Wir haben oft empfunden, wie wenig Zartgefühl manche Reisende überhaupt besitzen. Bis tief in die Nacht dröhnte oft lautes Rufen und Lachen von der Bar her hinunter auf das Hauptdeck und in die Kabinen hinein, die ja durch die Ventilationsluken jedes Geräusch durchließen.

Leider waren hierin gerade unsere Landsleute wenig rücksichtsvoll. Ich habe wiederholt gehört, wie sich Engländer und Franzosen über dieses ‚German noise‘ und ‚ce rire allemand‘ unter einander beklagten. Jeder, der viel im Ausland gelebt hat, wird bestätigen, daß die Deutschen heute noch allgemein durch lautes Wesen unangenehm auffallen. Wie oft habe ich mich geärgert und widersetzt, wenn Eltern ihre überlaut sprechenden und lachenden Kinder mit den Worten verwiesen: „Don't make German noise“ und „Vous riez en allemand!“

Nur die Deutschen, welche mit offenen Augen im Auslande gelebt haben, aber auch diese ausnahmslos, werden meinen Satz bestätigen.

Ich habe unter Landsleuten oft mit der Behauptung Anstoß erregt, daß sie noch nicht zu reisen verstehen. Die hohe materielle Kultur, die andere Völker schon länger genießen, ist etwas unvermittelt in den letzten vier Jahrzehnten über Deutschland eingebrochen.

Die Unerfahrenheit des Deutschen im Reisen zeigt sich in seiner

Reiseausrüstung, seinem etwas lauten Wesen, seiner zu starken Neigung sich sofort Mitreisenden anzuschließen, dem überreichlichen Genuß geistiger Getränke und anderem mehr.

Ich weiß, daß ich mit meinem Wort in ein Wespennest steche, bleibe aber unbekümmert bei meinem Urteil. Nicht der liebt sein Vaterland am meisten, der blind alles an ihm bewundert, ebenso wenig wie die Eltern die rechte Liebe zu ihren Kindern haben, die sich taub gegen die Erkenntnis ihrer Untugenden verschließen. Nur Einsicht und mutiger Tadel führt zur Besserung.

Gelegentlich allerdings war mir das helle Lachen, das in der Nacht von der Bar her zu uns herüberschallte, sehr willkommen. Wenn die See hoch ging und die Wogen gegen die Schiffswand klatschten, wurde meine seekranke Frau oft recht ängstlich; nichts war mir dann lieber, als wenn fröhliche Lachsalven ihren ungehinderten Weg zu uns fanden.

Ich erinnere mich auch gerne, wie einmal bei unruhigem Meere, als in der Nacht oben polternde Geräusche hörbar wurden und ein Kanonenschuß — der zu einem besonders schönen Mitternachtssonnenschauspiel heranrufen sollte — ertönte, meine Frau das Schlimmste befürchtete, wie ich auf ihre Bitten aufstand und ihr durch die geöffnete Kabinentür zeigen konnte, daß an dem gerade vor unserer Kemenate stehenden Tische die Lotsen und Musikanten in aller Seelenruhe Karten spielten.

Auf Bitten mehrerer Schiffsgenossen stellte ich ‚Zehn Gebote für die Reisenden' zusammen, welche zu rücksichtsvollerem Benehmen den Mitfahrenden gegenüber aufforderten. Die Schiffahrtsgesellschaft hat sie auch ins Französische und Englische übersetzen und auf Karton in den drei Sprachen drucken lassen; sie verteilt sie jetzt unserm Wunsch entsprechend zu Beginn der Nordlandreisen zugleich mit den übrigen willkommenen Drucksachen. Die deutsche Fassung ist diese:

Zehn Gebote für die Nordlandfahrer zu Nutz und Frommen späterer Reisenden, von Touristen des Jahres 1910 zusammengestellt.

1. Sei leise, ganz besonders von abends elf bis morgens sieben. — Nimm zu dieser nächtlichen Zeit Getränke nur im Rauchsalon auf dem Oberdeck ein. — Sei nicht laut vor den Kabinen, besonders nicht beim Gute Nachtsagen. — Bedenke immer, daß es neben den Vergnügungsreisenden auch Erholungsbedürftige auf dem Schiffe gibt.

2. Halte in den hellen Nächten überhaupt selbst möglichst an den gewohnten Ruhestunden fest, nur dann bleibst du frisch und genußfreudig.
3. Behindere nicht das Gehen durch die Gänge des Hauptdecks durch Koffer und lasse Kleidungsstücke nicht ständig an und neben der äußeren Kabinentür hängen.
4. Erschwere nicht das Wandeln auf dem Mattenbelag des Promenadendecks durch Gruppenbildung, vorgeschobene Sessel und ausgestreckte Beine.
5. Belästige keinen, der sich dem Lesen oder dem Genuß der Natur hingibt, durch Anknüpfung einer Unterhaltung.
6. Belege Rohrstühle und beanspruche bevorzugte Plätze an Deck höchstens für einen Tag.
7. Erscheine pünktlich zu den Mahlzeiten. Tu' es den Mitreisenden und den Angestellten zu Liebe.
8. Nimm Rücksicht auch auf Kapitän, Offiziere und Mannschaft, verschone sie tunlichst mit ewigen Fragen und Anliegen.
9. Schleppe von den Ausflügen nicht allerlei wertloses Zeug an Bord, auch die vielen Vogelbälge sind den Nichtjägern unangenehm.
10. Töte überhaupt keinen unschuldigen, possierlichen Vogel aus eitel Mordlust und Eitelkeit.

Und als Summa aller dieser Gebote grab in dein Herz das Wort des alten Philander von Sittewald, das Bädeker allen seinen Reisebüchern als Leitspruch voransetzt:

Wer Reisen will,
der schweig fein still.

Unsere Reisegefährten gehörten fast durchweg den ersten gesellschaftlichen Kreisen an, hatten aber nur zum Teil Sinn für Naturschönheit. Manche wurden regelmäßig erst zur Frühtafel gegen ein Uhr sichtbar, plauderten nach diesem Mahl bei Kaffee und Zigarre oder Zigarette — ich spreche nicht nur von den Herren —, spielten Karten, Domino, Schach oder ein Bordspiel oder vertieften sich im Rohrsessel stundenlang in einen seichten Roman. Der Fünfuhrtee versammelte

dann die Gesellschaft wieder im Mittelsalon, die Stunden bis zum Hauptmahl vergingen ähnlich wie die vorigen, und die Zeit nachher wurde von vielen in den Salons in Unterhaltung, Getändel oder Spiel zugebracht.

Und dieweil wir Gegenden lieblicher oder erhabener Schönheit durchfuhren, wiederholte sich ihnen immer und immer wieder das Erlebnis der beiden birschenden Jäger, die den weißen Hirsch zu erlegen ausgezogen waren.

Wir liebten es, an der geschützten Stelle hinten am Heck die weichenden Landschaftsbilder zu genießen. Drei Sessel hatten dort Platz, ohne daß das Vorbeigehen gehindert wurde. Der dritte in unserm Bunde pflegte ein älterer Amerikaner zu sein, der gerne seinen vorüberwandelnden Landsleuten erzählte, er müßte nun bald sein „second bath" nehmen. Seine Kultur ging aber auch nicht viel darüber, denn er verbrachte die Stunden auf seinem Stammsitz entweder schlafend oder Zeitung lesend. Wir haben immer wieder unserer Bewunderung der auftauchenden Herrlichkeiten Ausdruck verliehen, aber damit kaum ein einziges Mal den Herrn, der ganz gut deutsch verstand, zum Aufschauen bewegen können. Ich konnte nicht unterlassen ihn einmal zu fragen, welch interessantes Buch er denn lese, daß er darüber die Schönheit der Natur ganz vergäße; er antwortete: „I am not travelling for sight-seeing, but for recreation". Als ob der Naturgenuß nicht die beste und schönste Erholung von dem Drang der Geschäfte und der Unruhe des Großstadtlebens wäre. Er wollte zugleich dem vorlauten Reiseneuling einen kleinen Hieb versetzen und beibringen, daß derartige oft gesehene Dinge den Weitgereisten nicht weiter erregten.

Als die Reisegesellschaft von Bergen aus bei herrlichem Wetter und italienischem Himmel eine Wagenfahrt nach dem Fjeldvei machte und die landschaftlichen Bilder sich immer entzückender gestalteten, unterhielten sich unsere beiden Wagengenossinnen unaufhörlich über ihre Familienangelegenheiten und früheren Reisen und warfen auf der ganzen Fahrt nicht einen Blick nach rechts oder links. Warum blieben sie nicht an Bord oder besser noch ganz zu Hause?

Es waren an Bord einige so unterhaltsame Seelen, daß man, an der Reeling lehnend und in Schauen versunken, immerzu von ihnen gestört und in ein Gespräch gezogen wurde. Man kam dadurch um schöne Naturfreuden.

Ein Herr hatte sich ein Stammplätzchen an der Schanzbrüstung ausgesucht, wo gleich rechts und links von ihm die breiten, das

Kommandodeck haltenden Eisenträger ein solches Zugesellen verhinderten. Als es nordwärts kälter wurde und das Vorderdeck der eisigen Winde wegen verwaiste und durch Türen vom Achterdeck abgeschlossen war, flüchteten die Naturfreudigen nach vorn und konnten sich hier ungestört dem Genusse hingeben.

Es war ein süddeutscher Herr unter uns, sonst ein liebenswürdiger und allseitig beliebter Reisegenosse, der nicht ein einziges Mal auf und abgehen konnte, ohne mit jedem, den er antraf, eine kurze Weile zu sprechen. Er ersetzte die Zeitung. Man konnte sicher sein, daß eine ihm mitgeteilte Neuigkeit innerhalb zehn Minuten über das Schiff verbreitet war. Wir scherzten viel über seine gesellige Art und machten einmal die Probe aufs Exempel.

Er hatte, wie gewohnt, in die Küche hineingesehen und erfahren, daß die Rücken der von den Jägern geschossenen Renntiere abends verzehrt werden würden. Er teilte es uns mit und ging jeden kurz anredend weiter. Wir folgten in einiger Entfernung und erzählten allen, heute Abend gäbe es Renntierbraten. „Oh, das wissen wir schon," hieß es allgemein, „das hat uns gerade Herr . . . erzählt."

Es gab sogar, als die Reisenden einander näher traten, mancherlei Klatsch und Tratsch. Wir wußten bald, warum die eine junge Frau abends nicht tanzte, daß ein junger Ehemann einem Jüngling, der seiner Gattin gegenüber zu liebenswürdig geworden war, den Kopf gewaschen hatte, daß der und die sich sicherlich noch auf dem Schiffe verloben würden, daß Herr Soundso das Geld zu der Reise durch eine Börsenspekulation verdient hätte und daß den Blaufuchspelz, den ein Franzose in Tromsö seiner Frau für 300 Kronen gekauft haben wollte, seltsamerweise niemand zu Gesicht bekäme. —

Ich schrieb in erster Linie für spätere Nordlandfahrer und habe geglaubt, diese Unzuträglichkeiten erwähnen zu sollen. Glücklicherweise liegen sie nicht im Wesen der Reisen sondern in der Unklugheit der Reisenden begründet. Sie traten auch nur vereinzelt hervor und konnten den Gesamtgenuß nicht trüben. Tat's not, so setzte bei der kleinen Zahl der Reisenden eine Erziehung rücksichtsloser Fahrgäste ein.

Unsere Jünglinge, denen Kobolde in den blanken Augen saßen, gaben den Älteren wohl gelegentlich Grund zur Klage, hatten aber fast ausnahmslos eine gute Kinderstube gehabt und ließen im ganzen ihre Lebenslust nur insoweit überschäumen, daß die Gesetzteren sich neidlos ihrer Jugend mitfreuten. Ließen sie ihr zu freien Lauf, so brachte sie ein freundlich mahnendes Wort gleich wieder ins Geleise.

Unsere drei kraftstrotzenden flotten Junggesellen, denen der

rheinische Schalk aus den Augen blitzte, ließen sich abends bei der Maria an der Bar das frische Pilsener und Münchener wohl schmecken und versammelten bald die Jugend aller Nationen zu bravem Männertrunk um sich. Der eine von ihnen, ein besonders lustiger, zu allen losen Scherzen aufgelegter junger Doktor, hatte sich ein etwas lautes, anhaltendes, aber nicht unangenehmes Lachen angewöhnt. Seine Lachsalven schallten in der Stille der Nacht doch oft störend vom Oberdeck in das Hauptdeck hinab. Wir machten einen seiner Freunde darauf aufmerksam; und bald erregte es unsere Heiterkeit, wenn wir hörten, wie er im Bann der Gewohnheit oft noch zu einem kräftigen Gelächter ansetzte, aber gleich nach dem ersten Ton plötzlich einhielt oder nur ein dumpfes Geräusch verlauten ließ, weil die Genossen ihm den Mund zuhielten.

Ich will mich auch selbst nicht freisprechen. Ich habe häufiger tüchtig mitgemacht, aber mich auch anderen Morgens jedesmal still geschämt, wenn ältere, erholungsbedürftige Leute bitter klagten, daß sie vor lauter Lärmen wieder nicht hätten schlafen können.

Es hatte jeder von uns seine kleinen menschlichen Schwächen.

Alles in allem indes setzte sich die Schiffsbürgerschaft aus wirklich netten, liebenswürdigen Leuten zusammen, die sehr wohl mit einander auskamen und einander manche schöne, fröhliche und behagliche Stunde verdanken. Was ich tadelte, galt nur einer zurücktretenden Minderheit und glücklicherweise nur gelegentlichen Vorkommnissen.

Meine Ausfälle werden mir hochsinnig vergeben werden. Alles verstehen heißt alles verzeihen.

Namen- und Sachverzeichnis.

(Wo bei Gattungsbegriffen genauere Angaben fehlen, ist Norwegen gemeint.)

G

H





Klinkhardt & Biermann, Verlag, Leipzig

Italien-Bücher



Pilgerfahrten in Italien.

Von Professor Ernst Steinmann und Olga v. Gerstfeldt. 2. Aufl.
Mit 17 Tafeln . . . . Geheftet M. 6.—, gebunden M. 7.50

Daß die erste starke Auflage dieses Buches nach Jahresfrist vergriffen war, spricht mehr als alle Empfehlungen für seine Qualität. Wir möchten ihm deshalb nur die für seinen Geist charakteristischen Worte Hermann Hesses aus dem „März" mitgeben: „Nachdenkliche Reisende finden hier eine schöne, hundertfach anregende Lektüre. Und jene Schnellreisenden, die mit dem Baedeker schon fertig sind, können hier erfahren, wieviel in Italien zu holen ist, wovon kein Handbuch weiß."

Die Colonna.

Bilder aus Roms Vergangenheit. Von Gräfin Luise Roß. XIV u. 528 Seiten. Mit 35 Tafeln. 2 Bände.
Geheftet zusammen M. 11.—, gebunden M. 12.—

Mit wunderbarer Anschaulichkeit führt uns Gräfin Luise Roß die Geschichte dieses mächtigen italienischen Fürstengeschlechts vor Augen. Und was für eine Geschichte hat es gehabt! Ernste Forschungsarbeit ist es, die uns geboten wird, und doch glauben wir einen fesselnden Roman zu lesen, wenn wir diese prachtvollen Gestalten vor uns sehen, wenn wir diese wilden Kämpfe miterleben, diese märchenhaft schönen Feste mitfeiern. Und wie lernen wir diese herrlichen Renaissancemenschen, wie die edle Dichterin Vittoria Colonna, die unsterbliche Freundin eines Michelangelo, kennen und verstehen! Alles in allem: ein Buch von unerhörter Schönheit und Tiefe.





Skandinavien und Spitzbergen.



Maßstab 1 : 7 500 000 — Kilometer.

